Liturg. 671 m
(1

Digitized by Google

<36635051980015

<36635051980015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg.

Von

Eduard Emil Koch,

Pfarrer in Großaspach.

Erster Theil.

Die Dichter und Sänger.

Koch
Kirchenlied
1

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1847.

141 g
165.3.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Vorwort.

Diese Schrift, die Frucht eines mehrjährigen Quellenstudiums auf dem nun endlich wieder mit dem neu erwachten christlichen, kirchlichen Leben mehr und mehr zu Ehren kommenden Gebiet der Hymnologie, ist zunächst durch ein kirchlich-praktisches Bedürfniß hervorgerufen.

Das Erste, was bei der in unserer Zeit so vielseitig angeregten Gesangbuchsreform noth that, war allerdings die Eröffnung des lange Zeit vergraben gewesenen Schatzes der evangelischen Liederherrlichkeit und die Reinigung der verrosteten oder mannigfach entstellten Liederkleinodien in besondern Liedersammlungen, sowie die Verhandlung in Betreff der Canones über den Begriff eines Kirchenlieds, über die Liederauswahl und den Liedertext. Darauf war auch seither die neuere hymnologische Thätigkeit fast ausschließlich gerichtet. Nun aber, nachdem in dieser Hinsicht Genügendes geleistet worden, ist es sicherlich an der Zeit, den dargebotenen Liederstoff auch geschichtlich zu beleben, die heiligen Dichter und Sänger, die am ergreifendsten zum Herzen des Volkes gesungen haben, in frischen anziehenden Lebensbildern vor Augen zu stellen und ihre bedeutendsten Lieder und Weisen, unter Hinweisung auf ihren Gehalt und auf die denkwürdigen Umstände, unter denen sie dem Dichter- und Sängerherzen entströmt sind und im öffentlichen Leben oder an einzelnen Seelen in ihrer Lebens- und Segenskraft sich erprobt haben, in Herz und Leben des jetzigen Volks wieder einzuführen.

Allermeist in Würtemberg ist solche Behandlung der Sache nahe gelegt. Hier ist die Gesangbuchsreform seit 1842 eine vollendete Thatsache. Das Volk hat willig und bereit das angebotene neue Gesangbuch aufgenommen. Es erscheint daher nun als heilige Pflicht der Bildner des Volks, dasselbe mit diesem nächst der Bibel wichtigsten und verbreitetsten Volksbuch recht vertraut zu machen und Sorge zu tragen, daß es ihm gleichsam in Blut und Adern komme. Die Schule* und die kirchliche Catechisation

* Beherzigenswerthe Winke hiefür enthält das treffliche Schriftchen: „Das geistliche Lied in der evangelischen Volksschule Deutschlands. Für

vor den Ohren der Gemeinde, nach Umständen auch die Predigt, sind die nächsten Mittel hiezu.

Ich versuchte selbst solche Liederpflege in der Gemeinde, an der ich als Diener des göttlichen Wortes stehe, und durfte dabei freudig wahrnehmen, wie groß der Sinn des Volkes, und insbesondere der Jugend, hiefür sey, und welcher Segen in religiöser, sowie selbst auch in nationaler Beziehung dadurch gestiftet werden könne.

Dieß ermuthigte mich nun zunächst zu dem Plane, wie Professor Balth. Haug zu Stuttgart vor sechsundsechzig Jahren, * nur in belebterer, umfassenderer Weise, einen geschichtlichen Commentar zum Würtembergischen Gesangbuch abzufassen für die Hand der Liederfreunde überhaupt, zu allernächst aber für den Gebrauch der Bildner des Volks, der Prediger und Lehrer.

Ueber solcher Arbeit fand ich aber bald, daß der Blick zu erweitern und der Entwicklungsgang des Kirchenlieds, sowie des in innigster Wechselbeziehung zu demselben stehenden, seither aber meist von ihm getrennt behandelten Kirchengesangs im Ganzen und Großen ins Auge zu fassen sey, indem die einzelnen Dichter und Sänger, sammt ihren Erzeugnissen, nur aus ihrer Zeit heraus und nur nach den in der Kirche und theologischen Wissenschaft, sowie auf dem Gebiet der Poesie und Tonkunst sich kundgebenden verschiedenen Geistesrichtungen und Entwicklungen, denen sie sich anschlossen, begriffen und recht aufgefaßt werden können.

So trat denn zu dem Einzelinteresse des Würtembergers in überwiegendem Maße das kirchliche Gesammtinteresse, und neben dem rein erbaulichen, praktischen Moment machte sich das wissenschaftliche geltend. Beide mußten ihre gleichmäßige Befriedigung erhalten.

Gönner, Leiter und Lehrer derselben von W. Thilo, Direktor des K. Seminariums zu Erfurt. 1842," vgl. auch einen Aufsatz Bormanns über die Bedeutung der Kirchenlieder für Schule und Haus im Schulblatt für die Provinz Brandenburg. V. (1840.) S. 180—187 und Eisenlohr's Recension der Thilo'schen Schrift in den Blättern aus Süddeutschland. VI. (1842.) S. 356—358.

* „Die Liederdichter des Wirtembergischen Landgesangbuchs nebst ihren kurzen Lebensumständen, herausgegeben von M. Balth. Haug, Professor und Prediger zu Stuttgart. 1780." (103 Seiten.)

Digitized by Google

Dadurch erweiterte ſich mein urſprünglicher Plan zu einer allgemeinen, ſyſtematiſchen Geſchichte des Kirchenlieds* und Kirchengeſangs der chriſtlichen, insbeſondere der deutſch-evangeliſchen Kirche, die den **erſten Theil** des vorliegenden Werkes bildet. Ich hatte dabei nicht ſowohl die ge-

---

* Die einzigen mir bekannten Vorarbeiten in dieſer Hinſicht ſind folgende:

Das deutſch-evangeliſche Kirchenlied von Emanuel Chriſtian Gottlieb Langbecker (Hofſtaatsſekretär in Berlin). Berlin. 1830.

Verſuch einer Theorie und geſchichtlichen Ueberſicht des Kirchenlieds von Dr. Weiß, Candidat. Breslau. 1842.

Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengeſang, theoretiſche Abtheilung im Grundriß von Dr. J. P. Lange, Profeſſor der Theologie in Zürich. Zürich. 1843.

Der chriſtliche Cultus von Dr. Heinrich Alt. Berlin. 1843. Abſchnitt **XXII.** „Das Hauptlied." S. 414—446.

In dieſen Schriften jedoch, mit Ausnahme der erſteren, in welcher übrigens bloß dem Lebensgang der Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts größere Aufmerkſamkeit gewidmet iſt, ſind, außer den Bemerkungen über den poetiſchen Charakter, faſt nur die Namen der Dichter, ſammt den Jahreszahlen, angeführt. Schon Zinzendorf hatte mit geſchichtlichen und charakteriſirenden Bemerkungen die Lieder nach dem Geiſt und der Zeit ihrer Dichter rubricirt in ſeinem Werk: „Alt- und neuer Brüdergeſang. London. 1753. 54.", wovon das Wichtigſte mitgetheilt iſt in dem zu Gnadau 1835 erſchienenen Büchlein: „Hiſtoriſche Nachricht vom Brüdergeſangbuch vom J. 1778." Ebenſo in neuerer Zeit Dr. A. J. Rambach, Hauptpaſtor an der Michaeliskirche und Scholarch in Hamburg, in dem umfaſſenden, klaſſiſchen Werk: „Anthologie chriſtlicher Geſänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. 4 Bände. Hamb. 1817—1822."

Beſondere Rückſicht auf die Entwicklung des Kirchenlieds iſt auch genommen in den größern Geſchichtswerken über die deutſche Poeſie:

Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredtſamkeit ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts von Fr. Bouterweck. 3 Bde. Berlin. 1812—1819.

Geſchichte und Kritik der Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen, von Luther's Zeit bis zur Gegenwart von Franz Horn. 1822—1829. 4 Bände.

Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen von Gervinus (Profeſſor der Geſchichte zu Heidelberg). 3 Bände, vgl. auch deſſen Handbuch der Geſchichte der poetiſchen ꝛc. 2. Aufl. 1842.

Werke, in welchen einzelne Partien der Geſchichte des Kirchenlieds behandelt ſind, z. B. von Fortlage, Hoffmann v. Fallersleben, Wackernagel, ſind betreffenden Orts angeführt vgl. Thl. I. S. 13. 39. 52.

Digitized by Google

lehrte Welt, als vielmehr den in dieser Hinsicht seither zu wenig beachteten größern Kreis des christlich gebildeten Publikums überhaupt im Auge, dem ich bei einer möglichst schlichten Darstellung, in allgemein verständlicher Sprache und unter Beschränkung auf die wichtigsten und interessantesten Punkte die Resultate alter und neuer gelehrter Forschungen in belebter Weise mittheilen und in das heilige Gesangeswesen auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen einen klaren Blick verschaffen wollte.

Statt vereinzelt, nach dem Alphabet oder aus Gelegenheit einzelner Lieder, wie man gewöhnlich in den hymnologischen Werken * die Liederdichter, überdieß meist nur mit kurzen Daten

---

* Der Stand der Literatur über die Geschichte der geistl. Liederdichter ist mit Ausnahme der Monographien, die besonders citirt sind, folgender:

Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis, von Erdmann Neumeister (nachmaligem Pastor in Hamburg). 1694.

Gottfr. Ludovici, oder Ludwigs, Rektors zu Schleusingen, hernach Gymnasialdirektors zu Coburg, **Schediasma de Hymnis et Hymnopoeis Hennebergicis,** d. i. Hamburgische Liederhistorie. 1703.

Dessen **Programma de Hymnis et Hymnopoeis Coburgicis, sive** Coburgische Liederhistorie. Coburg. 1714.

Avenarius Sendschreiben an M. Gottf. Ludovici, von Hennebergischen Liederdichtern. Meiningen. 1705.

Dr. Georg Heinrich Götze's, Superintendenten zu Lübeck, **Oratio scholastica de Hymnis et Hymnopoeis Lübeccensibus,** s. Lübeckische Liederhistorie. Lüb. 1721.

Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, von Joh. Casp. Wetzel, Hofprediger und Archidiakonus in Römhild. 4 Thle. Herrnstadt. 1719. 1721. 1724. 1728.

Joh. Casp. Wetzel's **Analecta hymnica,** d. i. merkwürdige Nachlesen zur Liederhistorie. 1. Band. 6 Thl. 1751. 52. 2. Bd. 6 Thle. 1753—56. Gotha, bei Mevius.

Diese beiden Werke Wetzel's sind die Hauptquellen.

Hymnopoeographia Silesiaca, oder historische Lebensbeschreibung der schlesischen Liederdichter, von M. Gottlob Klug, Pastor Primarius zu Neumarkt. Decas. I. ma. Schöneck. 1751. Decas II. da. 1752.

Dr. J. B. Riederer's Abhandlung von Einführung des deutschen Kirchengesangs in der evang.-luth. Kirche überhaupt, und in die Nürnbergische besonders. Nürnb. 1759.

Otto Fr. Hörner's Nachrichten von Liederdichtern des Augsburgischen Gesangbuchs. Schwabach. 1770. 2. Aufl. 1775.

J. H. Grischow's kurzgefaßte Nachricht von ältern und neuern

Digitized by Google

aus dem äußerlichen Lebensgang und trockenen literar-hiſtoriſchen Notizen, in lexikaliſcher Manier, aufgeführt findet, ſind ſie hier in

---

Liederverfaſſern (zum Freylinghauſen'ſchen G.), herausgeg. von J. G. Kirchner. Halle. 1771.

Die Liederdichter des Würtembergiſchen Landesgeſangbuchs (von 1741) von Balth. Haug. Stuttg. 1780. (ſ. oben S. IV.)

H. Simon v. Alpens Verzeichniß der Liederdichter vor dem Stolbergiſchen Geſangbuch.

Joh. Rudolph Baetgen's hiſtoriſche Nachricht von dem Lüneburger Geſangbuch. Lüneb. 1794.

Chriſtian Gottfr. Preuß kurzgefaßte Geſchichte der Dichter im Mecklenburgiſchen Geſangbuch. Schwerin. 1794.

Literaturgeſchichte der evangeliſchen Kirchenlieder aus der alten, mittlern und neuern Zeit von Fr. Ferd. Heerwagen. 1 Thl. Neuſtadt an der Aiſch. 1792. — 2. Thl. Schweinfurt. 1797.

Verſuch einer Geſchichte des deutſchen Kirchengeſangs in der Ulm'ſchen Kirche — ein Schulprogramm von Dr. Veeſenmeyer. Ulm. 1794.

J. Fr. Johannſen's hiſtoriſch-biographiſche Nachrichten von ältern und neuern geiſtlichen Liederdichtern des Schleswig-Holſteinſchen Geſangbuchs. 1803.

G. Lebrecht Richter's allgemeines biographiſches Lexikon alter und neuer geiſtlicher Liederdichter. 1804.

Kurze Geſchichte des deutſchen Kirchengeſangs im Eichsfelde von Joh. Wolf. Göttingen. 1815.

Imman. Löffler's Nachrichten von den Liederdichtern des Geſangb. für die proteſtantiſche Kirche des Königreichs Baiern. Sulzb. 1819.

H. J. G. Karſten's Nachrichten von den Liederdichtern des Züllichau'ſchen Geſangbuchs. Berlin. 1824.

S. L. G. Küſter's kurze lebensgeſchichtliche Nachrichten von den Verfaſſern der Lieder des neuen Berliner Geſangbuchs von 1829. Berlin. 1831.

Hiſtoriſche Nachricht vom Brüdergeſangbuch des J. 1778 und ſeinen Liederverfaſſern. Gnadau. 1835.

Ferner die Verzeichniſſe der geiſtl. Liederdichter mit kurzer Angabe ihrer Lebensumſtände in den neuern Liederſammlungen (ſ. Thl. I. 646—650) von:

Rambach. 1817—1822. — Carl v. Raumer. 1831. — Bunſen. 1832. — A. Knapp. 1837. — Daniel. 1842. Geiſtlicher Liederſchatz. Berlin. 1832.

Weitere Quellen aus der allgemeinen poetiſchen Literargeſchichte ſind, außer den Gelehrtenlexika eines Iſelin, Joh. G. Menſel, Joh. Möller (Cimbria literata), G. W. Götten und ſeiner Nachfolger Ernſt Ludw. Rathlef und J. Chr. Strodtman;

Digitized by Google

Verbindung mit den Sängern ihrer Lieder gruppenweise je nach der Geistesverwandtschaft in die betreffenden Perioden an dem ihnen naturgemäß gebührenden Ort, wo möglich in anschaulichen, erbaulichen und erwecklichen Lebensbildern, eingereiht.

Manche derselben wird man hier finden, die zuvor noch nie, oder weit nicht so umfassend geschildert worden sind, namentlich Würtemberger. Keine bedeutendere Persönlichkeit ist unerwähnt geblieben; aber beschränkend und maßgebend für die Darreichung ausführlicher Lebensschilderungen mußte der Umstand seyn, ob ein Dichter oder Sänger im neuesten Würtembergischen Gesang- und Choralbuch bedacht ist, indem sonst das Werk bei der großen Schaar von beinahe sechshundert Dichtern und Sängern ungebührlich vergrößert worden wäre. Bei Einigen konnte ich auch die vorhandenen schriftlichen Originalien ihres Lebens nicht zur Hand bekommen, z. B. bei Albinus, Casp. Neumann, Deßler, Stegmann, Keymann, Fritsch, Bonin.

Der **zweite Theil** bietet den Geschichtsleib der bedeutendsten Kernlieder und Weisen der evangelischen Kirche dar. Veranlassungen des äußern Lebens, Gemüthszustände und

---

ferner eines Niederer, Joh. Jak. Moser's und seines Nachfolgers Joh. Jak. Gradmann, eines Jöcher und seines Nachfolgers Johann Gottl. W. Dunkel; sowie außer den allgemeinern biographischen Sammlungen eines Ernst Fr. Neubauer, Joh. Matth. Schrökh, P. Freher, Adami, Zeltner, Henning, Elias Fr. Schmersahl, Joh. Jak. Beyer, Joh. Andr. Gleich, Niceron, Niemeyer, H. Döring und Schlichtegrolls Nekrolog ꝛc., folgende:

Der neusprossende teutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochl. fruchtbringenden Gesellschaft Anfang ꝛc. von G. Neumark. Nürnb. 1668.

Amarantes (Herdegen) historische Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnb. 1744.

Jörden's Lexikon deutscher Dichter. 6. Bände. 1806—1811.

Biographie der Dichter von Carl Heinr. Schmidt. 2 Thle. 1769. 70.

Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten von Carl M. bis 1780 von K. A. Küstner. 2 Bde.

Bibliothek teutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, begonnen von W. Müller (dem Griechensänger). Fortgesetzt von C. Förster. Leipz. 1828 ff.

Auch in einigen der weiter unten bei der Literatur der Liedererklärungen nahmhaft gemachten, mit * bezeichneten Werken ist aus Veranlassung der Lieder der Lebenslauf der Dichter mitgetheilt.

Herzenserfahrungen der Dichter und Sänger, durch welche theilweise ihr im ersten Theil gezeichnetes Lebens- und Charakterbild noch belebtere Züge erhält, werden hier hinein bezogen in die Lieder und Weisen, um dem Ganzen seine volle Kraft und Bedeutung und selbst einzelnen Versen, Worten und Klängen ihr bestimmteres Leben zu geben. Andererseits aber habe ich das schöne, reich gestaltete Gebiet des Reichs Gottes in älterer und neuerer Zeit durchgangen, um die bedeutungsvollsten Fälle aufzusuchen, in welchen solche Lieder und Weisen auf lebendige Weise, erschütternd und heilend, ermunternd und tröstend eingewirkt und innere oder äußere Zustände des gemeinsamen oder des einzelnen Lebens, wie mit heiligen, verklärenden Accorden, begleitet haben.

Edle Vorgänger hierin hatte ich an Professor Dr. Schubert in München * und Hofstaatssekretär Langbecker in Berlin. ** Allein ersterer behandelt bloß eine kleinere Auswahl von Liedern auf eine zwar ungemein anziehende, aber minder umfassende Weise, namentlich was das Leben der Dichter selbst betrifft, und letzterer widmete bis jetzt seine rühmenswerthe Thätigkeit, mit Ausnahme der P. Gerhard'schen Lieder, nur den Liedern des sechzehnten Jahrhunderts.

Es war daher noch viel zu thun. Es galt, zahlreiche Bände aus dem Feld der christlichen Ascetik, christliche Biographiensammlungen und religiöse Zeitschriften *** zu durchforschen und aus den

---

* S. Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. 4. Bd. 1. Abth. „Erzählungen von Liedern." Zweite Auflage. Erlangen. 1841. (1. Aufl. 1837.); vgl. auch Nördlinger Sonntagsblatt. Jahrg. 1831 f. (im Ganzen sind 35 Lieder behandelt).

** S. Anhang zum „deutsch-evangelischen Kirchenlied" (s. o. S. V). — P. Gerhard's Leben und Lieder. Herausgegeben von E. Chr. G. Langbecker. Berlin. 1841. — Auch Stip hat in der Schrift: „Beleuchtung der Gesangbuchsverbesserung. 1842." an einigen alten Kirchenliedern, namentlich an dem Lied: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort (S. 249—386), treffliche Proben einer solchen Liederbehandlung gegeben.

*** Die reichste Ausbeute gewährten folgende Werke:

Martin Mylius Sterbenskunst. 1593. — Lutheri Betglöcklein von Treuer. 2 Thle. — Wenceslaus Bergmann's böses Stündlein (Trem. mortis hora). — G. Conr. Pregizer's, Diac. und Prof. theol. in Tübingen, gottgeheiligte Poesien. Jahrg. 1717—1737. — Erdmann Heinrich Graf Henkel's letzte Stunden mehrerer der evangelischen Kirche zugethanen und in dem Herrn verstorbener Personen. —

vorhandenen ältern, zum Theil in Bibliotheken vergrabenen und oft faſt nicht mehr aufzufindenden hymnologiſchen Werken, * die

Bündlein der Lebendigen oder frommer Knechte und Kinder Gottes letzte Reden von Chriſtian Bürkmann. Nürnb. 1748. — Sammlungen für Liebhaber chriſtlicher Wahrheit und Gottſeligkeit. Baſel. Jahrg. 1783—1845. — Hiſtorie der Wiedergeborenen in Sachſen von Chr. Gerber. 1724—1733. — Feddersen, Nachrichten vom Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. 6 Bde. Halle. 1779—1790. — Moral in Beiſpielen von Dr. H. B. Wagnitz. Neueſte Ausg. Halle. 1810—1824. 6 Bde. nebſt den Beiſpielen für Traurige und Leidende. 2 Thle. Neue Ausg. Halle. 1801. und den Beiſpielen für Kranke. Neue Ausg. Halle. 1813. — Die Werke des Stadtpfarrers Burk in Großbottwar: Evangeliſche Paſtoraltheologie in Beiſpielen. 2 Bde. Stuttg. 1838. — Spiegel edler Pfarrfrauen. Stuttg. 1842. — Der Chriſtenbote. Jahrg. 1831—1846, ſowie andere chriſtliche Zeitſchriften: Evang. Blätter für das Herzens- und Erfahrungschriſtenthum von Dr. Fr. Buſch. Dorpat. 1832 ff. — Neueſte Nachrichten aus dem Reiche Gottes. Berlin. 1816 ff. — Der Pilger aus Sachſen ꝛc. ꝛc.

Dieſe und noch manche andere derartige Quellen ſind ſtets beſonders citirt.

* Der Stand der hymnologiſchen, in unſerer Zeit faſt ganz unbekannten und namentlich in Würtemberg äußerſt rar gewordenen Literatur auf dem Gebiete der Liedererklärung und Liedergeſchichte iſt folgender:

Cythara Lutheri oder Predigten über Dr. Luther's Lieder von Cyriakus Spangenberg (Prediger zu Eisleben, † 1604 als Generaldekan in Mansfeld). Erfurt 1569.

Auslegung der geiſtlichen Lieder, ſo von Dr. Mart. Luthero und andern gottſeligen Chriſten gemacht, durch Dr. Simon Pauli. Magd. 1588.

Manuſcript des als Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Tübingen im J. 1607 geſtorbenen Martin Cruſius, nach ſeinem Tod herausgegeben unter dem Titel: „Crusii Homiliae hymnodicae LIV cantica ecclesiae Lutheranae verbo Dei illustrantes, quas e MSCto usui dedit publico cum praef. et annotationibus M. Jo. Chr. Olearius. Arnstadtii 1705.“

Vindicatio psalmodica et cantualis, d. i. gründliche Rettung der Pſalmen und Kirchenlieder von Schreymüller. 1669.

Johannis Joach. Möllerі theatrum hymnologicum et deliciae hymnologicae, und: Analecta poëtica, s. corpus poëtarum. Sorau. 1701.

Joh. Benedicti Carpzovii (Prof. theol. und Paſtor zu St. Thomas in Leipzig, † 1699) Lehr- und Liederpredigten, gehalten an Sonn-, Feſt- und Bußtagen Ann. 1689, darinne jederzeit im Ein-

hin und her zerstreut liegenden Notizen zu sammeln, zu sichten und zu ordnen.

---

gang ein gut Lutherisch Lied richtig eingetheilet und erkläret, und hernach ein gewisser Glaubensarticul, nach Gelegenheit des Textes, gründlich und aufs einfältigste abgehandelt wird. 2 Thle. Leipz. 1706.

Georg Götze's (Generalsup. zu Jena, † 1699) erbauliche Liederbetrachtungen in Predigten Ao. 1692. Jena 1703.

Georg Serpilius (Superintend. zu Regensburg), gab heraus:

Liederconcordanz. Pirna. 1696.

Schriftmäßige Prüfung des Hohensteinischen Gesangbuchs wider dessen Autorem, M. Otto Christian Damius, Superint. zu Ellrich. Edit. 1710.

Brauchbar sind auch seine „gottgeheiligte Sing- und Frühstunden" und „zufällige Andachten".

Daniel Seiffart (Prediger an der obern Kirche zu Zwickau, vorher Pfarrer in Klein-Sömmern) gab heraus:

Deliciae melicae in Centurien. 1704. nebst Mel. mel. principum.

Christhold's Singularia evangelica. Jena. 1706.

Joh. Christophorus Olearius (Superintend. zu Arnstadt), gab heraus:

* Evangelischer Liederschatz. 4 Thle. Jena. 1705—1707.

Evangelische Lieder-Annales. 1721.

Historica et memorabilia, d. i. merkwürdige Sachen und Geschichten, so sich über das Lutherische Gesangbuch und dessen meiste Lieder und Versikul begeben und zugetragen, von Thomas Schmidten. Altenb. 1707.

M. Johann Götzinger (41jähriger Pfarrer zu Burgstädt, † 1699) verfaßte viele erbauliche Liederhomilien, als da sind:

Todesbetrachtung, oder Erklärung XIV Sterb- und Begräbnißlieder in 27 Predigten. Dresden. 1706.

Gründliche Erklärung XLVII der fürnehmsten evang. Festlieder in 113 Pred. 1708. 3 Thle.

Erbauliche Auslegung XX der fürnehmsten Lehr-, Buß-, Bet- und Trostlieder, in 34 Pred. 1711. 2 Thle.

Erbauliche Erkl. XIII geistreicher Psalmlieder nebst der Litanei in 32 Pred. 1713.

Erbauliche Erkl. X der fürnehmsten evang. Catechismuslieder in 34 Pred. 1713.

* Deliciae Cygneae, d. i. geistlich Schwanenlust oder Zwickauisches Gesangbuch nebst angezeigten Auctoribus der Lieder und nöthigen Anmerkungen von Dr. Christian Gotthilf Blumberg (Superintend. zu Zwickau, † 1735). Zwickau. 1710.

Es galt aber auch, unter den Lebenden und in den Volkskreisen Umfrage zu halten. Was ich auf diesem Wege, und nament-

---

M. Martin Grünwald (Archidiakonus in Zittau, † 1716), erbauliche Anmerkungen über die gebräuchlichen Adventslieder. Zittau. 1711.

M. Hermann Joach. Hahn (Diakonus zum h. Kreuz in Dresden, † 1726) vernünftiger Gottesdienst beim Gebrauch der Osterlieder. Dresden. 1712.

M. Johannes Avenarius (Superintend. zu Gera von 1723—1736, vorher Diakonus zu Berka, dann Sub- und Archidiakonus zu Schmalkalden) schrieb:

Vergnügte Seelenluſt in Predigten. Leipz. 1711.

Erbauliche Liederpredigten. Frankf. und Leipz. 1714.

* Evangelischer Liedercatechismus, darinnen die ganze christliche Lehre, nach Anweisung der 6 Hauptstücke des h. Catechismus Lutheri, durch erbauliche Lieder erläutert und mit raren Historien, auch andern nachdenklichen Remarquen, erkläret wird. 1714.

Evangelischer Christenschmuck oder gründliche und schriftmäßige Erklärung der Sonn-, Fest- und Apostels-täglichen Evangelien. 1718.

Epistolischer Christenschmuck. Arnstadt. 1722.

* Evangelische Lehr- und Liederpredigten, bei gründlicher Erklärung der Sonn-, Fest- und Apostelтägl. Evangelien, darinnen 65 geistreiche und erbauliche Lieder kürzlich erkläret, derer **Autorum vita et fata** beschrieben, auch, wo sich was Denkwürdiges mit dem Liede begeben, angemerket worden. 1731.

Matthäus Hiller (Prälat von Königsbronn, vorher **Prof. theol.** in Tübingen, † 1725) erklärtes evangelisches Gesangbüchlein, worin, neben den alten, auch die neuen kernhaftesten Gesänge vorgetragen und alle nachdenkliche Redensarten aus h. Schrift erkläret werden. Stuttg. 1716.

J. M. Schamelius (geb. 5. Juni 1668 in Meuselwitz, seit 1708 Pastor in Naumburg, † am dritten Osterfeiertag 1742) gab heraus:

Vindiciae cantionum s. ecclesiae evangelicae, d. i. theologische Rettung und Beantwortung unterschiedlicher schwerscheinender Stellen und Redensarten der evang. öffentl. Kirchengesänge. Leipz. 1715—1718. 3 Thle.

* Evangelischer Liedercommentarius zum Naumburger Gesangbuch. Leipz. 1737 mit einem historischen Register der Lieder-**Autorum**.

Dr. Georg Heinrich Götze (Superintend. zu Lübeck, vorher Pfarrer zu Chemniz, Dresden und Annaberg, † 1728) gab heraus:

lich durch eine im evangelischen Kirchenblatt und Christenboten vom Jahr 1843 an das christliche Publikum, und insbesondere an

---

Commentariolus de odio Pontificiorum in Hymnos ecclesiae Lutheranae. Lipsiae. 1703.

Sendschreiben an Olearius, darin Vieles zur Liederhistoria gehörig sich befindet. 1709.

Erzählung von Altenburgischen Liederfreunden. Lüb. 1720.

Historische Nachrichten von unterschiedenen Liederfreunden, welche sich im Leben und Sterben aus Liedern getröstet. 1720.

Ergötzte Schrift- und Liederfreuden. 1722.

Sendschreiben von Annäbergischen Liederfreunden an seinen Sohn. 1722.

Wöchentliche Liederandachten des Morgens und Abends. 1723.

Erbauliche Liederandachten über einige Seufzer bekannter Lieder. 1724.

Vermischte Nachrichten des sel. P. Gerhardi Haus- und Kirchenlieder betreffend. 1725.

Gerhardische Liederwoche oder wöchentliche Morgen- und Abendandachten über einige Seufzer der Gerhardischen Lieder — — und Anmerkungen über einige alte Lieder (meist mit einer Geschichte erläutert). 1726.

20 schriftmäßig glossirte Kirchenlieder, welche vor, bei und nach Ausspendung des h. Abendmahls gebraucht werden. Hamb. 1726.

Gottfried Kohlreif (Probst und Consist.-Rath zu Ratzeburg, vorher Pastor in Neubrandenburg, † 1750) gab heraus:

Neugezierte Liederkrone bestehend in mancherlei Merkwürdigkeiten, die bei den evang. lutherischen Liedern angemerket werden. Ratzeburg. 1715, 1720, 1735.

Das Ratzeburgische Gesangbuch mit Anmerkungen. 7. Aufl. 1741.

M. David Hermann's (36jährigen Pfarrers in Trotzschendorf) erklärter Liederschatz oder Gesangbuch, darinnen die Lieder mit Anmerkungen versehen sind. Görlitz. 1722.

Peter Busch (Pastor zum h. Kreuz in Hannover, † 1744) gab heraus:

Jubilaeum cantionum ecclesiasticarum Lutheranarum oder evang. Jubelfreude über die öffentliche Reformation der Kirchengesänge von Dr. M. Luthero 1524 geschehen. Hannover. 1724.

Historie und Vertheidigung unserer Kirchenlieder. Hannover. 1735.

Evangelische Liedertheologie oder lehr- und geistreiches Gesangbuch, worinnen alle Glaubens- und Sittenlehren evang. Kirche in 1200 geistreichen Liedern befindlich, bestmöglich in theolog. Ordnung gebracht, mit gehörigen Rubriken, deutlichen Summarien, nützlichen Ueberschriften, kurzer Erklärung dunkler Redensarten, nöthigen Parallelstellen der h. Schrift und richtiger Anzeige derer Autorum. Hannover und Göttingen. 1737.

meine Amtsbrüder, ergangene Aufforderung zu Mittheilungen, Sicheres erkunden konnte, habe ich mit der Bezeichnung: „Mündliche Nachrichten" mitgetheilt, während sonst überall mit historischer Treue die schriftlichen Quellen bezeichnet sind. Ich beschränkte mich aber dabei meist nur auf bedeutendere Persönlichkeiten

---

M. Michael Lilienthal (Prediger an der Altstädter Kirche zu Königsberg, † 1750) vernünftiger Gottesdienst des Singens, vermittelst Darstellung 700 mit Fleiß gesammelter alter und neuer geistreicher Lieder — — nebst Beifügung historischer Nachrichten und erbaulichen Anmerkungen. Königsb. 1723, 1736, 1752.

Evangelischer Liederschatz, oder glossirtes großes Würt. Gesangbuch von Spezial M. Bilhuber und dem dänischen Etatsrath J. J. v. Moser. Tüb. 1730. (selbst dieses Werk ist, wie die meisten der hier aufgeführten Werke, in keiner öffentlichen Bibliothek Würt. zu finden).

M. Johann Jakob Gottschald (Pastor zu Schöneck von 1739, vorher Diakonus in Eubenstock) gab heraus:

Theologia in hymnis oder Universalgesangbuch — — mit 1300 auserlesenen Liedern. Leipz. 1736.

* Allerhand Liederremarquen. 1. Bd. mit 6 Piecen. Leipz. 1737—1748. 2. Bd. 1758 ff.

* M. Gottlob Klug's (Pastors zu Neumarkt) evangel. Begräbnißlieder-Commentarius oder Gesangbuch von 609 Begräbnißliedern mit Anmerkungen, nebst einer Beschreibung der Liederdichter. Bresl. 1747.

* M. Gabriel Wimmer's (Pastors zu Altenmörbitz 1700—1745) ausführliche Liedererklärung, wodurch die ältesten und gewöhnlichsten Gesänge der evang.-luth. Kirche (198) dergestalt ins Licht gesetzet, daß bei einem Jedweden 1) der Verfasser und Werth des Liedes angezeiget, 2) der Text mit bibl. Sprüchen bewähret, 3) der Inhalt durch ungezwungene Eintheilung beigebracht, 4) die Geschichte kürzlich vorgetragen, 5) das ganze Lied mit auserlesenen Anmerkungen erläutert worden. 4 Thle. Altenburg bei Richter. 1749.

Joh. Gottfried Schöber's Beitrag zur Liederhistorie. 2 Thle. Leipz. 1759, 1760.

Dr. Teller's kurze und wahrhafte Geschichte der Kirchengesänge. 1780.

C. Gottlieb Götze, Beitrag zur Geschichte der Kirchenlieder. Tüb. Cotta. 1784.

Leopold's Magazin für die geistliche Dichtkunst. Stolberg. 1798.

Hymnologische Forschungen von Dr. Gottlieb Mohnike. 2 Thle. Stralsund. 1831, 1832.

Dr. G. F. G. Goltz ausführliche Erklärung einiger der vorzüglichsten evang. Kirchenlieder für Schule und Haus. Berlin. 1843.

Außerdem gibt es noch viele Monographien, welche die Geschichte und Erklärung eines einzelnen Kirchenlieds enthalten.

und auf Fälle von besonders anziehender und das allgemeinere Interesse in Anspruch nehmender Art; Würtemberger namentlich werden manchen lieben Bekannten, manchen Namen von altem, gutem Klang hier begrüßen dürfen.

Neben dem Erbaulichen durfte aber auch hier das wissenschaftliche Interesse des Hymnologen und Alterthumsfreundes nicht außer Acht gelassen werden, und es sind deßhalb die neuesten Resultate der hymnologischen Forschungen über die Authentie und Integrität der Lieder und Weisen, über Ort und Zeit ihres ersten Erscheinens ꝛc. ꝛc. mitgetheilt. Namentlich sind auch, wo es möglich war, die Originalaufsätze zur Hand zu bekommen, theils ganze Originallieder, theils einzelne Originalverse und Wortfassungen beigesetzt worden. Dieß geschah aber durchaus nicht immer, um damit die Recension des Würtembergischen Gesangbuchs zu corrigiren und die alte Fassung zu reclamiren, sondern vorwiegend aus historischem Interesse, und namentlich, um damit einen Beitrag zur Charakteristik des Verfassers und seiner christlichen Lebensanschauung oder Dichtermanier zu geben. Bei Liedern übrigens, deren Original sich in dem in Würtemberg noch weit verbreiteten Gesangbuch von 1741 findet, ist der Raumersparniß wegen einfach auf dasselbe verwiesen.

Daß ich nun aber bei solcher Behandlung der Lieder und Weisen dieselben in der Reihenfolge des neuesten Würtembergischen Gesangbuchs aufführte, statt sie chronologisch und nach den Verfassern zu ordnen, werden mir die Würtemberger danken und Glieder der andern deutschen evangelischen Landeskirchen nicht verdenken. Denn nicht nur ist dieß die altherkömmliche Weise der Hymnologen, z. B. eines Schamelius, der an das Naumburger, eines Blumberg, der an das Zwickauer Gesangbuch ꝛc. ꝛc. anknüpfte, sondern es ist auch damit wenigstens das Bedürfniß eines evangelischen Volksstammes vollständiger befriedigt, während bei einer Commentirung von Liedern nach individueller Auswahl, so lange noch keine Verständigung über einen gleichmäßigen Liedergrundstock für alle evangelischen Stämme Deutschlands zu Stand gekommen ist, keiner derselben etwas Ganzes für sein Bedürfniß hat. Damit jedoch Jeder die Lieder und Weisen seines provinziellen Gesangbuchs hier aufsuchen kann, ist ein Lieder- und Melodien-

Register angehängt, in welchem immerhin ein gut Theil derselben wird gefunden werden können. Die Hauptsache ist immer die, daß die Liederdichter und Sänger, die für das ganze evangelische Deutschland gesungen haben, mittelst einer geschichtlichen Darstellung des Entwicklungsgangs des heiligen Gesangwesens überhaupt, wie sie im ersten Theil gegeben ist, chronologisch geordnet und in organischer Verbindung aufgeführt sind.

Für die, welche in jetziger Zeit überall ein Parteiinteresse wittern wollen, erkläre ich, daß ich durchaus bloß vom objektiv-kirchlichen Standpunkt aus, im schlichten evangelischen Sinne, dieses Werk verfaßt habe, wie ich auch nichts sehnlicher wünsche, als daß dadurch der wahre, kirchliche Sinn für das, was der deutschen evangelischen Kirche im heiligen Gesangeswesen und Cultus noch noth thut, namentlich eine immer allgemeinere Verständigung über den wahren Begriff eines Kirchenlieds und Chorals, und somit auch eines kirchlichen Gesang- und Choralbuchs, möchte gefördert werden.

Der geschichtliche Schmuck aber, in welchem nun manche Kernlieder dargeboten sind, möge ihnen zur gebührenden Ehre dienen und zu immer allgemeinerer Anerkennung verhelfen da, wo sie noch unter dem Scheffel stehen und in beklagenswerther Vergessenheit liegen. Und wenn der Herr der Kirche dieses Werk würdigen sollte, daß dadurch die rechte Liederpflege und das lebendige Liederverständniß in Kirche, Schule und Haus zum Aufbau seines Reiches begründet wird und diese edlen Zeugnisse des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung manchen Herzen werth und theuer werden: so ist der große, die Kräfte eines einzelnen Mannes fast übersteigende und daher auch freundliche Nachsicht begründende Aufwand von Zeit und Mühe, den ich darauf aus Liebe zu der Sache des Herrn verwandt habe, reich belohnt.

Großaspach, 18. Oktober 1846.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Seit den ältesten Zeiten war es für jede religiöse Gemeinschaft ein wesentliches und natürliches Bedürfniß, zu ihrem Gott nicht bloß gemeinschaftlich zu beten, sondern auch zum Ausdruck des lebendiger angeregten frommen Gefühls die Stimmen gemeinschaftlich im Gesange heiliger Lieder zu erheben. Nichts drückt auch mehr die Gemeinschaftlichkeit der Andacht und die Einheit im Glauben aus, als eben das Zusammenmengen aller verschiedenen, einzelnen Stimmen zu einem harmonischen Ganzen im Gesang. Hier zerfließt die Stimme des Einzelnen im Ganzen, während der Einzelne hinwiederum in dem Bekenntniß Aller sich gehoben und gestärkt fühlt. Wie so auf der einen Seite der geistliche Gesang der Erguß frommer Erregung, der Ausdruck und Träger heiliger Gefühle ist, so ist er auf der andern Seite auch das kräftigste Mittel, fromme Empfindungen und Gesinnungen anzuregen und zu beleben, die Feierlichkeit des Gottesdienstes zu erhöhen und in der zu gemeinsamer Gottesverehrung versammelten Volksgemeinde die Gluth der Andacht zu nähren und das Feuer frommer Begeisterung anzufachen.

Daher treffen wir auch selbst bei den rohesten Völkerschaften alter und neuer Zeit gewisse Opfergesänge und Verherrlichungen der Götterfeste durch Musik und Gesang, wenn auch in noch so roher Form. Schon die Urvölker, Chaldäer, Phönizier, Aegypter hatten ihre Tempelgesänge und Musik bei ihrem Tempeldienst. Die Griechen, in ihrer Sage von Orpheus und Amphion schon die Macht des Gesangs und der Musik anerkennend und ohnedem geneigt, jegliche Vorfälle des Lebens mit Liedern zu verherrlichen, schmückten und zierten ihren Götterdienst mit Festgesängen, die von musikalischen Instrumenten begleitet wurden. Die Römer hatten ihre Salii, die dem Kriegsgott zu Ehren Gesänge aufführten, und die Gallier, Germanen und nordischen Völkerschaften hatten ihre Barden und Skalden, welche das Volk heilige Gesänge lehrten und Druiden oder Priester, welche die Götterfeste mit Gesang zu verherrlichen bemüht waren. Hildegast, der im dritten Jahrhundert nach Christo lebte, war der Orpheus der Deutschen, er sang in prophetischer Begeisterung,

unterwies die Söhne der Edlen in der Tonkunſt und zog ſo (nach **Tritthemius Annal. I.**) die Franken aus dem Stande der Wildheit.

Am ausgebildetſten war aber frühe ſchon der gottesdienſtliche Geſang beim Volk des alten Bundes, das hierin viel von den Aegyptern gelernt hatte. Gleich bei der Bildung des iſraelitiſchen Volkes, nachdem der Auszug aus Aegypten glücklich vollbracht war, findet ſich ein Siegsgeſang, ein kurzer Päan, den das Volk wahrſcheinlich im Reigen abſang (2 Moſ. 15, 1. u. V. 20. 21.), während das übrige Lied mehr dem gebildetern Chor angehört. Bei ſeinem Zug nach Canaan, an den Gränzen Moabs angelangt, ſingt das Volk Iſrael dem Herrn ein Loblied im Reigen oder Wechſelgeſang, weil er ſie einen Brunnen hatte auffinden laſſen (4 Moſ. 21, 17. 18.). In der Richterzeit, als der heroiſchen Periode Iſraels, ſind es freilich zunächſt meiſt bloß Kriegs- und Siegeslieder, die geſungen werden. Joſua's Sieg über die Amoriter lebte im Geſange fort, wovon ein Bruchſtück Joſ. 10, 12. 13. aufbehalten iſt; vollſtändig erhalten iſt noch Debora's Siegeslied (Richter Kap. 5.); Jephtha's Tochter kommt dem Vater mit Pauken und Reigen entgegen (Richt. 11, 34.), ſeinen Sieg über die Kinder Ammon mit allem Volk zu feiern. Das 2 Sam. 1, 18. (vgl. Joſ. 10, 13.) genannte Buch der „Redlichen oder Tapfern" weiſt darauf hin, daß es eine ganze Liederſammlung gegeben haben muß, in der die von Eroberung des Lands Canaan bis zu Davids Thronbeſteigung im Munde des Volkes lebenden Lieder enthalten geweſen ſeyn müſſen. Die eigentlich religiöſe Richtung erhielt aber die Dichtkunſt und der Geſang in Iſrael durch die Prophetenſchulen Samuels, durch die überhaupt das Geſetz Jehova's dem Volksleben näher gebracht wurde. Dieſe Prophetenſchüler führten Chorgeſänge auf zur Erregung der Andacht und Begeiſterung, und ihr „Weiſſagen" ſelbſt war mit Muſik und begeiſterten Geberden und Körperbewegungen verbunden (1 Sam. 10, 5. 19, 19. 20.). Allein David erſt, mit dem überhaupt das goldene Zeitalter der hebräiſchen Dichtkunſt hereinbrach, begründete einen feſtgeordneten, gottesdienſtlichen Geſang. Ihm hatten bei ſeiner erſten That, als er den Rieſen beſiegt hatte, die iſraelitiſchen Frauen im Reigen ein Siegs- und Kriegslied zugejauchzt (1 Sam. 18, 7.); in ihm aber und durch ihn beim Volke erhielt der kriegeriſche Geiſt eine höhere Richtung und verklärte ſich in einen alle Verhältniſſe durchdringenden religiöſen Sinn. Am eigenen Herzen hatte David die Macht des geiſtlichen Geſangs erfahren; darum ſuchte er auch die Gottesdienſte ſeines Volks mit feſtlichen Geſängen zu verherrlichen. Wie bei den Aegyptern eine beſondere Kaſte zur Pflege des Gottesdienſtes, ſo war auch in Iſrael ein beſondrer Stamm zum Tempel- und Gottesdienſt verpflichtet, der Stamm Levi. Aus dieſem Stamme verordnete David Sänger und Spielleute, welche in vierundzwanzig Ordnungen getheilt unter der Aufſicht von zweihundertundachtundachtzig Sangmeiſtern ihr Amt im Tempel zu verrichten hatten

(1 Chron. 16, 16. u. Kap. 26. Sir. 47, 11. 12.). Diese heiligen Sänger, die unter Begleitung von Trompeten, Cymbeln, Harfen und andern Saitenspielen ihre Lieder absangen, erscheinen im schönsten Glanze bei der Einweihung des durch Salomo erbauten Tempels zu Jerusalem (2 Chron. 5, 12. 13.) und bei der Grundsteinlegung des Tempels nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft (Esra 3, 9—13.). Das Volk oder die Gemeinde stimmte abwechselnd in die Gesänge derselben ein und sang ihnen nach (Esra 3, 11.); antwortet ja auch jetzt vorher in den Synagogen die Gemeinde als Chor dem Gesange des Vorsängers. Es wurden hiebei mannigfache Melodien mit sehr bestimmtem Rythmus gebraucht; Instrumente begleiteten Ton für Ton (2 Chron. 5, 12. 13.). Ueberhaupt drang seit David der religiöse Gesang so sehr unter das Volk ein, daß sich eigentliche geistliche Volkslieder neben den Tempel- oder Kirchenliedern bildeten. So ließen z. B. die Festcaravanen auf der Reise zu den hohen Festen nach Jerusalem in Wechselchören ihre geistlichen Gesänge ertönen (Ps. 121. 122. 125 ff.), so sangen die Gefangenen zu Babel sich Trost zu (Ps. 126. 137.), so lobeten die Glieder einer Familie beim Passahmahl den Herrn (Ps. 114.) und erbauten sich sonst in häuslicher Andacht an Psalmen und Lobgesängen (Ps. 127. 128. 133 f.). Alle diese heiligen Gesänge, theils Ergüsse des subjectiven, frommen Gefühls, wie sich dieß in besondern Stimmungen und im Drang der verschiedensten Lebensereignisse bei einem David (Ps. 3. 18. 51. 52. 54. 56. 57. 59. 60. 63. 142.), bei dem Leviten Assaph (Ps. 50. 73—83.), den Esrahiten Heman (Ps. 88.) und Ethan (Ps. 89.) in Liedern aussprach, die ihnen dann viele tausend gläubige Seelen in Israel zur Erbauung nachgesungen haben, theils eigentliche Tempel- oder Kirchenlieder, in denen ganz objectiv der gemeinsame Glaube des Bundesvolks ausgesprochen ist und die von demselben in den Hallen des Tempels auf die großen Thaten Gottes gesungen wurden (Ps. 15. 24. 68. 81. 87. 132. 134. 135. 146—150.), sind gesammelt in dem sogenannten Psalter, dem Gesangbuch des alten Bundesvolks, dessen sie sich beim öffentlichen, wie beim Hausgottesdienst bedienten.

Dieser Psalmengesang des alten Bundesvolks vererbte sich nun in natürlicher Folge auf die neuentstandene christliche Gemeinschaft, auf das Volk des neuen Bundes, und jenes älteste aller Gesangbücher, das Psalmbuch, bildete die Grundlage auch des christlichen Kirchengesangs. War ja doch überhaupt schon der ganze alte Bund die geschichtliche Grundlage des neuen, war ja doch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs derselbe Gott, der, was er unter dem Volk Israel vorbereitet und verheißen hatte, für das Christenvolk durch die Sendung seines Sohnes, Christi des Herrn, vollendet und erfüllet hat, und wies ja doch das Psalmbuch selbst, gerade in seinen gehaltvollsten Kernliedern, ahnungsvoll auf Christum und sein königliches Friedensreich hin, wie dieß der Stifter des neuen Bundes selbst

und seine Apostel andeuteten (Ps. 110. 22. 16. 40. 45. 69. 72. 2.) und vor Allem der Brief an die Hebräer zu veranschaulichen bemüht ist. Es ist wirklich beachtenswerth, wie dieses Urgesangbuch dem geistlichen Lied der Christen durch alle Jahrhunderte stets Sprache und Stoff gereicht und seine Gesänge so vielen, und gerade den edelsten geistlichen Dichtern als Musterbild und Quelle dienten, daran sie lernten und sich erfrischten.

Verfolgen wir nun den Entwicklungsgang des christlichen Kirchenlieds und Kirchengesangs von seinen ersten Anfängen an bis auf unsere Zeit.

Erste Periode.

Das christliche Alterthum.

Von der apostolischen Zeit bis zum Tod Carls des Großen. 814 nach Christo.

---

1) Das geistliche Lied unter den alten Christengemeinden der drei ersten Jahrhunderte bis zum Ende der Verfolgungen im J. 312.

Christus selbst hatte, als er das h. Abendmahl einsetzte, mit seinen Jüngern das große Hallel, die bei der Passahfeier gebräuchlichen Hallelujahpsalmen 113—118 angestimmt (Matth. 26, 30.) und seine Apostel empfahlen den neugegründeten Christengemeinden wiederholt für die gemeinsame Andacht den Gesang geistlicher, lieblicher Lieder (Eph. 5, 19. Col. 3, 16. Jak. 5, 13.). Daher findet sich auch der Gesang geistlicher Lieder unter den ersten Christen schon frühe heimisch. Er erscheint als ein kräftiges Stärkungsmittel des Glaubens bei ihren Gebetszusammenkünften und Gottesdiensten, in welchen er bald einen regelmäßigen Bestandtheil bildet (1 Cor. 14, 15. 16. u. 26.). Auch sonst in den verschiedenen Lagen des Lebens sangen sie solche Lieder, wie z. B. Paulus und Silas damit im Kerker zu Philippi Gott lobeten (Ap.Gesch. 16, 25.).

Anfangs gebrauchten die Christen geradezu die Psalmen des A. Testaments, an welche die Judenchristen ohnedem schon gewöhnt waren. Da überhaupt die Christengemeinde zu Jerusalem in der ersten Zeit allen neugestifteten Gemeinden als Mutter und Muster galt, so gingen die in der jüdischen Synagoge einheimischen gottesdienstlichen Gebräuche auch in den christlichen Gottesdienst über; so z. B. das Vorlesen von Abschnitten aus der h. Schrift und daran geknüpfte

Vorträge zur Erklärung und Anwendung des Vorgelesenen (Luc. 4, 16 ff.) und in Verbindung hiemit auch der Psalmengesang. Um so lieber gebrauchten sie diese altherkömmlichen Psalmen, je mehr sie dieselben als von Gott eingegebene Gesänge zu betrachten und fast in jedem eine Hindeutung auf Jehova als Messias zu finden gewohnt waren. So sangen sie denn nun einzelne Psalmen regelmäßig zu bestimmten Tagszeiten und an bestimmten Festen, wie z. B. Ps. 22. am Todestag Jesu. Auch einige alttestamentliche Hymnen kamen bald in Gebrauch z. B. das Trisagium Jes. 6, 3. und der Gesang der drei Männer im Feuerofen.

Bei dem Glaubensdrang der neuen Gemeinde des Herrn, bei der Frische und Gluth des christlichen Lebensgefühls in ihr versteht es sich aber von selbst, daß dem Herrn bald auch ein neues Lied gesungen wurde und neben den Psalmen *eigne christliche Gesänge und Lieder* aufkamen, wie sie unmittelbar dem christlichen Gefühl entquollen und dem Bedürfniß der neuen Glaubensgemeinschaft entsprachen. Schon Paulus erwähnt neben den Psalmen auch „Lobgesänge und geistliche Lieder," d. i. Hymnen und geistliche Oden, in den Stellen Eph. 5, 19. Col. 3, 16., und man hat auch wirklich Spuren solcher Hymnen und Oden, die schon vor Abfassung der Evangelien in der apostolischen Gemeinde im Gebrauch gewesen wären, in folgenden Stellen des N. Testaments finden zu können geglaubt — Eph. 5, 14. 1 Tim. 3, 16. 2 Tim. 2, 11. Offenb. 4, 11. 5, 9—13. 11, 15—19. 15, 3. 4. Ganz entschieden treten uns aber solche christliche Hymnen entgegen in dem Lobgesang des Zacharias (Luc. 1, 68 ff.), in dem Lobgesang der Maria (Luc. 1, 46 ff.) und in dem der himmlischen Heerschaaren (Luc. 2, 14.). Diese kamen auch gar bald und je länger je mehr bei den Christengemeinden als heilige Gesänge förmlich in Gebrauch; ersterer hieß der „Benedictus," der zweite das „Magnificat," der letztere das „Gloria," aus welchem allmählich durch Ueberarbeitung das Lied: „Allein Gott in der Höh sey Ehr" sich gebildet hat. Hieher gehört auch der sogenannte englische Gruß an Maria (Luc. 1, 28 f.) und der Abschied des Simeon (Luc. 2, 29.).

Die Erstlinge der Christenlieder waren anfangs meist aus Versen oder Sprüchen der h. Schrift zusammengesetzte Lobpreisungen Gottes und seines Eingebornen (Doxologien). So sagt Eusebius einmal in seiner Kirchengeschichte: „Wie viele Psalmen und Oden gibt es, die von Anfang an niedergeschrieben von gläubigen Brüdern, Christum als den göttlichen Logos verherrlichen." In Antiochien war besonders der Bischof *Ignatius* ums J. 90 ein Beförderer der h. Lieder; durch ihn kam auch die Sitte auf, kurze Bibelsprüche, das Vaterunser, die Einsetzungsworte, Evangelien und Episteln, kurze Altargebete abzusingen. Ein merkwürdiges Zeugniß, wie viel die ersten Christengemeinden bei ihren Andachtsübungen auf Gesang hielten, ist der Bericht des Plinius, als Statthalters von Bithynien, an Kaiser Trajan im J. 110

über seine gegen die Christen geführte Untersuchung, worinn er als Geständniß derselben aufführt, „daß sie an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang zusammenkommen und Christo, als einem Gott, gemeinschaftlich Lieder singen." * Später wandte man den Gesang zur Erhöhung der Feierlichkeit, besonders bei den Liebesmahlen (Agapen) an, wofür ganz besonders sich thätig zeigten: Justin, der Märtyrer, der sich ums J. 150 in Rom aufhielt, und Tertullian in der nordafrikanischen Kirche, der von 180—218 Aeltester zu Carthago war und zugleich der älteste lateinische Liederdichter ist.

Besonders schön fieng aber in der griechischen Kirche die christliche Liederdichtung zu blühen an. Es werden hier ausdrücklich genannt — Athenagoras, Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandrien, der Apologet, ums J. 169, Clemens, Lehrer an derselben Schule und hauptsächlicher Verbreiter des Gesangs in der alexandrinischen Kirche (ums J. 190), von dessen Schüler Origines (ums J. 200) bekannt ist, daß er geistlichen Gesang und Musik für das einzige und sicherste Mittel erklärte, die Heiden zum Christenthum zu bekehren; deßgleichen der ägyptische Bischof Nepos ums J. 260 und Methodius der Märtyrer, Bischof zu Patara, welcher im J. 311 bei der Christenverfolgung unter Diocletian enthauptet wurde.

Die Lieder dieser christlichen Dichter aus der griechischen Kirche tragen den ächtgriechischen Stempel des Zierlichen und Zarten und ihr vorherrschender Zug ist der der ersten jauchzenden, jugendlichen Begeisterung über das neue Geschenk, das die Welt durch das Christenthum erhielt.

Aus der syrischen Kirche wird der doketische Philosoph Bardesanes zu Edessa (ums J. 172) als Liederdichter genannt, welcher die David'schen Psalmen in einhundertundfünfzig schönen Liedern nachahmte, um dadurch seine ketzerischen Meinungen um so eindringlicher unter dem Volk zu verbreiten, so wie sein Sohn Harmonius, welcher zu seines Vaters Liedern einnehmende Melodien zu machen verstand.

So war nun durch diese Ketzerlieder neben dem Glaubenstrieb, aus dem die meisten neuen Christenlieder als freier unmittelbarer Erguß hervorgiengen, ein weiterer Anlaß zur Schöpfung neuer Lieder gegeben; die Lieder des ketzerischen Bardesanes, welcher nicht bekannte, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen sey (1 Joh. 4, 1—3. 2 Joh. 7.), mußten durch rechtgläubige Lobgesänge, in welchen Christus als der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, so wie als der ins Fleisch gekommene Gottessohn gepriesen ist, möglichst unschädlich gemacht und verdrängt werden. So entstanden allmählich neben der Mehrzahl von Liedern, welche unmittelbare Aeußerungen des christ-

* Lib. X. epist. 97. affirmabant autem, hanc fuisse summam vel culpae suae vel erroris, quod essent soliti, stato Die ante lucem convenire, carmenque Christo, quasi Deo, dicere secum invicem etc.

lichen Lebensgefühls waren, bereits auch Lieder, bei deren Entstehung ein dogmatisches Interesse, die Bedachtnahme auf Reinerhaltung der Glaubenslehre, mitwirkte.

Mit den Psalmen des A. Testaments hatten sich die ersten Christengemeinden auch den eigenthümlichen **Vortrag** derselben angeeignet, welcher, wie es noch jetzt in jüdischen Synagogen anzutreffen ist, mehr ein Sprechen, als ein Singen war, — ein gesangartiges Recitiren oder Declamiren der Worte mit geringer Modulation der Stimme, obwohl in mannigfaltigen, freien Rythmen.* Doch wurden den christlichen Gesängen bereits auch manche griechische Melodien untergelegt, wodurch sie melodischer wurden.

Neben dem gemeinschaftlichen einstimmigen Gesang waren, wie dieß gleichfalls schon beim alten Bundesvolk anzutreffen war, Wechselgesänge (Antiphonien) im Gebrauch, wobei der eine Vers von den Männern, der andere von den Frauen und Kindern gesungen wurde. Der oben erwähnte Bischof Ignatius zu Antiochien († 116) soll diese Gesangweise zuerst in der syrischen Kirche eingeführt haben, nachdem er in einem Traumgesicht Engel gesehen hatte, welche in Wechselgesängen die h. Dreieinigkeit priesen. Auf den Wechselgesang weist wohl auch jener Bericht des Plinius hin in den Worten: „**carmenque dicere — — secum invicem.**“

Gegen das Ende unsres Zeitabschnitts kam auch die Sitte der Responsorien auf, welche später die gebräuchlichste wurde. Wenn nämlich ein Abschnitt aus den h. Büchern gelesen war, so stimmte zuerst der Vorsänger allein den Psalm an und die Gemeinde stimmte in die letzten Verse oder Strophen ein, oder drückte mit dem Gesang eines aus den alttestamentlichen Gebetsformeln aufgenommenen „Amen“ ihre volle Zustimmung aus (1 Cor. 14, 16.).

In den wenigsten Fällen begleitete ein musikalisches Instrument den Gesang der ersten Christengemeinden. In Alexandrien war die Sitte aufgekommen, daß Flöten den Gesang bei den Liebesmahlen begleiteten; Clemens verbot dieß jedoch im J. 190 als zu weltlich, und führte dafür die Davidsharfe ein. Jedenfalls trug der christliche Gesang in diesen ersten Zeiten des Drucks und der Verfolgung, worunter die Christen zu leiden hatten, das Gepräge großer Einfachheit. Denn in unterirdischen Gewölben (Katakomben), im Dickicht der Wälder, auf Bergeshöhen, in Höhlen und Felsgeklüften mußten sie gewöhnlich ihre Gottesdienste halten, um sich nicht durch das laute Getöne ihres Gesangs zu verrathen. Statt jedoch unter solchen Nöthen und Aengsten zu verstummen, weil sie das Geständniß, „Christo als ihrem Gott Lieder gesungen zu haben,“ das Leben kostete, sangen sie

---

* Isidorus von Hispalis sagt (anno 601): „primitiva ecclesia ita psallebat, ut modico flexu vocis faceret psallentem resonare, ita ut pronuntianti vicinior esset, quam canenti.“

nur um so glaubensmuthiger und begeisterter ihre Lieder, die sie mit göttlicher Kraft beseelten, und auf den Flügeln ihrer Glaubenslieder wurden sie über die Enge und das Gedränge der Welt erhoben (Jes. 40, 31.). Selbst auf dem Scheiterhaufen sangen sie solche Lieder als Schwanengesang, bis Rauch und Flamme ihre Stimme erstickte und ihre Seele auf den Tönen des Liedes nach oben in die Heimath zog.

2) Die Entstehung des liturgischen Kirchenlieds und Kirchengesangs in den ersten Jahrhunderten der Herrschaft des Christenthums als Staatsreligion.

Vom Jahr 312 bis zum Tod Carls des Großen, 814.

Nachdem Constantin der Große im J. 323 sich offen dahin erklärt hatte, „den römischen Erdkreis wieder durch eine gemeinsame Gottesverehrung, durch die christliche Religion, die er selbst angenommen, verbunden sehen zu wollen" und so das Christenthum zur Staatsreligion erhoben war, konnten die Christen ihre Schlupfwinkel, in die sie sich seither an gar vielen Orten mit ihren Gottesdiensten verbergen mußten, verlassen und es fing nun ein öffentlicher Kirchengesang sich zu bilden an. Schon ums J. 326 baute Constantin den Christen große und prächtige Kirchen; mancher heidnische Tempel ward nun in einen christlichen umgeschaffen und die Zahl der Christentempel wuchs von Jahr zu Jahr. Jetzt trat eine regelmäßige Gottesverehrung mit festgeregelten Gebräuchen, eine eigentliche Liturgie hervor und hiefür war auch ein geregelter, gottesdienstlicher Gesang, ein liturgischer Kirchengesang nöthig; man brauchte für die verschiedenen kirchlichen Handlungen, für die Sonn-, Fest- und Heiligentage des ganzen Kirchenjahrs besondre Gesänge, für welche die Hymnenform als die geeignetste erschien. Und wie die neuen Christentempel fast sämmtlich nach dem Muster des salomonischen Tempels zu Jerusalem erbaut wurden, so strebte man auch immer mehr nach solch festlichem Tempelgesang, wie er einst in diesem Tempel erschallte. So entstand das eigentliche Kirchenlied, das liturgische Kirchenlied.

Ein weiterer Anlaß zur Entstehung eigentlicher Kirchenlieder, in welchen das sich nun immer fester abschließende Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche, der objective kirchliche Glaube, aussprach, war durch die angestrengten und umfassenden Bemühungen der Irrlehrer und Ketzerparteien, ihre besondere Lehrmeinungen durch eigens verfaßte Lieder im Volke zu verbreiten, gegeben.

So tritt zunächst in der syrischen Kirche der Diaconus Ephräm, genannt der Syrer († zu Edessa im J. 378), der Herzensfreund des Basilius M., gegen die falschgläubigen Lieder des Bardesanes, welche im Lauf der Zeit durch ihren melodischen Wohlklang immer mehr Anklang unter dem Volk gefunden hatten, als Dichter vieler rechtgläubiger (orthodoxer) Hymnen und Wechselgesänge auf.

Ihre Anzahl wird von den Syrern auf 12—14,000 angegeben; es mögen jedoch darunter viele Hymnen von minder berühmten syrischen Kirchenliederdichtern mit einbegriffen seyn. Ephräm war berühmt wegen seiner sonderbaren Keuschheit, stillen Geduld, Demuth und großen Sorge für die Armen. Vor seinem Sterben schrieb er an seine Glaubensbrüder: „Sehet zu, daß Ihr nicht meine Lumpen und Gebeine zum Gedächtniß aufhebet als Reliquien und dann der Herr um eurer Thorheit willen mich einmal anreden muß: „O Ephräm! die Menschen haben mehr an Dich, als an mich geglaubet.““

Ein ähnlicher Einfluß der Ketzer auf die kirchliche Liederdichtung zeigt sich in der griechischen Kirche. Hier hatte der Presbyter Arius zu Alexandrien seit 318 den rechtglaubigen Kirchenliedern, welche freilich oft nichts als eine bloße, trockene Zusammenstellung von dogmatischen Formeln gewesen seyn mögen, volksmäßige, die christliche Sitten- und Tugendlehre abhandelnde Lieder entgegenzusetzen gesucht. Diese fanden beim Volke, für das sie verständlicher und erbaulicher waren, allgemeinen Anklang, wozu noch kam, daß die Arianer ihre Gottesdienste durch das Singen dieser Hymnen ganz besonders feierlich zu machen wußten. Sie hielten nämlich in der Stille der Nacht bei Fackelschein und unter dem Gesang ihrer wohltönenden Hymnen und Wechselgesänge Processionen, denen das Volk schaarenweise zuströmte. Deßhalb verbot das Concil zu Laodicea, in dessen Gebiet der Einfluß dieser Ketzerlieder sich am meisten und bedenklichsten äußerte, im J. 372 solche „Privatlieder“ beim öffentlichen Gottesdienst,* was auch noch im J. 451 das allgemeine Concil zu Chalcedon bestätigte. Es waren damit die Psalmen oder Hymnen rechtgläubiger Kirchenlehrer nicht ganz zurückgewiesen, sondern zunächst bloß die von Privatpersonen, welche mit der Kirche in keinem engern und nähern Verhältniß standen und denen daher in Betreff der Rechtglaubigkeit nicht fest zu trauen war. Denn die Kirchenlehrer Gregor von Nazianz (geb. 329 zu Arianzus, einem cappadocischen Dorfe, im J. 380 Bischof der nicänischen Partei zu Constantinopel) und Synesius, Bischof zu Ptolemais (ums J. 410), dichteten den arianischen Hymnen entgegen fortan rechtglaubige Lieder, weil sie sahen, daß mit dem bloßen Verbot die Wirkung solch ketzerischer Lieder nicht zu schwächen war. Die Lieder Gregors hatten jedoch eine zu persönliche Haltung, und die des Synesius, zehn an der Zahl, eine zu philosophische Färbung, da er ein Neuplatoniker war, als daß sie hätten in dem eigentlichen Kirchengesang Aufnahme finden können. Namentlich aber glaubte Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel vom J. 398—404, nichts Zweckmäßigeres zum Heil der Kirche thun zu können, als wenn er die Arianer durch noch schönere, rechtglaubige Hymnen überbiete und

* Ὅτι οὐ δει ἰδιωτικους ψαλμους λεγεσθαι ἐν τῃ ἐκκλησιᾳ.

ähnliche prachtvolle Umzüge unter wohlklingenden Wechselgesängen veranstalte, überhaupt einen feierlichen liturgischen Kirchengesang einzuführen suche. Als jedoch die arianischen Umzüge, bei welchen die Arianer den Gesang der Kirchlichen verhöhnten, so daß es zu Thätlichkeiten kam, auf des Chrysostomus Betreiben durch ein kaiserliches Verbot gänzlich untersagt worden waren, so wurde die obsiegende kirchliche Partei von einem solchen Feuereifer gegen den prachtvollen Gesang der Arianer ergriffen, daß sich bei ihnen nun überhaupt ein Widerwille gegen einen solchen Gesang festsetzte, und sie jetzt Alles thaten, um den Kirchengesang zur größtmöglichen Einfachheit zurückzuführen. Bei solcher Stimmung der Gemüther erfand der schwärmerische Abt eines Mönchsvereins zu Bethlehem, Hieronymus († 428), im J. 400 den eintönigen Mönchsgesang, das sogenannte Psalliren, welches sich nun mehr und mehr im Morgenland in der syrischen und griechischen Kirche verbreitete; doch wurde wenigstens in der griechischen Kirche auch späterhin noch nebenher der künstliche Gesang gepflegt.

So drohte der Kirchengesang in der morgenländischen Kirche allmählich immer eintöniger zu werden und das Kirchenlied besang in den spätern Jahrhunderten statt der Hauptthatsachen des Christenthums zuletzt nur noch die verschiedenen Heiligen und die Mutter Gottes.

Dagegen erlebte nun der Kirchengesang und mit ihm das Kirchenlied von der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts an in der abendländischen Kirche den schönsten Aufschwung, und die morgenländische Gesangbildung zog sich nach dem Abendland, um dort erst zu voller Blüthe und Entfaltung zu kommen. Es sind beim abendländischen Kirchengesang zweierlei Entwicklungsstufen zu unterscheiden; an der Spitze der einen steht Ambrosius, Bischof zu Mailand (374—397), an der Spitze der andern Gregor der Große, Bischof zu Rom (590—604).

a) Die Zeit des ambrosianischen Kirchengesangs. Vom J. 386—590.

Auch hier gaben die arianischen Ketzergesänge den ersten Anstoß zur Abfassung jener trefflichen lateinischen Kirchenlieder, wodurch sich diese Zeit auszeichnet.

Der Vorläufer des Ambrosius war Hilarius, Bischof zu Poitiers (Pictavium) von 350—368, ausgezeichnet durch seinen Eifer in der Verwaltung des geistlichen Hirtenamtes und seinen eigenthümlichen Tiefsinn, der Athanasius des Abendlandes, mit dem er gut Glauben und Gewissen bewahrt hat wider die Arianer. Er war ein sehr beredter Mann, so schnell im Reden, als der Fluß Rhodanus im Laufen ist, wie ihn Hieronymus preist, und leuchtete als ein helles Licht der Welt mit seinem Glanz in Illyrien, Italien und Gallien,

also daß er alle Finsterniß der Ketzer aus allen Winkeln getrieben. Ihn veranlaßten zur Dichtung seiner edlen Hymnen die arianischen Gesänge, die er in Phrygien kennen lernte, wohin er vom Kaiser wegen seiner Rechtgläubigkeit verbannt worden war. Er verschmolz in seinen Liedern die Oden- und Hymnenform miteinander und führte dadurch einen bestimmten Strophenbau, bestimmte Sylbenzählung und regelmäßigen Wechsel der Versfüße, somit auch einen bestimmten Takt beim Kirchenliede ein. Es wird ihm die Ueberarbeitung des alten Gloria (Luc. 2, 14.), des sogenannten **Hymnus angelicus**, zugeschrieben; ganz entschieden ist er der Dichter des schönen Morgengesangs: „**Lucis largitor splendide.**“

Die Hymnenform des Hilarius bildete nun Ambrosius weiter aus, jedoch noch ohne den Reim anzuwenden, der sich erst bei Damasus, Bischof zu Rom, wo er 384 starb, einem Spanier von Geburt, als Zeichen ungewöhnlichen Aufschwungs zeigt. Ambrosius wurde im J. 374 als kaiserlicher Statthalter von Mailand, in welchem Amt er sich durch seine Weisheit, Kraft und Milde allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte, obwohl er erst Katechumen war und zuvor sich taufen lassen mußte, vom Volke, das er in der Kirche bei einem Aufruhr wegen der Wahl eines neuen Bischofs zur Ruhe ermahnte, zum Bischof gewählt. Eine Stimme rief auf einmal, man sagt es sey ein Kind gewesen: „Ambrosius soll Bischof seyn,“ und alsbald hallte dieser Ruf in der ganzen Kirche wieder. Er weigerte sich lange, da er noch nicht einmal getauft und des h. Amtes unkundig sey, ja er floh aus der Stadt, als das Volk immer nicht davon abstand, ihn als seinen Bischof haben zu wollen. Endlich befahl ihm der Kaiser Valentinian das Bischofsamt anzunehmen. Dieses Amt verwaltete er dann auch bis zu seinem Tod im J. 397 als ein rechter Hirte, der sich des bedrängten Glaubens, der Armen und Angefochtenen treulich annahm; seine Thüre stand Tag und Nacht Jedem offen; mit seinem eigenen Vermögen kaufte er den Gothen Gefangene ab; sein Wort galt viel in der Kirche; mit Festigkeit trat er, durchdrungen von der Größe seines göttlichen Berufs, unchristlichen Vorsätzen und Maßregeln der Kaiser entgegen, wie er auch einmal den Kaiser Theodosius I., der siebentausend Thessalonicher wegen eines Aufstands im J. 390 hinrichten ließ, unter Vorhaltung von Davids Bußexempel bewog, daß er unter Niederlegung seines Kaiserschmucks öffentliche Kirchenbuße that. Als der Kaiser nämlich den folgenden Sonntag mit seinem glänzenden Gefolge zur Kirche kam, um das h. Abendmahl zu feiern, trat ihm Ambrosius an der Schwelle des Tempels Gottes entgegen, hielt die Hand gegen ihn, und rief: „Ein blutbefleckter Mann ist unwerth, zu der Gemeinschaft Christi sich zu zählen.“ Und da nun der Kaiser auf König Davids Beispiel sich berief, erwiederte der für die Ehre des Herrn eifernde Bischof: „Folge David in seiner Reue, wie du ihm folgtest in seiner Sünde!“ — Es werden ihm dreißig

Hymnen zugeschrieben, von welchen jedoch bloß zwölf entschieden ihn zum Verfasser haben. Unter diesen besonders:

„Aeterne rerum conditor"
„O lux beata trinitas" * — „Der du bist drei in Einigkeit."
„Veni redemtor gentium" — „Nun komm der Heiden Heiland."
(Nro. 95 im W. Gesangb.)
„Deus creator omnium"
„Splendor paternae gloriae"

Mit Unrecht wird ihm zugeschrieben:

„Te Deum Laudamus" — „Herr Gott, dich loben wir."
(Nro. 1 im W. Gesangb.)

Von Augustinus, welchen Ambrosius getauft hatte, und der als berühmter Kirchenlehrer und Bischof zu Hippo in Nordafrika 430 starb, ist ein Triumphgesang am Tage der Auferstehung bekannt:

„Cum rex gloriae Christus."

Später schloßen sich an die ambrosianische Hymnendichtung an: Cölius Sedulius, ein christlicher Aeltester, aus Irland gebürtig, ums J. 450. Von ihm sind die zwei bekannten Weihnachtsgesänge: **

„A solis ortus cardine" — später durch Luther deutsch bearbeitet: „Christum wir sollen loben schon."
„Hostis Herodes impie" — von Luther deutsch bearbeitet: „Was fürchtst du Feind Herodes sehr."

---

* Als Probe der ambrosianischen Hymnen stehe hier im Original die Hymne:

1. O lux beata Trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus
Infunde lumen cordibus.

2. Te mane laudum carmine,
Te deprecemur vespere,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet secula.

3. Deo patri sit gloria
Ejusque soli Filio,
Cum spiritu Paracleto
Nunc et per omne seculum. Amen.

** Als Proben seiner Hymnendichtung werden hier Beide im Original gegeben:

I.

1. A solis ortus cardine
Ad usque terrae limitem
Christum canamus principem
Natum Maria Virgine.

2. Beatus auctor seculi
Servile corpus induit,
Ut carne carnem liberans
Ne perderet, quos condidit.

3. Castae parentis viscera
Coelestis intrat gratia:
Venter puella bajutat
Secreta, quae non noverat.

4. Domus pudici pectoris
Templum repente fit Dei:
Intacta nesciens virum
Concepit alvo filium.

5. Enititur puerpera,
Quem Daniel praedixerat,
Quem ventre matris gestiens
Baptista clausum senserat.

6. Foeno jacere pertulit,
Praesepe non abhorruit
Et tacte modico pastus est,
Per quem nec ales esurit.

7. Gaudet chorus coelestium,
Et angeli canunt Deo,
Palamque fit pastoribus
Pastor, creator omnium.

8. Jesu tibi sit gloria
Qui natus es de Virgine,
Cum patre et almo spiritu
In sempiterna secula. Amen.

Beide Gesänge sind Stücke aus einem alphabetischen Gedicht über die Erlösungsgeschichte; das erste enthält die Strophen von **A—G**, das zweite beginnt mit der Strophe **H.**

Ennodius, Bischof zu Pavia, †521. Von ihm ist das schöne Abendlied:

„Nigrante tectam pallio"

Dieser Hymnendichtung schließt sich auch noch an das von einem unbekannten Verfasser herrührende nicänische Glaubensbekenntniß:

„Patrem credimus"

das alte „Credo" oder „Patrem" cfr. Nro. 54 im W. Gesangb. „Wir glauben all an einen Gott."

Ebenso das gleichfalls von einem unbekannten Verfasser stammende:

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi"

„O Lamm Gottes, unschuldig" (Nro. 160 im W. G.).

Ein besondres Merkmal dieser ganzen, durch eigenthümliche Schönheit und Würde ausgezeichneten römischen oder ambrosianischen Hymnendichtung ist große Schmucklosigkeit, Einfalt und Wahrheit, verbunden mit gewaltiger Kraft. Dr. Fortlage,* der Uebersetzer dieser Gesänge, schildert sie folgendermaßen: „Unter der Worte hökrigter „Decke sprühet feurige Schlagkraft, Gewalt des Alles zersprengenden, „geoffenbarten Wortes. Die Empfindung redet nicht sich, sondern „allein ihren Gegenstand in unverzierter Haltung. Man kann dieß „den Urgesang des Christenthums, den Gesang seiner moralischen „Energie nennen. Denn es gebiert sich bei ihm in der Seele ein welt„überwindender Stoicismus, eine Stimmung, deren wahrhaft römische „Größe darin besteht, über Eindrücken erhaben zu stehen und sich „sowohl Schmerz als Lust zum bloßen Gegenstand zu machen, über „welchem der höhere Grundsatz walte mit einem Glauben, der aus „Entschluß bei seinem Dogma beharrt, ohne zu sehr nach Beglaubi„gung durch stets zu erneuende innere Erfahrungen und Gefühle zu „ringen. Solcher Glaube ist seiner Natur nach der unerschütterlichste, „weil er nicht in der Gefühlsregion, sondern in der moralischen Sphäre

---

II.

1. Hostis Herodes impie,
Christum venire quid times:
Non arripit mortalia,
Qui regna dat coelestia.

2. Ibant Magi, quam viderant,
Stellam sequentes praeviam,
Lumen requirunt lumine,
Deum fatentur munere.

3. Lavacra puri gurgitis
Coelestis agnus attigit,
Peccata, quae non detulit,
Nos abluenda sustulit.

4. Novum genus potentiae,
Aquae rubescunt hydriae,
Virumque jussa fundere
Mutavit unda originem.

5. Gloria tibi, Domine,
Qui apparuisti hodie
Cum Patre et Sancto Spiritu
In sempiterna secula. Amen.

* Gesänge christlicher Vorzeit. Auswahl des Vorzüglichsten aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt von C. Fortlage, Dr. der Philosophie. Berlin. G. Reimer. 1844.

„des religiösen Entschlusses wurzelt und seine Stellung nicht anders „auffaßt, als einen Kampf mit der Welt im Innern und der Welt von „Außen — derselbe männliche Geist, der auch wieder die Reformation „in ihrer Ausbreitung beseelte." So zeuget auch Herder von diesen Hymnen: „In ihnen tönet die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, „Eines Herzens und Glaubens; nirgends ist eine Empfindung oder „ein Gedanke ausschließlich hervorgehoben, man vernimmt vielmehr „überall die Sprache der christlichen Andacht in großen Accenten."

Eine andere Färbung hat die abendländische oder lateinische Hymnendichtung dieser Zeit in Spanien, wo mit Prudentius „eine Wiedergeburt flammender Psalmenpoesie zum Vorschein und das Feuer der Empfindung zum unmittelbaren Ausbruch kam," weshalb auch die spanischen Hymnen ein reicheres Farbenspiel haben. Aurelius Prudentius Clemens nämlich, aus Calagurris in Altkastilien, der einer vom Kaiser ihm übertragenen Ehrenstelle freiwillig entsagte und die letzten Jahre seines Lebens ganz der geistlichen Liederdichtung widmete († 405), dichtete viele Hymnen, wovon die Meisten in gottesdienstlichen Gebrauch kamen und sich durch ein glühendes Feuer der Empfindung und Glanz auszeichnen; besonders gilt die Empfindung dem Märtyrthum, denn er dichtete neben einer Sammlung von täglich zu singenden Liedern (Cathemerinon) Triumphlieder auf die Märtyrer unter dem Titel: Peristephanon, welche Fortlage das Hervorragendste, Prächtigste und Kostbarste nennt, was die geistliche Dichtkunst des Christenthums hervorgebracht. Unter seinen Hymnen ist besonders bekannt der schöne Grabgesang:

„Jam moesta quiesce querela" — woraus Mich. Weiß die deutsche Bearbeitung „Nun laßt uns den Leib begraben" bildete.

„Salvete flores Martyrum" — eine Hymne auf das Fest der unschuldigen Kinder.

Diesen feurigen, schwunghaften und reichern Liederton der spanischen lateinischen Hymnen verpflanzte Fortunatus, Bischof zu Poitiers, ein geborner Oberitaliener († 600), nach Italien. Von ihm sind die schönen Passionshymnen:

„Pange lingua gloriosi prölum certaminis."

„Vexilla regis prodeunt, fulget Christi mysterium."

In der letztern Hymne ist einigermaßen ein Reim angestrebt.

Groß war der Eindruck, den diese lateinische Hymnendichtung bewirkte, so daß die allgemeine Kirchenversammlung zu Toledo im J. 633 die Hymnen des Hilarius, Ambrosius und der Andern sogar ausdrücklich für den kirchlichen Gebrauch empfahl.

Von besonderer Bedeutung ist aber der Einfluß, den das kirchliche Gesangwesen durch Ambrosius erfuhr. Es bildete sich jetzt eine ganz neue Sangweise, welche von ihm den Namen „ambrosianischer Kirchengesang" erhielt.

Zwar hatte man schon zuvor im Abendlande, nachdem einmal

ein öffentlicher Kirchengesang ins Leben gerufen war, angefangen, sich die Pflege des Kirchengesangs angelegen seyn zu lassen und in demselben Maaße, in welchem der Gottesdienst in den Tempeln an Pracht und Feierlichkeit zunahm, wurde auch der Kirchengesang mehr und mehr ausgebildet. Neben den Lectoren, welche Predigten vorzulesen hatten, wurden aus den jüngern Geistlichen besondere Kirchensänger (**Cantores**, ψαλται) durch die Kirchenversammlung zu Laodicea im J. 364 aufgestellt; diese sangen theils allein, theils wechselten sie mit den Chören der Gemeinde ab; der Pabst Sylvester hatte schon im J. 330 zu Rom eine Gesangschule zur Bildung eines kirchlichen Sängerchors errichtet, welcher an Festtagen, bei Umzügen und sonstigen Feierlichkeiten in sämmtlichen Kirchen der Stadt die musikalischen Aufführungen zu besorgen hatte. Der Charakter des Kirchengesangs blieb aber immer noch, wie er von Anfang an war, ein gesangartiges Recitiren der Worte mit geringer Modulation der Stimme, ein eintöniges, kunstloses Singen von Gebeten mit musikalischen Accenten.

Ambrosius jedoch faßte die vorangegangenen, vereinzelten musikalischen Bestrebungen, die musikalische Bildung der griechischen Welt und die melodiereichen Klänge des griechischen Gesangs auch auf den christlichen Gottesdienst durch melodischere Kirchengesänge überzutragen, mit gewandtem und festem Sinne zusammen und führte einen melodischen Kirchengesang, einen recitativartigen Gesang mit bestimmter Modulation und rythmischer Betonung ein, wozu sich dann auch seine und seiner Zeitgenossen wohlklingende, in metrischer Hinsicht vervollkommnete Hymnen besonders gut eigneten. Freilich scheint der Rythmus bloß auf lange und kurze Töne beschränkt und die Modulation nicht bedeutend gewesen zu seyn, weil sie sich nur auf die vier griechischen Tonarten stützte. Das bis dahin regellose und willkürliche Singen suchte nämlich Ambrosius durch den gleichfalls von der griechischen musikalischen Bildung entlehnten Gebrauch vier bestimmter Tonarten zu regeln; es waren dieß die dorische d, e, f, g, a, h, c, d; die phrygische e, f, g, a, h, c, d, e; die lydische f, g, a, h, c, d, e, f und die mixolydische g, a, h, c, d, e, f, g. Von der griechischen Kirche nahm er gleichfalls die Form des Wechselgesangs auf.

So trat durch Ambrosius der Figuralgesang, der figurirte oder melismatische Kirchengesang, in die Kirche ein.

Bei all diesem Bestreben jedoch, die griechische musikalische Bildung auf den christlichen Kirchengesang überzutragen und ihn dadurch so rein und schön als möglich ertönen zu lassen, war Ambrosius doch sehr darauf bedacht, ihn vor aller Verweltlichung zu bewahren und seine einfache Würde nicht durch sinnenkitzelnde Melodien weltlicher Musik antasten zu lassen. Einfach und würdevoll war daher auch die ursprüngliche Form dieses ambrosianischen Kirchengesangs, wie sich dieß an der uns noch erhaltenen seltsam einfachen Choralmelodie aus

der ambrosianischen Zeit: „Nun komm der Heiden Heiland“ zeigt; man vermuthet, diese Melodie möchte aus der griechischen vorchristlichen Musik abstammen.

Solche Sangweise führte nun Ambrosius im J. 386 mit Hülfe des römischen Bischofs oder Pabsts Damasius zunächst in der mailändischen Kirche ein. Von hier verbreitete sie sich jedoch schnell über die meisten abendländischen Kirchen und ward als Volks- oder Gemeindegesang in der Kirche angenommen. Groß muß auch wirklich die Macht dieses ambrosianischen Gesangs über die Gemüther gewesen seyn, denn der strenge Augustin, ein Vertheidiger des ambrosianischen Gesangs, erzählt in seinen Bekenntnissen (IX. 2.) von dem mailändischen Kirchengesang, als er ihn zum erstenmal gehört hatte, da er als Neubekehrter die Kirche zu Mailand besuchte: „Wie weinte ich über „deine Lobgesänge und Lieder, o Gott, als ich durch die Stimme „deiner lieblich singenden Gemeinde kräftig gerührt wurde. Diese „Stimmen floßen in meinen Ohren und deine Wahrheit wurde mir „ins Herz gegossen. Da entbrannte inwendig das Gefühl der Andacht „und die Thränen liefen herab, und mir war so wohl dabei!“

Im Lauf von zwei Jahrhunderten verlor jedoch der ambrosianische Kirchengesang allmählich immer mehr von seiner ursprünglichen, würdigen Einfachheit. Nicht nur hatte man, wie schon Augustin zur Verdrängung üppiger Weltlieder es that, immer häufiger Volksweisen und schon vorhandenen griechischen und römischen vorchristlichen Hymnen christliche Texte untergelegt und sie so in gottesdienstlichen Gebrauch gebracht, sondern es hatte auch die strenge rythmische Betonung, welche eine gewisse heitere, weltförmige Lebendigkeit nothwendig mit sich führte, diesen Kirchengesang der Vermischung mit weltlicher Musik ausgesetzt; auch wurden die vier süßen griechischen Tonarten eine Verlockung für den kirchlichen Sinn, so daß wirklich allmählich eine Verweltlichung des Kirchengesangs eintrat. Dieß mußte eine Gegenwirkung hervorrufen, und deren Geltendmachung führt uns in

b) die Zeit des gregorianischen Kirchengesangs. Vom J. 590—814.

Gregor der Große, welcher im J. 590 aus der Stille des der strengsten Enthaltsamkeit geweihten Klosterlebens, in das er sich plötzlich mit der Welt brechend aus den glücklichsten und glänzendsten Verhältnissen zurückgezogen hatte, auf den Stuhl Petri berufen wurde und nun bis zum J. 604 mit seltener Kraft die Unabhängigkeit der Kirche von allem weltlichen Einfluß zu behaupten und den streng kirchlichen Geist, das hierarchische Element, in alle Verhältnisse einzuführen wußte, fühlte sich gedrungen, auch den Kirchengesang von dem weltlichen Einfluß zu reinigen, unter den er gerathen war.

Er suchte daher vor Allem den melodischen Schwung und die rythmische Betonung, welche dem ambrosianischen Kirchengesang jene melismatische Frische und Heiterkeit eingehaucht, ihn aber dadurch

auch der Verweltlichung ausgesetzt hatte, mit mönchisch trübem Ernste zu entfernen und eine der Künsteleien und der muntern Beweglichkeit der weltlichen Musik möglichst schroff gegenüberstehende Einfachheit beim Kirchengesang einzuführen, wie er selbst daran durch den seit Hieronymus auch über die abendländische Kirche verbreiteten eintönigen, ernsten, schroffeinfachen Mönchsgesang in seinem Kloster gewöhnt war. Daher ließ er den Gesang langsam, taktlos und ohne Berücksichtigung der langen und kurzen Sylben, gleichmäßig, also ohne jenen belebten Rythmus, in lauter Noten von gleichem Werth fortschreiten. Er gab ihm wieder die Form des Recitativs, welche er schon vor Ambrosius hatte, nur daß er mehr Modulation dabei gestattete. Um allem ungehörigen Dazwischensingen oder leicht sich eindringenden weltlichen Verkünstelungen vorzubeugen und die Melodie in ihrem ursprünglichen Ernst zu erhalten, gab er jedem Text seine bestimmte und unveränderlich feststehende Melodie, welche bloß einstimmig (unisono) von dem ganzen Sängerchor gesungen werden sollte. In ersterer Beziehung erhielt daher dieser Gesang den Namen **cantus firmus** oder der kanonische, feststehende (**canon** hieß nämlich eine solche Melodie), in letzterer Beziehung den Namen **cantus choralis**, d. i. Allgemein-Gesang.

Dieser **cantus choralis** sollte aber nicht von der ganzen Gemeinde als ein wahrer Allgemeingesang gesungen werden, sondern bloß von einem besonders hiezu kirchlich gebildeten Sängerchor, dessen Glieder **choraulae** und dessen Vorsänger **canonici** hießen. Dieß lag in dem hierarchischen Geiste Gregors, der gerade deßwegen auch den ambrosianischen Gesang, welcher ein Volksgesang in der Kirche, also ein eigentlicher Gemeindegesang war, verdrängte, indem er den Kirchengesang von der Gemeinde, deren allgemeines Priesterthum als einer Christengemeinde in jener Zeit nicht mehr Geltung fand, übertrug auf die einseitig als alleinige Priester erklärten Kleriker und auf die klerikalisch geschulten Sängerchöre. Gregor war es auch, welcher der Abendmahlsfeier als Meßopfer, bei dem der Priester den Leib Christi täglich opfert, ihre dermalige Gestalt gab. Das Volk sollte in stummer Ehrfurcht nur auf die Würde des Priesters, auf seine Gebete und Gesänge achten. — Ein solches unmusikalisches Singen ohne belebten Rythmus und Takt konnte aber auch niemals Volks- oder Gemeindegesang werden. Die Neumen ferner, eine Menge von Punkten, Strichen, Häckchen, Zirkel, Bögen und wunderlich kraus zusammengesetzten Figuren, welche er als Tonschrift erfand und die über jeder Sylbe des lateinischen Textes zwischen den Zeilen angebracht waren und dort durch ihre höhere und niederere Stellung die Erhöhung und Erniedrigung der Stimme, nicht aber einen bestimmten Ton, z. B. a, h, c, bezeichnen sollten, waren wenig geeignet für den Gebrauch des Volks. Sie waren vielmehr Schuld, daß dieser kanonische Gesang Gregors trotz seiner großen Einfachheit

eine schwere Kunst wurde, welche selbst der begabteste Chorschüler in zehn Jahren kaum vollständig erlernen konnte.

Endlich fügte Gregor den von Ambrosius eingeführten vier süßen griechischen oder authentischen Tonarten, weil sie den kirchlichen Sinn zur Verweltlichung hatten verlocken helfen, je noch drei Töne unten hinzu, wodurch die plagalen oder die mit „hypo" bezeichneten kirchlichen Tonarten entstanden, deren jede um eine Quarte unter ihrem Haupttone lag. Zu der dorischen fügte er a, h, c, — die hypodorische; zu der phrygischen h, c, d — die hypophrygische; zu der lydischen c, d, e — die hypolydische; und zu der mixolydischen d, e, f — die hypomixolydische. Dieß ist der von Gregor gelegte Grund zu dem System der Oktaven und den acht alten Kirchentonarten.

Auf solche Weise schuf Gregor eine Sangweise, welche nach ihm zum Unterschied vom ambrosianischen den Namen „gregorianischer Kirchengesang" oder „römischer Gesang, cantus Romanus" erhielt, sich schnell durch die Macht des päbstlichen Stuhls im ganzen Abendland verbreitete, bis zur Reformation allgemein gültig blieb und jetzt noch in der katholischen Kirche in der Meßordnung und dem gottesdienstlichen Ritual, welches Gregor für die Kirche anordnete, fortbesteht. Ja selbst in dem evangelischen Choralgesang, in welchem Ambrosius durch die Reformatoren eine Weile wieder die Herrschaft erhalten hatte, ist er im achtzehnten Jahrhundert wieder eingedrungen mittelst des langsamen, stets in gleichen, halben Noten feierlich einherschreitenden Gesangs, der zuletzt in dieser Kirche aufkam.

Während der ambrosianische Kirchengesang die Welt- und Kunstbildung aufnahm und christlich zu verklären suchte und zugleich als ächter Volksgesang sich kund gab, ist im gregorianischen Kirchengesang die strengste Abschließung nicht nur gegen die Welt, sondern auch gegen die Priesterlichkeit des christlichen Volks in der Kirche zu schauen. Während der ambrosianische Kirchengesang ein Figuralgesang war voll melodischen Schwungs und frischer, rythmischer Belebtheit, ist der gregorianische das gerade Gegentheil, ein streng gehaltenes Recitativ, eintönig, eine in Noten von gleichem Werth, nur mit einfachen Modulationen sich erhebende, gemessen und feierlich fortschreitende Tonfolge. Während endlich der ambrosianische Kirchengesang ein mannigfaltiger Wechselgesang war, schreitet der gregorianische einstimmig, im Einklang und Gleichklang einher.

Zu solchem Gesang dichtete nun Gregor selbst auch einige treffliche Hymnen. Von ihm ist z. B. die schöne Gründonnerstags- oder Abendmahlshymne (Meßgesang):

„Rex Christe factor omnium, redemtor et credentium." *

* 1. Rex Christe, factor omnium,
Redemtor et credentium,
Placare votis supplicum,
Te laudibus colentium.

2. Cujus benigna gratia,
Crucis per alma vulnera,
Virtute solvit ardua
Primi parentis vincula.

welche Luther in seinen Tischreden dem Inhalt nach für den „allerbesten Hymnen" erklärte. — Von ihm ist auch:

„Da pacem Domine."

Nach ihm machten sich als Hymnendichter noch bekannt Bischof Isidor von Sevilla oder Hispalis († 636) und **Beda venerabilis**, der Mönch zu Wirmuth, gewöhnlich nur der „Lehrer Englands" genannt (geb. 673 zu Jarow, † 735). Von den eilf Hymnen des Letztern ist noch eine Himmelfahrtshymne im Gebrauch.

Zur Reinerhaltung und Verbreitung des von Gregor eingeführten Kirchengesangs diente besonders die große Gesangschule mit einem Prior und vier Lehrmeistern, die er in Rom errichtete. Man zeigte daselbst noch längere Zeit das Sopha, auf welchem ruhend er öfters die in die Gesangschule aufgenommenen Knaben, meist Waisenknaben, eigens unterrichtete. Diese Knaben wurden hier ganz unterhalten, und erhielten später päbstliche Aemter, kamen sogar öfters selbst auf den päbstlichen Stuhl. Gregor wurde daher auch später Schutzpatron der Schulen, als Stifter des Kirchengesangs verehrt und ihm zu Ehren das Gregoriusfest oder das „Fest der Schulleute" gefeiert. Seine Gesangschule nahm Zöglinge aus allen Gegenden auf und sandte auch überallhin Sänger aus, um die gregorianische Sangkunst zu verbreiten. So wurde dieselbe namentlich in England unter König Ethelbert durch vierzig der besten römischen Sänger, die man dorthin kommen ließ, verbreitet.

Besonders war es aber Carl der Große (771—814), welcher den gregorianischen Kirchengesang unter seine besondere Obhut nahm, nachdem schon König Pipin in der Mitte des achten Jahrhunderts mit Hülfe des Bischofs Chrodegang zu Metz den gallischen Kirchengesang im fränkischen Reich nach dem römischen zu bilden versucht hatte. Bei seinen Festbesuchen in Rom hatte nämlich Carl den gregorianischen Gesang kennen und schätzen gelernt, weshalb er im J. 790 aus jener Gesangschule zu Rom durch Pabst Hadrian I. zwei der besten römischen Sänger nach Gallien kommen ließ und sogar selbst mit seinen Sängern nach Rom reiste, um sie in der dortigen Gesangschule recht bilden zu lassen. Als dieß geschehen, legte er selbst solche Gesangschulen in seinem Reiche an, wie z. B. zu Metz, Soissons, Orleans, Lyon, Cambray, Paris, Toul, Sens ꝛc., in welchen durchaus bloß die gregorianische Sangweise gelehrt werden durfte. Er hatte von dem Pabst Hadrian I. (772—795), der für den Kirchen-

---

3. Qui es Creator siderum,
Tegmen subisti carneum,
Dignatus hanc vilissimam
Pati doloris formulam.

4. Ligatus es, ut solveres
Mundi ruentis complices,
Per probra tergens crimina,
Quae mundus auxit plurima.

5. Cruci redemtor figeris,
Terram sed omnem concutis,
Tradis potentem spiritum,
Nigrescit atque seculum.

6. Mox in paternae gloriae
Victor refulgens culmine
Cum Spiritus munimine
Defende nos, Rex optime.

gesang sehr thätig war, mehrere Notenbücher (Antiphonarien), welche Gregor selbst geschrieben hatte und das eigene Gesangbuch Gregors zum Geschenk erhalten, was er nun abschreiben und in den Sangschulen vertheilen ließ.

Carl gab sich sogar selbst mit geistlicher Dichtung ab, wie auch sein Lehrer und Freund Alcuin, Abt zu Tours († 804), mehrere gute lateinische Hymnen gedichtet hat z. B. »luminis fons« und »Te homo laudet.« Ebenso dichtete auch sein Freund Paulus Diaconus (Paul Winfried), ein geborner Lombarde, der als Mönch im Kloster Monte Cassino ums Jahr 800 starb und dessen Hymnus auf den Tag Johannis des Täufers

Ut queant laxis — Famuli tuorum
Resonare fibris — Solve polluti
Mira gestorum — Labii reatum
Sancte Joannes!

weit bekannt ist. In diese Zeit gehört auch der dem Ambrosius mit Unrecht beigelegte Pfingsthymnus:

„Veni creator spiritus mentes tuorum visita.“ — Komm, Gott, Schöpfer, heiliger Geist!

Carl war in seinem Eifer für Einführung des gregorianischen Gesangs so fest, daß ihm kein Geistlicher vor Augen kommen durfte, der den Gesang nicht verstand. Er gieng auf seinen Reisen überall in die Kirchen, um selbst nachzusehen, wie es mit dem Gesang bestellt war; auch schickte er Visitatoren aus, ja er ordnete sogar größtentheils selbst den musikalischen Theil des Gottesdienstes in seiner Hofkapelle, half in der Hofsingschule oft mit unterrichten und hielt auch seine Kinder und Anverwandte, selbst die Fürsten in seinem Gefolge zum Gesang an. Er ließ auch eine Verordnung ausgehen, wornach Jeder, der sich um ein Priesteramt bewarb, sich einem strengen Examen in der Musik unterwerfen mußte.

Wie in Frankreich, so suchte Carl auch in Deutschland den gregorianischen Kirchengesang einzuführen. Dieß beweist die unter seinem Einfluß hochberühmt gewordene Gesangschule in der Abtei Fulda, die Bonifacius im Jahr 744 gestiftet hatte. An ihr wirkte der als Beförderer der Musik rastlos thätige Abt Rabanus Maurus aus Mainz, und nach ihrem Muster errichtete Carl bald noch andere Gesangschulen in Reichenau, Hersfeld, Corvey, Mainz, Trier ꝛc. Es war dieß auch nöthig, denn die ersten Sänger, die Carl von Rom hatte nach Deutschland kommen lassen, fanden den Kirchengesang der Deutschen dem Heulen wilder Thiere ähnlich.

Carls Lebensgedanke war es, alle germanischen Völker unter sein Scepter zu vereinigen und sie der Civilisation entgegenzuführen; hiefür sah er die Kirche als das beste Mittel an. Darum schloß er sich so enge an den Pabst zu Rom als das Haupt der abendländischen Kirche an, und begünstigte die Herrschaft der römischen Kirche. Deßhalb beförderte er auch den Kirchengesang, den er als das beste Bil-

bungsmittel erkannte, und wollte auch dadurch Einheit in die vielen Völkerstämme bringen, über die er zu herrschen berufen war, daß er nur eine einzige Gesangweise, die römische oder gregorianische, unter denselben und wo möglich in der ganzen abendländischen Kirche gelten ließ.

Während er so den Kirchengesang in Frankreich, Deutschland und Italien zur schönsten Blüthe brachte, daß derselbe in allen höhern Schulen gelehrt und kein Fest mehr ohne Gesang gefeiert wurde, drang er zugleich aufs Strengste auf die Reinerhaltung des gregorianischen Kirchengesangs. Er ließ in Mailand sogar alle Ueberreste des ambrosianischen Kirchengesangs aufkaufen und vernichten. Unter seiner Zustimmung drohte gar der Papst Leo **III.** (795—810), der ihm im Jahre 800 am Weihnachtsfeste in der St. Peterskirche zu Rom die römische Kaiserkrone aufgesetzt hatte, jedwedem Sänger, der von dem canonischen Unisonogesang, von dem gregorianischen **cantus firmus** und **choralis** abweiche, mit „Gefängniß und Landesverweisung."

In das Ende unseres Zeitabschnitts fällt auch der erste Gebrauch von **Orgeln** beim Gottesdienste. Die Instrumente, welche seither den Gesang begleiteten, waren Cither, Flöte und Pauke. Nach den Annalen Eginhards nun wurde dem König Pipin, dem Vater Carls des Großen, im J. 757 von dem griechischen Kaiser Constantinus Copronymus **VI.** durch besondere Abgesandte eine Orgel zum Geschenk übersandt, welche derselbe sodann der Kirche des heiligen Cornelius zu Compiegne verehrte. Carl der Große ließ hierauf zu einiger, freilich höchst mangelhafter Unterstützung des gregorianischen Kirchengesangs einige weitere Orgeln aus Griechenland, wo man sie übrigens nicht in den Kirchen gebrauchte, kommen, und nach dem Muster derselben, die nicht größer als ein kleiner Schrank und sehr einfach gewesen seyn sollen, von seinen Künstlern andere fertigen. Doch ist es ungewiß, ob dieß nicht bloße Wasserorgeln waren, welche schon ums J. 120 Ktebisius, ein berühmter Mechanikus in Alexandrien, nach Andern Archimedes († 272) erfunden haben soll und bei denen man sich des Wassers bediente, um Wind in die Pfeifen zu blasen. In einem viereckigen, zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kasten befand sich nämlich ein zweiter Kasten, der luftdicht in den äußern Kasten paßte und durch einen Tretbalken auf und nieder geschoben wurde. Derselbe tauchte jedoch nie in das Wasser ein, durch sein Niederdrücken aber wurde die Luft über dem Wasser zusammengepreßt und strömte durch Seitenlöcher in besondern Windschläuchen in das mit Ventilen und einer Claviatur versehene Pfeifenwerk.

Die erste Kirchenorgel mit Blasbälgen, welche ohne Wasser in Bewegung gesetzt wurde, also die eigentliche Windorgel soll erst Georgius, ein Pater zu Venedig, aus Benevento gebürtig, im J. 822 mit bleiernen Pfeifen verfertigt und Ludwig der Fromme in der Kirche zu Aachen aufgestellt haben.

Den ersten Gedanken zu den Wasser- und Windorgeln mögen die Pfeifenwerke im salomonischen Tempel, Migrepha oder Ugav (1 Mos. 4, 21. Hiob 21, 12. 30, 31. u. bes. Psalm 150, 4.) und Maschronita (Dan. 3, 5. 7. 10. 15., von Luther „Trompeten" übersetzt) gegeben haben. Diese verdankten ihren Ursprung wahrscheinlich der alten Syrinx- oder Siebenpfeife des Pan und der Sackpfeife oder dem Dudelsack. Beide ebräischen Pfeifenwerke bestanden aus verschiedenen Pfeifen von ungleicher Größe, die an einer kleinen Lade befestigt und oben offen waren, unten aber ein Ventil hatten. Die Migrepha bestand aus sieben Pfeifen und hatte zwei Blasebälgen, die Maschronita bestand aus zwölf Pfeifen und der Wind wurde bei ihr durch einen vom Spieler selbst angeblasenen Windkanal mit Wind versorgt. Beide hatten auch ein Griffbrett zum Spielen, dessen Tasten durch Niederdrücken die Ventile öffneten.

Mit dem Worte ὀργανον, organum, welches ursprünglich jedes Handwerkszeug bezeichnete, wurden später die musikalischen Instrumente, besonders die Blasinstrumente überhaupt bezeichnet, und so kam es, daß diese Erfindung, bei der mehrere tönende Blasinstrumente, die Pfeifen, zusammengestellt waren und in einem angenehmen Tonwechsel zusammenspielten, schon in Griechenland den Namen ὀργανον erhielt, woraus das deutsche Wort „Orgel" sich bildete.

Zweite Periode.

Die mittelalterliche Zeit.

Vom Tod Carls des Großen bis zur Reformation. 814—1517.

---

1) Das lateinische Kirchenlied.

In Italien, Spanien, Gallien, Nordafrika war die lateinische Sprache die Muttersprache, deren sich die Priester auch dann noch beim Gottesdienst fortbedienten, nachdem durch die Einwanderung der Gothen sich neue Sprachen gebildet hatten. Die Missionäre, welche von Rom aus oder im Dienst der römischen Kirche das Abendland durchzogen, und in England und von da in Deutschland das Christenthum pflanzten, konnten sich nicht überwinden, das göttliche Wort und die gottesdienstlichen Formeln und Gesänge in die rohen Sprachen der Heidenvölker zu übertragen, wie einst Ulphilas gethan, der den Gothen im J. 361 die heilige Schrift in ihre Volkssprache übersetzte. Sie hielten

beim Gottesdienst durchaus fest an dem Gebrauch der römischen oder lateinischen Sprache, und suchten, wie namentlich Bonifacius, Alles nach römischem Schnitt zu modeln. Es mögen auch die neubekehrten, zuvor rohen Völkerschaften in abergläubischer Andacht gerade diese Gebete und Gesänge in unverständlicher Sprache mit besonderer Scheue und Ehrfurcht aufgefaßt haben. So ward in manchen Ländern, besonders in Deutschland, zugleich mit dem Christenthum ganz von selbst auch die lateinische Kirchensprache oder die römische Liturgie eingeführt. Dazu kam im ganzen fränkischen Reiche, daß Carl der Große aus politischen Gründen schon der Gleichförmigkeit wegen den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, oder der römischen Liturgie, zu befördern suchte, wie dieß aus Anlaß seiner Bemühungen für die Verbreitung und Reinerhaltung des gregorianischen Kirchengesangs bereits erwähnt worden ist.

Was sich nun anfangs im Abendland von selbst nach der Natur der Umstände so zu gestalten anfieng, das ward später durch die im Mittelalter immer höher steigende hierarchische Uebermacht der römischen Päbste mit Absicht und planmäßig, sogar durch förmliche Verbote gegen den Gebrauch der Landessprachen beim Gottesdienst, durchzuführen gesucht. Die Päbste behaupteten die römische Liturgie als Band der Einheit für die ganze Kirche und verdrängten so seit dem eilften Jahrhundert sogar auch in Spanien immermehr die gothische oder mozarabische Liturgie. Die verschiedenen Landeskirchen sollten durch den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst um so fester an den römischen Stuhl gefesselt werden. Daher ward auch die Behauptung aufgestellt, daß nur die lateinische Sprache für die Religion mit Erfolg gebraucht werden könne. Verbot ja doch sogar im Jahr 1129 die Kirchenversammlung zu Toulouse den Laien, sie sollen weder das alte noch das neue Testament, höchstens das Psalmbuch oder einen Auszug der lateinischen Liturgie oder die Gesänge an die heilige Jungfrau, aber selbst diese nicht in der Muttersprache besitzen oder lesen. Es war dem immermehr um sich greifenden hierarchischen Geiste ganz angemessen, daß die Priester dem Volke in der unverständlichen und darum mysteriösen, lateinischen Sprache vorbeteten und vorsangen; auch diente es zur Erhöhung des Ansehens der Priester in den Augen des Volkes, wenn denselben vorzugsweise vor dem Volk das englische Geschäft zubeschieden wurde, Gott im Tempel mit Lobgesängen zu preisen, wie dieß die Engel im Himmel thun. Daher und wegen des ohnedem in lateinischer, dem Volke fremder Sprache vorzutragenden, auch äußerst mühsam zu erlernenden gregorianischen Kirchengesangs kam es, daß die Priester beim Gottesdienst immer allein und als Stellvertreter des Volkes mit ihren Sängerchören ihre lateinischen Hymnen sangen, und auf lange hinaus das Volk einzig und allein damit sich begnügen mußte, zu den Hymnen der Priester die Anfangsworte der lateinischen Litanei — „Christe

eleison" — kyrie eleison" („Herr, erbarme dich") auszurufen. Dieses Kyrie eleison war als Herzenserguß der Gemeinde aus der griechischen Kirche schon in den ersten Jahrhunderten in die lateinische Kirche übergegangen, in der es dann Sitte wurde, dasselbe gewöhnlich sechsmal zu beten oder zu singen.

Bei solcher Alleinherrschaft der römischen Liturgie im Mittelalter, in der streng bloß lateinische Gesänge für die Kirche vorgeschrieben waren, konnten auch keine andere Kirchenlieder aufkommen, als lateinische. Auf der Herrschaft der römischen Liturgie ist also auch die Alleinherrschaft des lateinischen Kirchenlieds im Mittelalter gegründet.

Im neunten Jahrhundert machen sich als lateinische Kirchenliederdichter bemerklich: Theodulph, geb. in Italien, † 821 als Bischof von Orleans, dessen Festlied auf den Palmsonntag: „**gloria, laus et honor**" zu solchem Ansehen in der römischen Kirche kam, daß es stets am Palmsonntag zu Ende der Prozession beim Eintritt in die Kirche gesungen wurde.

Rabanus Maurus, der Schüler Alcuins, geb. 776, welcher schon als Abt des Klosters Fulda seit 822 Carl den Großen in Einführung des gregorianischen Kirchengesangs in Deutschland kräftig unterstützt hatte und als Erzbischof zu Mainz im Jahr 856 starb. Seine schönsten Hymnen sind:

„cantemus Domino" und „altar es magnumque."

Der erste Deutsche jedoch, welcher sich in dieser Zeit mit der lateinischen Hymnendichtung befaßte, ist Walafrid, genannt Strabo, seit 842 Abt von Reichenau, unweit Constanz, wo er, nachdem er längere Zeit als Dekan im Kloster St. Gallen gelebt, 849 starb. Bekannt ist sein Hymnus: „**Lumen inclytum refulget.**" Er ist es, welcher die geistliche Dichtkunst im Benediktinerkloster zu St. Gallen weckte und neben Hartmuth besonders den St. Gallischen Mönch Notker, genannt Balbulus (geb. zu Heiligau bei St. Gallen, † 912 und 1514 unter die Heiligen versetzt), zur geistlichen Dichtkunst anregte.

Dieser Notker der Aeltere, oder „der Mönch von St. Gallen", hatte einen entscheidenden Einfluß auf das lateinische Kirchenlied, indem er eine neue Form lateinischer Kirchenlieder, die sogenannten Sequenzen oder Prosen einführte. Zum Ausdruck froher Begeisterung und sprachlosen Entzückens sang man nämlich bei der Messe auf die letzte Sylbe des Hallelujah, also mit dem Laute a noch sogenannte Tonreihen ohne Text, jubilos, die man, weil sie auf das Hallelujah wie eine Art Finale folgten und in den Noten die Melodie desselben genau wiederholten, „**Sequentiae**," „Sequenzen" nannte. Notker beschreibt selbst die Entstehung von Liedern durch diese Töne in einem Brief an den Bischof Luitward, dem er eine Sammlung derselben zueignete, folgendermaßen: „Da ich noch jung „war und es mir nicht immer gelingen wollte, die langgedehnten

„Melodien über die letzte Sylbe des Hallelujah im Gedächtniß zu be„wahren, so sann ich auf ein Mittel, dieselben behaltbarer zu machen. „Indessen trug es sich zu, daß ein gewisser Priester aus Gimedia mit „einem Antiphonarium zu uns kam, in welchem zu den Sequenzen „einige, wiewohl nicht fehlerfreie Strophen geschrieben waren. Dieser „Umstand veranlaßte mich nach Art derselben andere aufzusetzen. Ich „zeigte sie meinem Lehrer Yso, dem sie im Ganzen gefielen, nur daß „er bemerkte, so viel Noten der Gesang habe, ebenso viel und nicht „weniger Sylben müßten auch im Texte seyn. Nach dieser Weisung „sah ich meine Arbeit noch einmal durch und nun nahm Yso sie mit „vollkommenem Beifall auf und gab den Text den Knaben zum Singen."

Ein anderer Grund zur Entstehung dieser Sequenzen lag aber gewiß auch in dem Bedürfniß liedermäßiger Gesänge für die Messe, die nicht bloß von dem Chor der öffentlich bestellten Sänger, sondern auch von der ganzen Versammlung angestimmt werden könnten in leichtern und durch die Wiederholung der Strophen behaltbarern Melodieen als die der übrigen Meßgesänge, z. B. des Gloria, Credo ꝛc.; vielleicht auch in dem Wunsche, mehr Abwechslung in den Meßgottesdienst zu bringen und ihn von Seiten des Gesangs in nähere Beziehung mit den Gegenständen der einzelnen Kirchenfeste zu setzen.

Die so entstandenen Sequenzen wuchsen nun schnell und in einer verhältnißmäßig noch viel größern Zahl, als die eigentlichen Hymnen, an. Ihr Unterschied von den Hymnen bestand, wie auch ihr anderer Name „Prosen" zu erkennen gibt, in dem Mangel des Sylbenmaßes und Rythmus, wie dieß wenigstens anfangs bei den ältesten Gesängen dieser Art der Fall war. Nach und nach schlich sich aber auch in sie der in den Zeiten des Mittelalters so beliebte Reim ein, und vom zwölften Jahrhundert an wurden sie ordentliche metrische Gesänge, nur mit dem Unterschied, daß ihre Strophen nicht aus vier, sondern aus drei oder sechs Zeilen bestanden.

Notker selbst dichtete im Ganzen 38 solcher Sequenzen, unter welchen die bekanntesten sind:

„Eja recolamus laudibus"
„Sancti spiritus adsit"
„Grates nunc omnes reddamus Domino Deo" —

eine Sequenz de nativitate Domini, deren ersten Vers Luther in seinem Weihnachtslied: „Gelobet seyst du, Jesu Christ" (Nr. 111 im würt. Gesangbuch) in einer deutschen Uebersetzung vorangestellt hat.

Auch im zehnten und eilften Jahrhundert lebte am Bodensee unter dem Benidiktinerorden die geistliche Dichtung noch fort. In demselben Kloster Reichenau, in welchem der Vater der lateinischen Kirchenliederdichtung in Deutschland, Walafrid, als Abt gelebt, trat Hermann von Veringen († 1054), ein Benediktinermönch, als Dichter auf. Besondere Auszeichnung verdienen aber in dieser Zeit:

Robert, König von Frankreich, Sohn Hugo Capet's,

dem er im J. 997 in der Regierung folgte († 1031). Von ihm sind die ausgezeichnet schönen Pfingstsequenzen

„Veni sancte spiritus et emitte coelitus“ *

„Veni sancte spiritus reple tuorum corda fidelium“

welch letztere Luther deutsch überarbeitet hat: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott, erfüll mit deiner Gnade Gut“ (Nr. 194 im würt. Gesgb.).

Petrus Damiani, der fromme und durch seinen glühenden Eifer für die Wiederherstellung der Würde des Priesterthums und strenger Kirchenzucht ausgezeichnete Bischof von Ostia, welcher die Bußübung der Selbstgeißelung einführte und im Jahr 1072 im Kloster St. Croce im Kirchenstaat starb. Er war ein sehr fruchtbarer Dichter, 50 Hymnen und Sequenzen werden ihm zugeschrieben. Bei ihm findet sich auch der Anklang und die Fortsetzung des durch Fortunatus nach Italien und Frankreich verpflanzten, feurigen Schwungs des spanischen Hymnengesangs der vorigen Periode. Wie der spanische Prudentius sein Lied dem Märtyrerthum weihte, so pries er in schwärmerischen Lobpreisungen die strengsten Bußübungen als Nachfolge der Leiden der Märtyrer und der Leiden Christi selbst, und weckte so bis in die folgenden zwei Jahrhunderte hinein einen größern Schwung und ein lebhafteres Feuer in der lateinischen Liederdichtung. Er war es auch, der den Grund gelegt hatte zu der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert vorkommenden Erscheinung der Geißellieder, welche einen nicht unwichtigen Einfluß auf das Kirchenlied übten.

In diese Zeit gehört auch der Ursprung des allbeliebten Schlachtgesangs:

„Media vita in morte sumus“ — „Mitten wir im Leben sind“
(Nro. 597 im W. Gesangb.),

welchen übrigens nicht das Kriegsvolk, sondern bloß die das Kriegsheer begleitenden Geistlichen sangen, denn selbst in der Schlacht sang das Volk bloß sein „Kyrie eleison.“

Nach Damianis Vorgang erscheint nun **im zwölften Jahrhundert**, in welchem ohnedieß die Kreuzpredigten eine allgemeine religiöse

---

* Das Original lautet:

1. Veni sancte Spiritus
Et emitte coelitus
Lucis tuae radium
2. Veni, pater pauperum,
Veni, dator munerum,
Veni, lumen cordium.
3. Consolator optime,
Dulcis hospes animae,
Dulce refrigerium!
4. In labore requies,
In aestu temperies,
In fletu solatium.
5. O lux beatissima
Reple cordis intima
Tuorum fidelium!
6. Sine tuo numine
Nihil est in homine,
Nihil est innoxium.
7. Flecte, quod est rigidum,
Fove, quod est frigidum,
Rege, quod est devium.
8. Lava, quod est sordidum,
Riga, quod est aridum,
Sana, quod est saucium!
9. Da tuis fidelibus,
In te confidentibus
Sacrum septennarium!
10. Da virtutis meritum,
Da salutis exitum,
Da perenne gaudium! Amen.

Stimmung anregten, die lateinische Kirchenliederdichtung im höchsten Schwung. Jetzt wurden auch die Sequenzen zu metrischen Gesängen ausgebildet, während ihnen anfangs Sylbenmaß und Rythmus mangelte. Die berühmtesten Dichter dieser Zeit sind:

Marbod, Bischof in Rennes, † 1123 als Mönch zu Angers. Von ihm sind die Hymnen:

„Universae creaturae"
„Cum recordor quanta cura."

Hildebert von Tours, der als Erzbischof von Tours im Jahr 1134 starb. Von ihm ist das Lied:

„Alpha es et Ω magne Deus."

Peter der Ehrwürdige, der als Abt zu Clugny im Jahr 1157 starb.

Adam von St. Viktor, der als Chorherr des Augustinerordens in der Abtei zu St. Viktor in Paris im J. 1177 starb. Er verfaßte 35 Gesänge und ist nach Damiani und Notker der fruchtbarste, geistliche Liederdichter des Mittelalters, oftmals „der Schiller des lateinischen Kirchengesangs" genannt, denn er ist kräftig, schwunghaft und wortreich. Von ihm sind die Lieder:

„De profundis tenebrarum" —

eine Sequenz vom h. Augustinus.

„Quem pastores laudavere" — „Den die Hirten lobten sehre," ein Weihnachtsgesang. *

„Dies est lätitiae — „Der Tag, der ist so freudenreich," ein Weihnachtsgesang (Nro. 102 im W. Gesangb.).

Bernhard von Clairvaux, der heilige Bernhard genannt, seit 1115 Abt des Cistercienserklosters zu Clairvaux; „ein hochbegnadigter, dem Himmel allein zugewandter Geist, voll unwiderstehlicher Beredtsamkeit, der allgemeine Friedensstifter unter den Fehden der Fürsten und Völker". Luther bezeugt von ihm: „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, als alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden und zwar habe ich seinesgleichen niemals weder gelesen noch gehört." Er wurde im Jahr 1091 zu Fontaines in Burgund als eines angesehenen Ritters Sohn geboren. Seine fromme Mutter hatte ihn kaum, nachdem er das Licht der Welt erblickt, am Altar Gott geweiht und unter dem Einfluß einer so frommen Mutter wuchs er als ein gar schönes Kind auf. Da er als Knabe

---

* 1. Quem pastores laudavere
Quibus angeli dixere:
Absit vobis jam timere,
Natus est rex gloriae.

2. Ad quem Reges ambulabant
Aurum, thus, myrrham portabant
Immolabant haec sincere
Nato regi gloriae.

3. Exultemus cum Maria
In coelesti Chorarchia,
Natum promant voce pia,
Dulci cum melodia.

4. Christo regi, Deo nato,
Per Mariam nobis dato,
Merito resonet vera
Laus, honor et gloria.

einmal an heftigen Kopfschmerzen litt, und eine Frau zu ihm kam, die ihn durch Besprengung und Amulette heilen wollte, stieß er sie mit heftigem Unwillen zurück. Nach seiner Mutter Tod jedoch wurde er als Jüngling in eitle Gesellschaften und Zerstreuungen hineingezogen. Das Andenken an seine Mutter rief aber die frommen Eindrücke seiner Kindheit wieder in ihm hervor; er glaubte oft der Mutter mahnende Stimme zu hören, und einsmals, als er zu einem seiner Brüder, der ein Schloß belagerte, reiten wollte, ward er von seinen Gefühlen so überwältigt, daß er in eine am Weg stehende Kirche trat und unter einem Thränenstrom Gott daselbst gelobte, von den weltlichen Banden sich ganz frei zu machen und ein Mönch zu werden. Als er diesen Entschluß seinen Verwandten und Brüdern mittheilte, riß er durch die Kraft seiner feurigen Reden Alle so mit sich fort, daß sie mit ihm, dreißig an der Zahl, im J. 1113 in das Cistercienserkloster Citeaux eintraten. Hier wurde er mit ganzer Seele Mönch, lebte äußerst streng gegen sich selbst, und erwarb sich ein so großes Ansehen, daß er, obwohl erst fünfundzwanzig Jahre alt, als Abt für das in einem engen Waldthal im Bisthum Langres neu anzulegende Kloster Clairvaux erwählt wurde. Dieses Kloster wurde bald unter seiner Leitung das Muster des Mönchthums, nach welchem unter Beiziehung seines Raths aller Orten neue Klöster errichtet wurden, die ihn als ihren Vater und Lehrer betrachteten. Es entstand eine allgemeine Begeisterung für ihn; man ernannte ihn zum Bischof von Genua, Langres, Mailand, Rheims, aber alle diese Ehrenstellen schlug er aus, weil er glaubte, daß ein Jünger Christi nicht nach hohen Dingen trachten müsse. Zu seiner Zeit geschah in den Staaten und in der Kirche nichts Wichtiges ohne ihn; Fürsten und Könige fragten ihn um Rath und folgten ihm, bei Großen und Mächtigen trat er als Fürsprecher für Unglückliche und Unrechtleidende auf, und sein Wort galt als Gesetz. Oft, wenn er eben noch in seinem Klostergarten gegraben hatte, wurde er zu den wichtigsten und schwierigsten Geschäften vor Fürsten und Kirchenversammlungen gerufen. Er predigte bald da, bald dort, und gewann mit seiner großen Predigtgabe alle Herzen. So brachte er auch durch seine Predigten den großen Kreuzzug unter Ludwig VII. zu Stand. Bei alle dem war er aber, obgleich kein Machthaber in der ganzen Christenheit so viel Macht hatte, und er sogar als Wunderthäter verehrt wurde, von ungeheuchelter Demuth und in seinen eigenen Augen der Niedrigste. Das Verderben in der Kirche betrübte den in der heiligen Schrift wohlbewanderten, frommen Mann tief und er deckte freimüthig die Mißbräuche und die Gebrechen der Kirche auf. So schrieb er an Pabst Eugen III., seinen Schüler: „Gedenke, daß du ein Nachfolger dessen bist, der gesagt hat: „„Silber und Gold habe ich nicht!““ O möchte ich doch, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes sehen, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel ihr Netz auswarfen, nicht nach Silber

und Gold, sondern nach den Seelen der Menschen." Er hielt stets am Kern des Evangeliums, daß ein Mensch seine Seligkeit bei Gott nicht verdienen könne, daß ihm weder Büßungen noch sonst etwas dazu helfen können, sondern er die Seligkeit als ein Gnadengeschenk Gottes durch den Glauben an die Liebe Jesu empfangen müsse. Das höchste Leben fand er in unendlicher Liebe Gottes. Er war der Evangelist des Mittelalters. In seinem dreiundsechzigsten Jahr starb er allgemein verehrt im Jahr 1153, und wurde später heilig gesprochen.

In seinen Liedern klingt schon der Ton des ächt evangelischen Glaubensliedes an, und es kündigt sich in seinen edlen, mystischen Glaubensgesängen bereits der „Durchbruch der freien christlichen Geisteshymnen durch die liturgisch gesetzlichen Gesänge". Am bekanntesten ist von ihm:

„Jesu dulcis memoria" — „O Jesu süß, wer dein gedenkt,"
der auch in Arndts Paradiesgärtlein aufgenommene Jubilus de nomine Jesu,
und die Passionssalve an die heiligen Gliedmaßen Jesu, bestehend in sieben Salven oder Grüßen an die Füße, Kniee, Hände, die Seite, die Brust, das Herz und das Haupt Jesu. Sie ist von ausgezeichneter Schönheit und die an das Haupt gerichtete siebente Salve: „salve caput cruentatum" ist die Grundlage von P. Gerhards Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden" (Nro. 142 im W. Gesangb.).

Peter Abälard, geb. 1079 in der Bretagne, der vielfach und am meisten von Bernhard von Clairvaux angefochtene und verfolgte Lehrer der Theologie und Philosophie zu Paris, wo er sich abwechselnd zwischen den Jahren 1115 und 1140 aufhielt. Hase nennt ihn ein reich von Gott geschmücktes Opfer für die Freiheit des Geistes im Leben, wie in der Wissenschaft. Er dichtete treffliche lateinische Lieder voll inniger, himmlischer Sehnsucht und Liebe zum Herrn.

Das **dreizehnte Jahrhundert** jedoch ist als der Gipfelpunkt der lateinischen Kirchenliederdichtung anzusehen.

Es ist der zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Franz von Assisi (1208) gestiftete Franziskanerorden, in welchem die lateinische Liederdichtung die höchste Höhe erreichte. Die geistliche Armuth, die dieser Bettelorden anstrebte, das Ringen nach evangelischer Vollkommenheit, die feurige Gottesliebe und Nachahmung Jesu, das Schwelgen im Mitgefühle des irdischen Schmerzes Jesu rief im ersten Jahrhundert seines Bestehens eine große Andachtsgluth und geistige Erregtheit in diesem Orden hervor. Franz von Assisi selbst * hatte durch sein „Sonnenlied," in welchem er in das Gebiet außerordentlicher Seelenzustände hinüberschweift, den Ton der Dichtung ange-

* Ueber Franz von Assisi vergl. die Zeitschrift „der Katholik." Jahrg. 1826: Der h. Franziskus von Assisi, ein Troubadour, von Görres.

schlagen. Nun treten in schöner Reihenfolge folgende drei Franziskanerdichter auf:

Thomas von Celano, eines der ersten Mitglieder des neugestifteten Franziskaner- oder Minoritenordens; er soll auch mit dem Stifter des Ordens, mit Franz von Assisi, in vertrauter Freundschaft gelebt haben. Er stammt aus Celano, einem Städtchen im jenseitigen Abruzzo in Italien. Im Jahr 1221 wurde er, als der Orden endlich festen Fuß in Deutschland faßte, Custos der Convente in Mainz, Worms und Cöln, verweilte jedoch nicht lange in Deutschland, denn im Jahr 1230 war er schon wieder in Italien. Er schrieb im Jahr 1249 die Lebensgeschichte des im J. 1226 gestorbenen heiligen Franziskus unter dem Titel: »**Legenda antiqua,**« und scheint nicht vor dem Jahr 1255 gestorben zu seyn. Er ist der Dichter der unübertrefflichen, weltberühmten Sequenz **in die omnium animarum** (auf den Allerseelentag):

„Dies irae, dies illa.“ — (Nro. 636 im W. Gesangb.)

Bonaventura, nach seinem Familiennamen Johannes von Fidenza, geb. 1221 im Florentinischen, Professor der Theologie zu Paris und General des Minoritenordens. Er starb im J. 1274 als Cardinal und beredtester Vertheidiger des Ordens. Seine Lieder sind weniger bekant.

Jacoponus oder Jacobus de Benedictis,* gewöhnlich Jacopone genannt, Franziskanermönch in Oberitalien. Nach der Schrift des Luc. Wadding, Annalisten des Ordens: »**Scriptores ordinis Minorum. Rom. 1650**« ist er zu Todi im Herzogthum Spoleto im Kirchenstaat geboren. Sein Geburtsjahr ist unbekannt und fällt wahrscheinlich in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Er stammte aus der Familie Benedetti, einer der angesehensten Familien Umbriens und studirte die Rechtsgelehrsamkeit, deren Doktor er ward, neben der er sich aber auch viel mit Theologie und Philosophie abgab. Anfangs lebte er ziemlich weltlich, obschon in allen Ehren, und genoß bei seinen Mitbürgern große Auszeichnung; auch war er sehr glücklich verheirathet mit einer äußerst guten und frommen Frau aus edlem Geschlecht. Da traf ihn der schwere Schlag, daß seine Frau, die mit ihren Mitbürgerinnen einem öffentlichen Schauspiel beiwohnte, von dem Brettergerüst, das plötzlich zusammenbrach, nebst vielen andern Zuschauerinnen erschlagen wurde. Bei ihrer Entkleidung fand sichs, daß die fromme Frau auf bloßem Leibe einen Haargürtel getragen hatte, was damals als nicht geringes Zeichen von wahrer Frömmigkeit galt. Dieser unerwartete Anblick der entseelten Frau und die Entdeckung, daß sie im Verborgenen das Gelübde eines gottgeweihten Lebens gethan hatte, machte auf das Herz

* Quellen: Stabat mater. Zweiter Beitrag zur Hymnologie von Fr. G. Lisco. Berlin 1843.

des tief erschütterten Mannes einen so gewaltigen Eindruck, daß er sich sogleich entschloß, seine übrigen Tage unter den härtesten Bußübungen zuzubringen und den schrecklichen Vorfall für eine besondere Mahnung Gottes hielt, der Welt auf immer zu entsagen. Daher begab er sich, alle bürgerlichen Ehren dahintenlassend und sein Vermögen unter die Armen vertheilend, im J. 1268 in ein Kloster der Tertianer oder Franziskanerbettelmönche. Da ging er nun als Mönch, in Lumpen gehüllt, einher, mehr als es die Ordensregeln mit sich brachten. Er überspannte in der ersten Zeit die Weltverachtung so sehr, daß er es eigentlich darauf anlegte, durch die auffallendsten Sonderbarkeiten zum allgemeinen Gespötte des Volkes zu werden. Man nannte ihn daher zum Spott „Jacopone," d. i. den großen Jacob. Aber gerade solche tiefe Demüthigung war ihm erwünscht, und er nahm diesen Schimpfnamen als Ehrennamen an. Einst kam der fromme Mann, von seinem Wahnsinn ergriffen völlig, entkleidet, einen Sattel auf dem Rücken und einen Zaum im Munde, auf Händen und Füßen laufend unter das versammelte Volk, das vor solchem Anblick wie niedergedonnert, stumm vor Schrecken, den Markt verließ. Ein anderesmal, bei einer Hochzeitfeier, die sein Bruder seiner Tochter veranstaltete und zu der er ihn, mit der Bitte, doch ja das Fest nicht zu stören, geladen hatte, wälzte er sich mit seinem in Oel getauchten Leib zuvor in verschiedenfarbigen Federn umher und erschien dann in diesem entsetzlichen Aufzug im Hochzeitsaal, Afrikas Thiere übertreffend. Dieß und Aehnliches brachte ihn bei den Brüdern in den Ruf eines Wahnsinnigen, und sie hätten ihn, als er sich nach Verfluß von zehn Jahren zur Aufnahme unter die Minoriten meldete, nicht aufgenommen, wenn sie nicht durch sein damals geschriebenes Buch „von der Verachtung der Welt" sich überzeugt hätten, daß ihn zu solchen Thaten nur seine hohe Gluth, in aller Vollkommenheit christlicher Demuth sich zu üben, antreibe. Auch als Minorit wollte er in seiner Demuth nicht Priester, sondern nur Laienbruder seyn. Sehr hart gegen sich selbst, war er stets voll Verlangen, Christo nachzuahmen und für ihn zu leiden, ja sogar für alle Sünder wünschte er im Fegfeuer alle ihre Strafen zu büßen, sich freuend, wenn Allen vor ihm begnadigt, die himmlische Seligkeit zu Theil würde. Oft im Geiste entzückt, glaubte er Jesum zu sehen; er umarmte häufig, bald seufzend, bald singend, Bäume und brach dabei in die Worte aus: „O Jesu süß, o holdseliger Jesu, o geliebtester Jesu!" Ueber aller Welt Leiden stand er erhaben, und nichts betrübte ihn weiter, als daß das Göttliche in der Welt geschmäht werde. Als er daher einst laut weinte und um die Ursache befragt wurde, erwiederte er: „Weil die Liebe nicht geliebt wird." Seine höchste Seligkeit setzte er darein, daß er in Gott lebe und über solche Liebe zu Gott sprach er: „Ob ich „gleich nicht zuversichtlich wissen kann, daß ich in der Liebe bin, so „habe ich doch davon einige gute Merkmale, z. B. das: wenn ich,

„bitte ich den Herrn um etwas und er thut es nicht, ihn dennoch mehr „als zuvor liebe, oder thut er mir das Gegentheil von dem, was mein „Gebet ersehnte, ihn doppelt mehr liebe, als vorher. Ebenso habe „ich von der Liebe zu meinem Nebenmenschen folgendes Zeugniß, wenn „ich ihn nämlich, so er mich beleidigt, nicht weniger liebe, als vorher; „denn liebte ich ihn dann weniger, so wäre es ein Zeichen, daß ich „vorher nicht ihn, sondern mich geliebet hätte." Allmählich aber wurde er, der die Welt lehrte, unsere eigentliche Wohnung sey das Grab, durch die Betrachtung der Leiden Christi und der Mutter Gottes milder gestimmt. Doch erhob er, sich göttlicher Offenbarungen rühmend, seine Prophetenstimme immer noch furchtlos und ohne Scheu gegen das Verderben seiner Zeit, und insonderheit gegen die zügellosen Sitten und Ausschweifungen der Geistlichkeit und gegen den tiefgesunkenen Zustand der Kirche. Vor Allem griff er den Pabst Bonifacius **VIII.** (1295—1303), mit dem er vor seiner Erhebung zum Pabst in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden war, wegen seiner nun zu Tage kommenden Herrschsucht und unreinen Sitten an. Während Bonifacius Palestrina belagerte, geißelte ihn Jacopone mit scharfen, beißenden Liedern. Dafür rächte sich nun aber Bonifacius nach der Einnahme der Stadt, indem er ihn bei Wasser und Brod ins Gefängniß werfen ließ, und ihn in den Bann that. Während dieser harten Gefangenschaft soll Jacopone dem Pabst ein ähnliches Schicksal vorher verkündet haben, denn als derselbe einst am Gefängniß vorübergieng und den Jacopone spöttisch fragte: „Wann wirst du herauskommen?" soll dieser geantwortet haben: „Wann du hereinkommen wirst." Wirklich verschaffte auch Bonifacius eigene Gefangenschaft und sein baldiges, unglückliches Ende aus Kummer über die erlittene Schmach dem Jacopone im J. 1303 die Freiheit wieder. Von da lebte er noch drei Jahre, während der er sein strenges Leben fortsetzte. Seine Liebe zu Gott brach in immer hellern Flammen aus und er that sie in manchem italienischen Gesange nach Art des Schwans kurz vor seinem Tode kund. Als er krank geworden, hatte er den sehnlichen Wunsch, von einem weit entfernten Freund sich das heilige Abendmahl gereicht zu sehen, der denn auch unerwartet bei ihm eintrat. Als er nun von ihm das heilige Sakrament empfangen, sang er, entbrannt von h. Liebe den schönen Gesang: **„Jesu nostra fidenza, del cuor summa speranza."** Darauf erhob er, nachdem er die Brüder noch zu h. Leben ermahnt hatte, Hände und Augen gen Himmel und rief: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist!" und gieng aus diesem Elende zur ewigen Herrlichkeit in der Geburtsnacht unseres Herrn, wo der Priester vor dem Altar den himmlischen Gesang singt: **„Gloria in excelsis Deo."** Alle glaubten, so schließt Wadding seine Lebensbeschreibung, nicht die Krankheit, sondern die Liebe zu Gott habe sein Herz aufgelöst. Er starb im J. 1306 und wurde zu Todi begraben.

Jacoponus zeigt in seinen Liedern die in diesem Jahrhundert neben dem weltlichen Minnegesang angeregte geistliche Minne, die bis zur schwärmerischen Liebe gesteigerte Verehrung der h. Jungfrau in seinem unvergleichlich schönen, lateinischen Marienlied, in der Sequenz **de septem doloribus mariae virginis**

„Stabat mater dolorosa" — (Nro. 147 im W. Gesangb.).

Neben dieser Sequenz ist von ihm besonders auch bekannt der Hymnus **de contemtu mundi:**

„Cur mundus militat sub vana gloria."

Auch in dem andern Bettelorden, welcher gleichzeitig mit dem Franziskanerorden durch den Castilianer Domingo oder Dominikus gestiftet worden war, in dem Dominikanerorden, trat ein trefflicher Dichter auf — Thomas von Aquino, der berühmte Scholastiker, und als solcher Doktor Angelicus genannt; er lehrte in Cöln, Paris, Rom und andern Städten Italiens von 1249—1274, und ist der Gründer der katholischen Lehre von der völligen Verwandlung des Brods und Weins beim h. Abendmahl in den wirklichen Leib Christi (Transsubstantiationslehre), weßhalb auch seine schönsten und bekanntesten Lieder Frohnleichsnamslieder sind, nämlich:

„Pange linqua gloriosi corporis mysterium,"*

welcher Hymnus wenigstens im Anfang dem Hymnus des Fortunatus **„pange linqua gloriosi proelum certaminis"** nachgebildet ist, und wovon es eine protestantische Bearbeitung giebt, mit den Anfangsworten: „Meine Zung erkling und fröhlich sing." Ferner die Sequenz auf das Fronleichnamsfest:

„Lauda Sion salvatorem."

---

* Das Original dieses jetzt noch bei jedem Hochamt gebräuchlichen Hymnus lautet:

1. Pange linqua gloriosi
Corporis mysterium,
Sanguinisque pretiosi,
Quem in mundi pretium
Fructus ventris generosi
Rex effudit gentium.

2. Nobis Datus, nobis natus
Ex intacta virgine
Et in mundo conversatus,
Sparso verbi semine,
Sui moras incolatus
Miro clausit ordine.

3. In supremae nocte coenae
Recumbens cum fratribus,
Observata lege plene
Cibis in legalibus,
Cibum turbae duodenae
Se dat suis manibus.

4. Verbum caro, panem verum,
Verbo carnem efficit,
Fitque sanguis Christi merum
Et si sensus deficit,
Ad firmandum cor sincerum
Sola fides sufficit.

5. Tantum ergo sacramentum
Veneremur cernui,
Et antiquum documentum
Novo cedat ritui.
Praestet fides supplementum
Sensuum defectui.

6. Genitori genitoque
Laus et jubilatio,
Salus, honor, virtus quoque
Sit et benedictio:
Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio! Amen.

Eine reiche Sammlung aller lateinischen Hymnen von den ersten Jahrhunderten bis zum Ende des Mittelalters findet sich in dem trefflichen Werke: „Thesaurus hymnologicus von Dr. Daniel. Halle 1842."

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert kam jedoch das Kirchenlied von der Höhe, die es erreicht hatte, allmählich immer mehr herab. Die Bettelorden, welche im ersten Jahrhundert ihres Bestehens als eine „Verjüngung der Kirche und als eine Versöhnung des erzürnten Christus über den Verfall seines Reichs" begrüßt wurden, arteten allmählich aus und geriethen in Stumpfsinn, Habsucht und hohles Ketzergeschrei. Die höhern Geistlichen neigten sich nach dem Vorbild des päbstlichen Hofes zu weltlichen Interessen hin, die Menge der niederen Geistlichen wurde zu einer unwissenden Masse, die Theologie ward zum bloßen Spiel mit spitzfindigen Fragen ohne Geist und Leben, das ganze kirchliche Leben artete immermehr in Ablaß und todte Werkheiligkeit aus, und als sich nun die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustands zu regen anfieng, richtete sich das Streben derer, die solche Sehnsucht fühlten, auf die Erbauung des Volks aus der h. Schrift und durch Lieder in der Muttersprache. So konnte es nicht fehlen, daß in diesen zwei Jahrhunderten das lateinische Kirchenlied mehr und mehr verkümmerte und am Ende in faden Reimereien des Mönchslateins versiegen gieng.

Bloß unter den Mystikern, welche sich aus dem kirchlichen Verderben in das innerste Heiligthum des Herzens retteten, und deren Vorgänger der Dominikaner Joh. Tauler zu Cöln und Straßburg war († 1361), tauchen noch einige gute lateinische Liederdichter auf. Hieher gehören:

Heinrich Suso († 1365 zu Ulm), der Dominikanermönch, dessen Minne, als eines schwäbischen Minnesängers, die ewige Weisheit ist; in seiner Liebeswärme ein kraftvoller, sittlicher Geist.

Thomas von Kempen, nach seinem Familiennamen Thomas Hamerken, geb. zu Kempen im Erzbisthum Cöln im J. 1380, starb als Subprior des Klosters St. Agnes im J. 1471. Er dichtete neunzehn Lieder und Hymnen, und drang, wie besonders auch in seinem trefflichen Buche „die Nachfolge Jesu," im Gegensatz gegen die todte Werkheiligkeit und den Heiligendienst auf die wahre, innere Nachfolge Jesu in der Verleugnung seiner selbst, im Tödten des Fleisches sammt seinen Lüsten und Begierden, und in einer sich ganz hingebenden Gottesliebe.

Solche Alleinherrschaft, wie sie die römische Kirche für das lateinische Kirchenlied durch das ganze Mittelalter zu behaupten wußte, ward dem römischen **Kirchengesang** * oder gregorianischen **cantus firmus** nicht zu Theil, so sehr auch Carl der Große und die Nachfolger Gregors auf dem päpstlichen Stuhl für die Reinerhaltung des-

---

* Quellen: Geschichte des christlichen Kirchengesanges und der Kirchenmusik von J. E. Häuser. Leipz. 1834. — Der christliche Cultus von Dr. H. Alt. Berlin, 1843. S. 391 ff. — Carl v. Winterfelds Gabrieli.

selben eiferten, daß man hätte meinen sollen, neben der gregorianischen könne unmöglich mehr eine andere Gesangweise aufkommen.

In Rom selbst erhielt sich zwar der gregorianische Unisonogesang, der kanonische Gesang, bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein fort und fort in seiner alten, einfachen Gestalt. Aber im fränkischen Reich kam bald nach Carls des Großen Tod (814), und in England nach dem Tod Alfreds des Großen, eines eifrigen Gesangfreundes (849), der gregorianische Kirchengesang in Verfall. Schon die Seltenheit und Kostspieligkeit der Singbücher für die Singchöre (Antiphonarien), welche höchstens in den vornehmsten Kirchen, in den Cathedralen der Bischöffe, anzutreffen waren, bewirkte, daß der Gesang sich meist bloß im Gedächtniß und Gehör der Sängerchöre fortpflanzen mußte, wo es an gar manchen Abänderungen und Ausartungen der Melodie, an Varianten des feststehenden **Cantus** nicht fehlen konnte. Aber auch die Antiphonarien selbst konnten von mancherlei Fehlern und Abweichungen in der Melodie nicht verschont bleiben, weil die von Gregor für Feststellung der Melodie erfundene Neumenschrift so schwierig, künstlich und verwickelt war, daß die wenigsten Abschreiber sie richtig und vollständig lesen und abschreiben konnten. Was also Gregor mit Hülfe dieser Neumen verhüten wollte, — Abänderungen an seinem **cantus firmus**, — das gerade wurde durch sie hervorgerufen. Hiezu kommt noch, daß das ganze Gesangwesen in den Händen künstlich gebildeter Sänger lag; wäre es ein einfacher Volksgesang gewesen, so hätte sich derselbe in seiner ursprünglichen Form beim Volke viel länger von Mund zu Munde fortgepflanzt; so aber rief die bei Kunstsängern gar häufige Eitelkeit, ihre Stimme hören zu lassen und sich so vor den andern Sängern hervorzuthun, die immer allgemeiner werdende Sitte hervor, bei der kanonischen Melodie allerlei Verzierungen anzubringen. Bei dem kanonischen Unisonogesang nämlich waren die Stimmen der ausgezeichnetern Sänger unbemerkt geblieben; dadurch aber, daß sie in allerlei Figuren und Verzierungen über den Unisonogesang des Chors hinaus ihre Stimme ertönen ließen, konnten sie sich bemerklich machen. Diesen vom feststehenden **Cantus**, vom **cantus firmus** sich absondernden Gesang nannte man „**Discantus**," und es war dieser **Discantus** nicht nur der erste Versuch im Figuralgesang oder **cantus figuratus** (denn eben jene Verzierungen der einfachen Melodie hießen **figurae**), sondern auch die erste Veranlassung zur Ausbildung der Harmonie, sofern nun statt des seitherigen einstimmigen Gesangs zunächst ein zweistimmiger Gesang sich bildete.

Während anfangs der **Discantus** je nach glücklichen Einfällen der Sänger aus dem Stegreif neben dem **cantus firmus** gesungen wurde, so zeigten sich nun bald ernste Bemühungen, die verschiedenen Töne zu einander in ein regelrechtes Verhältniß des Wohlklangs zu setzen, und es fiengen bestimmte Regeln über Harmonie sich zu

bilden an. Hier war es vor Allen Hucbald, ein Mönch zu Rheims ums J. 902, welcher in seinem Werk über die Intervalle durch die Entwicklung der Verbindung gleichzeitiger Töne zu Akkorden und ihren Folgen das erfand, was wir jetzt Harmonie nennen. Bald darauf stellte ein deutscher Mönch, Namens Reginus, ums J. 920 in einer gelehrten lateinischen Schrift Untersuchungen über das Wesen, und die Verwandtschaft der Akkorde an und um dieselbe Zeit erkannte Odo, Abt zu Clugny, die Nothwendigkeit, ein Tonstück in einer bestimmten Tonart zu setzen, und schrieb hierüber.

In den folgenden Jahrhunderten sodann ward eine zweckmäßigere Tonschrift, die Grundlage der heutigen Notenschrift und ein bestimmtes Zeitmaß oder die Mensur der Töne erfunden, und in Verbindung hiemit der Contrapunkt. Erfinder der Notenschrift war Guido, ein Benediktinermönch aus Arezzo im Toskanischen, vom J. 1000—1050. Er stiftete besondere Schulen für seinen Unterricht, welcher den Sangschüler in zwei Jahren nun so weit brachte, als er vorher bei den Neumen in zehn Jahren nicht kam. Pabst Johann **XIX.** (1022—1033) ward sogar sein Schüler und nennt ihn „das Wunder der Schöpfung." Er bezeichnete die Töne durch runde, gleichförmige Punkte, die er auf und zwischen einer bestimmten Anzahl von 7—10 gleich neben einander laufender Querlinien einsetzte. Zu Anfang der Linien standen gleichsam als Schlüssel die vorher üblichen Buchstaben **a, b, c, d** ꝛc. Jene Punkte oder Noten erhielten die alphabetischen, jetzt noch üblichen Namen **ut, re, mi, fa, sol, la** nach dem Anfangsbuchstaben jeder Zeile des oben angeführten Hymnus des Paulus Diakonus: **»Ut queant laxis«** (s. S. 20).

Dadurch wurde es möglich, zugleich mit dem **cantus firmus** auch den bis dahin aus dem Stegreif gesungenen **Discantus** schriftlich festzustellen, indem man Note gegen Note (**punctum contra punctum**) schrieb, woraus sich später der sogenannte Contrapunkt entwickelte.

Erfinder der Mensur der Töne war Franco von Cöln, ein Deutscher, welcher nach den neuesten Untersuchungen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte; ihm schloß sich an der Benediktinermönch Walther Odington von Evesham (1240). Waren nämlich bis dahin zwar die richtigen Intervalle festgestellt, so fehlte es doch noch zu einer vollkommenen Harmonie bei Begleitung des **cantus firmus** durch den **Discantus** an einem bestimmten Zeitmaß oder Takt, in welchem der **cantus firmus** von einem Tone zum andern fortschritt, damit der **Discantus** mit seinen verschiedenen Verzierungen und Figuren sich darnach richten konnte. Gar oft waren bei einem Chore die Einen schon längst fertig, während die Andern noch fortsangen, und wenn die erstern schon die nächste Zeile begannen, sangen die letztern noch an der vorhergehenden Zeile, weßwegen schon

Peter **Venerabilis**, Abt zu Clugny (1122—1156), einmal feſtſetzte: „Alle im Chore ſollten gleichzeitig pauſiren und ſich erholen.“ Wenn ſich gleich bei vielen Chören durch den praktiſchen Sinn der Sänger die Sache von ſelbſt richtig geſtaltet haben mag, ſo brachte Franco doch erſt eine feſte Ordnung durch die Menſurallehre, die er aufſtellte und bei der er längſte, lange, kurze und halbkurze Sylben oder Töne unterſchied. Dem halbkurzen Ton fügte Odington noch die **minima** (das kürzeſte Zeitmaß) hinzu, ſo daß alſo dadurch bereits der unter uns nun übliche Unterſchied von ganzen, halben, viertel, achtel, ſechzehntheil Noten ſich bildete.

Es kamen nun aber bald durch allerlei ſonderbare Formeln und Regeln viele Verwirrungen in das Menſuralweſen und die Punktirkunſt wurde mit der ſpitzfindigſten Gelehrſamkeit und Künſtelei weiter gebildet, ſo daß es ſchwer war, ein Meiſter in der Tonkunſt zu werden, es jedoch auch die größte Bewunderung erregte, ein Meiſter hierin zu ſeyn. Solche Componiſten, welche den Contrapunkt und den **cantus figuratus** oder die Figuralmuſik (worunter alle mehrſtimmig geſetzte und mehrſtimmig zu ſingende Tonſtücke zu verſtehen ſind, während man Alles, was man im Einklang ſetzte und ſang, Choralmuſik nannte), weiter ausbildeten, ſind: Robert de Handlo (1310 bis 1370), Marchetto von Padua (1300), Johannes de Muris († 1370), Ph. de Vitry (1361). Auf Wohlklang waren dieſe Compoſitionen nicht berechnet; die Componiſten rechneten nur, ſtatt daß ſie ſingen ſollten. War der **cantus firmus** in das Notenlinienſyſtem eingetragen, ſo punktirten ſie über und unter demſelben mit ängſtlich zierlicher Symmetrie. Stieg die eine Stimme aufwärts, ſo mußte die andere entweder in gleicher Weiſe aufwärts, oder eben ſo viele Töne abwärts ſteigen. Wie das Ganze klang, war gleichgültig, die Töne und ihre künſtliche Zuſammenſetzung galten Alles. Faſt ganz unabhängig vom Texte und ohne Rückſicht auf den Ausdruck, den dieſer verlangte, wurde das künſtliche Gewebe der Töne gebildet. Sonderbarerweiſe ſuchte man ſolchem Mangel an Ausdruck abzuhelfen, indem man die Noten ſchwarz färbte, wo von Traurigkeit, roth, wo von Freude oder Sonne, Purpur ꝛc., blau, wo vom Himmel, grün, wo von Hoffnung oder von Wieſen, Auen ꝛc. im Texte die Rede war. Diejenige Compoſition galt als die ausgezeichnetſte, bei welcher alle Regeln der Akkord- und Menſurlehre aufs Pünktlichſte und Künſtlichſte durchgeführt waren. So entſtanden gar viele, wenig erbauliche und wahrhaft herzbrechende Geſangſtücke.

Beſonders liebte man es, ſolche Geſangſtücke zu componiren, in welchen die Stimmen nicht gleichmäßig fortſchritten, ſondern eine Stimme zuerſt begann, der dann nach einiger Zeit eine zweite nachfolgte oder nachjagte, und dieſer eine dritte, und dieſer wieder eine vierte, welche ſofort wieder von der erſten verfolgt ward. Man nannte dieß nach einem vom Jagdtreiben ſehr bezeichnend entlehnten Bilde

Fuge (fuga, das Jagdtreiben) oder **Moteta**, Motette, weil man, da kein längerer zusammenhängender Text zu solchen Compositionen sich eignete, hiezu gewöhnlich bloß kurze, biblische Sprüche oder einzelne Worte, wie z. B. Amen, Hallelujah ꝛc., wählte.

Es entstand so oft ein wüstes, die Andacht störendes Gewirre der Stimmen, weßhalb der Cardinal Capranica sich auch einmal darüber gegen den Pabst Nicolaus V. (1328) äußerte: „Mich dünkt, ich höre eine Heerde Schweine, die mit aller Gewalt grunzen, ohne einen artikulirten Laut oder ein Wort hervorzubringen." Dennoch drang dieser Figuralgesang, meist in reizenden, bewegtern Melodieen weltlicher Gesänge, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die Päbste auch in Avignon zu residiren angefangen hatten (1308—1378), durch den Einfluß der Franzosen, Niederländer und Deutschen auch in die römische oder päbstliche Kapelle ein, obgleich Pabst Johann **XXII.** erst noch im J. 1322 dieses »**Discantare**« mit dem Bannfluch belegt hatte. Der Niederländer Wilhelm Dufay (1380—1432) führte ihn zuerst in der römischen Kapelle ein. Von da an fieng nun auch, besonders im fünfzehnten Jahrhundert, die Figuralmusik, der **cantus figuratus**, an, immer allgemeiner zu werden, und der gregorianische **cantus firmus** wurde allmählich unter dem Schutt contrapunktischer Künsteleien fast begraben. Die Hauptstimme, **cantus firmus**, welche die Grundmelodie enthielt, blieb zwar unverändert, wurde aber oft in eine Unterstimme, meist in den Tenor, verlegt und in der Oberstimme **punctum contra punctum** eine zweite Melodie aufgestellt; die begleitenden Stimmen wurden ungemein und oft auf eine sehr üppig weltliche Weise ausgeschmückt, so daß gar 7—8stimmige Gesangstücke aufkamen. Ein Muster des überkünstelten Contrapunkts wurde Okenheim, der Vater der niederländischen Schule (ums J. 1420), welche den **cantus figuratus** immer mehr zu vervollkommnen suchte. Der Schüler Okenheims, Josquin de Pres oder Jodocus Pratensis (geb. 1440), war der größte Componist jener Zeit und hat wenigstens in das verwirrte Mensuralwesen wieder klarere Ordnung zu bringen und die jetzt noch geltende Taktlehre zu begründen gewußt.

Zu künstlicher Entwicklung der Harmonie oder des Contrapunkts trugen wesentlich **die Orgeln** bei, welche bald vor allen Instrumenten den Vorrang in der Kirche behaupteten und, weil sie viele Zuhörer herbeilockten, schnell in die meisten, wenigstens in alle Hauptkirchen eingeführt wurden. Sie hatten aber freilich das ganze Mittelalter hindurch noch eine sehr unvollkommene, den Gesang wenig fördernde Einrichtung. Am meisten befaßten sich die Deutschen mit dem Orgelbau und Orgelspiel, so daß sogar Pabst Johann **VIII.** († 882) sich von Freisingen in Baiern eine Orgel nebst einem Künstler, der sie spielen könne, erbat. Erst von Deutschland aus verbreiteten sich die Orgeln nach Italien, Frankreich und England. Es war unmöglich,

auf ihnen einen vollständigen Akkord zu greifen, denn eine Taste (clavis), deren es meist bloß zwölf mit den Tönen h, c, d, e, f, g, a, h, c, d, e, f waren, war fast drei Zoll breit und anderthalb Zoll dick, und stand von der nächsten Taste einen Zoll weit ab, so daß man weder mit den Fingern eine Oktave erreichen konnte, noch auch jemals einen vollständigen Akkord niederzudrücken vermochte. Vielmehr mußte man jede Taste mit der Faust niederschlagen, daher auch der Ausdruck: „Orgel schlagen." Gleichfalls war es unmöglich, darauf irgend ein, wenn auch noch so einfaches Tonstück zu spielen, denn jede Taste war mit 10, 15—20 Pfeifen besetzt, so viel als man Akkorde hatte; wenn daher eine Taste niedergeschlagen wurde, so klang und brüllte alles darauf stehende Pfeifenwerk auf einmal zusammen. Hiezu kommt noch das Geräusch, unter dem die den Schmiedebälgen ähnliche Blasbälgen, deren es an einer Orgel oft 20—24 waren, und deren jeder einen hölzernen Schuh hatte, niedergetreten wurden. Es waren dazu oft 10—12 Menschen nöthig, die mit einem Fuße einen Balsbalg niedertraten und mit dem andern einen zweiten Balg in die Höhe zogen. Bei dem ungleichen und unrichtigen Wind einer nur aus einem Stück gearbeiteten Windlade mußte auch die Stimmung stets unrein seyn.

So diente die Orgel bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu nichts Weiterem, als daß man beim Gesang eines Tonstücks mit der Faust eine Taste niederschlug, welche den Ton hielt. Erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert traten wesentliche Verbesserungen ein, indem man eine Vermehrung der Töne bewirkte, theils durch Verkleinerung der Tasten, so daß Quinten gegriffen und auch halbe oder chromatische Töne, für welche man Obertasten anbrachte, gespielt werden konnten, theils durch Erfindung des Pedalclaviers für die Baßtöne. Schon an einer im J. 1361 erbauten Orgel zu Halberstadt soll sich ein solches Pedal befunden haben. Durch solche Vermehrung der Tasten hatte man auch nicht mehr nöthig, so viele Pfeifen auf eine einzige Taste kommen zu lassen, sondern konnte die Pfeifen schon etwas sondern und die Orgel besser zum Kirchengesang benützen.

2) Die Anfänge des deutschen Kirchenlieds. *

Schmerzlicher als den benachbarten romanischen Völkerstämmen fiel dem germanischen Volksstamm von Anfang die Alleinherrschaft des lateinischen Kirchenlieds. Die Väter schon waren in den Zeiten des Heidenthums gewohnt, beim Gottesdienst Lieder in der Muttersprache ertönen zu lassen und zum Lob der Helden ihre Bardenlieder zu singen, wie denn auch Tacitus einen Lobgesang auf Hermann rüh-

* Man vergleiche hiezu: „Geschichte des Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1832."

mend erwähnt. Ja selbst Walhalla, ihren Himmel, dachten sich die alten Deutschen von den Gesängen der gefallenen Helden wiederschallend. Daher zeigte sich gleich anfangs allerlei Widerspruch gegen den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst und ein Streben, die deutsche Landessprache möglichst im Gebrauch zu erhalten. So verordnete das Concil zu Mainz vom J. 847, daß die Bischöffe die Predigten zum Besten des allgemeinen Verständnisses in die deutsche Landessprache übersetzen sollten und um dieselbe Zeit trat der durch seine christlich volksthümlichen Bestrebungen ausgezeichnete Mönch Otfried aus dem Benediktinerkloster Weissenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus Maurus (840—870), als deutscher Prediger auf. Er wollte zugleich durch eine gereimte Evangelienharmonie, die er unter dem Titel: **„Liber Evangeliorum in Theotiscam linguam versus"** herausgab, das Volk mit dem Worte Gottes in deutscher Zunge vertraut machen und es dahin bringen, daß das Lob Christi in deutscher Sprache gesungen werde, und daß man, was die Bibel lehre, auch auswendig singen könne, um es im Leben ausüben zu können. „Warum soll es den Franken allein versagt seyn, in ihrer eigenen Zunge das Lob Gottes zu singen?" — so klagte er; „ich will thaz wir Christus sungun in unsara Zungun" — das verlangte er und erklärte es in einem Brief an Liutpert für eine Schmach, wenn ein Volk das Wort Gottes nicht in seiner Sprache habe. **„Lingua enim haec"** — sagt er von der deutschen Sprache seiner Zeit, **„velut agrestis habetur."** Er war auch nach Carl dem Großen der Erste, welcher der deutschen Muttersprache gleichsam einen grammatischen Zaum anzulegen bemüht war. Ein anderer Mönch, Ratpert zu St. Gallen († 897), schrieb das Leben des h. Gallus in deutscher Sprache und dichtete ein deutsches Lied auf denselben, das er vom Volk deutsch gesungen wissen wollte. In diese Zeit ist wohl auch die altdeutsche Uebersetzung des lateinischen Lobgesangs. **„Te Deum laudamus"** zu setzen, die also anfängt:

Thih cot lopemes,
Thih trahtnam gehemes,
Thih euwigan fater
eokimelih, eoda uuirdit etc. (vergl. Theil. II. Nro. 1.).

Ein dritter Mönch von St. Gallen, Notker Labeo, von der großen Lippen († 19. Juni 1022), welcher noch frisch und gesund seinen Klosterbrüdern vorhersagte, an welchem Tage er sterben werde, verfaßte eine prosaische deutsche Uebersetzung des Psalters und des Buchs Hiob, welch letztere er an seinem Todestag vollendete.

Allein alle diese Bemühungen scheiterten an der Macht der römischen Kirche, welche ihre Herrschaft eben durch den ausschließlichen Gebrauch der römischen Sprache beim Gottesdienst immer mehr zu begründen und auszudehnen wußte. Der einzige Antheil, der dem deutschen Volk am Kirchengesang vergönnt ward, beschränkte sich bis zum zwölften Jahrhundert hin auf das Rufen der Worte: Kyrie elei-

ſon, Chriſti eleiſon, während das Singen der lateiniſchen Hymnen und Pſalmen, von welchen die Laien, ſo ſchön ſie auch waren, nichts verſtanden, allein den Chören der Geiſtlichen überlaſſen war. Bei einem einzigen Gottesdienſt hatten die Laien oft dreihundertmal, und wohl noch öfter das Kyrie eleiſon zu wiederholen. So pflegte z. B. am Feſte der Himmelfahrt Mariä auf dem Laurentiusberge das Volk erſt hundert Kyrie eleiſon, dann hundert Chriſte eleiſon und endlich wiederum hundert Kyrie eleiſon zu ſingen. Es mußte auf dieſe Art bald in einen unverſtändlichen Jubel oder Feſtſchrei ausarten, wofür die frühe vorkommenden Formen Kyrieles, Kyrieeleis Zeugniß geben.

Weil nun aber dieſe einzigen Geſangworte des Volks zu einem bloßen feſtlichen Schrei ausgeartet waren, ſo ſuchte man zu Ende des **neunten Jahrhunderts**, zu gleicher Zeit, als Notker, der ältere, die Jubilos mit lateiniſchem Texte bekleidete und ſo die lateiniſchen Sequenzen ſchuf, dieſe verworrenen Töne des Kyrie eleiſon für Volksfeierlichkeiten und hohe Feſttage mit geiſtlichen deutſchen Worten zu bekleiden, und ſo erſt bedeutungsvoll und gleichſam lebendig zu machen. Der Refrain oder Schlußvers blieb aber ſtets das Kyrie eleiſon, weshalb man dieſe Geſänge zunächſt bloß für den religiöſen Volksgeſang beſtimmte und dann allmählich alle deutſche geiſtliche Lieder auch ohne dieſen Refrain „Leiſen" nannte. Eine ſolche uralte Leiſe iſt der althochdeutſche Geſang auf den Apoſtel Petrus aus dem zehnten Jahrhundert:

Unsar trohtin hat farsalt
sancta Petre giwalt,
Daz er mac ginerian
Je imo dingenten man
Kyrie eleison! Christe eleison!
er hapet auch mit wortun
himelriches portun
darin mac er skerian
den er wild nerian
Kyrie eleison! Christe eleison!
bittemes den Gottes trut
allasamt uparlut
Daz er uns firtanen
giwerdo ginaden
Kyrie eleison! Christe eleison!

Das einfache Kyrie eleiſon war alſo der Anfang des ganzen deutſchen Kirchenlieds. Aus ihm, als einem kleinen unſcheinbaren Kern heraus, bildete ſich allmählich ein deutſcher geiſtlicher Volksgeſang und aus dieſem Volksgeſang endlich ein deutſcher Kirchengeſang.

Bis ins zwölfte Jahrhundert fand der Verſuch, das Kyrie eleiſon mit geiſtlichen deutſchen Worten bekleidet zu ſingen, kaum hie und da beim religiöſen Volksgeſang einigen Eingang. Erſt als im **zwölften Jahrhundert** eine allgemeiner verbreitete religiöſe Stimmung eintrat, welche durch die Kreuzzüge Nahrung erhielt, ſuchten Geiſtliche und Laien aus frommer Begeiſterung durch Dichtungen deutſcher Lieder für den Kyrieeleiſongeſang, alſo durch Dichtungen der oben geſchilderten

„Leisen," dem sehr fühlbaren Bedürfniß eines deutschen öffentlichen Gesangs abzuhelfen und ein deutscher religiöser Volksgesang fieng an, sich aus dem bloßen Kyrieeleisonrufen mehr und mehr zu entwickeln. Was den Deutschen durch die lateinische Liturgie in der Kirche verwehrt war, ihre religiösen Gefühle in einem ihnen selbst verständlichen Gesang in der Muttersprache auszusprechen, dafür suchten sie sich nun außerhalb der Kirche, im Volksleben und seinen verschiedenen Verhältnissen, durch religiöse Volksgesänge zu entschädigen. So besonders bei Kirchweihen, Bittgängen, Wallfahrten, Jahresfesten der Schutzheiligen, Erinnerungsfeiern bedeutender politischer Begebenheiten oder Naturereignisse und bei andern Feierlichkeiten, welche allgemeine christliche Volksfeste geworden waren, und wozu ganz naturgemäß die deutsche Muttersprache geeigneter erschien, zumal da hiefür die römische Liturgie nicht ausreichte und auch nicht berechnet war. Es zeigt sich nun im zwölften Jahrhundert die Erweiterung des Kyrie eleison in die im Freien üblichen Gesangworte: „Christ uns genade, Kyrie eleison, die Heiligen alle helfen uns;" auch findet sich deutscher Schlachtgesang vor, z. B.: „Christ der du geboren bist," und gegen die Mitte dieses Jahrhunderts entsteht ein urdeutsches Osterlied, das „osterlich Matutin" genannt:

Christ ist erstanden
von der Marter Banden
des sollen wir alle froh seyn
Christ will unser Trost seyn
kyrie eleison.

Diese Leise, von der Luther später eine Ueberarbeitung lieferte, verbreitete sich bald so sehr, daß sie im dreizehnten Jahrhundert nicht nur bei Volksversammlungen, sondern hie und da selbst in Kirchen vom ganzen Volk am Osterfeste gesungen und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sogar selbst in die lateinische Agende, als zur Liturgie gehörig, aufgenommen wurde.

Noch weiter entwickelte sich der deutsche religiöse Volksgesang **im dreizehnten Jahrhundert**, wiewohl nicht in der Ausdehnung, wie man es hätte erwarten können. Es erwachte zwar durch die Minnesänger nun auch unter Ritter und Edlen, statt bloß bei Klostergeistlichen, der Dichtergeist in allgemeinerem Maße. Der geistliche Gesang empfand aber im Ganzen wenig Nutzen davon. Denn einerseits war die Geistlichkeit dieses Jahrhunderts zu sehr sittlich verwildert und geistig verdumpft, als daß sie dadurch sich hätte viel anregen lassen, andrerseits war dieser neuerwachte Dichtergeist zu sehr weltlicher Art und auf weltliche Liebe als seine höchste Idee gerichtet, als daß er für den geistlichen Gesang, und zu sehr bloß ritterlich-romantisch, auch zu weitschweifig, als daß er für den Volksgesang besonders ersprießlich gewesen wäre. Doch war dadurch wenigstens einige Uebung im Abfassen von Liedern in deutscher Sprache in größeren Kreisen befördert, was im Lauf der Zeiten mittelbar auch wiederum dem deutschen, geist-

lichen Volkslied zu statten kommen mußte. Dieses wäre fast leer ausgegangen, hätte sich nicht mit dieser weltlichen Minne gleichzeitig auch eine geistliche Minne entwickelt, nämlich die bis zur schwärmerischen Liebe gesteigerte Verehrung der Jungfrau Maria. So entstanden deutsche Marienlieder, genau verwandt mit den eigentlichen Minneliedern, wie z. B. die des Walther von der Vogelweide († 1250) und des Gottfried von Straßburg. Auch kamen als Frucht der weltlichen Dichtkunst immer mehr religiöse Volkslieder auf, wie z. B. Wallfahrtslieder, welche das Volk bei seinen jährlichen Wallfahrten nach Rom sang und deren der h. Franziskus im J. 1221 so rührend Erwähnung thut;* Schifferlieder, unter denen das, später auch bei Wallfahrten benutzte „in Gottes Namen varen wir" am bekanntesten ist und seine Melodie später zu Luthers Lied: Dieß sind die h. zehn Gebot" leihen mußte; Schlachtlieder, unter denen das im J. 1278 in der Schlacht zwischen König Rudolph und Ottokar von Böhmen vom deutschen Heer gesungene bekannt ist:

Sant Marei, Muoter und Mait,
All unsre nôt sei dir gechlait.

Besonders verbreitet war die in der Mitte dieses Jahrhunderts entstandene Pfingstleise:

„nu biten wir den heiligen Geist
umbe den rechten Glauben allermeist
daz er uns behüete an unsrem Ende
so wir heim suln fahren aus unsrem Elende.
Kyrie eleis."

Georg Wicelius führt sie in seinem **Psaltes ecclesiasticus** mit der Ueberschrift: „Hie sing die ganze Kirch" auf und Luther hat sie als ersten Vers seiner Ueberarbeitung dieser Leise: „Nun bitten wir den h. Geist" zu Grund gelegt (vgl. Nro. 195 im W. G.). Merkwürdig ist jedoch weiter, wie schon gegen Ende dieses Jahrhunderts, nach dem Vorgang der Waldenser im südlichen Frankreich, die von der katholischen Kirche sich lostrennenden religiösen Gemeinschaften, die Ketzer, auch in Deutschland unter sich geistliche Lieder in der Muttersprache sangen und in den Volkskreisen verbreiteten, wo sie als Volkslieder um so begieriger ergriffen wurden.

So waren es nun auch **im vierzehnten Jahrhundert** die gleichfalls vom Einfluß der Kirche und der Geistlichkeit sich ganz unabhängig stellenden Flagellanten oder Geißler, welche auf eine entscheidende Weise zur Verbreitung des deutschen geistlichen Volksgesangs beitrugen. Diese Geißler zogen im J. 1349 nach vorange-

---

* In einer Anrede an seine Mönche sagt er: „Es giebt eine gewisse Gegend, „„Deutschland"" genannt, worinn Christen wohnen und zwar recht fromme, welche, wie ihr wißt, mit langen Stäben und großen Stiefeln bei der heftigsten Sonnenhitze im Schweiße badend, oft in unser Land pilgern, die Schwellen der Heiligen besuchen und Gott und seinen Heiligen Loblieder singen."

gangenem Hunger und Pestjahr in Prozession durch ganz Süd- und Westdeutschland unter Zerfleischung und Geißlung ihres Körpers und unter dem Gesang deutscher geistlicher Lieder. Ueberall fanden diese Büßenden, wo sie sich keine Ausschweifungen zu Schulden kommen ließen, besonders darum, weil sie viele deutsche Leisen sangen, den größten Anklang beim Volke. Es entstanden auch wirklich manche geistliche Volkslieder in diesem Jahrhundert, welche sich einer großen Verbreitung zu erfreuen hatten. Hieher gehört das von einem Ritter gedichtete Taglied von der Passion:

O starker Gott, all' unsre noth
befeln wir herr in din gebot
Laz uns den tag mit gnaden überscheinen etc.

Ferner der gemeine Laiengesang auf Ostern:

es gingen dri Fröulin also fruo
si gingen dem heiligen grabe zuo.

Sodann das von Conrad von Queinfurt, Pfarrer zu Steinkirchen am Queis († 1382 zu Löwenberg in Schlesien), gedichtete Osterlied:

„du lenze guot, des jares tiurste quarte"

welches in seiner fünften Strophe uns zugleich einen Beleg gibt, wie sehr um diese Zeit das uralte Osterlied: „Christ ist erstanden" selbst in Kirchen einheimisch geworden war. Hier heißt es nämlich:

in fröuden grôz lat ir iuch hiute hören
lât klingen hellen süezen klanc,
ir lein in kirchen, ir pfaffen in den koeren,
zem wiedergelt si iur gesanc.
nû singet: „Christus ist erstanden
wol hiute von des todes banden" etc.

Es ist auch wirklich eine Spur vorhanden, daß in Baiern, im J. 1323, selbst beim kirchlichen Gottesdienst irgendwo deutsch gesungen wurde, und die Benediktinermönche, welche schon in frühern Jahrhunderten das Volk durch den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache zu belehren gesucht hatten, waren um diese Zeit bemüht, heilige Gesänge in deutscher Sprache unter das Volk zu bringen, um das weltliche Lied, welches zum Theil in roher und sittenloser Gestalt verbreitet war und von manchen Klostergeistlichen selbst bei den Horen gebraucht wurde, zu verdrängen. Auch bemühten sich viele Geistliche, deutsch zu predigen. Allein jener Vorgang in Baiern, den deutschen Gesang auch in den förmlichen Gottesdienst einzuführen, blieb doch noch lange ohne alle Nachahmung. Die Geistlichkeit war des lateinischen Singens zu sehr gewohnt und die römische Liturgie war zu sehr in verjährtem Rechte, als daß selbst die Bessern und Erleuchtetern in dieser finstern, wilden Zeit des vierzehnten Jahrhunderts, wie z. B. ein Tauler, Eckart, welche doch wenigstens durch deutsche Erbauungsschriften und Predigten auf das Volk zu wirken suchten, daran gedacht hätten, von der in der Kirche eingefleischten, römischen Liturgie abzuweichen und das Volk durch förmlichen deutschen Kirchengesang zu heben.

Erſt im fünfzehnten Jahrhundert fieng aus dem immer allgemeiner werdenden deutſchen geiſtlichen Volksgeſang der deutſche Kirchengeſang entſchiedener ſich zu entwickeln an.

An der Spitze dieſes Jahrhunderts ſteht Joh. Huß in Böhmen mit ſeinem reformatoriſchen Eifer für Reinigung der Kirche und Verbeſſerung des chriſtlichen Lebens. In Böhmen und Mähren hatte es auch in den frühern Zeiten nie an Solchen gefehlt, welche wider den Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſt laut und öffentlich proteſtirten. Dieß kam daher, weil die alten Böhmen und Mähren nicht von römiſchen, ſondern von griechiſchen Miſſionären bekehrt worden waren und ihre Hauptapoſtel, die beiden Mönche Cyrillus und Methodius für die bekehrten Slaven den Pſalter und das neue Teſtament ins Slavoniſche oder Serbiſche überſetzt und die griechiſche Liturgie in ſlavoniſcher Sprache, alſo in der Mutterſprache, eingeführt hatten. Zwar gelang es ſpäter der päbſtlichen Macht, auch hier den Gebrauch der lateiniſchen Kirchenſprache zu erzwingen, das Vermiſſen des einmal beſeſſenen Guts blieb jedoch ſtets unter dem Volke rege. Daher hatten ſchon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts einige würdige Prediger zu Prag, Conr. Stiekna († 1369), Joh. Milicz († 1374) und Math. Janow († 1394), nicht nur gegen die Verdorbenheit der Geiſtlichen und gegen die allgemeine Werkheiligkeit, ſondern namentlich auch gegen die Abſchaffung der Landesſprache beim Gottesdienſt geeifert. Ihrer Bahn folgte Joh. Huß (geb. 1373 zu Huſſinecz, ſeit 1398 Profeſſor zu Prag und ſeit 1402 Prediger an der dortigen Bethlehemskirche), welcher, nachdem er 1403 Wicleffs Schriften kennen gelernt, in Predigten und Flugſchriften die Mißbräuche des Pabſtthums angriff und vor Allem auch Wiedereinführung der Landesſprache beim Gottesdienſt forderte. Er ließ es ſich daher ſehr angelegen ſeyn, ſtatt der lateiniſchen Hymnen Lieder in der Mutterſprache zu liefern. In dieſem Beſtreben folgten ihm bald Andere, z. B. Franoscius, ſo daß Huſſens Anhänger die Erſten waren, welche förmlichen Kirchengeſang in der Mutterſprache ſich errangen. Denn ſobald dieſe böhmiſchen Huſſiten, die wie alle Slaven den Geſang beſonders liebten, einmal Lieder hatten, die ſie verſtehen und mitſingen konnten, ſo verſtand es ſich eigentlich von ſelbſt, daß ſie dieſelben beim Gottesdienſt gemeinſchaftlich ſangen.

Vom Concil zu Conſtanz war nun zwar im J. 1415 an Jakobus de Miſa, der, wie Joh. Huß den Gottesdienſt durch geiſtliche Geſänge in der Mutterſprache zu verbeſſern ſuchte, ein ernſtliches Verwarnungsſchreiben ergangen, in welchem geeifert wird gegen die, „welche ſich beſonders vor geiſtlich hielten und glaubten, ſie würden „ſelig, wenn ſie in der Kirche, in Häuſern und Werkſtätten Geſänge „ſingeten, welche doch die Kirche nicht gebilligt habe. Wenn den Laien „verboten iſt, zu predigen und die Schrift zu erklären, ſo iſt ihnen

„noch mehr (a fortiori) verboten, in öffentlicher Gemeinde zu singen, „denn es ist eines, wie das andere." *

Diese im althierarchischen Geiste gemachte Einsprache wurde aber in jener Zeit, in der man laut und immer lauter nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern verlangte und durch die neuerfundene Buchdruckerkunst allmählich immer mehr Erbauungsschriften in den Muttersprachen sich verbreiteten, wodurch das Verlangen auch nach kirchlicher Erbauung in der verständlichen und ans Herz dringenden Muttersprache immer allgemeiner wurde, nicht mehr viel beachtet. Die entstandenen kirchlichen und religiösen Streitigkeiten und die vielen Kirchenversammlungen in diesem Jahrhundert richteten ohnedem die Gemüther immer mehr auf das Religiöse und mehrten besonders in Deutschland das Verlangen nach deutschen Kirchenliedern von Jahr zu Jahr.

Das Beispiel und der Vorgang der Hussiten in Böhmen wirkte mächtig und dieß um so mehr, nachdem die von den fast vernichteten Taboriten noch übrigen, aber geläuterten Reste, die sogenannten böhmischen und mährischen Brüder in Verbindung mit Waldensern an der Ostgränze Böhmens in den Herrschaften Litiz, Landskron und Leutomischl im J. 1467 zu einem festen kirchlichen Verein sich zusammengeschlossen hatten, in welchem eigentliche Kirchenlieder in der Muttersprache beim regelmäßigen Gottesdienste von der Gemeinde gesungen wurden. Diese Lieder wurden im J. 1504 durch Lucas, ihren Oberbischof, vierhundert an der Zahl, gesammelt und dem Druck übergeben — als das erste Gesangbuch in der Muttersprache, welches ein unter der römischen Kirchenmacht stehendes abendländisches Volk aufweisen konnte.

Peter Dresdensis nun (eigentlich Peter Faulfisch), welcher Hussens Gehülfe zu Prag gewesen, später aber nach Meissen, wo er herstammte, sich zurückzog und 1420 Rektor in Zwickau wurde, war der erste Deutsche, welcher es sich zur Aufgabe machte, deutsche Lieder in die Kirchen einzuführen. Ihm folgten in diesem Bestreben noch mehrere fromme Geistliche und Laien. Doch that, obgleich es unter damaligen Umständen leicht gewesen wäre, die Geistlichkeit im Ganzen noch nichts dafür, weil es gegen die herrschenden Ansichten der römischen Kirche anstieß. So war daher der Gebrauch deutscher Kirchenlieder nur sehr vereinzelt, meist blieb es bei der alten Herrschaft des lateinischen Kirchenlieds. Anfangs beschränkte sich auch der Gebrauch des deutschen Gesangs beim öffentlichen Gottesdienst bloß auf hohe Festtage und sonstige feierliche Gelegenheiten, wie z. B. bei der Pfingstceremonie, da man eine hölzerne Taube herabfliegen ließ, in der Kirche das Lied: „Nun bitten wir den h. Geist," bei der Himmel-

* cfr. Hermann v. Hardts Hist. Conc. Const. Tom. III. part. 14. fol. 384.

fahrtsceremonie, da man ein hölzernes Bild von Christus in die Höhe zog, das Lied: „Christ fuhr gen Himmel," bei der Auferstehungsceremonie in den Diöcesen Würzburg, Mainz, Trier, Cöln, Worms, das Lied: „Christ ist erstanden" gesungen wurde. Beim Hauptgottesdienst und der Messe fanden noch lange deutsche Kirchenlieder keinerlei Eingang. Doch geschah allmählich auch dieß an einzelnen Orten. So wird uns durch Florentius Diel, Pfarrer zu Mainz, vom J. 1491 berichtet, daß in Mainz auch außer den hohen Festen vor und nach der Predigt deutsche Lieder gesungen wurden, besonders von Ostern bis Himmelfahrt der Gesang: „Christ ist erstanden," welcher auch nach einem Zeugniß vom J. 1506 in Schwaben bei der Predigt gebräuchlich war. Ja, die Synode zu Schwerin gab sogar im J. 1492 so weit nach, daß während der Messe ein deutscher Gesang auf der Orgel oder im Chor von den anwesenden Geistlichen gesungen werden durfte, und der urdeutsche Ostergesang: „Christ ist erstanden" ward sogar in die kirchliche Agende als ein förmlich zur Liturgie gehöriges Lied aufgenommen, so daß sich vom J. 1480 an fast in allen gedruckten lateinischen Agenden der Anfang dieses deutschen Lieds abgedruckt findet. Melanchthon sagt daher auch in der Apologie der augsburgischen Confession, wo er auf die deutschen Gesänge der augsburgischen Confessionsverwandten zu sprechen kommt: „Dieser Gebrauch ist allezeit für „löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten „mehr, an etlichen Orten weniger teutsche Gesänge gesungen werden, „so hat doch in allen Kirchen je das Volk etwas teutsch gesungen, „darum ist's so neu nicht."

Fassen wir die vereinzelten Bestrebungen in diesem Jahrhundert für Einführung deutscher Kirchenlieder, von welchen freilich das Volk nur hie und da, und bloß in seltenen Fällen, beim Hauptgottesdienst Gebrauch machte, übersichtlich zusammen, so stellen sich uns vierlei Arten deutscher Kirchenlieder dar, nämlich: 1) deutsche Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Kirchenlieder, 2) halbdeutsche und halblateinische Lieder, Mischlieder, 3) deutsche geistliche Originallieder für Festzeiten und besondere religiöse Feierlichkeiten, 4) Umbildungen deutscher weltlicher Volks- und Minnelieder.

1) Die deutschen Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Kirchenlieder bahnte schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Johannes, genannt der Mönch von Salzburg, an, welcher sich fleißig damit beschäftigte. Von ihm sind eilf Hymnen übersetzt, wovon die wichtigsten sind:

„veni creator spiritus" — „Kum, senfter Trost, heiliger Geist"
(aus Carls des Großen Zeit)
„Christe qui lux es et dies" — „Christe du bist Liecht und der Tag"
„Rex Christe factor omnium" — „Kunig Christe aller Ding"
(von Gregor M.)
„Pange linqua gloriosi" — „lobt all zungen des erenreichen"
(von Thomas v. Aquino)

„Lauda Syon salvatorem“ — „Lob o Syon deinen Schöpfer“
(von Thomas v. Aquino)
„Ut queant laxis resonare fibris“ — „das hell aufklimmen“
(von Paulus Diaconus)
„A solis ortus cardine“ — „von anegang der sunne clar“
(von Sedulius.)

Von Bruder Dietrich sind übersetzt:
„o lux beata trinitas“ — „o Licht heilige Dreyfaltigkeit“
(von Ambrosius)
„vexilla regis prodeunt“ — „des Königs Fahnen gehn herfür“
(von Fortunatus)
„Hostis Herodes impie“ — „Herodes du gottloser Feind“
(von Sedulius.)

Spätere erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und zum Theil auch erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts übersetzte Hymnen sind:

„Patrem credimus“ das Credo — „wir glauben in einen got“
(aus Ambrosius Zeit)
„Quem pastores laudavere“ — „den die Hirten lobten sehre“
(von Adam a St. Victore)
„Dies est lätitiae“ — „der Tag ist so freudenreich“
(von Adam a St. Victore)
„veni redemtor gentium“ — „der Heiden Heiland komme her“
(von Ambrosius)
„ave verum corpus natum de Maria“ — „Sei gegrüßt wahrer Leichnam“
„media vita in morte“ — „in mittel unsres Lebenszeit“
(aus dem eilften Jahrh.)
„Stabat mater dolorosa“ — „die Mutter stund voll Leid und Schmerzen“
(von Jacoponus)
und eine zweite Uebersetzung: „mach mich mit Streichen verwundt“
„veni sancte spiritus reple“ — „Komm heiliger Geist Herre Gott“
(von Robert v. Frankreich)
„Te Deum laudamus“ — „dich Gott loben wir,“ wie es im J. 1490 in Braunschweig deutsch gesungen wurde.

Im J. 1494 erschien ein ganzes Buch von zweiundzwanzig Quartblättern eine Sammlung deutscher Bearbeitungen lateinischer Hymnen, mit der Titelanzeige: „Hierinn stönd etlich tewtsch Ymni oder lobgesänge mit versen, stücken und gesatzen von ettlichen Dingen, die do zu Bereitung und Betrachtung der Beicht ainem yeden noth synd. Gedruckt von Heinrich Knoblötzer zu Haidelberg. **Anno XCiiij.**“ Es enthält dieses Buch Uebersetzungen der lateinischen Hymnen: **veni sancte spiritus, Sanctus, Salve, Agnus Dei, Magnificat etc.** Diese Hymnen sind übrigens in Prosa, jedoch immer mit so viel Sylben, als das Original enthält, übersetzt.

Einige gereimte Uebersetzungen von lateinischen Hymnen enthält das zu Straßburg 1500—1507 herausgekommene Andachtsbuch: „**Hortulus animae.**“ Die Uebersetzungen dieser Zeit sind aber noch sehr roh und unvollkommen, so daß die Herrlichkeit der lateinischen Hymnen darunter ganz verloren geht. Zugleich sammelte man jetzt auch die lateinischen Hymnen und Sequenzen, deren Zahl sich zu Anfang

des sechzehnten Jahrhunderts auf 123 Hymnen und auf 227—277 Sequenzen belief.

2) Halbdeutsche und halblateinische oder Mischlieder. Als solche werden folgende aufgezählt:

omnes nu lant ons gode loven,
Deum coelestum von hier boven.

Die ganze Welt Herr Jesu Christ, hilariter, hilariter etc.

---

in tristi nunc loco
lieg jezund ich do,
Unsers Herzens Wonne
Im Schloß custodio.

Puer natus in Bethlehem
deß freuet sich Jerusalem.

In dulci jubilo — unsers Herzens Wonne
nu singet und seid fro, — liegt in praesepio,
und leuchtet als die Sonne
matris in gremio
Alpha es et O.

welches letzteres (cfr. Nro. 33 des W. Gesangb. von 1741) übrigens schon in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, welche das Leben des Heinrich Suso († 1365) mittheilt, sich vorfindet. Dort wird nämlich erzählt, daß eines Tages zu Suso, um ihm in seinem Leiden eine Freude zu machen, himmlische Jünglinge gekommen seyen, von denen der eine ein fröhliches Gesänglein von dem Kindlein Jesus gesungen habe, das also angefangen: in dulci jubilo.

Nach einer lang verbreiteten Meinung hielt man den Petrus Dresdensis für den Urheber dieser Mischlieder und gab, gestützt auf eine Bemerkung in Vopelius Gesangbuch vom J. 1682 zu dem Lied: in dulci jubilo, als Entstehungsgrund derselben dieß an, daß dem Petrus Dresdensis, welcher gern deutsche Kirchenlieder in die Kirchen eingeführt hätte, nach vielfältigem Suppliciren vom Pabst endlich so viel gestattet worden sey, solche Lieder zu machen, darinn deutsch und lateinisch unter einander vermengt sey, was er denn auch gethan und solcher Lieder eine gute Anzahl gefertigt habe. Allein diese Misch- oder Bastardpoesie war unter den Mönchen schon im zehnten Jahrhundert gebräuchlich, wurde anfangs zu Grabschriften, später zu allerlei Scherz- und Spottgedichten oft mit dem frechsten Muthwillen angewendet. Es ist also dieses Mischen lateinischer und deutscher Wörter oder Verse für nichts Anderes, als für eine mönchische Spielerei anzusehen, zu der vielleicht die Fertigkeit der Dichter in der einen Sprache und ihre Unbeholfenheit in der andern den nächsten Anlaß gegeben haben mag. Lange in seinem Grundriß der kirchlichen Hymnologie vom J. 1843 sagt hierüber: „Wie ein neugebornes Küchlein mit

„Stücken der durchbrochnen Eierschalen an den Füßen herumlaufen „kann, so hier der Volksgesang mit den Resten des kirchlichen Latein, „welches er durchbrochen hat."

3) Deutsche geistliche Originallieder für Festzeiten und besondere religiöse Feierlichkeiten. Die wichtigsten sind:

„Ave morgensterne, irleuchte uns mildiglich" — ein Lobgesang auf die h. Jungfrau mit fünf Strophen, welcher in die Jahre 1414—1423 gehört und eines der ältesten Denkmale deutschen Kirchengesangs aus diesem Jahrhundert ist.

„Gott der Vater won uns bei" — eine Litanei zur Zeit der Bittfahrten vor dem Himmelfahrtsfest, auf den Tag Mariä und in der Kreuzwoche (vergl. Nro. 33 im W. Gesangb. nach Luthers Ueberarbeitung).

„Ein Kindlein ist geboren von einer reinen maid" — ein Weihnachtlied von sieben Strophen.

„Ein Kindelein so löbelich" — eine Strophe, welche später als zweite oder vierte Strophe in die Uebersetzung des lateinischen Hymnus: Dies est laetitiae, „der Tag ist so freudenreich" eingeschoben wurde (Nro. 12 im W. Gesangb. von 1741).

„O du armer Judas, was hastu gethan" — das Judaslied, später von Luther verbessert.

„Christ fuhr gen Himmel" — ein bei der Himmelfahrtsceremonie häufig gebrauchtes Lied (Nro. 67 im W. Gesangb. von 1741).

„Freu dich du werthe Christenheit" — ein alter Ostergesang mit sieben Strophen.

„Gott sey gelobet und gebenedeiet" — später von Luther verbessert; ein Abendmahlslied (Nro. 102 im W. Gesangb. von 1741).

„Also heilig ist der Tag" — ein Osterlied mit einer Strophe.

„O Mensch bewein dein Sünden groß" — ein Passionslied (Nro. 40 im W. Gesangb. von 1741).

Es wollte jedoch mit der Schöpfung neuer deutscher Originallieder nicht recht von Statten gehen; es fehlte noch der Glaubensnerv. Die Verfasser waren meist Klostergeistliche oder Meistersänger und die Lieder sind matt, lau und ohne Schwung, langweilig und gedehnt, dazu fast unsingbar, meist abgeschmackte poetische Bearbeitungen ganzer Kapitel aus der Bibel.

Am meisten und liebsten versuchte man sich

4) an Umbildung deutscher weltlicher Volks- und Minnelieder.

Heinrich von Laufenberg, zuerst Priester zu Freiburg und dann seit 1445 Mönch im Johanniterkloster zu Straßburg, gab hiefür den Ton an. Man verfuhr dabei so, daß man entweder das weltliche Lied umdichtete und alles Weltliche darinn in eine geistliche Beziehung brachte, oder daß man bloß die Melodie eines weltlichen Liedes mit einem geistlichen Texte versah, oder daß man Beides, sowohl Inhalt, als auch Melodie benützte. Der gesunde Sinn des Volks fand an solcher Vermischung des kirchlichen Gesangs mit dem weltlichen keinen Anstoß, vielmehr konnte darinn eine Verklärung des Weltlichen, das ja, wie mit Recht geltend gemacht wird, „nicht an sich, sondern nur

durch die Sünde der Menschen in einen Gegensatz gegen das Geistliche gesetzt ist," erkannt werden.

So schöne Anregung die Volkslieder geben konnten, so ungeschickt wurden sie aber oft benützt, so daß die aus denselben entstandenen geistlichen Lieder nur allzusehr an den Inhalt des weltlichen Originals erinnerten. Die Anfangsworte des weltlichen Lieds, nach welchem das geistliche copirt war, standen ohnedem jedesmal über dem geistlichen Gesang.

So wurde das Volkslied: „Ich waiß ein Fraw Fischerin" umgebildet und unter dem Titel: „Das Lied von der Fischerin geistlich zu singen in dem weltlichen Thon" aufgeführt. Volkslieder wie: „Es wollt ein Jäger jagen" — „Gukuk hat sich zu Tod gefall'n" — „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein" bildeten die Grundlage geistlicher Lieder. Da hieß es denn z. B. so:

„den liepsten bulen den ich han, der liegt beim Wirth im Keller," contrafactum uf einen geistlichen sin: „den liepsten herren den ich han, der ist mit lieb gebunden." Sieben Strophen.

„es hat ein man sin wip verloren," contrafactum uf einen geistlichen sin: „es hat ein mensch gots huld verloren." Neun Strophen.

So wurde auch auf das weltliche Lied: „Innsbruk ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin" ꝛc., welches ein süddeutsches Lied wandernder Handwerksbursche war, das geistliche Lied gedichtet: „O Welt ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, ins ewig Vaterland" ꝛc., auf dessen Melodie sodann später Paul Gerhard sein Passionslied: „O Welt sieh hier dein Leben" (vergl. Nro. 141 im W. Gesangb.) gedichtet hat.

Weltliche Melodien ferner wurden benützt, wie z. B.: „Ich ritt zum Tanze" — „Es saß ein Vögelein und sang" — „Ich sah meinen Herrn vom Falken," um darnach „im weltlichen Thon" ein geistlich Lied zu singen.

Wie mangelhaft nun auch solche aus Volksliedern entstandene geistliche deutsche Lieder noch waren, so haben wir daran jedenfalls ein Zeichen, wie der deutsche Kirchengesang nicht bloß aus dem geistlichen, sondern auch aus dem weltlichen Volksgesang sich entwickelt hat und allmählich neben den gregorianischen oder canonischen Kirchengesang ohne gehörigen Rythmus und Takt sich auch von dieser Seite ein kirchlicher Volksgesang zu stellen anfieng, welcher eben als Volksgesang, bei dem die allgemein faßliche Form die Hauptsache ist, seiner Natur nach vorherrschend rythmisch ist.

Je länger je mehr entstanden aber durch solche geistliche Umbildung von Volksliedern fast ausschließlich bloß Marienlieder; z. B. „Maria nnter und magd" — „Maria zart von edler Art" — „Maria schön du himmlisch Kron" — „Dich Frau vom Himmel ruf ich an" — höchstens noch Passionslieder wurden geschaffen, wie sich hierinn besonders Johann Boschenstein († 1536), Verfasser des Lieds: „Da

Jesus an dem Kreuze stund", und Martin Millius (Miller), ein Klostergeistlicher zu Ulm († 1521), bemerklich machten. Die Minnelieder wurden gerade in der der Reformation zunächst vorangehenden Zeit immer mehr gesteigert. Sämmtliche Psalmen wurden sogar ausdrücklich auf Maria umgearbeitet, ja selbst auf die Großmutter Jesu, die St. Anna, wurden Lieder verfertigt.

So that demnach, wie der Kirche im Ganzen, so auch dem Kirchengesang im Besondern eine Reformation immer dringender noth und es war hohe Zeit, daß der Begründer solcher Reformation endlich in der Person Dr. Martin Luthers zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erschien.

Dritte Periode.

Die Reformationszeit.

Vom Anfang der Reformation bis zum westphälischen Frieden. 1517—1648.

Das evangelische Kirchenlied als kirchliches Glaubenslied mit dem vorherrschenden Gepräge der Objectivität.

Von Luther bis Gerhard.

1) Die Zeit der Reformatoren. 1517—1560.

Von Luther bis Barth. Ringwaldt. *

Martin Luther, geb. 10. Nov. 1483 zu Eisleben, seit 1508 Professor und von 1512 bis 1546 Doctor der Theologie zu Wittenberg in Churſachsen, der große Reformator der Kirche, ist auch der Vater und Stifter des deutschen Kirchenlieds und Kirchengesangs. Wie er die Herrschaft des Pabsts und der römischen Curie in Deutschland brach, so brach er auch die Herrschaft der römischen Liturgie, und mit ihr die Herrschaft der lateinischen Kirchensprache.

Als Luther am 31. Okt. 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg jene fünfundneunzig Sätze gegen den schreiendsten Mißbrauch des Pabstthums, den Ablaß, angeschlagen hatte, da war es, wie ein Zeitgenosse erzählt, als wären die Engel Gottes selbst Botenläufer und trügens vor aller Menschen Augen. Das Wort Gottes war seine Wehr und Waffe, womit er nun einen Mißbrauch in der Kirche nach

---

* Quellen: Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis Nic. Hermann und Ambrosius Blarer von Dr. Wackernagel. Stuttg. 1841.

dem andern angriff; auf das Wort Gottes sollte der kirchliche Glaube und das ganze kirchliche Leben zurückgeführt werden. Das Wort Gottes, seit Jahrhunderten dem Volke vorenthalten, ward nun eine neue, alle Verhältnisse der Kirche durchdringende und alle Gemüther mächtig ergreifende Lebenskraft.

Mit der Predigt von der Gerechtigkeit im Glauben an Christum, den alleinigen Mittler zwischen Gott und Menschen, ward ein neues Leben in den Herzen des ganzen Volkes geweckt und so auch für die Dichtung geistlicher und kirchlicher Lieder ein neuer Lebensbrunn gegraben. Daraus mußten bei der mächtigen durch die Reformation hervorgerufenen Erregung der Gemüther auf dem kirchlichen Glaubensgebiet und bei dem nun endlich errungenen freien Gebrauch des göttlichen Wortes, wodurch das fromme Gefühl Befriedigung, Leben und volle Genüge fand, geistliche Gesänge zum Preis der neuerkannten Heilswahrheiten und zum Bekenntniß des neuen und doch so alten Glaubens an die freie, unverdiente Gnade Gottes in Christo Jesu sich in reicher Menge ergießen. Ja, man kann sagen, daß die ganze poetische Literatur des deutschen Volkes aus dem geistigen Aufschwung herstammt, den die Nation durch die Reformation gewonnen hat.

Eine der hauptsächlichsten Bibelwahrheiten aber nun, welche durch die Reformation wieder hervorgestellt wurde, war das allgemeine Priesterthum aller Glaubigen (Offenb. 1, 6. 1 Petr. 2, 5. 9.). Dadurch ward das christliche Volk wieder in seine volle Rechte eingesetzt. Das Recht aller Glieder der christlichen Kirche, die da ist der Leib Christi, des alleinigen, unsichtbaren Hauptes, Gott zu opfern Gebete und geistliche liebliche Lieder, trat nun klar im Bewußtseyn Aller hervor. Was seither nur hie und da das Volk sich wie durch einen glücklichen Zufall oder unter der Nachsicht einzelner Kirchenhäupter errungen hatte, das ward nun als allgemeines Recht geltend gemacht und mußte zur allgemeinen Volkssache werden. Christlicher Volksgesang mußte nun nicht bloß außerhalb der Kirchen, sondern in den Kirchen selbst frei ertönen und als wesentlicher Bestandtheil des Gottesdienstes sich darstellen. Nicht länger konnte mehr davon die Rede seyn, daß der geistliche Gesang in der Kirche bloß ein Vorrecht der vom Volk getrennten, der Gottheit näher stehenden, die Bitten der Gemeinde bei der Gottheit vermittelnden Priesterklasse sey, welcher gegenüber die Gemeinde nur eine stumme Person wäre. Nicht länger konnte nun Gebet, Gesang, so wie der ganze Gottesdienst in einer dem größten Theile der Gemeinde unverständlichen fremden Sprache gepflegt werden.

Luthers erstes Bestreben war es, den Gebrauch der h. Schrift wieder in die ganze Gemeinde und unter das Volk zurückzuführen. In Kirche und Haus sollte sich das christliche Volk an diesem Lebensquell laben und erfrischen können. Darum suchte Luther dem deutschen Volk zuerst die Bibel in der allgemein verständlichen Mutter-

sprache in die Hand zu geben und gab schon im J. 1522 das N. Testament nach dem griechischen Grundtext ins Deutsche übersetzt heraus, sofort die Psalmen und endlich im J. 1534 die ganze Bibel. Unter dem hülfreichen Beistand der neuen Druckerkunst, welche für dieses große Werk der deutschen Bibelübersetzung eigentlich besonders erfunden zu seyn schien, verbreitete sich bald die deutsche Bibel in allen Kreisen des deutschen Volks, gleichfalls als wären hiefür die Engel Gottes Botenläufer gewesen. Wirklich gab Luther auch die Bibel dem deutschen Volke in einer ächtdeutschen, volksthümlichen Sprache, in einer Sprache, die körnigt-kräftig und doch kindlich, allgemein verständlich und doch tief gemüthlich war. Grimm bezeugt es, „Luther habe sich dabei der Muttersprache mit solcher Kraft, Reinheit und Schönheit bedient, daß seine Sprache ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuen hochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden muß, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen wurde." Wie aber Luthers Bibelübersetzung die Grundlage der hochdeutschen Sprache wurde, so wurde sie auch die Grundlage für die Kirchensprache des ganzen protestantischen Deutschlands, und insbesondere für das deutsche Kirchenlied.

Luthers weiteres Bestreben war nämlich darauf gerichtet, daß das Volk nun auch beim regelmäßigen kirchlichen Gottesdienst in der Muttersprache zum Herrn beten und singen könne. Schon im J. 1520 drängte sich ihm der Wunsch auf: „Wollte Gott, daß wir Deutschen Meß zu deutsch läsen," allein eine zarte Scheue vor der Abstellung des alten Gebrauchs der lateinischen Sprache hielt ihn noch ab. Im J. 1523 aber gab er auf einem Quartbogen eine Schrift heraus: „Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeine" und bald darauf erschienen seine „**Formulae Missae et communionis pro Ecclesia Wittenbergensi,**" nach welchen bereits am Weihnachtsfest des J. 1525 in der Pfarrkirche zu Wittenberg deutsche Messe gehalten wurde. Im J. 1526 sodann gab er als Fortsetzung und Vervollständigung auf fünf Quartbogen die Schrift: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes" heraus. Darnach sollten sowohl bei der Messe und dem Hauptgottesdienst, als auch bei den Wochengottesdiensten, den Metten und Vespern, an der Stelle der alten lateinischen Hymnen und Sequenzen deutsche Psalmen und Gesänge in bestimmter Reihenfolge gesungen werden. Diesen Gedanken, deutschen Kirchengesang in den Kirchen einzuführen, brachte in ihm jener alte hussitische Gemeindegesang zur Reife, welcher von den Schriftstellern der damaligen Zeit als gar rührend und ergreifend geschildert wird.

Nun entstand ein Bedürfniß nach deutschen Kirchenliedern, um solche beim Gottesdienst gebrauchen und an die Stelle der lateinischen Kirchenlieder setzen zu können. Es war so neben dem, daß das neuerregte fromme Gefühl der Glieder der neuen Kirchengemeinschaft aus

eignem innern Drang sich in Glaubensliedern ergoß, eine weitere Veranlassung zur Dichtung deutscher Kirchenlieder im eigentlichsten Sinne des Worts gegeben. Auch hier war Luthers Bibelübersetzung maßgebend. In der darinn herrschenden Sprache wurden die kirchlichen Agenden oder Liturgien abgefaßt, in ihr wurde gepredigt, und in die Klänge der lutherischen Bibelsprache kleideten auch ganz naturgemäß die dichterischen Ergüsse des frommen Gefühls sich ein, das ja angefacht und fort und fort genährt wurde durch den Gebrauch der von Luther verdeutschten Bibel und durch Luthers kräftige Glaubenssprache in vielfachen Schriften, die er wie Lichtfunken aussprühte. So erhielt von nun an das deutsche Kirchenlied, wornach in der neuen kirchlichen Gemeinschaft das regste Verlangen sich kund that, das Element seiner geistigen und sprachlichen Bildung von Luthers deutscher Bibelübersetzung. An diese ist, als seinen Typus, das deutsche Kirchenlied nun für immer gewiesen.

Was aber den entschiedendsten, unmittelbarsten Einfluß auf die Bildung des deutschen Kirchenlieds hatte, war dieß, daß Luther selbst als Dichter ächtdeutscher Kirchenlieder vorangieng.* Zunächst trieb Luthern hiezu das Bedürfniß, für seine deutsche Messe deutsche Gesänge zu haben, weßhalb er auch nach ausdrücklichen Zeugnissen für den »**Sanctus**« den Gesang: „Jesaja dem Propheten das geschah" und für das **Credo** oder **Patrem** den Gesang: „Wir glauben all an einen Gott," ausdrücklich um sie bei seiner deutschen Messe benützen zu können, bearbeitete. Luthers ausgesprochene Absicht bei seiner geistlichen Liederdichtung war, nach dem Vorgang der Väter des alten Bundes und der alten christlichen Kirchenväter deutsche Psalmen für das Volk zu machen. Er wies auf den Psalm, als das ursprüngliche Muster des ältesten Kirchengesangs zurück. „Ich bin Willens" — so schreibt er nämlich an seinen Freund, den churfürstlichen Hofprediger Georg Spalatin, den er wie andere seiner Freunde aufforderte, neue geistliche deutsche Lieder zu fertigen — „nach dem Exempel der „Propheten und alten Väter der Kirche, teutsche Psalmen für das „Volk zu machen, das ist, geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch „durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Wir suchen also überall „Poeten. Da ihr nun der deutschen Sprache so Meister und so mächtig „und so beredt darinnen seyd, so bitte ich Euch, daß ihr hierinnen mit „uns Hand anleget und einen von den Psalmen zu einem Gesange „zu machen sucht, wie ihr hier ein Muster (d. h. eine Probe von mir) „habt. Ich wollte aber, daß die neuen Wörterlein vom Hofe wegblie„ben, damit die Worte alle nach dem Begriff des Pöbels ganz schlecht

* Casp. Wezel übrigens berichtet, das Eis dazu habe gebrochen — Mich. Stiefel, ein Augustinermönch und hernach erster evangelischer Prediger zu Eßlingen, durch ein schön Lied von der Rechtfertigung, wie er denn auch mit Luther deßhalb viele Briefe gewechselt.

„und gemein, doch aber rein und geschickt herauskämen, hernach auch „der Verstand fein deutlich und nach des Psalms Meinung gegeben „würde."

Luther bearbeitete nun zunächst aus innerem Triebe und angeregt durch jeweilige Lebensereignisse einige biblische Psalmen und suchte sie für den gottesdienstlichen Gebrauch einzurichten. Neben dieser uralten Quelle für das geistliche Lied benützte er aber auch noch die zwei weitern in der Zeit vor ihm liegenden äußern Hauptquellen fürs geistliche Lied — die lateinischen Hymnen sammt ihren Verdeutschungen und die geistlichen Volkslieder und gab, wie Gervinus treffend sagt, noch den innern Quell ächter Religiosität und Glaubenskraft dazu. Er wußte nämlich den reinchristlichen Werth mancher alten lateinischen Gesänge aus der katholischen Zeit gar wohl zu schätzen und obgleich er in der Kirche, wie sie zu seiner Zeit war, „die Stätte des Greuels" erblickte, gestand er dennoch, „daß in ihr durch Gottes Macht und Wunder bei allen Verderbnissen viel Gutes geblieben sey," wohin er namentlich auch „die vielen guten Lieder und Gesänge, beide lateinisch und deutsch," zählen zu müssen glaubte. Besonders gefielen ihm viele Hymnen, weniger die Sequenzen, weil seiner Meinung nach ihrer nur wenige waren, die nach dem Geiste schmeckten. Darneben lieferte er aber auch selbstständige Erzeugnisse deutscher Kirchenlieder (deutsche Originallieder) und hier hielt er sich an den körnigten, naiven Ausdruck des Volksliedes, wie er denn auch wirklich unerreichte Muster volksthümlicher Dichtungen schuf.

Ihrer Entstehungsweise nach lassen sich Luthers deutsche Kirchenlieder unter folgenden Gesichtspunkten zusammenstellen:

A. Uebersetzungen und Ueberarbeitungen lateinischer Gesänge, und zwar

a) zuvor noch nicht verdeutschter:

1. „Verleih uns Frieden gnädiglich" — „da pacem Domine," von Gregor M.

b) zuvor schon verdeutschter:

2. „Gelobet seyst du Jesu Christ" — „grates nunc omnes reddamus," von Notker Balbulus (Sequenz). Verdeutschung aus dem fünfzehnten Jahrhundert: „Gelobet seyst du Jesu Christ." Alle Verse, außer Vers 1, sind von Luther frei hinzugedichtet.
3. „Der du bist drei in Einigkeit" — „o lux beata trinitas," von Ambrosius. Verdeutschung von Dietrich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts: „O Licht heilige Dreifaltigkeit."
4. „Was fürcht'st du Feind Herodis sehr" — „Hostis Herodes impie," von Sedulius. Verdeutschung von Dietrich: „Herodes du gottloser Feind."
5. „Komm heiliger Geist Herre Gott" — „veni sancte spiritus reple," von Robert von Frankreich (Sequenz). Verdeutschung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Kum heiliger Geyst Herre Gott."

6. „Der Tag der ist so freudenreich" — „Dies est lätitiae," von Adam von St. Victor. Verdeutschung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Der tag ist so freudenreich."
7. „Nun komm der Heiden Heiland" — „veni redemtor gentium," von Ambrosius. Verdeutschung vom fünfzehnten Jahrhundert: „Der Heiden Heiland komme her."
8. „Wir glauben all' an Einen Gott" — „Patrem credimus," aus der ambrosianischen Zeit. Verdeutschung zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Wir glauben in einen got."
9. „Herr Gott dich loben wir" — „Te Deum laudamus," aus der ambrosianischen Zeit. Verdeutschung im neunten Jahrhundert: „Thih cot lopemes" und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Dich Gott loben wir."
10. „Christum wir sollen loben schon" — „a solis ortus cardine," von Sedulius. Verdeutschung von Johannes von Salzburg: „Vom Anegang der sunne clar."
11. „Mitten wir im Leben sind" — „media vita in morte sumus," aus dem eilften Jahrhundert. Verdeutschung aus dem fünfzehnten Jahrhundert: „in mittel unsres Lebens Zeit."
12. „Christ der du bist Licht und Tag" — „Christe qui lux es et dies," ein lateinischer Vespergesang. Verdeutschung vom fünfzehnten Jahrhundert: „Christe du bist liecht und der tag."
13. „Komm Gott Schöpfer heil'ger Geist" — „veni creator spiritus," aus Carls des Großen Zeit. Verdeutschung von Johannes von Salzburg: „Kum sanfter Trost heiliger Geist."

B. Verbesserungen oder Ueberarbeitungen urdeutscher geistlicher Volkslieder.

14. „Gott sei gelobet und gebenedeiet" — uralt.
15. „Christ lag in Todesbanden" — eine Ueberarbeitung und Erweiterung des aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Volkslieds: „Christ ist erstanden" mit Beifügung der Originalverse 2—7. Zuvor schon öfters bearbeitet.
16. „Nun bitten wir den h. Geist" — Bearbeitung des aus dem dreizehnten Jahrh. stammenden Pfingstgesangs: „nu biten wir den h. Geist" mit Beisetzung der Originalverse 2—4.
17. „Gott der Vater wohn uns bei" — Ueberarbeitung der Bittfahrtlitanei aus dem fünfzehnten Jahrh.

C. Bearbeitungen lateinischer Psalmen.

18. „Ach Gott vom Himmel sieh darein" — Psalm 12.
19. „Es spricht der Unweisen Mund" — Ps. 14.
20. „Ein feste Burg ist unser Gott" — Ps. 46.
21. „Es wollt uns Gott gnädig seyn" — Ps. 67.
22. „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit" — Ps. 124.
23. „Wohl dem der in Gottesfurcht steht" — Ps. 128.
24. „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" — Ps. 130.

D. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen.

25. „Jesaja dem Propheten das geschah" — Jes. 6.
26. „Vater unser im Himmelreich" — Matth. 6.
27. „Vom Himmel hoch da komm ich her" — Luc. 2.
28. „Mit Fried und Freud fahr ich dahin" — Luc. 2.
29. „Sie ist mir lieb die werthe Magd" — Offenb. 12.

30. „Dieß sind die heiligen zehn Gebot" } die zehn Gebote.
31. „Mensch will du leben seliglich" * }
32. „Christ unser Herr zum Jordan kam" — die Geschichte der Taufe.

E. Frei gedichtete Lieder.

33. „Nun freut Euch, lieben Christen, gemein."
34. „Ein neues Lied wir heben an."
35. „Jesus Christus unser Heiland, der den Tod."
36. „Vom Himmel kam der Engel Schaar."
37. „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" — drei Verse.

Man schreibt Luthern noch mehr Lieder zu, z. B.:

„Jesus Christus unser Heiland, der von uns" — eine Uebersetzung der lateinischen Hymne: „**Jesus Christus nostra salus.**"
„O du armer Judas" — eine Bearbeitung des altdeutschen Judasliedes.
„Ich will den Herrn loben allezeit" — nach Psalm 33.
„Ich dank dem Herrn von ganzem Herzen" — nach Ps. 111.
„Da Israel aus Aegypten zog" — nach Ps. 114—115.
„Christ ist die Wahrheit und das Leben" — nach Joh. 11.
„In meinem Elend war dieß mein Trost" — nach Hiob 19.

Sicher verbürgt ist es jedoch bloß von den obigen siebenunddreißig Liedern, die sich in der einzigen vollständigen Sammlung von Luthers Liedern befinden, welche er selbst besorgte und Valentin Babst zu Leipzig drucken ließ unter dem Titel: „geystliche Lieder. Mit einer newen Vorrede **Dr. Martin Luthers. MDXLV.**"

Nach der Zeitfolge, in der sie gedichtet wurden, lassen sich diese siebenunddreißig Lieder folgendermaßen ordnen:

vom Jahr 1523 — Nro. 33. 18.
vom J. 1524 — Nro. 19. 24. 21. 30. 11. 6. 15. 14. 2. 35. 23. 13. 5. 7. 10. 34. 12.
vom J. 1525 — Nro. 8. 17. 28. 31. 22. 16.
vom J. 1526 — Nro. 25.
vom J. 1530 — Nro. 20.
vom J. 1532 — Nro. 1.
vom J. 1533 — Nro. 9.
vom J. 1535 — Nro. 29. 27. 36.
vom J. 1539 — Nro. 26.
vom J. 1541 — Nro. 4.
vom J. 1542 — Nro. 37.
vom J. 1543 — Nro. 32. 3.

In solch ächter Volksthümlichkeit, mit solcher Glaubenskraft und kindlichen Einfalt hatte vor Luther noch Keiner gesungen. Cyriacus Spangenberg sagt treffend in der Vorrede zu seiner **Cithara Lutheri 1569, pag. 2.**: „Lutherus ist unter allen Meistersängern „sieder der Apostel Zeit der beste und kunstreichste gewesen, in dessen „Liedern und Gesängen man kein vergebliches und unnöthiges Wörtlein findet. Es fleußet und fället ihm Alles aufs lieblichste und

* Es ist eine unverbürgte Nachricht in der Jenaer Allgem. Literatur-Zeitung, daß dieß Lied schon 1451 vorhanden gewesen.

„artlichste voller Geists und Lehre, daß auch ein jedes Wort schier eine „eigene Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung „giebt. Da ist nichts gezwungenes, nichts genöthigtes und einge„flicktes, nichts verdorbenes. Die Reimen sind leicht und gut, die „Wort artlich und auserlesen, die Meinung klar und verständlich, die „Melodie und Ton lieblich und herzlich und in Stimme alles herrlich „und köstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet und tröstet und ist „fürwahr seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden, „wie alle fromme Herzen mit mir bekennen müssen, daß uns Gott „durch ihn an seinem Gesangbüchlein etwas hohes, wunderbares und „sonderliches geschenkt hat, dafür wir ihm in alle Ewigkeit nicht ge„nugsam danken können."

Vernehmen wir aber auch einen Zeugen aus der neuesten Zeit: Gervinus sagt (Thl. III. S. 25): „Es war in Luthers Liedern jene „heitere Zuversichtlichkeit und jene Kraft des Vertrauens, die ihn über„haupt so herrlich macht; sie waren aus dem frohen, kräftigen Geist „gesungen, der dem Volke so wohl thut, aus dem Glauben, daß uns „Gott wieder fröhlich gemacht durch den Glauben an den Erlösersohn; „sie sollten dem Heulen, Trauer und Leid, das der Pabst in aller Welt „angerichtet, Schaden und Abbruch thun."

Und so war es auch. Mit lautem Jubel nahm das Volk diese herrlichen Lieder Luthers auf, die anfangs nur auf einzelnen Zetteln mit Noten gedruckt erschienen. Mit reißender Schnelligkeit verbreiteten sie sich durch ganz Deutschland wesentlich fördernd das Werk der Reformation. So schreibt daher Tilemann Heshusius in der Vorrede zu den Psalmen Davids, verdeutscht von Joh. Magdeburgensis. Frankf. 1565: „Mir zweifelt nicht, durch das eine Liedlein Lutheri: „„Nun freut Euch liebe Christeng'mein"", werden viel hundert Christen „zum Glauben bracht seyn worden, die sonst den Namen Lutheri vor„her nicht hören mochten, aber die edlen theuren Worte Lutheri haben „ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten, „so daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Aus„breitung des Evangelii geholfen haben." Der Jesuit Konzenius klagt: **»Hymni Luthori animos plures, quam scripta et declamationes occiderunt,«** und der spanische Carmelitermönch Thomas a Jesu sagt in dem Buche **»de conversione omnium gentium« Lib. VIII. Pag. 511**: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Lutherthum fortgepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden." In den Jahren 1524 u. 1525, da Luther seine meisten Lieder dichtete, waren allein in der Stadt Erfurt vier verschiedene Drucker mit Herausgabe von Luthers Liedern beschäftigt. Den Liedern konnte man auch nicht so wie den andern Schriften Luthers

den Weg versperren, da sie in Briefen und im Gedächtniß weiter giengen. In einem Lied von Ambrosius Blaurer heißt es deßhalb auch:

obgleich miswan die tyrannen
s' Gotteswort murdiet wieder bannen,
die predig und Bibel weren,
so magst du dich vorrats neren,
und was du gesamlet hast mit truwen,
wie ein reines thierle wiederkuwen.

Ja es stand nicht lange an, so wurden Luthers Lieder wenigstens zum Theil und mit Veränderungen sogar hie und da beim katholischen Gottesdienste eingeführt und fanden selbst bei abgesagten Feinden Luthers den entschiedensten Beifall. Zu diesen gehörte unter Andern der Herzog Heinrich von Wolfenbüttel; dieser duldete selbst den Gebrauch einiger von Luther verfertigten Lieder in seiner Hofkapelle, z. B. „es woll uns Gott gnädig seyn" — „Mensch will du leben" — „wir glauben all an einen Gott" — „Vater unser" — „Ein feste Burg" ꝛc. Der katholische Priester machte dem Herzog Vorstellungen, wie er solche Lieder nicht dulden dürfe. Als nun der Herzog sich erkundigte, was er denn für Lieder meine? und der Priester antwortete: „Gnädiger Herr, sie heißen: es woll uns Gott gnädig seyn" ꝛc., hat der Fürst bald darauf gesagt: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig seyn? Wer söll uns denn sonst gnädig seyn, denn Gott allein?" „Also" — setzt Selneccer, der dieß erzählt in der Vorrede zu seinen Kirchengesängen (Leipz. 1587), hinzu — „also ist der Pfaff mit „Schanden bestanden und abgewiesen und sind die geistlichen Lieder „Dr. Luthers fortgesungen worden und haben den Platz behalten." Weitere Belege dafür, wie die Lieder Luthers im Mund des Volkes und selbst der Kinder lebten und die Reformation ersingen halfen, vgl. Thl. II. Nro. 86 und Nro. 215.

Das erste evangelische deutsche Gesangbuch erschien von Luther und Walther besorgt schon im J. 1524 unter dem Titel: „Enchiridion, heißet auch: etlich christlicher lieder Lobgesang und Psalmen, dem reinen Wort Gottes gemäß, aus der h. Schrift durch mancherlei hochgelehrter gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Theil bereit in Wittenberg in der Uebung ist. Wittenberg MDXXiiij." Es enthielt folgende acht, vorher auf einzelne Blätter gedruckte, Lieder:

Nun freut Euch, liebe Christen, gemein — von Luther.
Es ist das Heil uns kommen her — von Speratus.
In Gott gelaub ich das er hat — von Speratus.
Hilf Gott, was ist der Menschen noth — von Speratus.
Ach Gott vom Himmel — von Luther.
Es spricht der Unweisen Mund — von Luther.
Aus tiefer Noth — von Luther.
In Jesus Namen haben wir — Verf. unbekannt.

Die zweite Auflage vom J. 1525 war schon mit acht weitern Liedern vermehrt. Die dritte von demselben Jahr enthielt mit den

Beiträgen Spenglers und Speratl vierzig Lieder. Im Jahr 1528 kam ein größeres Gesangbuch heraus mit 56 Liedern.

Im Jahr 1531 gab Michael Weiß oder Weisse, geb. zu Neisse in Schlesien, Pfarrer der deutschen Brüdergemeinden in den Herrschaften Landskron und Fulnek, für die aus Deutschen bestehenden Gemeinden der böhmischen und mährischen Brüder zu Jung Bunzlau ein deutsches Gesangbuch der böhmischen Brüder heraus, welches 155 Lieder enthielt, die Weiß theils aus der alten von Lucas im J. 1504 veranstalteten Sammlung der böhmischen Hussitenlieder (S. 46) ins Deutsche übersetzte, theils neu verfertigte. Der Titel ist: Ein neu Gesangbüchlein. Gedruckt zum Jungen Bunzel in Böhmen. 1531. Dieses Gesangbuch erschien sodann im J. 1540 von Joh. Horn, Prediger zu Jungbunzlau und vom Jahr 1532—1547 Oberbischoff der böhmischen Brüder, mit 180 Liedern neubearbeitet. Dieser Sammlung folgten nach: „Kirchengesänge, darinnen die Hauptartikel des christlichen Glaubens kurz gefasset und ausgelegt sind, 1560", und dieselben im J. 1580 mit 177 weitern neuen Liedern. Luther lobte das Weißische Gesangbuch sehr und nahm Manches von der ahnungsreichen Sinnigkeit dieser einen ganz eigenen gemüthlichen Charakter an sich tragenden Lieder an. Herder in seinen Briefen über das Studium der Theologie Thl. 4, S. 302 sagt von ihnen: „In den Gesängen der „böhmischen Brüder ist oft eine Einfalt und Andacht, eine Innigkeit „und Brüdergemeinschaft, die wir wohl lassen müssen, weil wir sie „nicht haben." Sie wurden daher auch mit außerordentlichem Beifall in der lutherischen Kirche aufgenommen und bald nach ihrem Erscheinen den lutherischen Gesangbüchern einverleibt. Aus ihnen hat das W. Gesangb. die Nro. 61. 303. 507. Außer diesen sind die bekanntesten:

„Ach Gott und Herr" — „Gottes Sohn ist kommen (Menschenkind merk eben)" — „Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich" — „Nun laßt uns den Leib begraben (nach Prudentius Grabgesang: „jam moesta quiesce querela") — „Weltlich Ehr und zeitlich Gut" — „Christus, der uns selig macht" — „Der Tag vertreibt die finstere Nacht" (der jetzt noch bei unsern Nachtwächtern gebräuchliche Vers beim Abgehen von der Nachtwache, die sogenannte „Tagwacht") — „Christ, der du bist das Tageslicht" (nach der lateinischen Hymne: „Christe qui lux es et dies", die auch Luther bearbeitet hat) — „Christus ist erstanden."

In demselben Jahr 1540 kam auch ein lutherisches Gesangbuch zu Magdeburg heraus mit 120 Liedern; 1545 erschien die dritte Hauptausgabe von Luthers Gesangbüchern bei Val. Papst in Leipzig mit 89 Liedern; im J. 1566 erschien zu Straßburg ein Gesangbuch mit 300 Kirchengesängern; Dr. Riderer zählt bis zum J. 1546 schon 47 lutherische Gesangbücher, und Wackernagel bis zum J. 1571 sogar 187 größere oder kleinere Gesangbücher auf, wobei sich unter den Sammlern und Herausgebern besonders Joh. Spangenberg und Lukas Lossius auszeichnen. Die vermehrte Ausgabe des Papst'schen Gesangbuchs vom J. 1566 enthielt 400 Lieder.

Zu solch schöner Blüthe entfaltete sich gar bald das deutsche Kirchenlied in der evangelischen Kirche. Um Luther her sammelten sich nämlich gar viele Prediger des lautern Evangelii und dichteten, durch seinen Vorgang angeregt, einzelne geistliche Lieder in der Absicht, die evangelische Sache damit zu fördern, und in dem Drange, die neuerkannten Heilswahrheiten freudig vor aller Welt zu bekennen.

Sie sind nach den Ländern und Richtungen, welchen sie angehören, zusammengestellt, folgende:

a) Die sächsischen Reformatoren (die Wittenberger).

Ph. Melanchthon, Agricola von Eisleben, Mich. Stiefel, Elisabethe Creutziger, die Frau des Dr. und Prof. Caspar Creutziger zu Wittenberg, auch Johann Friedrich I. oder der Großmüthige, Churfürst von Sachsen von 1532—1554. Näher zu schildern sind, sofern Proben ihrer Liederdichtung im W. Gesangb. stehen:

Justus Jonas, Dr., der treue Freund und Gehülfe Luthers, der an seinem Sterbebette stand und ihm die Leichenpredigt hielt. Er wurde geb. 5. Juni 1490 in Nordhausen, wo sein Vater Bürgermeister war. Eigentlich soll er Jodocus Koch geheißen haben. Schon frühe hielt der Herr über dieses erwählte Rüstzeug für das Werk der Reformation seine schützende Hand. Da er nämlich noch ein Kind war, verschluckte er einst ohne Schaden die Zwiebel, welche auf einer Pestbeule seines kranken Vaters gelegen war, um das Gift herauszuziehen. Im dreizehnten Jahr studirte er bereits zu Erfurt die Weltweisheit und Rechtswissenschaft und wurde noch sehr jung Professor der Rechte zu Erfurt, von wo aus er mit Erasmus von Rotterdam Bekanntschaft machte. Durch das Licht des Evangeliums, welches Luther angesteckt hatte, wurde er zum Studium der Gottesgelahrtheit hingezogen und trat bald in genaue Freundschaftsverhältnisse mit Luther, so daß er ihn im April 1521 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Als ihm wegen dieser Begleitung seine Einkünfte in Erfurt entzogen wurden, übertrug ihm der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, welcher ihn auf dem Reichstag zu Worms kennen gelernt hatte, die Probstei des Allerheiligenstifts in Wittenberg. Bald wurde er auch statt Professor des kanonischen Rechts, wie zwar der Churfürst wollte, aber er nicht, Dr. der Theologie neben Luther, der einen treuen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm bekam. Er predigte 1523 öffentlich gegen die päbstlichen Mißbräuche und war bei allen wichtigen Verhandlungen zur Begründung der evangelischen Lehre thatkräftig zugegen; so reiste er 1529 mit Luther und Melanchthon zu dem Religionsgespräch nach Marburg, das Landgraf Philipp von Hessen zwischen Zwingli und Luther veranstaltet hatte; so war er 1530 mit Melanchthon bei der Uebergabe der Confession auf dem Reichstag zu Augsburg und 1537 auf dem Convent zu Schmalkalden bei Festsetzung

der schmalkaldischen [redacted]. Er war nämlich nicht bloß ein guter Theolog, sondern auch ein geschickter Jurist, und daher bei den um der Religion willen veranstalteten Zusammenkünften besonders brauchbar. Als gegen das Jahr 1541 sich auch zu Halle in Sachsen eine große Begierde nach freier Ausübung der protestantischen Lehre regte, kam er am grünen Donnerstag des Jahrs 1541 unvermuthet dahin und hielt noch an diesem Tage in der Marienkirche daselbst die erste evangelische Predigt zum Schrecken des Raths, aber zu um so größerer Freude der Bürgerschaft. Der Rath bestellte ihn auch wirklich auf vier Jahre zum ersten Stadtprediger, worauf er sich's denn, obwohl unter viel Kampf und Gefahr, mit allem Eifer angelegen seyn ließ, das Reformationswerk in Halle zu befördern. Als im Schmal[redacted]dischen Kriege Herzog Moriz Halle erobert hatte, drohte seinem [redacted]ben große Gefahr. Kaiser Carl V. besetzte nämlich nun die Stadt, und er bekam einen spanischen Hauptmann ins Quartier. Dieser war gedungen, ihn heimlich umzubringen. Als ihn aber Jonas freundlich aufnahm und gar liebreich behandelte, so ward er dadurch so gerührt, daß er nach einiger Zeit zu ihm sagte: „Herr Doktor, ich kann euch nicht bergen, daß ich Befehl habe, Euch umzubringen; ich sehe aber, daß Ihr so ein ehrlicher, frommer Mann seyd, daß ich Euch unmöglich etwas zu Leide thun kann. Aber verberget Euch, damit nicht etwan ein Anderer beim Abzug Euch umbrächte." So hielt der Herr seine Hand über Jonas. Auf dieß hin flüchtete er nach Jena, wo er die Theologie lehrte; bereits an Ostern 1548 kehrte er aber wieder nach Halle zurück, erhielt jedoch von dem Rath, welcher die Ungnade des Kaisers fürchtete, die Erlaubniß zum Predigen nicht. Im J. 1551 berief ihn der Herzog Johann Ernst von Coburg zu seinem Hofprediger, und nachdem dieser Fürst gestorben war, wurde er im J. 1553 Pfarrer zu Eisfeld und Generalsuperintendent der fränkischen Kirchen im Fürstenthum Coburg. Hier starb er am 9. Okt. 1555 in einem Alter von zweiundsechzig Jahren. Auf seinem Sterbebette verfiel er, der einst so Viele getröstet hatte, in eine große Kleinmüthigkeit, so daß ihn sein Famulus trösten mußte. Durch dessen Gespräch gelangte er jedoch wieder zu einer völligen Freudigkeit und schlief sanft ein als müder Streiter der Kirche Christi.

(Quellen: K. C. L. Franke's Geschichte der Halle'schen Reformation. Halle, 1841. — Dr. Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter von A. Gebauer. Leipz. 1827. –). Weiteres über ihn vergl. Thl. II. Nro. 206, V. 5.

Paul Eber, Dr., der treue Freund und Gehülfe Melanchthons, für den er das war, was Justus Jonas für Luther. Er wurde am 8. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken geboren, wo sein Vater, Johannes Eber, als Schneidermeister lebte. Seine rechtschaffenen Eltern boten Alles auf, ihn in häuslicher Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuerziehen, und weil er vortreffliche Gaben zeigte, ließen

ſie ſich's gerne ein Opfer koſten und ſchickten ihn 1523 auf das Gymnaſium nach Ansbach, wo man ihm bald anmerken konnte, daß einmal ein ausgezeichneter Mann aus ihm werde. Damit er aber auch ein Mann nach dem Herzen Gottes würde, mußte er frühzeitig durch eine ſchwere Prüfungsſchule gehen. In demſelben Jahr, da er das elterliche Haus verließ, ſtarb ihm ſeine liebe Mutter, und ein Jahr darauf verfiel er in eine Krankheit, die langwierig und lebensgefährlich zu werden drohte. Deßhalb ließ ihn ſein Vater durch den ältern Bruder, Johannes, heimholen. Dieſer ſetzte den nach ein paar Stunden ſchon vom Gehen ſterbensmüd gewordenen Paul auf das Pferd eines vorüberfahrenden, bekannten Mezgers. Nach einiger Zeit wird aber das Pferd ſcheu, wirft ſeinen jungen, ſchwachen Reiter ab und ſchleift ihn, der wegen ſeiner großen Stiefel im Bügel hängen blieb, beinahe eine halbe Stunde lang jämmerlich am Boden, indem es mit ihm wild durch die Felder rennt. Zu Hauſe angelangt, verſchweigen die Knaben den Hergang, da keine beſondere Verletzung ſichtbar war, am dritten Tag ſchwoll ihm aber der Hals auf und nun war es zu ſpät, dem Uebel zu ſteuern; Eber wurde krumm und höckerigt und behielt von da ſein Leben lang eine kleine, höckerigte und gebrechliche Geſtalt. Dieſe ganze Begebenheit aber entſchied in ihm vollends für die Wahl des geiſtlichen Berufs und machte den tiefſten Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben. Nachdem er ein ganzes Jahr lang zu Hauſe hatte harren müſſen, während die furchtbaren Greuel des Bauernkriegs um ihn tobten, brachte ihn ſein Vater im J. 1525 auf das im evangeliſchen Sinn neuerrichtete Gymnaſium in Nürnberg, die ſogenannte St. Lorenzerſchule. Melanchthon hatte dieſe Schule feierlich eingeweiht und durch ſeine Bemühungen kam der ausgezeichnete Sprachkenner Joachim Camerarius, welcher mit jugendlicher Geiſtesfriſche wirkte und griechiſche Sprache und Geſchichte lehrte, als Direktor an dieſes Gymnaſium. 6—7 Jahre lang legte hier der ſelbſt noch junge Camerarius den Grund zur Bildung Ebers und die Geiſtesgemeinſchaft, in welche beide miteinander traten, blieb beſtändig auch noch in ſpätern Zeiten zwiſchen ihnen lebendig. — Im J. 1532 begab ſich Eber nun gründlich gebildet auf die hohe Schule nach Wittenberg, um ſich in jener ſchönen Zeit der wiedererwachten erſten Liebe zu Chriſto und ſeinem heiligen Evangelium zu Luthers und Melanchthons Füßen zu ſetzen und unter ihrer Leitung in dem neuen Lichte des göttlichen Wortes zu wandeln. Hier zeichnete er ſich bald durch Sittenreinheit und Kenntniſſe ſo ſehr aus, daß ihn Melanchthon ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit würdigte. Im J. 1537 wurde er als Docent in die philoſophiſche Fakultät aufgenommen und nun wurde ſein Lehrer Melanchthon auch ſein vertrauteſter Freund. Melanchthon erfand ihn ſo treu und bewährt, daß er ihm alle ſeine Geheimniſſe anvertraute und ihn in ſeinen wichtigſten Briefwechſel einweihte. Da nämlich Eber zugleich auch ſehr deutlich und zierlich ſchrieb, ſo mußte

Digitized by Google

er dem Melanchthon zu allen wichtigern Ausfertigungen seine Hand leihen; dieser unternahm und schrieb beinahe nichts, worüber er sich nicht mit Eber zuvor besprochen hätte. Man pflegte ihn daher scherzweise „Philippi Repertorium," „Philippi Schatzkammer" zu nennen. Aber auch Luthers Vertrauen besaß Eber in hohem Grad. So sagte einmal dieser in einer ernsten Lebensstunde, als Melanchthon, Creutziger, Majer und Eber bei ihm zu Gaste waren, und er sie wegen der nach seinem Tod bevorstehenden Noth in der Religion und im Lande zur Beständigkeit ermahnte, zu Paul Eber: „Paulus ist dein Name, darum ermahne ich dich, daß du nach Pauli Beispiel aufrecht erhalten und schützen wollest die Lehre, welche uns Paulus übergeben hat." * Wirklich erklärte Eber auch später aufs Kräftigste und Eindringlichste zu Wittenberg die Briefe Pauli. Als Lehrer trat er in einen herzlichen Verkehr mit seinen Schülern und sorgte mit größter Theilnahme für ihr geistliches und leibliches Wohlergehen. Es giengen vorzügliche Männer aus seiner Schule hervor. Melanchthon wählte seinem Freund in der Person der Helena Küffnerin von Leipzig, einer züchtigen und sittigen Jungfrau, eine Lebensgefährtin aus, mit der er sich im J. 1541 ehlich verband, und als mit einer frommen und gottesfürchtigen Hausfrau achtundzwanzig Jahre lang äußerst glücklich lebte. Im J. 1544 wurde er Professor der Grammatik und benutzte nun eifrig diese Gelegenheit, dem Evangelium mit seinen Sprachkenntnissen zu dienen. Als sofort im J. 1546 nach ausgebrochenem Schmalkaldischen Krieg Wittenberg bedroht wurde und fast alle Professoren mit den Studenten aus der Stadt sich flüchteten, blieb Eber mit Bugenhagen und Creutziger allein zurück, ruhig auf die Hülfe des Herren harrend (vergl. Thl. II. Nro. 492), und als nun die Stadt nach kurzer Belagerung sich Kaiser Carl dem Fünften übergab, war Eber der Erste, der mit verdoppeltem Eifer wieder zum öffentlichen Berufsleben zurückkehrte. † Im J. 1557 wurde er, der bisher schon Alles auf den Herrn und sein Reich bezogen hatte, zum eigentlichen Kirchendienst berufen. Er wurde nämlich zum Professor der ebräischen Sprache und Schloßprediger in Wittenberg ernannt. Ein Jahr darauf wurde er sodann nach Bugenhagens Tod an dessen Stelle Stadtpfarrer und Generalsuperintendent des Churfürstenthums und 1559 Doktor der Theologie. Es ist, als habe Melanchthon sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen können, bis er seinen Eber so weit erhoben sah, daß derselbe nun, wenn er nicht mehr da wäre, die großen Kämpfe der Zeit bestehen könnte. Bald darauf starb Melanchthon und Eber hielt ihm tief betrübt am Sonntag Quasimodogeniti 1560 die Gedächtnißpredigt über 1 Thess. 4. Sein einflußreiches Amt als

* „Tu vocaris Paulus. Moneo igitur te, ut exumplo Pauli studeas, constanter conservare et tueri doctrinam, quam Paulus tradidit." Sekendorf. Historia Lutheranismi. Lib. III. sect. 36. p. 134.

Generalsuperintendent verwaltete er unter herrlichen Zeichen des göttlichen Beistands und Segens mit der größten Wachsamkeit, Umsicht und Treue. In den theologischen Streitigkeiten jener Zeit, besonders im Sakramentsstreit, wo die Philippisten, d. i. die Anhänger Phil. Melanchthons, deren Haupt er war, des versteckten Calvinismus hart beschuldigt wurden, hatte er viele Verdächtigungen und Angriffe zu ertragen. An der damals so seltenen Versöhnlichkeit und Mäßigung, welche er dabei bewies, erkennt man aber die Rechtschaffenheit seines Glaubens und jene großherzige Gesinnung, welche ihn fähig machte, mit dem Frieden Gottes im Herzen durch gute und böse Gerüchte zu gehen. Von dem Religionsgespräch zu Altenburg (1569), welches wegen der synergistischen Streitigkeiten gehalten wurde und wo die Wittenberger Theologen für solche erklärt wurden, die von der Feier des h. Abendmahls zurückzuweisen und nicht einmal als Taufzeugen zuzulassen seyen, kehrte Eber mit gebrochenem Herzen am 20. Merz zurück; so empfindlich war er noch nie persönlich gekränkt worden. † Diese Heimreise wurde auch die Ursache seines Todes. Denn die Witterung war sehr kalt und unfreundlich und er selbst sehr aufgeregt und angegriffen. So nahm sein schwächlicher, von steter Arbeit und Kümmerniß aufgeriebener Körper unterwegs den Todeskeim in sich auf. Häusliches Mißgeschick steigerte noch seine Kränklichkeit. Als er nämlich leidend von Altenburg zurückgekehrt war und in dem stillen Glück seines häuslichen Lebens Stärkung und Erholung für seine sinkenden Kräfte zu finden hoffte, wurden ihm fast zu gleicher Zeit drei Glieder seiner Familie und darunter seine Frau nach fast neunundzwanzigjähriger Ehe von der Seite gerissen. Diesen empfindlichen Schlag und die traurige Leere, die er nun in seinem Leben fühlte, konnte er nicht verschmerzen. Noch vor Ablauf eines halben Jahrs vereinigte ihn der Tod wieder mit den vorangegangenen Lieben. Er hauchte, achtundfünfzig Jahre alt, am 10. Dezember 1569 unter flehentlicher Anrufung Gottes und unter standhaftem Bekenntniß seines Glaubens an Jesum, den Sohn Gottes, sanft und ruhig seine Seele aus. Sein Wahlspruch war Psalm 119, 105. Die Inschrift seiner Grabstätte in der Pfarrkirche zu Wittenberg ist:

Pauli Eberi Körper klein
Ruhet sanfft unter diesem Stein,
Bei Leben war die Arbeit sein,
Jedermann Gut's thun, lehren rein.

Im Ganzen dichtete er sieben Lieder, die sich in den meisten ältern Gesangbüchern befinden, und wovon besonders bekannt sind: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott" — „Helft mir Gottes Güte preisen".

(Quellen: Dr. Paul Eber, der Schüler, Freund und Amtsgenosse der Reformatoren von Christian Heinr. Sixt, Pfarrer zu Sennfeld in Baiern. Heidelberg, 1843. —)

b) Die Nürnberger Freunde und Beförderer der Reformation.

Spengler, Lazarus, geb. 13. Merz 1479 zu Nürnberg, wo sein Vater Rathsschreiber war. Er stammte aus einem alten, ehrbaren Geschlechte, welches zu Nürnberg, Würzburg und mehreren andern Orten blühte. Von einundzwanzig Kindern seiner Eltern war er das neunte. Im J. 1494 bezog er in einem Alter von sechzehn Jahren die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren. Nach seiner Zurückkunft von Leipzig erhielt er in der Rathskanzlei seiner Vaterstadt eine Anstellung und wurde schon im J. 1507 Rathsschreiber. Er zeigte dabei eine solche Gewandtheit, daß er einmal sechs Kanzleischreiber in sechs verschiedenen Sachen schreiben ließ, dabei von einem zum andern hingieng und jedem sonderlich zuredete. Schon im J. 1501 hatte er sich verheirathet mit Ursula Schulmeister, deren Mutter er, weil sie alt und krank war, zu sich nahm. † Bald wurde er einer der ersten Beförderer des Reformationswerks nicht nur in Nürnberg, sondern allenthalben. Kaum hatte nämlich Luther angefangen, mit den Waffen des göttlichen Wortes die Mißbräuche und Irrthümer in der Kirche zu bekämpfen; so trat auch Spengler hervor und veröffentlichte im J. 1519 eine von ihm verfaßte: „Schutzred und christliche Antwort eines erbarn Liebhabers göttlicher Wahrheit der h. Schrift, auf etlicher Widersprechen, mit Anzeigung, warum Dr. Martin Luthers Lehr nicht als unchristlich verworfen, sondern mehr als christlich gehalten werden soll." Diese Schrift erlebte in einem Jahr fünf Auflagen. Er bezeugt darin von Luthers Lehre: „Das weiß ich ungezweifelt, daß mir in meinem ganzen Leben keine Lehr oder Predigt so stark in meinen Verstand eingedrungen ist, ich habe auch keinen Menschen mehr begreifen können, als Luthers Lehre und Unterweisung. Gott wollte, daß mir diese Gnade würde, mich denselbigen Unterweisungen gemäß zu halten und mein ganzes Leben darnach einzurichten. Dadurch erhielt ich immer mehr die gute Hoffnung, ich würde als ein Christ Gott wohlgefällig vor ihm erscheinen." Darüber trafen aber ihn und seinen Freund Wilibald Pirkheimer die Bannstrahlen, die Pabst Leo X. im J. 1520 und 1521 gegen Luther und seine Freunde schleuderte, und Dr. Eck schickte die Bannbulle mit einem eigenhändigen Schreiben an den hohen Rath zu Nürnberg, unter dem Begehr, nach dem Inhalt der Bulle gegen diese Anhänger Luthers zu verfahren. Allein das Vertrauen des Raths auf Spenglers Geschicklichkeit und Redlichkeit war so groß, daß er ihn als Nürnbergischen Gesandten im J. 1521 auf den Reichstag zu Worms abordnete, wo Luther so heldenmüthig sich verantwortete. Nach seiner Zurückkunft von Worms ließ er es sich hauptsächlich angelegen seyn, das Schulwesen zu verbessern, und reiste deßhalb im J. 1525 selbst nach Wittenberg, um sich mit Melanchthon hierüber zu besprechen, und seinen Rath zu vernehmen, wie das neuerrichtete Gymnasium zu St. Aegidien eingerichtet werden solle. Bei dem im J. 1530 zu Augsburg übergebenen Glaubensbekenntniß,

wobei Spengler als vorderster Rathsschreiber der Stadt Nürnberg, die das Bekenntniß unterzeichnet hatte, zugegen war, bat man ihn um sein Bedenken, als Philipp Melanchthon und Andere bei der in Vorschlag gebrachten Vergleichung zu viel nachgeben wollten. Er gab dasselbe und es scheint, seine Einsicht und seine Entschiedenheit haben Melanchthon von seiner zu großen Nachgiebigkeit zurückgebracht. Die größten Männer seiner Zeit waren seine Freunde, Melanchthon, Justus Jonas, Bugenhagen, Theophrastus Paracelsus. Luther nannte ihn nur „seinen Lasarus", und schenkte ihm im J. 1534 seine vollständige Bibelübersetzung, die noch auf der Nürnberger Bibliothek sich befindet. Es sind auch noch vierzig Sendbriefe an Fürsten und Theologen von ihm da, die er in Sachen des Reformationswerkes schrieb. Er genoß in Nürnberg und weit und breit, bei Fürsten und Herren das größte Ansehen, denn er war ein gar weisheitsvoller Biedermann, von wahrer ungeheuchelter Frömmigkeit. In allen Verfolgungen und Verleumdungen, welche er oft erfahren mußte, setzte er sein ganzes Vertrauen auf Gott, der ihm immer treulich durchhalf und ihn schützte. Der redliche Camerarius legt ihm in seiner Lebensbeschreibung Melanchthon's das Lob bei, daß er einen unüberwindlichen Eifer gehabt, vor Gott und Menschen Alles, was er für wahr und recht hielt, zu bekennen und wider alle Gegner zu vertheidigen und im Rath zu Nürnberg fast aller guten Anschläge Urheber und Beförderer gewesen sey. † Die vielen Arbeiten, die er hatte, schwächten seine Gesundheit, so daß er schon im J. 1529 sein Testament machte. Als seine Schwachheit immer mehr zunahm, hielt ihm der hohe Rath einen eigenen Wagen, daß er in demselben auf das Rathhaus fahren konnte. Mehrmals zogen ihm in den Jahren 1531 und 1532 Steinbeschwerden tödtliche Krankheiten zu. Mit christlicher Geduld und Ergebung in Gottes Willen litt er aber diese schmerzhaften Krankheiten und sah seinem Ende mit Sehnsucht entgegen. Als er einmal sich ein wenig erholt hatte, schrieb er an seinen Herzensfreund, den Prediger an der St. Sebalduskirche, Veit Dietrich, dem er stets sein ganzes Herz öffnete: „Ich bin fürwahr „noch schwach und weiß nicht, wie Gott es mit mir machen will. Allein „mir gebührt es, mich meinem getreuen Gott zu unterwerfen; der „mach' es mit mir nach seinem göttlichen Willen. Will er, daß dieser „alte Scherbenkrug gar zu Trümmern gehe, so geschehe sein Gefallen." Als endlich die letzte Krankheit über ihn kam und er das Herannahen des Todes fühlte, fand er den größten Trost in dem Ausspruch 2 Tim. 4, 18. Er setzte auch ein schriftliches Glaubensbekenntniß auf, welches Luther sodann im J. 1535 mit einer Vorrede herausgab, in welcher er sagt: „Ich habe dieses Bekenntniß des feinen, werthen Manns Lasari Spenglers lassen ausgehen, als der wie ein rechter Christ bei seinem Leben Gottes Wort mit Ernst genommen, herzlich geglaubt, mit der That groß und viel dabei gethan und nun jetzt in seinem Abschied und Sterben solchen Glauben seliglich bekannt und bestätigt hat, zu Trost

und Stärke allen schwachen Christen, so jetzt viel Aergerniß und allerlei Verfolgung leiden um solch's Lasari Glaubens willen." Er starb nach vielen ausgestandenen Leiden am 7. September 1534 in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr. Nicht nur seine Vaterstadt, sondern alle Freunde der evangelischen Kirche in ganz Deutschland trauerten um ihn. Weiteres über ihn vergl. Thl. II. Nro. 112. 78. † Er hat mehrere Lieder gedichtet, und verstand trefflich die edle Musica.

(Quellen: Urban Gottlieb Haußdorf's Lebensbeschreibung L. Spenglers. Nürnberg, 1741. — **Spengleriana**, gesammelt und herausgegeben von Moriz Maxim. Mayer. Nürnb. 1830. —)

Hans Sachs, der weltberühmte Meistersänger, welcher sich selbst mit dem Reim einführt:

Hans Sachs, der war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Er wurde als der Sohn eines Schneiders zu Nürnberg geboren am 5. Nov. 1494, gerade als dort die Pest greulich wüthete. Seine Eltern, die viel auf seine Erziehung verwandten, und ihn durch Ermahnung und eigenes Beispiel zu einem gottseligen Leben anhielten, schickten ihn, da er sieben Jahre alt war, in die lateinische Schule, wo er viel lernte. Er wurde aber in seinem neunten Jahr sehr krank an einem heftigen Fieber. Dieß gab eine Störung in seiner wissenschaftlichen Laufbahn, so daß er sich entschloß, die Bücher mit dem Handwerkszeug zu vertauschen. In seinem fünfzehnten Jahr nämlich trat er in die Lehre bei einem Schuhmacher, und fast zur selbigen Zeit begann ein Leineweber, Namens Leonhard Nunnenbeck, der berühmteste Meistersänger der damaligen Zeit, ihn die Anfangsgründe der Meistersängerkunst zu lehren, denn er verspürte in sich einen mächtigen Trieb zum Dichten, und zeigte hiefür auch bald vorzügliche Anlagen. Daher gieng er auch nach Ablauf seiner Lehrjahre, siebenzehn Jahre alt, auf die Wanderschaft, um bei dieser Gelegenheit zugleich die Schulen der berühmtesten Meistersänger in Deutschland zu besuchen. Damals nämlich waren an die Stelle der Minnesänger in Deutschland die Meistersänger getreten. Es waren meist Handwerker oder Meister in irgend einer Handwerkszunft, daher ihr Name „Meistersänger"; diese besangen in ihren Liedern oder „Baren" (sie gaben sich nämlich für „Barden" aus), biblische Geschichten oder Sittenlehren, Psalmen und Evangelien sammt Auslegungen, allerlei Heilige, auch sonstige Auftritte des täglichen Lebens, Dichteten Fabeln oder lustige, kurzweilige Einfälle in „Schwänken". Sie hatten ihre besonderen Schulen, in welchen sie in der Kunst, Verse zu machen, Unterricht gaben. Solche Meistersängerschulen blühten außer Nürnberg, besonders auch in Mainz und Straßburg. Diese suchte nun also Sachs auf seiner Wanderschaft auf. Ueberall half er entweder die Singschulen verwalten oder sang den geübten Meistern ein neu Lied zur Beurtheilung vor; er brachte es bald in der Dichtkunst so weit, daß er selbst zu Frankfurt und München Schule halten konnte. Dabei entschlug er sich des Spiels,

des Trunks und der Buhlerei, hielt sich wacker und keusch, und reiste mit offenem Aug und Ohr für alles Schöne und Gute. Nach fünfjährigem Wandern, fast durch ganz Deutschland, kehrte er, zweiundzwanzig Jahre alt, nach Nürnberg zurück, machte sein Meisterstück als Schuhmacher, und verheirathete sich im J. 1519 als Schuhmachermeister am St. Aegidientage mit Kunigunde Kreuzer, eines begüterten Bürgers Tochter aus Wendelstein. Mit dieser wohnte er lange in der Vorstadt Gostenhof, dann, seit 1540, bei der Lorenzerkirche und endlich im Mehlgäßlein. Bald übertraf er seinen Lehrmeister Nunnenbeck und fand durch seine Verse und Schwänke in kurzem allgemeinen Beifall, so daß er selbst auch Schul- oder Sangmeister in Nürnberg wurde. Er zeichnete sich durch witzige, ächt volksthümliche Darstellung und treffende Sittenschilderungen aus. † Die Erstlinge seiner Dichtkunst, die er noch auf der Wanderschaft zu München im J. 1514 dichtete, sind, wie er selbst sagt, nicht irdischen, eitlen Dingen, sondern zum Dank für seine Gesangsgabe, dem Lobe Gottes gewidmet. Besonders aber interessirte er sich gar bald und eifrig für das Werk der Reformation, das Luther im J. 1517 anfieng und mit dem er auf seinen Wanderungen bekannt worden war. Dahin wandte er sich mit seiner ganzen Seele und war herzlich bemüht, den Mann Gottes, der dieses Werk angefangen, durch seine Lieder zu verherrlichen. Er that dieß besonders in dem Gedicht zu Ehren Luthers, das den Titel hat „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall. Nürnberg, 1522." Darinn ist beschrieben, wie eine arme Heerde auf elende Waide und mitten unter Raubthiere gerathen ist und in ihrer Angst keine Rettung weiß, nun aber mit einemmal eine Nachtigall anfängt, ganz lieblich zu singen, also, daß, wer ihrer Stimme nachgeht, auf eine schöne, blumige Aue kommt, wo die Sonne hell scheint und die Quellen fließen und Alles grünt und blüht, ein Löwe aber (Pabst Leo), der zuvor manches Schäflein in seinem Blutdurst zerrissen, umsonst mit List und Gewalt versucht, die abgefallenen Schafe wieder zu sich zu locken. Dadurch trug er zur Beförderung des Reformationswerks, namentlich unter den niederen Volksklassen, überaus viel bei. Ueberhaupt dichtete er die meisten seiner geistlichen Lieder, deren man zweiundzwanzig zählt, schon in den ersten Jahren der Reformation. † Da lebte er nun in Nürnberg, als ehrbarer, fleißiger Schuhmachermeister, der gar oft den Leisten weglegte und nach der Feder griff, um Verse niederzuschreiben. Er hatte bei seiner Profession den Segen Gottes und im Herzen die Freude am Herrn. Bald war sein Name in ganz Deutschland bekannt, dessen fruchtbarster Dichter er auch war, denn er hatte im Ganzen 6048 Gedichte gemacht. Später kam er jedoch in dürftige Umstände, und der Herr wollte auch sonst noch durch allerlei Proben seinen Knecht prüfen, ob er ihn getreu erfände. Sieben Kinder, alle, die ihm seine Frau geboren, starben, und zuletzt, da er schon sechsundsechzig Jahre alt war, am 27. Merz 1560, auch sein

treues Weib. Gleich das Jahr darauf hatte er die schwere Belagerung zu erstehen, die über Nürnberg 1561 kam. Er aber vertraute in stillem, frohem Muthe dem Gott, der da hilft, und dem Herrn Herrn, der vom Tode errettet, wie er auch in seinem Lied: „Warum betrübst du dich" (Nro. 482), ein gar schönes Gottvertrauen ausspricht. Als siebenundsechzigjähriger Greis heirathete er seine zweite Frau, Barbara Harscher, an deren Seite er ein sehr hohes Alter erreichte. † Gegen das Ende seines Lebens nahmen seine Kräfte zuletzt so sehr ab, daß er nicht mehr auf dem Handwerk arbeiten konnte und meist in stillem Nachsinnen an seinem Tische saß, die Bibel oder sonstige gute Bücher vor sich aufgeschlagen. Wenn man ihn fragte, sah er zwar den Fragenden starr an, sprach aber nichts, sondern wandte sein Auge wieder auf die Bücher und las emsig darinn fort; er war in eine Art von Kindheit zurückversetzt. Dabei war jedoch sein Hauptanliegen, das er Gott auch stets im Gebet vortrug: „Laß mich von deinem Angesicht, ewig verstoßen werden nicht!" So starb er alt und lebenssatt, einundachtzig Jahre alt, am 25. Jan. 1576.

Seine sämmtlichen Lieder und Werke sind unter dem Titel: „Sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Georg Müller. Nürnberg 1560" in fünf Foliobänden erschienen. Eine neuere Ausgabe ist vom J. 1753.

Am Schluß dieses Werks findet sich ein von Hans Sachs selbst aufgesetzter Abriß seines Lebens in Versen, dessen letzte Zeilen also lauten:

Gott sey Lob, der mir send't herab
So mildiglich die Gottesgab,
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann;
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und viel Frucht bring, das wünscht Hans Sachs.

(Quellen: Sal. Ranisch, historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg 1765. — Schröcks Kirchengeschichte. Thl. XXX. S. 387. — Wilt's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. Thl. III. 1757.)

Unter den Nürnbergern ist auch noch zu erwähnen der Rektor an der Nürnberger Sebaldusschule, Sebaldus Heyd und Johann Hesse, nachmaliger Pastor in Breslau. Letzterer war ein geborener Nürnberger, sein Wirkungskreis war aber der eines Reformators in Breslau; von ihm ist das gediegene Kernlied: „O Welt, ich muß dich lassen."

c) Die preußischen Reformatoren.

Paul Speratus, Dr. Er wurde geb. 13. Dezember 1484 und stammt aus dem schwäbischen Geschlechte der von Spretten, a Rutilis genannt. Nachdem er lange in Paris und auf italienischen Akademien studiert hatte, lehrte er die Theologie in den Städten Augsburg, Würzburg, Salzburg und Wien. In letzterer Stadt griff er bei einer öffentlichen Predigt in der St. Stephanskirche das Pabstthum an

und wurde deßhalb in ein finsteres Loch hinter St. Stephan eingekerkert. Dort besuchten ihn die evangelischen Glaubensbrüder oft und empfiengen von dem gottvertrauenden Wahrheitszeugen manch kräftigen, schönen Trostspruch. Nachdem er die Freiheit erlangt hatte, ließ er sich durch die ausgestandenen Bande nicht abschrecken, an der ferneren Ausbreitung des Evangeliums zu arbeiten. Zu Ofen im Ungarland erlitt er ein Gleiches, worauf er nach Iglaw in Mähren gieng und auch dort im J. 1522 gegen das Pabstthum predigte. Deßhalb, und wegen seiner Verhandlungen mit Luther im Auftrag der Prager Universität, zog er sich abermals Verfolgungen zu. Der Bischoff zu Ollmütz legte ihn in eine schwere Gefangenschaft, in der er unverhört, zwölf Wochen lang, in einem gräßlichen Kerker schmachten mußte. Schon hatte ihn der Bischoff zum Feuertod verdammt, auf Fürsprache aber verwandelte er das Todesurtheil in Landesverweisung. Mittlerweile war ihm bei dem großen Brand, der Iglaw verheerte, all sein Hab und Gut verbrannt. So konnte er recht aus Erfahrung das Lied: „Ich rufe zu dir" (Nro. 320), dichten. Im J. 1523 kam er endlich nach Wittenberg, wo er Luthern persönlich kennen lernte, der ihn wegen seines Glaubens und seiner Gelehrsamkeit hochschätzte und ihn an den Herzog Albrecht von Preußen so nachdrücklich empfahl, daß dieser ihn im J. 1525 zu seinem Hofprediger und hernach zum Bischoff in Pommern, mit dem Wohnsitz zu Liebmühl, machte. Das Jahr zuvor wohnte er als mährischer Prediger dem Prager Landtag bei. In Preußen legte er nun mit Poliander und Joh. Brismann den ersten Grund zur Reformation und brach siegreiche Bahn der evangelischen Wahrheitslehre, die er in seinem Lied Nro. 313 so kernmäßig in den Worten ausspricht: „Es ist das Heil uns kommen her, aus lauter Gnad und Güte, die Werke helfen nimmermehr zum Frieden dem Gemüthe." Siebenzig Jahre alt, entschlief er auf die Gnade des Herrn, von dem er sich weder durch Lust noch Furcht der Welt hatte abwenden lassen (Nro. 320, 4.), in Liebmühl am 17. September 1554.

(Quellen: **Rhesa vita P. Speratl. Regiom. 1823.** — Caspar Wezels Hymnopöographie.)

Graumann, Johann, Dr., meist unter dem griechischen Namen **Poliander** (poli=grau, ander=Mann) bekannt, der Gehülfe des Speratus bei der Reformation Preußens. Er war geb. 4. Juli 1487 zu Neustadt in Baiern. In Leipzig wurde er, nachdem er dort seine Studien vollendet hatte, im J. 1516 Magister und Baccalaureus der Theologie, hierauf Rektor an der Thomasschule daselbst. Als solcher war er im J. 1519 bei der bekannten Disputation Dr. Luthers mit Dr. Eck, dem heftigen Kämpen gegen die durch Luther aufgedeckte Wahrheit, Ecks Schreiber oder Amanuensis. „Denn es war der Poliander," heißt es in einer alten Schrift, „von einem vortrefflichen Verstande, in der Weltweisheit sowohl, als in denen Sprachen, die

zur Erklärung der Schrift nöthig sind, sehr erfahren." Gerade durch diese Disputation aber, bei welcher sich Luther gegen alle spitzfindigen Gründe seines gelehrten Gegners unabläßig auf die h. Schrift berief, wurde Graumann von der evangelischen Wahrheit überzeugt. Nach reiflicher Ueberlegung legte er hierauf im J. 1522 seine Rektorstelle nieder und zog brodlos zu Luther nach Wittenberg, mit dem er nun den herzlichsten Freundschaftsbund schloß. Nachdem er Doktor der Theologie geworden und im J. 1525 dem Nürnberger Colloquium angewohnt hatte, kam er im Herbst desselben Jahrs durch Luthers Empfehlung nach Königsberg, wo er von dem Herzog Albrecht von Preußen als Pfarrer an der altstädtischen Kirche angestellt wurde und mit Speratus und Joh. Brismann, die Luther mit ihm dem Herzog empfohlen hatte, die Reformation einführen half. Er hatte besonders mit den Wiedertäufern und Schwenkfeldern viel zu kämpfen, an deren Spitze ein Herr v. Heydeck stand, der selbst des Herzogs Sinn von Graumann abwandte und gegen seine Predigt gleichgültig machte, so daß sich „der treue Pfarrer und Hirte deßhalben groß bekümmert und bemühet, auch willens war, sich wieder von Königsberg wegzubegeben, wo es länger gewähret hätt." Zu Rastenburg wurde deßhalb eine Disputation zwischen den lutherischen Predigern und den Schwärmern durch den Herzog veranstaltet; wer die Oberhand behalte, dessen Lehre solle gelten im Lande. „Aber unser treuer Poliander," so erzählt die Chronik von Freybergk, „der einige Mann, widerlegte dieselbigen „Schwärmer, wie klug Ding sie vorgaben, Alles mit Gottes Wort „und Hülfe. Zuletzt sie schweigen mußten, konnten nichts mehr auf„bringen gegen ihn. Wenn Gott und der einig Mann, Poliander, „solches nicht gethan, dieß Preußen wär ganz und gar mit der Schwär„mer Lehr vergiftet und verführet worden, der andern Prediger halber „wär' es wohl geschehen." Wegen der schönen geistlichen Lieder, die Graumann dichtete, hieß er „der preußische Orpheus" (**alter Borussiae Orpheus**). Erst 54 Jahre alt starb er in Folge eines Schlags, von dem er einige Monate zuvor befallen worden war, den 29. April 1541, nach Andern vierzehn Tage vor dem Pfingstfest des Jahrs 1540.

(Quellen: W. E. Rost's, Rektors an der Thomasschule zu Leipzig, **Memoria J. Poliandri repraesentata. Lips. 1808.** — Das erläuterte Preußen. Königsb. 1724. — Preußisches Archiv. Jahrg. 1790.)

Erwähnung verdient hier auch noch Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach, der heftige Eiferer wider das Pabstthum († 1557), dessen bekanntes Lied: „Was mein Gott will" (s. Thl. II. zu Nro. 410) leider im W. Gesangb. fehlt.

Ebenso auch noch Erasmus Albert, der Reformator des Landes Dreieichen, seit 1548 Prediger zu Magdeburg, später Generalsuperintendent in Neubrandenburg († 1553), ein Schüler und Freund Luthers, dessen Lieder von Gervinus und Herder denen Luthers gleich gesetzt werden.

d) Die Niederdeutschen.

Hermann Bonn, Knöpken, Joh. Freder, Alb. Salsborch, Nik. Boie. **Bonn**, Superintendent zu Lübeck, dessen Gesangbuch in niederdeutscher Sprache im J. 1547 erschien, ist der Gründer des niederdeutschen Kirchengesangs, wie Luther der Gründer des oberdeutschen war.

e) Sonstige Anhänger und Freunde Luthers.

Decius, Nikolaus. Er war anfangs Mönch, später Probst des Klosters Steterburg in Wolfenbüttel. Gleich beim Beginn der Reformation trat er zur evangelischen Lehre über, verließ sein Kloster und wurde nach seinem Uebertritt zum Lutherthum Schulkollege an der St. Catharinen- und Aegidienschule zu Braunschweig, in welcher der braunschweigische Reformator Gottschalk Kruse oder Crusius schon im J. 1521 Eingang gefunden hatte. Hier erregte er durch die seither unerhörte Aufführung vielstimmiger Musikstücke zur Verschönerung des protestantischen Gottesdienstes großes Aufsehen. Er war ein Meister in der Musik und besonders im Harfenspiel und setzte seine Lieder, welche von Anfang der Reformation an ein Gemeingut der evangelischen Kirche wurden, selbst in Musik. Im J. 1524 kam er als Prediger an die St. Catharinenkirche nach Stettin, wo er nach kurzem, aber segensvollem Wirken für die reine Lehre des Worts im J. 1529 starb. Man sagt, er sey aus Haß von den Katholischen vergiftet worden.

(Quellen: Rethmeyers braunschw. Kirchenhistorie. Thl. II. S. 19.)

Schneesing, Johann, auch **Chiomusus** genannt. Er war gebürtig aus Frankfurt a. M. und war zuerst Vikarius zu St. Margarethen in Gotha, wo er eine treffliche evangelische Kirchenordnung verfaßte. Im J. 1534 wurde er Pfarrer in Frimar bei Gotha. Dort hatte er mit einem Anhänger des Schwärmers Münzer, Namens Storch, viele Mühe und Drangsal, um ihn von seinen thörichten Meinungen abzubringen. Er war ein frommer und gelehrter Mann, besonders treu und eifrig im Unterricht der Jugend, der er vor Allem seine Thätigkeit zuwandte, sie zu weiden als die Lämmer Christi. Dabei war er auch ein geschickter Maler. Er starb im J. 1567.

Reißner, Adam, geb. im J. 1471. Er war ein Schüler des berühmten Johann Reuchlin, der in der St. Leonhardskirche zu Stuttgart begraben liegt. Von ihm erlernte er die alten Sprachen. Hierauf wurde er Erzieher oder Hofmeister der Söhne des berühmten Feldhauptmanns Georg von Freundsberg, der Luthern bei seinem Eintritt in die Reichsversammlung zu Worms voller Freude an seiner guten Sache das bekannte Trostwort zurief: „Mönchlein, Mönchlein, „du gehst heute einen schwerern Gang, als ich, wenn ich ins Schlacht„getümmel trat. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache „gewiß, so sey nur getrost und fahre in Gottes Namen fort. Gott

„wird dich nicht verlassen." Freundsberg zeigte sich dadurch mit Reißner, dem Sänger des Lieds: „Auf dich hab ich gehoffet" (Nro. 268), eins im Glaubensgeist und im Gottvertrauen. Daher hatte er ihn auch zu seinem Geheimschreiber gemacht, und als solcher begleitete Reißner auf dem Feldzug nach Rom das kaiserliche Heer unter Anführung Carls von Bourbon und des alten Freundsbergs, in dessen Reihen, als ausgezeichnete Hauptleute des Fußvolks, auch seine Zöglinge, die Söhne Freundsbergs, fochten. Er selbst focht auch, wie alle Kriegsbeamten, in Reih und Glied mit den Landsknechten und half im J. 1527 Rom erstürmen. Diese Einnahme von Rom und überhaupt die Kriegsereignisse vom J. 1526—1530 hat er später ausführlich beschrieben unter dem Titel: „Historie der Herren Georg und Kaspar von Freundsberg. Frankfurt." In seinen spätern Jahren zog er sich nämlich als Rechtsgelehrter nach Frankfurt zurück, wo er sich zuletzt im Alter allen Geschäften und Aemtern entzog, unter denen er oft mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Nach einem viel bewegten Leben wollte er der Ruhe genießen und nahm seine alten Studien zur Ergötzlichkeit für alles Leid wieder hervor. Da dichtete er geistliche Lieder (vgl. Thl. II. Nro. 268) und schrieb eine „Beschreibung der Stadt Jerusalem," welche in drei Foliobänden nach seinem Tod im J. 1574 zu Frankfurt erschien, und im dritten Band eine Erklärung von etlich zwanzig Psalmen enthält. † Er war ein im Wort Gottes gelehrter Rechtsgelehrter voller Gottseligkeit und Glaubenszuversicht. Sein Wahlspruch war sein langes Leben hindurch der von ihm selbst auf seinen Taufnamen „Adam" gedichtete Reim:

„was lebt, das stirbt durch Adams Noth,
was stirbt, das lebt durch Christi Tod."

In solcher Lebenshoffnung starb er in Frankfurt a. M., nachdem er lange noch in stiller Zurückgezogenheit im Privatstand gelebt hatte, im J. 1563 als ein Greis von zweiundneunzig Jahren. Der Herr hatte an ihm Psalm 91, 16. erfüllt; sein Hauptgebet im Alter war aber auch Psalm 71, 18.

Hermann, Nikolaus, der fromme Cantor zu Joachimsthal in Böhmen an der sächsischen Gränze, wo M. Joh. Matthesius, der Tischgenosse und innige Herzensfreund Luthers, zu gleicher Zeit Prediger war. Von seinem einfachen, demüthig frommen Leben ist nicht viel zu berichten; es floß in jener bewegten Zeit ganz still und ruhig dahin und war verborgen in Christo. Es verdroß ihn das Gezänke der Gelehrten, weßhalb er sich ganz in seine Schule zurückzog, in der er mit Begeisterung und einem Herzen voll warmer Liebe zur Kinderwelt wirkte. Er war in genauem Freundschaftsbund mit Paul Eber und seinem Pfarrer Matthesius. Dr. Chr. Schleupner, Superintendent in Bayreuth, erzählt: „Hermann war des Matthesius guter alter Freund; „wenn Herr Matthesius eine gute Predigt gethan hatte, so ist der

„fromme Cantor geschwind da gewesen und hat den Text mit den „vornehmsten Lehren in die Form eines Gesangs gebracht, und so hat „unser Herr Gott dem Matthesius die Ehre gethan, wie jenem Engel, „der die Geburt Christi predigt, weil sich auf eine gute Predigt ein „schöner Gesang gehöret." Das sagt auch Matthesius selbst, daß viele seiner Reden von Hermann „fein rund und artig mit guten deutschen Worten nach Art des alten Meistergesangs gestellt worden seyen." Was er so voll gemüthlicher Innigkeit gedichtet hatte, das setzte er auch als guter Musikkenner in Musik und förderte mit großem Eifer den Kirchengesang. Er war ein ganzer Volksmann und lebte sich ganz in seine kleine Gemeinde hinein; den Bergleuten von Joachimsthal hat er oft zur Erbauung und Trost bei ihrem gefahrvollen Beruf auf ihre Bergreihen Melodien gemacht. Am meisten lag ihm aber seine Schuljugend am Herzen. Für diese paßte er seine Gesänge voll herzlicher Sorgfalt an, für diese componirte er sie auch. Darum widmete er sie auch, als er sie 1559 zum erstenmal zum Druck beförderte, den Kindern, mit den Worten:

ihr allerliebsten Kinderlein,
das G'sangbüchlein soll ewer sein;
es ist fein alber und fein schlecht,
drum ist es für Euch Kinder recht.
Alt' und gelehrte Leut bedürfen's nicht,
und die zuvor sind wohl bericht.

Als er in das höhere Alter eintrat, litt er viel am Podagra und ward oft durch Krankheit an seinen Lehnsessel gefesselt. Beim Volk aber blieb er stets beliebt; er hieß bei ihm nur „der alte Cantor". Rührend ist es, die Worte zu lesen, die er als hochbetagter Greis, durch das Podagra geplagt, niederschrieb und in welchen er voll kindlicher Freudigkeit und Sehnsucht in die Himmelsfreude vorausschaute, die er, dem Dichten und Singen stets Gottesdienst und innigste Freude im Herrn war, nicht anders sich zu denken wußte, denn als ein harmonisches, herrliches Singen und Jubiliren und Musiciren in ewiger Lust. Er schreibt: „Es wird ein Organist oder Lautenist in jenem Leben auch ein' heil'gen Text in sein Orgel und Lauten schlagen und ein jeder wird allein und auswendig auf vier oder fünf Stimmen hortisiren und singen können. Es wird auch kein Fehlen und Confusion mehr geben, welche jetzt manchen guten Musikern unlustig machet, zumal wenn man oft muß anheben." Nach solcher Himmelsfreude streckte er seine Arme sehnsüchtig aus und fuhr daher auch, hochbetagt, in Freuden hin, am 5. Mai 1561.

Knapp nennt ihn einen durch süße Einfalt in Christo ausgezeichneten Dichter. Von den übrigen Dichtern seiner Zeit, welche durchaus liturgisch-theologische Lieder, d. i. eigentliche Kirchenlieder verfaßten, unterscheidet er sich wesentlich dadurch, daß er — hierinn ein Vorläufer späterer geistlicher Dichter — fürs Haus und die gewöhnlichen Lebensverhältnisse, oft in recht trockenen Reimereien, dichtete.

Seine Lieder sind meistens fromme Lieder in einfältiger, schlichter Volksmanier für Wandersleute, Bergleute, Kranke, Nothleidende, Sterbende ꝛc. und auf alle möglichen Tagsgeschäfte, Tags- und Jahreszeiten. Bei ihm, dem Volksmann, herrscht auch die Volksform vor. Er wollte daher selbst auch nicht seine Lieder als Kirchenlieder angesehen wissen. „Darumb ich," sagt er einmal, „diese und andere meiner Gesänge nur für Kinder- und Hauslieder ausgebe und gehalten haben will." Sie waren ihm nach den Bedürfnissen der Gemeinde, an der er stand, unmittelbar aus dem Leben heraus entstanden. Sein Lied ist das volksthümliche Lied im Gegensatz gegen das objektive Kirchenlied oder das streng liturgische Lied. Während in diesem der feierliche schwunghafte Psalmton herrscht, herrscht in seinem Lied der populäre, plane und einfache, naive Ton vor und es ist Alles darinn weltlicher und bildlicher.

Hermanns dichterische Schriften sind:

Evangelia auf alle Sonn- und Festtage in Gesängen aufgestellt. Wittenb. 1560. Mit einer Vorrede von P. Eberus.

Die Historien von der Sündfluth, Joseph, Mose, Elia, Elisa und der Susanne, auch etliche Psalmen und geistliche Lieder in Reime gefaßt. Leipz. 1563, mit einer Vorrede von Matthesius (nach Hermanns Tod herausgegeben und von ihm sonderlich den Schulkindern zu Gefallen gemacht).

(Quellen: Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, 3ter Thl. 1842.)

Neben Nik. Hermann ist auch noch als Liederdichter sein Freund Joh. Matthesius zu nennen, von dem besonders das schöne Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde" mit seiner frischen Weise bekannt ist. Er wurde im J. 1504 zu Rochlitz im Meissen'schen geboren, studirte in Ingolstadt und wurde dann durch Luthers Buch: „Von den guten Werken" der evangelischen Kirche geneigt gemacht, worauf er sich im J. 1529 nach Wittenberg zu Luther begab, dessen Liebe er sich in hohem Grad erwarb und zu dessen Lautenspiel er auch häufig sang. 1532 wurde er Rektor in Joachimsthal, 1545 Pfarrer daselbst, wo er auch am 8. Okt. 1565 starb, nachdem er kurz zuvor noch in sechzehn Predigten, die er bis zum J. 1564 in Joachimsthal hielt, „Historien von M. Luthers Anfang, Lehr, Leben und Sterben" geschrieben hatte.

Dieß sind die bedeutendsten Liederdichter, welche sich um Luther schaarten. Ihre Lieder haben sämmtlich den **Grundcharakter der Objektivität** mit einander gemein. Es sind — mit Ausnahme der meisten Lieder des Nik. Hermann — ächte Kirchenlieder, in welchen sich, wie Stier sagt, „in großen Grundzügen der kirchliche Glaube und das Leben ausspricht voll kräftigen Gefühls in der Gemeinschaft aller Glaubigen und doch ohne vereinzelte Empfindung des Persönlichen, weswegen sie auch im höchsten Schwunge als aus dem Geist der Gemeinde geflossen sich bewähren." Daher ist auch stets das „Wir" und

nicht das „Ich" die Sprache, die in diesen Liedern vorherrscht, was übrigens auch von ihrem Zusammenhang mit den altlateinischen Kirchenliedern, die rein bloß für den Gottesdienst der Gemeinde bestimmt waren, herrühren mag. Die Dichter dieser Zeit schilderten noch nicht, wie die der spätern Zeiten, ihre eignen persönlichen (subjektiven) Gefühle, sondern durch die frisch errungene Wahrheit, daß das Heil allein in Christo sey, mächtig angeregt, besangen sie das für Alle gleich wichtige Werk der Erlösung, und priesen vor Allem den Glauben an die freie, unverdiente Gnade Gottes in Christo Jesu, oder dankten für das neugeschenkte, lautere Wort Gottes in freudigem Siegsgefühl, und trotzten dabei gegen ihre Feinde in festem Gottvertrauen auf die Göttlichkeit der neuen und doch so alten Lehre. Daher reden sie in ihren Liedern von den großen Thaten Gottes zu der Menschen Heil; daher sprechen sie auch die Heilswahrheiten nicht in der Form des trocknen Lehrtons aus, sondern in Form eines Zeugnisses oder Bekenntnisses, und wenn auch schon in einigen dieser Lieder, wie z. B. in dem des Speratus: „Es ist das Heil uns" oder in dem des Spengler: „Durch Adams Fall" Lehrhaftes enthalten ist, so ist der Grund hievon einzig bloß in dem damaligen Hunger und Durst nach der reinen Lehre zu suchen. Daneben ist die Sprache dieser Dichter ganz die Bibelsprache, der Ausdruck ist volksmäßig naiv, die Darstellung kräftig und einfältig. In Wenigem haben sie die ganze Fülle ihrer Ueberzeugung kurz und körnigt zusammengedrängt. Nicht die Kunst, sondern der Glaube geben diesen Liedern ihren unvergänglichen und unverwelklichen Werth als Kernlieder und Kleinodien der evangelischen Kirche.

Sollten aber diese Lieder Luthers und seiner Freunde und Gehülfen am Reformationswerk recht in das Leben des deutschen Volkes und in das Gemeindeleben der evangelischen Kirche eindringen, so mußten sie auch **gesungen** werden können. So nur konnten sie im Munde des Volkes leben. Das erkannte Luther gar wohl, und sprach es auch klar in dem Wort aus: „Die Noten machen den Text erst lebendig."

Es war nämlich Luthers angelegentlichstes Bestreben, den **Kirchengesang*** auch musikalisch zu verbessern und volksmäßig einzurichten. Er, der frühere Chorschüler, der selbst die Querflöte und Laute meisterhaft spielte und sich an dem Muster der Motetten des Josquin de Pres, Kapellmeisters des Kaisers Maximilian I. (s. S. 38), musikalisch gebildet hatte, verstand die edle Musika trefflich und schätzte sie so hoch, daß er sich einmal äußerte: „Ich gebe nach der Theologia

---

* Quellen: Luthers Verdienst um den Kirchengesang von A. J. Rambach. 1813. — Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes, dargestellt von Carl v. Winterfeld. Leipz. 1r Thl. 1843.

der **Musica** den nächsten **locum** und höchste Ehre." Von dem genannten Streben erfüllt verband er sich daher mit den besten Musikkennern unter seinen Freunden, besonders mit Conrad Rupf, Kapellmeister des Churfürsten von Sachsen, und mit Joh. Walther, der ums J. 1520 Kapellmeister zu Torgau und seit 1530 Magister der sieben freien Künste und Docent an der Universität Wittenberg, daneben auch churfürstlicher Kapellmeister war. Diese versammelte er im J. 1524 zu Wittenberg in seinem Hause und behielt sie, indem er sie nur „die Cantorey im Hause" nannte, als seine Tischfreunde so lange bei sich, bis das Werk der Verbesserung des Kirchengesangs vollendet war. Sie besprachen sich „über der Ton Art und Weis." Luther selbst fertigte neue Weisen, wobei ihm besonders Walther im Niederschreiben der Noten manchen guten Rath gegeben haben soll, und suchte entweder zu den Kirchenliedern für den neuen evangelischen Gottesdienst die passendsten Melodien aus dem alten Vorrath aus oder verbesserte dieselben nach Umständen unter Besprechung mit seinen Freunden. „Denn," sagte er, „ihr Herren verstehet eure **Musicam** und Noten löblich; was aber der geistliche Sinn und das Wort Gottes darinn ist, so glaube ich auch ein Wörtchen mitreden zu dürfen." Durch diesen Vorgang regte er die berühmtesten Tonkünstler seiner Zeit an und so kamen gar viele geistliche Gesänge mit passenden Choralmelodien zur Einführung in die Kirche. Diese neuen sowohl, als diese alten, überarbeiteten Melodien wurden durch wandernde Sänger, die Mortimer mit Recht „gemeinnützige Bettler" nennt und die von Stadt zu Stadt zogen und dieselben der Familie eines Hauses vorsangen, bis sie dieselbe richtig nachsingen konnte, in ganz Deutschland verbreitet und besonders auch in den Schulen mit den Schülern eingeübt, welche dann als Currentschüler wöchentlich mehrere Male durch die Straßen zogen, um sie dem lernbegierigen Volke vorzusingen. Damals kamen auch die Stadtzinkenisten auf, welche täglich zwei- bis dreimal mit Zinken die neuen Weisen vom Stadtthurm herab blasen mußten. Nicht umsonst klagte daher die Gegenpartei: „Das Volk singt sich in Luthers Lehre hinein."

Die so entstandenen Weisen zu den neuen geistlichen Liedern sammelten besonders Walther und Rhaw. 1524 gab Walther sein „Wittenberg-teutsch-geistlich Gesangbüchlein" heraus; 1544 sodann Georg Rhaw, welcher zuerst Musikdirektor und Cantor in Leipzig war, wo er zum Anfang der feierlichen Disputation zwischen Luther und Eck eine zwölfstimmige Messe aufführte, später aber nach seinem Uebertritt zur evangelischen Lehre als Buchdrucker in Wittenberg sich niederließ († 1548), seine „Newe deutsche geistliche Gesenge **CXXIII** mit vier und fünf Stimmen für die gemeinen Schulen — — erlesen." Dieses ist eigentlich das zweite Luther'sche Choralbuch. Gar ernstlich ward die Ansicht dabei ausgesprochen, man solle die Jugend hinfort dabei auferziehen; die Tonkunst sollte fortan im Dienste dessen stehen,

der sie und alle übrigen erschaffen; in Gott sollte die Jugend die **Musicam** lieben und durch sie Gott ehren lernen, und den Buhlliedern entsagen.

In diesem ersten Zeitraum des evangelischen Kirchengesangs, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ist der schöpferische Geist in Erfindung neuer Originalmelodien noch nicht recht rege, es ist zunächst noch die Zeit der aneignenden Thätigkeit, die sich im Sammeln, Sichten und Umbilden der alten Gesänge äußert. Zum Schmuck der neuen Glaubenslieder sah man sich zunächst nach dem Besten um, was die Vorzeit bereits auf dem Gebiet des alten, lateinischen und deutschen Kirchengesangs, so wie der Volksweisen geschaffen hatte und dem Volke lieb und werth geworden war. Neben den Weisen der alten lateinischen Hymnen, die durch Weglassung der vielen Dehnungen zum Vortrag einer ganzen Gemeinde schicklich und volksmäßig eingerichtet wurden, suchte man hauptsächlich nach volksmäßigen, wo möglich aus dem Geist und Sinn des deutschen Volks selbst entsprungenen Gesangweisen und griff hier begierig nach den seitdem bloß zerstreut vorliegenden geistlichen Volksgesängen, wie sie theils im deutschen Volke selbst, theils besonders bei den böhmischen Brüdern, Waldensern ꝛc. lebten; die spärlichen Keime von geistlichem Volksgesang, die in den vorangegangenen Jahrhunderten unter der Herrschaft des lateinischen, gregorianischen Priestergesangs allmählich zu Tage gekommen waren, erhielten nun ihre lebendige Befruchtung. Namentlich aber scheute man sich nicht zu vielen geistlichen Liedern auch weltliche Melodien auszulesen, die dem Volke lieb und werth waren. So wuchs das Heilige in das Volksmäßige und das Volksmäßige in das Heilige hinein und aus der Verbindung der geistlichen Tonart und des weltlichen Rythmus gieng eine neue Form des Kirchengesangs hervor. Die Reformation ist es also, welche den Kirchengesang als geistlichen Volksgesang erst geschaffen hat.

Die wenigen Originalmelodien, welche in diesem Zeitraum neu geschaffen oder erfunden wurden, waren nichts weniger als tonkünstlerische Erzeugnisse, sondern reine Lieder der Natur oder unmittelbare Ergüsse der in den Gemüthern des Volks lebenden Begeisterung; sie giengen aus unmittelbarem, dringendem Bedürfniß hervor; meist war auch der Dichter des Liedes zugleich der Sänger desselben oder der Schöpfer seiner Melodie. Es waltete dabei nicht die künstlerische, verständige Berechnung; wie das Lied in dieser bewegten Glaubenszeit dem innersten, mächtigsten Drange des Gemüths das rechte Wort, so gab die Melodie den rechten Ton. Daher übertreffen aber auch diese Weisen alle andern an Weihe, Innigkeit und Kraft.

Hatten nun zwar in der Regel die eigentlichen Tonkünstler an der Erfindung der Kirchenmelodien keinen Antheil, so blieben sie für den Kirchengesang doch keineswegs unthätig, sie übernahmen vielmehr

als Tonsetzer die Durchbildung, die harmonische Entfaltung der von den Sängern naturgemäß im Drang der Begeisterung erfundenen Melodien. Es waren damals die Sänger von den Tonsetzern verschieden. Das Verhältniß beider zu einander zeigt sich deutlich an der Art, wie Luther, der Dichter und volksthümliche Sänger, die in seinem Hause versammelten Cantoren oder Tonsetzer dazu gebrauchte, zu den einzuführenden ältern Melodien oder auch zu seinen eigenen Sangweisen die Harmonie hinzuzusetzen und überhaupt das Ganze künstlerisch zu ordnen und durch ihren Tonsatz sinnreich zu schmücken.

In diesem kunstliebenden Jahrhundert achtete man den Setzer (Symphonetes oder Harmonist) vermöge seiner sinnreichen, künstlerischen Strebsamkeit besonders hoch, und die einfachere Thätigkeit des Sängers (phonascus), welcher in unbewußtem Kunsttrieb die Singweisen erfand, die dem reichen und mannigfachen Gewebe des Setzers bloß als Einschlag dienten, gerieth mehr und mehr in Vergessenheit. So kam es, daß mit Ausnahme weniger Sänger, wie z. B. Luthers, die Namen der meisten Sänger oder eigentlichen Erfinder der Melodie ganz vergessen wurden, die Namen der Setzer aber, welche die Weisen der Sänger durch ihren Tonsatz schmückten, in den Singbüchern sorgfältig verzeichnet stehen. Gar oft hat man daher bis in unsere Zeit herein die Setzer, unter welchen sich die ausgezeichnetsten Tonkünstler der damaligen Zeit befinden, für die Sänger der Melodien angesehen, wodurch vielfache Verwirrung entstand.

Die ausgezeichnetsten Setzer dieser Zeit, welche durch die Kunst des Tonsatzes die alten Kirchenweisen schmückten, sind: Joh. Walther und Georg Rhaw, welch letzterer z. B. in seiner Bearbeitung der lutherischen Singweise „Ein feste Burg" den Baß zur Melodie führenden Stimme gemacht hat, um damit auf den unerschütterlich festen Grund hinzuweisen, auf welchem die Sache der evangelischen Kirche gegründet sey; ferner Ludwig Senfl, der im J. 1530 Kapellmeister des Herzogs von Baiern und bekanntlich der Lieblingscomponist Luthers war, wie dieß aus dem bekannten Sendschreiben Luthers an ihn von Coburg aus hervorgeht; Martin Agricola († 1556), Balthasar Resinarius (um 1544), Sixt Dieterich (1540), Benedikt Ducis (um 1538) und die mehr in Motettenform setzenden: Lupus Hellink (um 1550), Thomas Stolzer, Kapellmeister des Königs Ludwig von Ungarn (um 1520), Georg Forster († 1587), Stephan Mahu (um 1560), sowie Joh. Kugelmann und Nik. Hermann, die wir unter den Sängern, was sie, wie auch Senfl und Agricola, zugleich waren, näher kennen lernen werden.

Die wichtigsten der in diesem ersten Zeitraum der evangelischen Kirche in kirchlichen Gebrauch gekommenen Melodien sind folgende:

I. Von alten lateinischen Hymnen und Sequenzen entlehnte und überarbeitete Melodien.*

1.* „Nun komm der Heiden Heiland" — „veni redemptor gentium," viertes Jahrhundert. Ambrosius.
2. „Der du bist drei in Einigkeit" — „O lux beata trinitas," viertes Jahrh. Ambrosius.
3. „Was fürcht'st du Feind Herodis sehr" — „Herodes hostis impie," fünftes Jahrh. Sedulius.
4. „Christum wir sollen loben schon" — „a solis ortus cardine," fünftes Jahrh. Sedulius.
5. „Verleih uns Frieden gnädiglich" — „Da pacem Domine," sechstes Jahrh. Gregor M.
6. „Komm Gott Schöpfer heil'ger Geist" — „veni creator spiritus," achtes Jahrh.
7. „Komm heil'ger Geist, erfüll" — „veni sancte spiritus reple," eilftes Jahrh. Robert von Frankreich.
8.* „Der Tag der ist so freudenreich" — „Dies est lätitiae," zwölftes Jahrh. Adam von St. Victor.
9.* „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" — „sit laus et honos, gloria.
10.* „Nun laßt uns den Leib begraben" — „Jam mösta quiesce querela," viertes Jahrh. Prudentius.

Den noch üblichen Tonsatz erhielt damals:

11.* „Herr Gott dich loben wir" — „Te Deum laudamus."

II. Aus dem alten deutschen Volksgesang entlehnte und überarbeitete Melodien, ** und zwar

1) aus dem alten geistlichen Volksgesang.

1. „Christ ist erstanden" } zwölftes Jahrh.
2.* „Christ lag in Todesbanden" }
3.* „Nun bitten wir den heil'gen Geist" — dreizehntes Jahrh.
4. „Dieß sind die heil'gen zehn Gebot" — dreizehntes Jahrh. (nach dem Wallfahrtslied: „In Gottes Namen varen wir.")
5.* „Komm heil'ger Geist Herre Gott" — fünfzehntes Jahrh.
6.* „Gott der Vater wohn uns bei" — fünfzehntes Jahrh.
7.* „Mitten wir im Leben sind" — fünfzehntes Jahrh.
8. „Gott sey gelobet und gebenedeiet" — fünfzehntes Jahrh.
9.* „Gelobet seyst du Jesu Christ" — fünfzehntes Jahrh.
10. „O du armer Judas" — fünfzehntes Jahrh.
11. „Da Jesus an dem Kreuze stund" — fünfzehntes Jahrh.
12. „Christum vom Himmel ruf ich an" — fünfzehntes Jahrh. (das Marienlied: „Dich Frau vom Himmel.")

---

* Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch, die nicht mit * bezeichneten standen alle in den alten W. Choralbüchern von 1595, 1664, 1686, 1711, 1721, 1744, mit Ausnahme von Nro. 3. Alle werden gewöhnlich dem Luther als Sänger zugeschrieben.

** Von diesen Melodien standen in sämmtlichen alten W. Choralbüchern von 1595—1744 die Nummern 1. 2. 3. 4—9. 11. 13. 15. b 16—19. 21. In dem von 1721 noch, nicht mehr aber in dem von 1744, steht Nro. 20. Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

Bei diesen Melodien wurde entweder der alte deutsche Text mit einiger Umarbeitung sammt seiner Melodie beibehalten oder wenigstens bloß die alte Melodie, auf die sodann ein neues Lied gedichtet wurde.

2) aus dem weltlichen Volksgesang:

13. * „Christ unser Herr zum Jordan kam" — das weltlich Lied unbekannt.
14. „Sie ist mir lieb die werthe Magd" — weltliches Lied: „Ach Lieb mit Leid."
15. „Vom Himmel hoch da komm ich her."
    a) vom J. 1535: f c c d c a b a — weltliches Lied: „Aus fremden Landen komm ich her."
    b) * vom J. 1543: c h a h g a h c — ein altes Wiegenlied.
    Diese werden gewöhnlich Luther zugeschrieben.
16. * „Es ist das Heil uns kommen her" — weltliches Lied unbekannt. Gewöhnlich dem Speratus zugeschrieben.
17. * „Was mein Gott will" — weltliches französisches Lied: „il me suffit de tous mes maulx." (Fink ist bloß der Setzer.)
18. * „O Welt ich muß dich lassen" / „O Welt sieh hier dein Leben" / „Nun ruhen alle Wälder" — weltliches Lied: „Innspruck ich muß dich lassen."
19. * „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" — weltliches Lied: „Was wöll'n wir aber heben an."
20. „Mag ich Unglück nit widerstah'n" — weltliches Lied von gleichem Anfang.
21. „Ich dank dir lieber Herre" — weltliches Lied: „Entlaubt ist nun der Walde."
22. „Der Gnadenbrunn thut fließen" — weltliches Lied: „Die Brünnlein, die da fließen."

Man bedachte sich damals nicht lange, in den reichen Melodienvorrath des weltlichen Volksgesangs hineinzugreifen und für irgend ein geistlich Lied eine weltliche Weise auszusuchen oder geflissentlich auf eine weltliche Weise ein geistlich Lied zu dichten. Wurden ja doch, wie schon bemerkt, manche geistliche Lieder als bloße Umarbeitungen weltlicher Volkslieder zu Tage gefördert. So ließ Georg Wachler (1529—1546) das Lied: „Hilf Gott, daß mir gelinge" hervorgehen zu singen auf die Melodie: „Möcht' ich von Herzen singen mit Lust ein Tageweis;" oder das Lied: „Ach Gott im höchsten Tron, du liebster Vater mein" — im Ton: „Der Schüttensam der hett ein' Knecht, dem thäten die Gulden wohl;" oder das Lied: „O Gott im höchsten Tron schau auf der Menschen Kind" — im Ton: „Nu schürz dich Gretlein, schürz dich, du mußt mit mir davon." So gab auch im J. 1536 M. R. Münzer fünf neue schöne geistliche Lieder heraus, deren eines: „Ach Gott thu dich erbarmen" nach der Weise: „Frisch auf, ihr Landsknecht alle" zu singen aufgeführt ist.

III. Originalmelodien.

Unter den Sängern oder Erfindern solcher neuen Melodien wird gewöhnlich Luther als der fruchtbarste und erhabenste Sänger allen Andern vorangestellt. Bei manchen dieser Melodien kann aber wenigstens nicht mit Sicherheit behauptet werden, daß sie von ihm herstammen.

Mit völliger Entschiedenheit können Luthern bloß folgende drei Melodien zugeschrieben werden:

1. „Jesaja dem Propheten das geschah" } vom J. 1526.
2. * „Wir glauben all an Einen Gott" }
3. * „Ein feste Burg ist unser Gott" — vom J. 1529 oder 1530.

Die zwei erstern hat er nach Joh. Walthers Zeugniß (**syntagma musicum. Tom. I.**) unmittelbar für den rein liturgischen oder gottesdienstlichen Zweck erfunden, damit er für den sonntäglichen Hauptgottesdienst, die Messe, welche er deutsch gehalten wissen wollte, an der Stelle der lateinischen Meßgesänge deutsche hätte. So sollte Nro. 1. die Stelle des „**Sanctus**" und Nro. 2. die des „**Credo**" vertreten. Die dritte Weise aber gieng nach Sleidans Zeugniß aus der tiefsten, edelsten Begeisterung seines Gemüths hervor, wobei er sein innerstes und eigenstes Wesen in das Wort und in den Ton in reichster Fülle ergoß, daß ihm ein Lied und zugleich eine Weise von der frischesten, nicht wieder erreichten Kraft gelang.

Doch schuf Luther wohl auch noch manches andere Lied für den Gesang der Gemeinde mit seiner Weise zugleich und es können ihm mit größter Wahrscheinlichkeit die Weisen zu folgenden seiner Lieder, mit denen sie gleichzeitig erschienen, zugeschrieben werden:

4. „Ein neues Lied wir heben an" — vom J. 1524.
5. * „Mit Fried und Freud fahr ich dahin" — vom J. 1525.
6. „Mensch willt du leben seliglich" — vom J. 1525.
7. * „Es spricht der Unweisen Mund wohl."

Obwohl nicht ganz abzusprechen, doch ungewiß ist die Urheberschaft Luthers bei folgenden Weisen, die erst einige Zeit, nachdem Luther ihr Lied gedichtet, erschienen sind:

8. * „Nun freut Euch liebe Christeng'mein" — vom J. 1523.
9. „Aus tiefer Noth ruf ich zu dir."
   a) phrygische vom J. 1524.
   b) * die jüngere hypojonische vom J. 1537.
10. * „Vater unser im Himmelreich" — vom J. 1537.
11. „Jesus Christus unser Heiland, der von" — vom J. 1535.
12. „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht."
13. * „Es ist gewißlich an der Zeit" — vom J. 1535, ist eigentlich die jüngere jonische Melodie: „Nun freut Euch liebe Christeng'mein."
14. „Wär Gott nicht mit uns."

Entschieden nicht von Luther ist:

15. a* „Ach Gott vom Himmel" — im J. 1535 in der phrygischen Tonart von Martin Agricola.

Vielleicht sind aber auch noch von Luther erfunden die Weisen:

15. b* „Ach Gott vom Himmel" — vom J. 1537, mixolydisch.

16. * „Auf diesen Tag bedenken wir" — zwischen 1536 und 1540, auf ein Lied von Zwick.*

Weitere Sänger neuer Melodien außer Luther sind nur wenige aufzuführen, weil aus den angegebenen Gründen die Namen der Sänger aus dieser Zeit meist in Vergessenheit geriethen. Außer dem bereits bei der Melodie Nro. 15a. genannten Martin Agricola sind mit einiger Sicherheit bloß folgende bekannt:

Johann Kugelmann, Kapellmeister des Herzogs Albrecht von Preußen ums J. 1540, von Geburt ein Augsburger. Er wurde im J. 1539 von dem Rath zu Augsburg botschaftsweise nach Königsberg gesandt, wo er bei dem Herzog die freundlichste Aufnahme fand, so daß ihn dieser lange nicht wieder heimziehen ließ und ihn sich später vom Rath zu Augsburg förmlich als seinen Kapellmeister erbat. Er war Sänger und Setzer zugleich. Von ihm sind sehr wahrscheinlich die Melodien:

17. * „Nun lob mein Seel den Herren" — vom J. 1540, sonst dem Graumann zugeschrieben.

18. * „Allein Gott in der Höh sey Ehr'" — vom J. 1540, sonst dem Decius zugeschrieben.

Nikolaus Hermann, der alte Cantor von Joachimsthal, Dichter (vgl. S. 75). Entschieden von ihm ist die Melodie:

19. * „Lobt Gott ihr Christen allzugleich" — vom J. 1560.

Wahrscheinlich von ihm sind die Melodien:

20. * „Erschienen ist der herrlich Tag" (von Matthesius) oder: „Wir singen dir Immanuel" — vom J. 1560.

21. * „Aus meines Herzens Grunde."

Entschieden nicht von ihm ist die ihm sonst meist zugeschriebene Melodie:

22. * „Wenn mein Stündlein vorhanden ist."

Wolfgang Dachstein, ein Straßburger. Von ihm wahrscheinlich:

23. * „An Wasserflüssen Babylon" — zuerst im Straßburger Kirchengesangbuch 1525.

Johann Schneesing oder Chiomusus, der Dichter (S. 74) und Sänger seines eigenen Liedes:

24. * „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" — vom J. 1541.

---

* Von diesen gewöhnlich Luther zugeschriebenen Weisen standen in sämmtlichen W. Choralbüchern von 1595—1744 die Nummern: 2. 3. 5—7. 8.a 9.a 10—14. 15.a 16. Bis 1721 findet sich auch noch Nro. 1. Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

Hans Sachs, der alte Meistersänger (vgl. S. 69) und wahrscheinlich auch Sänger seines eigenen Lieds:

25. * „Warum betrübst du dich mein Herz."

Bei folgenden weitern in diesem Zeitraum entstandenen Melodien lassen sich die Urheber derselben nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit mehr ermitteln:

26. * „Herr Christ der einig Gottessohn" — vom J. 1524, mit Anklängen an die zwei Volkslieder: „Ich hört ein Fräulein klagen" und: „Ich stund an einem Morgen heimlich an einem Ort," sonst gewöhnlich dem Andreas Knöpken zugeschrieben.
27. „Frölich woll'n wir Hallelujah singen" — vom J. 1524.
28. „Mein Seel erhebt der Herren mein" — vom J. 1524.
29. „Erbarm dich mein, o Herre Gott" — vom J. 1524.
30. „O Herre Gott begnade mich" — vom J. 1525.
31. „Jesus Christus unser Heiland, der den Tod" — vom J. 1535.
32. „O Herre Gott dein göttlich's Wort" — vom J. 1335.
33. * „Ich ruf zu dir Herr Jesu Christ" — vom J. 1535.
34. * „Durch Adams Fall ist ganz verderbt" — vom J. 1535, sonst dem Dichter des Lieds, Lazarus Spengler, zugeschrieben.
35. * „O Lamm Gottes unschuldig" vom J. 1540, sonst gewöhnlich dem Dichter des Lieds, Decius, zugeschrieben.
36. „Gott hat das Evangelium" — vom J. 1551.
37. * „In dich hab' ich gehoffet Herr" — steht zuerst in dem auch in Würtemberg gebräuchlich gewesenen Straßburger Kirchengesangbuch von 1560.
38. * „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" (b b g b d c c b) manchmal auch Luther zugeschrieben. *

Was nun überhaupt das Choralgesangwesen dieser Zeit betrifft, so zeigen sich in drei Hauptpunkten wesentliche Abweichungen von dem Wesen des alten gregorianischen Kirchengesangs. Der Name blieb, **cantus choralis** ward nun gleichfalls jede Melodie, die in der Kirche gesungen wurde, genannt, ja der ganze Gesang der evangelischen Kirche erhielt den Namen Choralgesang. Allein

1) war der evangelische Choralgesang nicht mehr ein Gesang für den Chor, woher ursprünglich sein Name, sondern ein Gemeindegesang, nicht mehr der Gesang eines Priesterchors, sondern ein geistlicher Volksgesang, der nun nach Abstreifung der Fesseln, die er das ganze Mittelalter hindurch tragen mußte, wieder frei in der Kirche ertönte. In der auf den Grundsatz des allgemeinen Priesterthums aller Glaubigen gebauten evangelischen Kirche mußte Jedem das Recht zur Mitwirkung am Gottesdienst zustehen und die öffentliche kirchliche Feier mußte als Anregung und Aeußerung des Glau-

---

* In sämmtlichen alten W. Choralbüchern von 1595—1744 stehen alle diese Melodien von Nro. 17—38, mit Ausnahme von Nro. 27, welche übrigens bloß in dem vom J. 1744 fehlt. Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

bens Aller behandelt werden. So erhob sich das gemeinsame Singen Aller, wobei der Chor dem Liede der Gemeinde untergeordnet ist, zum wesentlichen Theil des protestantischen Gottesdienstes, während in der katholischen Kirche der Gemeindegesang dem des Chors untergeordnet ist. Der Choralgesang als Gemeindegesang nahm überhaupt in der evangelischen Gemeinschaft bald eine um so wichtigere Stellung ein, da in ihr bei ihrer geistigeren, den sinnlichen Ausdruck scheuenden Richtung die bildenden Künste Malerei, Bildhauerei ꝛc. nicht so gepflegt wurden, vielmehr eine Zeitlang in bilderstürmerischem Eifer sogar dagegen gewüthet wurde. Daher griff die evangelische Kirche um so mehr nach dem Gesang mit seinen unsichtbaren Tönen und pflegte ihn allein und ausschließlich als Mittel zur Belebung der Andacht.

2) War der evangelische Choralgesang nicht mehr ein fast rythmusloses Singen, nicht mehr eine eintönige und gleichförmige in lauter Noten von gleichem Werth, gemessen und feierlich fortschreitende, nur mit einfachen Modulationen sich erhebende Tonfolge, sondern es erscheint nun die Monotonie des alten gregorianischen Kirchengesangs bei dem Aufschwung des kirchlichen Lebens und der glühenden Begeisterung des Volkes für den Glauben vielfach belebt. Der meist aus geistlichen und weltlichen Volksweisen entsprungene Choralgesang der Evangelischen ist ein *rythmischer und melodischer Volksgesang*. Es ist die Jugendzeit der evangelischen Kirche, und der jugendliche, froh belebte, jubilirende Geist derselben belebt und durchdringt auch ihren Gesang in freudigen melodischen Schwingungen mit entsprechenden Rythmen. Gerade diese rythmische Eigenschaft ist es auch vornämlich, welche diesen Melodien der ersten evangelischen Kirche die unversiegbare Frische, Lebendigkeit und Begeisterung verleiht, wodurch sie sich auszeichnen. Doch übte in einigen auch noch der alte gregorianische Chorgesang seinen Einfluß aus.

3) War der evangelische Choralgesang nicht mehr ein **Unisono**, sondern an die Stelle der Einstimmigkeit im kanonischen Kirchengesang war die *Mehrstimmigkeit* getreten. Schon die Verschiedenheit der Stimmen beim Zusammensingen der ganzen Gemeinde mußte auf Mehrstimmigkeit hinleiten und da der evangelische Kirchengesang wirklich Volksgesang seyn sollte, so war man auch von Anfang an der Ansicht, daß er mehrstimmig seyn müsse und sann nur darauf, daß die verschiedenen Stimmen in möglichstem Wohlklang zusammen ertönen. Hier trat das Geschäft der *Setzer* oder eigentlichen Tonkünstler ein, welche die von den Sängern erfundenen einfachen Choralmelodien vier-, fünf-, ja achtstimmig und oft höchst kunstvoll setzten. War ja doch der so ängstlich überwachte gregorianische **cantus firmus** selbst im Mittelalter längst kein Unisonogesang mehr, war ja doch die kanonische Melodie allmählich mit allerlei Verzierungen des **Discantus** bedeckt und der **cantus choralis** allmählich zum **cantus figuratus** geworden.

Die evangelischen Tonsetzer nun, welche in Verbindung mit

Luther für die Verherrlichung des Gottesdienstes durch Gesang arbeiteten, brachten den in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters unter einem Gewirre von kontrapunktistischen Künsteleien verschütteten **cantus firmus** in einer neuen angemessenern Form wieder ans Licht. Die kontrapunktistischen, nur auf künstliches Zusammenfügen, nicht aber auf Wohlklang berechneten Tändeleien wurden verbannt und der *einer* Stimme zugetheilte **cantus firmus** durch andere Stimmen in angemessener, würdiger Harmonie begleitet. Den **cantus firmus** oder die Melodie sang die Gemeinde einstimmig, während die Sänger auf dem Chor ihn in mehrstimmiger Harmonie begleiteten. So eignete sich im evangelischen Choralgesang mehr und mehr die Würde des alten Unisonogesangs mit der Anmuth der neuern Harmoniefülle. Zunächst blieb man freilich in diesem ersten Zeitraum bei dem in den vorigen Jahrhunderten aufgekommenem Gebrauche, die Melodie oder den **cantus firmus** in einer *Mittelstimme* einherschreiten zu lassen, die „**Tenor**“ hieß, da sie als Stimmführerin den Ton angab; die andern Stimmen legten sich nach gewissen Regeln in der Höhe und Tiefe um sie herum und bewegten sich figurativ in freier kontrapunktischer Bewegung über und unter dem Tenor, so daß jedes einzelne Glied für sich melodisch, für das Ganze aber ein Theil der harmonischen Entfaltung war und Harmonie und Melodie eigentlich noch nicht getrennt waren. Der Tonmeister verhüllte dabei gar häufig in seinem Satze die Melodie, welche der Gemeinde doch wesentlich angehörte und für sie allein faßlich war, so daß sie fast ganz unterging und es dem Hörer, da er die Melodie nicht deutlich vernahm, ungewiß bleiben mußte, welche Aufgabe der Tonsetzer sich gestellt habe, wodurch das Mitsingen oft sehr *erschwert* war. Die Kunst stand so im Gottesdienst anfangs der Gemeinde noch *als* Fremdes gegenüber.

Der evang. Choral der damaligen Zeit, wie er von den Tonsetzern dem kirchlichen Gebrauch übergeben ward, war also eigentlich eine *Motette*, eine choralartige Melodie der Hauptstimme mit fugirter Begleitung der andern Stimmen, die aber nun würdevoller und wohlklingender waren, als in den zunächst vorangehenden Jahrhunderten. Luther spricht sich in seiner 1538 zu Wittenberg verfaßten Lobrede auf die Musica hierüber so aus: „Wo die natürliche Musica durch die Kunst „geschärft und polirt wird, da siehet und erkennet man erst mit „großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes „in seinem wunderlichen Werke der Musica, in welcher vor Allem das „seltsam und zu verwundern ist, daß einer die schlechte (einfache) Weise „oder Tenor (— **cantus firmus**) hersingt, neben welcher drei, vier „oder fünf andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlechte „Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen rings herum spielen und „springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunder„lich zieren und schmücken und gleich wie einen himmlischen Tanzreigen

„führen, freundlich einander begegnen, und sich herzen und lieblich um„fangen. — — Wer durch solch Kunstwerk nicht beweget wird, das „muß wahrlich ein grober Klotz seyn, der nicht werth ist, daß er solche „liebliche Musica, sondern das wüste, wilde Eselsgeschrei des Chorals „oder der Hunde und Säue Gesang und Musica höre."

Ein eigenthümliches Gepräge von Kraft, Ernst und einfacher Würde erhielten diese Choralmelodien auch dadurch, daß sie alle in den sogenannten alten Tonarten, den Kirchentonarten, gesetzt sind, welche von den acht Tonarten, zu denen, wie bereits geschildert, Gregor den Grund gelegt, unterdessen bis auf zwölf sich vermehrt hatten, durch Hinzutritt der äolischen (a, h, c, d, e, f, g, a), der hypoäolischen (e, f, g, a, h, c, d, e), der jonischen (c, d, e, f, g, a, h, c), der hypojonischen (g, a, h, c, d, e, f, g) Tonart. Es sind in ihnen alle chromatisch halbe Tonstufen des heutigen Tonsystems ausgeschlossen, die Melodie schreitet in der diatonischen Tonleiter fort; jede dieser Fortschreitungen hat in Hinsicht der Lage der halben Töne E—F und H—C ihre bestimmten Regeln, wodurch sich nicht bloß eigenthümliche Schlußfälle, unerwartete kräftige Wendungen und eigenthümliche, oft harte Ausweichungen bilden, sondern auch verschiedene Modulationen entstehen, die jeder Tonart wieder ihren besondern Charakter und Ausdruck geben. Die meisten Choralmelodien der Reformationszeit sind in der jonischen Tonart mit dem Charakter der Freudigkeit und in der dorischen, der vorzugsweise kirchlichen Tonart, mit dem Charakter feierlichen Ernstes und majestätischer Würde gesetzt. Doch kommen auch viele vor in der phrygischen Tonart mit dem Charakter der Andacht und frommen Klage; deßgleichen in der äolischen (sanfte, stille Rührung), in der mixo- und hypomixolydischen (heitere, ruhige Fassung) und in der hypodorischen (schwermüthiger Ernst).

Diese so eben geschilderten Kirchentonarten sind, wie auch Diac. Hauber * richtig und treffend hervorhebt, der Rest eines noch viel frühern Tonsystems, welches wohl mit Rücksicht auf die damals vorhandenen einfachen Instrumente aufgestellt war. Wollte man nämlich eine Melodie mit jenen Instrumenten begleiten, so durfte man keine andere Töne darein aufnehmen, als welche das Instrument hatte, das Instrument aber war gestimmt entweder von C aus, also jonisch, oder von D aus (dorisch), oder von E (phrygisch) ꝛc. Durch diese Beschränkung war natürlich das Erfinden einer Melodie sehr erschwert, der Kreis der möglichen Tonfolge sehr verengert, zugleich dann aber auch da, wo eine Melodie glückte, derselben ein ganz besonderer Reiz durch die Einfachheit verliehen.

Was das **Orgelspiel** betrifft, so war damals der Gemeindegesang, welcher an die Stelle des von der Orgel gewöhnlich nicht begleiteten

---

* In dem trefflichen Aufsatz: „Reform des Choralwesens" in der deutschen Vierteljahrsschrift. Jahrg. 1841. 4. Heft. Stuttgart, bei Cotta.

Chorgesangs der Priester trat, noch nicht mit der Orgel begleitet, wie jetzt. Die Orgel diente bloß dem Kunstgesang zur Stütze und Begleitung. Die mehrstimmige Harmonie bildeten nämlich damals noch die Sänger auf dem Chor, welche den Gemeindegesang begleiteten, und nicht die Orgel. Denn hätte man damals schon die Orgel dazu benützt, so wären bei der fanatischen Bilderstürmerei nicht auch zugleich so viele Orgeln zertrümmert worden. Gelegenheitlich möge hier die von **Dr. Alt** in seinem „christlichen Cultus. 1843." aufgeführte rührende Geschichte erwähnt werden, wie in jener Zeit der Orgelverwüstung der Organist in der St. Vincenzkirche zu Bern, die dortige schöne Orgel, der schon die Zerstörung gedroht war, noch zu retten suchte. Er bat es sich aus, noch einmal auf derselben spielen zu dürfen, ehe man sie zusammenschlage; dadurch hoffte er das Zerstörungswerk noch abzuwenden, und so spielte er denn am 7. Febr. 1528 sein letztes Stück vor den Ohren der schon zur Zerstörung bereiten Eiferer; er wählte die Melodie des Judasliedes:

O du armer Judas
Was hast du gethan,
Daß du unsern Herrn
Also verrathen hast?
Deß mußt du in der Hölle
Immer leiden Pein,
Lucifers Geselle
Mußt du ewig seyn.

Allein umsonst, die Eiferer wurden nicht gerührt, so rührend er auch spielte, und kaum hatte er den letzten Ton gespielt, so wurde die Orgel zertrümmert.

Um nun aber die kunstreichen Choräle ohne die kräftige Orgelbegleitung zu singen, wie es in jener Zeit der Gebrauch war, dazu gehörte viel musikalische Bildung des Volks, wie sie jetzt freilich nicht mehr bei demselben zu finden ist. Es kann nun zwar nicht wohl angenommen werden, daß der künstliche Rythmus und der kunstreiche vierstimmige Satz das Gemeingut des singenden Volks gewesen wäre; klagt ja doch auch Luther über die Rohheit und Unkultur des Landvolks und seiner Pfarrer in starken Worten. Wahrscheinlich wurde dieser vierstimmige kunstreiche Gesang, der die Stelle der Orgelbegleitung beim Gemeindegesang vertrat, meist bloß in Städten vom wohlhabenden, gebildeten Bürgerstand mit seinen Zünften und Innungen und auf hohen Schulen von den in der Musik Gebildeten betrieben. Von den Städten aus erst verbreitete sich allmählich die Kunst des mehrstimmigen Choralgesangs auch auf die Dörfer und unter das Landvolk bis zum dreißigjährigen Krieg hin. Doch ist sicherlich dabei anzunehmen, daß die Kunst sich dem Bildungsstand des Volks anbequemte, wie auch bei manchen Chorälen dieser Zeit sich deßhalb bereits auch ein einfacherer Rythmus in den Choralbüchern vorfindet.

Während nun auf die dargelegte Weise der Kirchengesang und das Kirchenlied in der evangelisch-lutherischen Kirche schön und herrlich zu blühen begannen, zeigt sich in der **reformirten Kirche** wenig Leben auf diesem Gebiete. Namentlich der Kirchengesang war es, der sich einer viel geringern Pflege zu erfreuen hatte, und sogar längere Zeit mannigfachen Widerspruch oder doch wenigstens Abneigung fand. Der reformirte Kirchengesang ist eigentlich in dieser Zeit ein im Gegensatz gegen die frische Entwicklung des lutherischen Kirchengesangs stehendes, getrenntes und fremdes Gebiet.

Luther schloß sich beim Kirchengesangwesen dem Gebrauch der alten Kirche an und wollte bloß aus den alten gottesdienstlichen Formen einen reinen Gottesdienst, und zwar, wie sich von selbst versteht, unter Mitwirkung der ganzen Gemeinde entwickeln. Er wollte nicht, daß die Kunst durch das Evangelium zu Boden geschlagen sey, sie sollte vielmehr dem Dienste dessen geweiht seyn, der sie gegeben. Daher sah er nichts Bedenkliches darinn, die Kunst des alten Tonsatzes auch für den Kirchengesang zu benützen.

Zwingli dagegen und die übrigen reformirten Prediger wollten, wie sie in puritanischem Eifer alle Bilder, Altäre ꝛc. aus den Kirchen fortschafften, auch dem Kirchengesang, an dem die Kunst stets ihren Antheil haben muß, keine Stelle lassen. Die gereinigte Kirche sollte völlig erneut werden in die urchristliche Einfalt, und daher sollte auch vom Gottesdienst rücksichtslos Alles ausgeschieden werden, was nicht auf einem ausdrücklichen Gebot der Schrift gegründet sey. Als es sich in Zürich um Beibehaltung oder Abschaffung des Kirchengesangs handelte, suchte Zwingli den Kirchengesang sogar lächerlich zu machen. Er trug nämlich dem Magistrat eine Bitte um Abschaffung des Kirchengesangs singend vor, und als er gefragt wurde, was dieses sonderbare Benehmen bedeuten solle, antwortete er: „Dieses sey eben nicht sonderbarer, als wenn man Gott seine Bitten mit Gesang und Orgelspiel vortrage."

Doch drangen allmählich die milder Gesinnten, an deren Spitze Dr. Joh. Zwick stand, in der reformirten Kirche durch. Diese wollten zwar den Kirchengesang zulassen, aber doch nur unter den größten Beschränkungen; der Kunstgesang nämlich sollte unter jeder Bedingung und gänzlich von der Kirche ausgeschlossen seyn und in derselben bloß ein Gesang der Gemeinde gebildet werden. Der Verein hoher und tiefer Stimmen in mannigfacher Bewegung und Gegenbewegung wurde für einen papistischen Greuel erklärt.

Für einen solchen Gemeindegesang, nach welchem sich naturgemäß das Bedürfniß auch in der reformirten Kirche je länger, desto mehr regen mußte, erlas man sich nun den **Psalter**, um ihn zu einem evangelischen Gesangbuch umzuarbeiten. So gab Zwick im J. 1536 ein „Gesangbüchlein" heraus, in dessen Vorwort er das Singen der Psalmen durch Bibelstellen rechtfertigt und worinn die Psalmen nach einigen

lutheriſchen Melodien bearbeitet ſind. Darnach führte Eglin einen deutſchen Gemeindegeſang in Zürich ein. So forderte auch Calvin, der Genfer Reformator, nachdem er die Muſik längere Zeit vom Gottesdienſt ausgeſchloſſen, jedoch allmählich bemerkt hatte, daß dadurch die Andacht erkalte, den Clement Marot, den eigentlichen Vater der neuern franzöſiſchen Dichtkunſt, der am Hofe Franz I. zu Paris lebte, auf, Pſalmen in Verſe zu überſetzen. Derſelbe überſetzte zuerſt auf dieſe Bitte dreißig Pſalmen, meiſt nach weltlichen franzöſiſchen Volksmelodien und Volksliedern, und dieſer Pſalmengeſang wurde nun bald am Hofe Franz I. durch die Vorliebe des Dauphin Heinrich, nachmaligen Königs Heinrich II. zur allgemeinen Mode, ſo daß z. B. der Dauphin Pſalm 42 „wie der Hirſch ſchreit nach friſchem Waſſer" ſich zum Lieblingspſalm erwählte und ihn nach einer Jagdmelodie ſang, welche heute noch wiederklingt in der Melodie:

„Freu dich ſehr, o meine Seele."

Die Herzogin von Valentinois ſang Pſalm 130 als ihren Lieblingspſalmen nach einem Tanzlied, die Königin Pſalm 6 nach einer Melodie über den Geſang der Poſſenreißer. Man nahm daran nicht den mindeſten Anſtoß, hoffte vielmehr durch ſolche geiſtliche Lieder und das Vertauſchen ihres lockern Textes mit einem erbaulichen die ſchlechten Lieder zu verdrängen. Als Marot jedoch, der neuen Lehre verdächtig, im J. 1542 ſich nach Genf flüchtete, dichtete er dort noch zwanzig weitere Pſalmen dieſer Art und Calvin gab ſie im J. 1543 heraus. In der Vorrede will Calvin, daß ſie ſelbſt in der Kirche geſungen werden möchten, nachdem er ſie dazu eingerichtet (**moderée**). Im J. 1559 vermochte ſodann Calvin ſeinen als franzöſiſchen Flüchtling ſeit dem J. 1549 bei ihm in Genf ſich aufhaltenden Jugendfreund Theodor Beza, der unterdeſſen geiſtlicher geſinnt wurde, die noch übrigen Pſalmen in franzöſiſche Verſe zu bringen, ſo daß wirklich im J. 1555 der franzöſiſche Pſalter von Calvin in der Kirche eingeführt wurde. Mit Hülfe Guillaume Franc's, hatte Calvin dieſe Marot'ſchen und Beza'ſchen Pſalmen für die Kirche vorher noch zugerichtet. Die katholiſche Kirche verbot nun dieſes Pſalmenſingen aufs Strengſte, als eine Hinneigung zum Ketzerthum, aber nur um ſo eifriger ſangen ſie jetzt die Calviniſten, und Claude Goudimel, geb. in der Franche Comté ums J. 1510, ein äußerſt fruchtbarer Tonſetzer und Lehrer Paleſtrinas, gab im J. 1562 ſechzehn dieſer Pſalmen vierſtimmig und motettenartig nach Art des in der lutheriſchen Kirche üblichen Tonſatzes bearbeitet, heraus. Die Tonweiſen erfand er nicht, ſondern paßte dieſen, längſt vorher ſchon vorhandenen, aus Volksmelodien entſtandenen Tonweiſen nach Art der lutheriſchen Tonſetzer nur die drei übrigen Stimmen an, während er die Tonweiſen ganz unverändert ließ. Er ward dafür in der Bartholomäusnacht 1572 zu Lyon mit 1300 andern Hugenotten ermordet.

Von seinen Psalmen haben sich ins neueste W. Choralbuch gerettet die Melodien:

„Wenn wir in höchsten Nöthen seyn" — der 140. französische Psalm: O Dieu donne moi délirance;

„Der Tag ist hin, mein Jesu" — der achte Psalm; ursprünglich: „O höchster Gott, o unser lieber Herre.

„Mein Alter tritt mit Macht" — aus F Dur — f c̄ b a g f g a.

„O selig Haus, wo man dich" — aus D Dur, d fis̄ g a a a fis g a h a.

In demselben Jahr als Goudimels vierstimmige Tonsätze über die Melodien des französischen Psalters erschienen, also im J. 1562, hatte zu Königsberg der Professor der Rechte, Ambrosius Lobwasser seine deutsche Uebersetzung der Psalmen Marots und Beza's, wobei er sich genau nach den vorliegenden Melodien des französischen Psalters richtete, vollendet. 1565 überreichte er sie seinem Herzog und 1573 traten sie in Leipzig ans Licht. Dadurch fanden denn diese französischen Psalmen nach Goudimels Tonsatz auch im reformirten Deutschland bald große Verbreitung und die reformirte Kirche hat somit auch dem kunstmäßigen Kirchengesang allmählich ihre Thore geöffnet und in der spätern Hälfte unseres Zeitraums und noch darüber hinaus gerade in demselben Tonsatz gesungen, wie die lutherische Kirche; denn auch bei Goudimels Tonsatz lag die Melodie im Tenor.

Bei solcher ausschließlichen Vorliebe für den Psalter, wie sie in der reformirten Kirche vorherrschte, und bei solchem gerade während der ersten Begeisterung und Erregung für die evangelische Lehre vorhandenen längern Widerspruch gegen den Kirchengesang konnte auch das Kirchenlied in der reformirten Kirche zu keiner rechten Entfaltung und Blüthe kommen. Denn wenn nicht in den Kirchen gesungen werden sollte, so war ein Hauptnerv für die Dichtung des Kirchenliedes abgeschnitten. Ueberhaupt aber hat die reformirte Kirche in ihrer nüchternen Verstandesrichtung mehr den Verstand und das Lehrhafte in der Predigt im Auge, und Gefühl, Phantasie und Begeisterung, die wesentlichen Bedingungen der Blüthe der Dichtkunst, sind darniedergehalten. So blieb denn auch später, als man in der reformirten Kirche den Kirchengesang einließ, die dichterische Thätigkeit der reformirten geistlichen Liederdichter fast ganz auf die Bearbeitung von Psalmen beschränkt, und selbst noch beinahe bis in unsere Zeit herein begnügte sich die reformirte Kirche mit den trockenen Lobwasserschen Psalmenübersetzungen und hat auch in den kommenden Zeiträumen nur wenig Liederdichter von besonderem Werth aufzuweisen.

Die reformirten Liederdichter, die in unserm Zeitraum auftraten, sind:

1) Straßburger — Capito, Dachstein, Pollio, Vogtherr, Greitter, Oehler, Frosch u. s. w.

2) Schweizer — Zwingli, mit einem Lied über die Engel „Herr Gott dich loben alle wir", Aberlin, der im J. 1541 die ganze Bibel in drei Gesänge brachte; Jakob v. Annwyl, Dachser, Leo Jud u. s. w.

3) Schwaben — Ambrosius Blarer, Zwick.

Von letzterem allein, von Zwick, befindet sich ein Beitrag im W. Gesangb.; daher in Kürze noch die Schilderung seiner Lebensumstände:

Zwick, Johann, Dr., ist geboren in Constanz am Bodensee. Er studirte in Basel und Freiburg die Rechtswissenschaft und war bereits zu Bologna Doktor der Rechte geworden. Als aber das Licht des Evangeliums seinen hellen Schein verbreitete, ward auch er als einer der Erstlinge von diesem Scheine angezogen und aus Liebe zu dem neugeschenkten Wort Gottes entschloß er sich, Theologie zu studieren. Später wurde er Pfarrer zu Riedlingen an der Donau im jetzigen würtembergischen Oberschwaben. Er wurde jedoch im J. 1525 von dort wegen seiner freien Predigten von der evangelischen Wahrheit und wegen seines großen Eifers für das reine Evangelium von den Papisten vertrieben. Hierauf flüchtete er sich in seine Vaterstadt Constanz, wurde dort in demselben Jahre noch Prediger und wohnte von dort dem theologischen Convent in Wittenberg im J. 1536 bei. Er starb im Jahr 1542.

Er hat acht geistliche Lieder gedichtet, und „Todesbereitungen" geschrieben; auch verwandte er großen Fleiß bei der Ausgabe des N. Testaments vom J. 1535.

2) Die Zeit der Lehrstreitigkeiten unter den Schülern der Reformatoren. 1560—1618.

Von Barth. Ringwaldt bis Joh. Heermann.

Das Feuer der ersten Begeisterung für die Sache des evangelischen Glaubens fängt allmählich zu erlöschen an, der freudige Muth, mit welchem man den gemeinsamen Feind, die Papisten, angegriffen, schwindet, und es entstehen allerlei Zerwürfnisse im Heerlager der Evangelischen selbst. Unter einander selbst uneins stritten sie sich nun in trockenen, dürren, dogmatischen Streitereien über einzelne Lehrpunkte. Mißtrauen und böser Argwohn zerriß vollends immer mehr das Band des Friedens unter ihnen selbst und gegenseitige Anfeindung und Haß zerstörten die frische, jugendliche Begeisterung und die Einigkeit im Geist. Vorher kampfesfreudig, nun allmählich ermattend und erlahmend und des Streitens müde, das war der innere Lebensgang der evangelischen Kirche in dieser Zeit.

Kein Wunder, daß darunter auch die Kraft und Innigkeit des Kirchenlieds zu leiden hatte und die frischen Liedertöne allmählich unter dem gelehrten Streit verhallten und ein trockenes, lehrhaftes Gepräge annahmen. Auf die erste Erhebung der Gemüther trat eine Ermattung des Dichtergeistes ein. Was vorher aus lebendigem Glaubensdrange und innerem Lebenstriebe kam, wurde nun bei manchen Dichtern dieser Zeit zum bloßen Gewerbe. Dabei wurde in diesen Wirren auch die Sprache unfügsam, Ausdrucksweise und Versbau ver-

nachläßigt, Fleckſylben und dergleichen kamen in Gebrauch und eine gezwungene Bilderſprache ſollte die verloren gegangene Kraft und Innigkeit erſetzen. Wie ſchon Nik. Hermann am Ausgangspunkt der vorigen Zeit viele trockene, werthloſe Reimereien über die Sonntagsevangelien, über die Hiſtorien von der Sündfluth geliefert hatte, ſo tauchten nun eine Menge trockener dogmatiſcher Lehrgedichte und matte Reimereien von Evangelien, bibliſchen Capiteln ꝛc. auf. Lobwaſſer fand in ſeinen Ueberſetzungen David'ſcher Pſalmen in gereimter Proſa gar viele Nachahmer. Samuel Hebel ſchrieb 1571 gereimte Sonntagsevangelien für Kinder, Hausväter ꝛc., und eine Schulmeiſterin, Magd. Heymair, reimte 1579 alle Sonntagsepiſteln. Die Klage, die ſchon Luther anſtimmen zu müſſen glaubte über „ungeſchickte Köpfe, die ihren Mäuſemiſt unter den Pfeffer mengten", ward nun erſt recht zur Wahrheit. Schon bei Herausgabe ſeines durch Valent. Bapſt im J. 1545 gedruckten Geſangbuchs ſah ſich Luther gedrungen, auf das Titelblatt die Warnung zu ſetzen:

„Viel falſcher Meiſter jetzt Lieder tichten.
Sihe dich für und lern ſie recht richten:
Wo Gott hin bauet ſein' Kirch' und ſein' Wort,
Da will der Teufel ſeyn mit Trug und Mord."

Doch zeigen ſich immer noch ſchöne Spuren der alten Glaubenskraft und eine fromme Innigkeit und Einfalt bei den beſſern Liederdichtern dieſer Zeit, einem Ringwaldt, Selneccer, Schalling ꝛc. Für dieſe Dichter ſteht jedoch ſchon neben Luther Nik. Hermann mit ſeiner volksmäßigen Manier als Muſter da. Beſonders Ringwaldt, der ausgezeichnetſte Liederdichter dieſer Zeit, ſingt ganz in der Weiſe des Nik. Hermann und ahmt, obwohl in neuerer und härterer Form, deſſen kindliche Naivität und Volksmäßigkeit nach, ebenſo Schalling, Joh. Pappus. In Helmbold iſt ſogar — nach Gervinus Urtheil — eine Abart der Nik. Hermann'ſchen Art zu ſchauen. Bereits zeigt ſich auch ein Uebergang zu der ſubjektiven Geſangweiſe der künftigen Zeit, und Ph. Nicolai mit ſeiner ſchwunghaften Poeſie und ſeinen geiſtlichen Liebesklängen in der Weiſe des hohen Lieds ſteht als Vorläufer dieſer Richtung da, zugleich aber beſchließt er die Reihe derer, die ſeither ſich nicht ſcheuten, ein weltlich Volkslied geiſtlich zu überarbeiten und in die Kirche einzuführen.

Es ſind aus dieſer Zeit hauptſächlich folgende Dichter zu erwähnen:

Ringwaldt, Bartholomäus, geb. zu Frankfurt a. O., im J. 1530. Siebenundzwanzig Jahre alt, trat er ein geiſtliches Amt an und hatte 1567 bereits zweien Gemeinden als Prediger vorgeſtanden, als ihm die Pfarrei Langfeld im Amte Sonnenburg in der Neumark übertragen wurde. Auf das Dichten legte er ſich erſt im ſpätern Lebensalter, um, wie er ſelbſt ſagt, „ſeinen Beruf nützlicher zu machen." Seit dem J. 1580 ließ er nun viele geiſtliche Lieder, Ermahnungs-

und Erbauungsſchriften im Druck ausgehen. Seine erſte Frau ſtarb ihm, worauf er längere Zeit ein ſehr gebeugter Wittwer war, wie er dieß herzbewegend ſelbſt ſchildert:

— — — wird er der Kinder was gewahr,
So blutet ihm das Herze gar
Und ſpricht mit Thränen zu den Klein':
„Wo iſt nu unſer Mütterlein?"
— — — — — — —
Legt er ſich dann in ſeine Kammer,
So ſieht er nichts als eitel Jammer,
Betracht't ſein Elend für und für,
Und ſchläft nicht viel, das glaube mir.
— — — — — — —
Von welchem Harm und Ungemach
Er in die Länge wird recht ſchwach
Und ſtürb' auch wohl ob ſolchen Sach'n,
Wenn er es nicht ſollt anders mach'n.

Daher verheirathete er ſich auch zum zweitenmal, obwohl ſchon zweiundſechzig Jahre alt, ums J. 1592, und zwar mit einem jungen Mädchen, Dorothea, Johannes Krügers, Stadtſchreibers zu Kroſſen, Töchterlein. In einem Gedichte ruft er aus:

„Ich wär' lang todt, wenn ich mich hätt
Nicht wiederum beweibet."

Ein heiteres und munteres Weſen ſpricht aus ſeinen Arbeiten, die er noch in den ſechziger Jahren ſchrieb. Später jedoch trübten allerlei Leiden, unausſprechliches Unglück, Peſt, Hunger, Feuersbrünſte, Ueberſchwemmungen und Landplagen aller Art das ſonſt ſo heitere Gemüth des Dichters, ſo daß er „von ſolcher Welt der Trübſale und unerhörten Leiden nichts mehr hoffte."

Er hatte es ſtets als ſeinen Beruf geachtet, freimüthig ſeiner Gemeinde und der ganzen Welt die lautere Wahrheit zu ſagen und ſeine Nebenmenſchen zu bekehren. Daher gab er auch 1585 ein Buch heraus, das noch zu ſeinen Lebzeiten ein Lieblingsbuch aller Stände wurde, und von 1585 bis 1598 zehn Auflagen erlebte — **„die lauter Wahrheit"** betitelt. Er ſchildert darin, wie ſich ein weltlicher und geiſtlicher Kriegsmann in ſeinem Beruf verhalten ſoll, wobei er freiſinnig alle Gebrechen in den Zuſtänden des lieben Vaterlands enthüllt und keines Alters und Standes ſchonet. Sein Zweck dabei war:

Die Menſchen möchten zu dem Herr'n
Sich von dem böſen Wandel kehr'n.

Als ein ſolcher treuer Wahrheitszeuge zog er ſich aber gar viele Feinde zu; er blieb jedoch ſtandhaft bei Allem, wovon er glaubte, daß es ſeinem Berufe zukäme und Gott wohlgefällig ſey. „Will derent-„wegen" — ſagt er daher einmal — „aller Neider, Spötter und heim-„lichen Feinde ungeachtet nach verliehenen Gaben mit Lehren, Strafen, „Tröſten und Vermahnen procediren und die lauter Wahrheit ſchreiben „und wenn der Teufel mit allen ſeinen Gliedmaßen darüber berſten „ſollt." Auch mit ſeinem **„treuen Eckart"** vom J. 1588 wollte er

zur Bekehrung der Welt wirken. Denn er sagt in der Vorrede: „Und alldieweil denn jetzund die Menschenkinder rechtschaffen roh, sicher, gottlos und vergessen sind und neben dem der Tag des Herrn so nahe herbeikommen (er prophezeite ihn aufs Jahr 1684), als habe ich allhie nach Vermögen meines Pfundes allen gottseligen und betrübten Christen zum Trost, den unbußfertigen Sündern aber zur Verwarnung, eine feine geistliche Parabel vom treuen Eckart geschrieben, welcher in seiner Krankheit solle entzückt und von einem Engel in den Himmel und hernach wieder in die Hölle geführt worden seyn, deren beider Zustand er nach seiner Erwachung den Menschen auf Erden melden solle."

Ringwaldt starb wahrscheinlich im J. 1598 und ward in seiner Kirche zu Langfeld begraben, wo man noch im J. 1750 den Ort seiner Ruhe zeigte. Nach sichern Anzeigen war er jedenfalls im J. 1600 schon todt.

Ueberall zeigt er sich als einen freien, unerschrockenen Wahrheitszeugen. Als Geistlicher hielt er das Strafamt für die Hauptpflicht eines jeden Predigers und als Lutheraner verfocht er eifrig die Lehren seiner Kirche; als redlicher Deutscher eiferte er gegen den Verfall der Zucht und Ordnung und alle Laster, wodurch deutsche Sitte am meisten untergraben ward. Er galt zu seiner Zeit und noch lange nachher für einen vortrefflichen Liederdichter. Seine Lieder zeichnen sich auch wirklich aus durch ihre einfache, kräftige Sprache in Luthers Geist; um den Wohlklang kümmerte er sich aber wenig, obwohl er etwas Edles, Eindringliches, ja zuweilen Erhebendes in seiner nicht eben milden Sprache hat. Er ist ein didaktischer Dichter, das Lehrgedicht in Nik. Hermanns Manier herrschte bei ihm vor; Erfindungsgabe hatte er wenig und besaß auch keine sonderlichen Dichtergaben; die Dichtkunst war ihm nur ein Mittel zu dem Zweck, jedem seiner Nebenmenschen das Wahre und Rechte zu sagen und dieß that er einfach, naiv und mit vieler Treuherzigkeit.

Die Hauptsammlung seiner geistlichen Lieder ist vom Jahr 1581 und hat den Titel: „Evangelia, auff alle Sonntag und Fest durch's ganze Jahr neben etzlichen Bußpsalmen in Reim und Gesangweise vertieret" ꝛc. Im gleichen Jahr erschienen von ihm „Trostlieder in Sterbensläuften". Das Jahr zuvor war von ihm auch „der christliche Spiegel" erschienen.

(Quellen: Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolk. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts von Hoffmann v. Fallersleben. Breslau 1833. Joh. Jak. Wippel, Prorektor in Berlin — Leben des Märkischen Predigers und Liederdichters Barth. Ringwaldt. Berl. 1751.)

Selneccer, Dr., Nikolaus, der vertraute Schüler Melanchthons. Er wurde den 6. Dezember 1530 zu Hersbrück bei Nürnberg geboren, wo sein Vater Notarius des Raths war. Schon als Knabe von zwölf Jahren wurde er wegen seiner Kenntniß in der Musik be-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ſtellt, die Orgel in der Burgkapelle zu Nürnberg zu ſpielen und verdiente dafür ſeinem Vater jährlich acht Thaler und zwei Fuder Holz. Dadurch wurde er auch dem römiſchen Kaiſer Ferdinand, bei deſſen öfterer Anweſenheit in Nürnberg, bekannt und ſein munteres Weſen, ſo wie ſeine Kenntniſſe in der Muſik erwarben ihm die Gunſt der kaiſerlichen Sänger. Der Kaiſer verlangte, er ſolle in der Veſper das Magnificat vor ihm ſpielen, bei welcher Gelegenheit er ihn dann heimlich nach Böhmen oder Spanien fortſchaffen laſſen wollte. Sein Vater wurde jedoch noch rechtzeitig vor der ſeinem Sohne drohenden Gefahr gewarnt. Er ſtudierte hierauf vom J. 1549 an in Wittenberg, wo er dem Melanchthon ins Haus und an den Tiſch gegeben war, und auch bald, durch Gelehrſamkeit ſich auszeichnend, Vorleſungen halten konnte. Im J. 1558 kam er als Hofprediger und Reformator des churfürſtlichen Prinzen Alexander nach Dresden, wo er beſonders auch für die Bildung der Kapellknaben und des Sängerchors ſehr thätig war. In ſeinem Hofpredigeramte ſagte er die Wahrheit unerſchrocken, ſonderlich bei dem einſchleichenden Cryptocalvinismus, wodurch er ſich allerlei Neid und Verfolgung zuzog. Er konnte ſich deßhalb auch nicht länger am Hof in Dresden halten und gab im J. 1565 ſeine Entlaſſung ein. Am 15. Merz zog er ab, nachdem er noch über Pſalm 141 gepredigt hatte. Auf Empfehlung der Wittenberger Theologen wurde er nun Profeſſor der Theologie zu Jena. Als Freund des Melanchthon wurde er hier des verſteckten Calvinismus beſchuldigt, und ſeine Freundſchaft mit dieſem Lehrer ſeiner Jugend verwickelte ihn in viele und heftige Händel mit den Anhängern des ſtrengen Lutherthums. So ward er denn in Jena als Irrlehrer verdächtigt und ſeines Amtes entſetzt. Seine Feinde verdrehten ſeinen Namen boshaft und nannten ihn den „Seelhenker". Hierauf kam er im J. 1568 als Profeſſor der Theologie, Generalſuperintendent und Paſtor zu St. Thomä nach Leipzig an Viktorin Striegels Stelle. Hier war er gleichfalls für den Kirchengeſang und die Bildung eines beſondern Sängerchors ſehr emſig und erfand auch mehrere Melodien, z. B. „Nun laßt uns Gott den Herrn." Zwei Jahre ſpäter wurde er Hofprediger des Herzogs Julius von Braunſchweig zu Wolfenbüttel, wo er die Reformation durchführte und bei der Errichtung der Univerſität Helmſtädt großen Einfluß hatte. Hier verfolgten ihn nun die Cryptocalviniſten mit allerlei Verleumdungen, weil er ſich auf's Beſtimmteſte für die reine Lehre erklärt hatte. Nachdem er die Braunſchweig'ſchen und Oldenburg'ſchen Kirchen in beſte Ordnung geſtellt, wurde er im J. 1574 wieder auf ſeine alte Stelle nach Leipzig berufen. Von da aus hatte er an der Bearbeitung und Einführung der Concordienformel, die endlich im Mai 1577 zu Kloſter Bergen zu Stand kam und die Zwietracht unter den lutheriſchen Theologen und Predigern beilegen ſollte, mit Jakob Andreä von Würtemberg den größten Antheil. Sie ward aber eine wahre Zwietrachts-

formel statt einer Eintrachtsformel und in Folge der über sie entstandenen heftigen Calvinistischen Streitigkeiten wurde nun Selneccer, den Fabricius als den bittersten Gegner der Papisten, Calvinisten und Anhänger des Flacius schildert, durch die zur Herrschaft gelangte Cryptocalvinistische Partei, besonders den Kanzler Crelle zu Dresden und Dr. Gündermann im J. 1589 von seinen Aemtern entsetzt und zum zweitenmal von Leipzig verdrängt. Bei seiner Entlassung schrieb er ganz gelassen und unerschrocken an die Wand seiner Studierstube das Distichon:

„promtus ad exitium, si sic tibi, Christe, videtur,
quantumvis morbis canitieque senex.“

zu teutsch: „Ich, der ich krank und schwach und nah' dem Grabe bin,
Geh, Herr! nach deinem Rath getrost ins Elend hin.“

Man duldete ihn nicht einmal in der Stadt, wo er ein eigenes Haus besaß, sondern drohte ihm mit Einkerkerung, wenn er sie nicht verlasse. Selbst gegen alle Glieder seiner Familie wüthete der Haß seiner Feinde; auch sein Sohn und Schwiegersohn wurden ihrer Kirchenämter entsetzt. Unstät und flüchtig mußte er nun im Elend umherirren. Zunächst suchte er seine Zuflucht in Halle und Magdeburg und da sie ihm dort nicht ward, in Braunschweig, wo er Superintendent zu Hildesheim wurde. Im J. 1592 aber wurde er endlich nach dem Sturz der Cryptocalvinischen Partei und nachdem seine Hauptfeinde gefangen auf die Veste Königsstein gesetzt waren, wieder in seine Aemter zu Leipzig eingesetzt. Allein bald nach seiner Zurückkunft starb er und ward aus einem Leben voll Unruhe und Streit zur ewigen Ruhe eingeführt, die noch vorhanden ist für das Volk Gottes. Er reiste nämlich schon ganz matt und schwach nach Leipzig, auf das er sich recht kindlich freute. Als er immer schwächer ward, sprachen ihm seine Freunde zu, unterwegs auszuruhen. Er aber eilte nach Leipzig, denn daselbst wollte er sterben und begraben werden. Dort am 20. Mai angelangt, rief er den fünften Vers aus Psalm 77 aus, und legte sich in höchster Leibesschwachheit auf das Sterbebett. Als seine Kollegen ihn befragten: „Ob er auf die Lehre, die er so viele Jahre freudig bekannt, sterben wolle?“ hat er es mit einem tiefen Neigen des Hauptes bekräftigt und ist dann in stillem Frieden den 24. Mai 1592 sechzig Jahre alt entschlafen.

Sein Leichenredner hat von ihm bekannt: „Er ist nicht ein Wetter„hahn und Wendehals gewesen in der Lehre christlicher Religion, und „hat sich nicht als ein Rohr gehalten, das der Wind hin und her „wehet, auch nicht ein Mensch in weichen Kleidern, der um Herren„gunst und weltlichen Ehren willen zu allen Veränderungen in Re„ligionssachen sich hätte bewegen lassen, sondern in einmal erkannter „und bekannter Wahrheit ist er die Zeit seines Lebens fest und treu „verblieben und bis in die Gruben hinein verharret.“ Er war wirklich ein frommer und sanftmüthiger Mann, im Feuer der Trübsal

bewähret. Sein Wahlspruch war: „Mein Heil stehet in deinen Händen" Psalm 31, 10., und zum täglichen Gebet hatte er sich selbst den Vers gedichtet:

Laß mich dein seyn und bleiben,
Du treuer Gott und Herr!
Von dir laß mich nichts treiben,
Halt mich bei reiner Lehr.
Herr! laß mich nur nicht wanken,
Gieb mir Beständigkeit;
Dafür will ich dir danken
In alle Ewigkeit.

Nächst Ringwaldt ist er der beliebteste und ausgezeichnetste Liederdichter dieser Zeit. Im J. 1587 gab er zu Leipzig seine Lieder gesammelt, heraus, unter dem Titel: „christliche Psalmen, Lieder und Lobgesänge, darinn die Psalmen in lateinischen und teutschen Versen übersetzt, auch andere geistreiche Lieder mit Melodien und Noten sich vorfinden." Weiteres über ihn vergl. Thl. II. 112. 209.

(Quellen: Joh. Andreas Gleich's Reformationshistorie der churfächsischen Albertinischen Linie. 1730. S. 92 f.)

Helmbold, M. Ludwig. Er ward geb. den 13. Jan. 1532 zu Mühlhausen in Thüringen, also in demselben Jahr mit Selneccer; er trat aber vor ihm und Ringwaldt als Dichter auf. Nachdem er zu Leipzig und Erfurt studiert hatte, wurde er im J. 1561 Conrektor an der Augustinerschule zu Erfurt, 1571 Rektor in Mühlhausen, seinem Geburtsort, das Jahr darauf Diakonus, und endlich im J. 1586 Pastor und Superintendent daselbst. Als er zu diesem Amt erwählt wurde, soll er eine solche Bangigkeit bekommen haben, daß er vor Schwermuth drei Nächte nicht schlafen und vor Zittern kaum eine Collekte in der Kirche singen konnte. Er war der fruchtbarste Dichter seiner Zeit. Sein Amtsvorfahr M. Starne nannte ihn wegen seiner vielen Lieder „den deutschen Assaph", und auf dem Reichstag zu Augsburg im J. 1566 setzte ihm der Kaiser Maximilian II. mit eigener Hand den Lorbeerkranz aufs Haupt. Er starb 12. Apr. 1598.

Seine Lieder erschienen schon vom J. 1563 an. Zwei Sammlungen derselben gab er selbst heraus, nämlich: geistliche Lieder über etliche Psalmen. Mühlhausen. 1572. und „dreißig geistliche Lieder auf die Feste 1594," wozu sein Cantor Joachim von Burgk und Eccart Melodien lieferten. Obgleich mehrere recht gute Lieder von ihm gedichtet wurden, mag Gervinus doch nicht Unrecht haben, wenn er von seinen Liedern im Ganzen sagt: „Man gleitet in ihnen in die tiefste Prosa der Meistersänger, — eine Abart der Nik. Hermann'schen Manier". Er schrieb auch zwei Bände gereimte Evangelien unter dem Titel: „schöne geistliche Lieder über alle Evangelien. 1615."

Schalling, Martin, ein Straßburger von Geburt und Schüler des Melanchthon. Er ward geb. 21. April. 1532 im gleichen Jahr mit Selneccer und Helmbold. Unter Melanchthons Leitung studierte er im J. 1550 zu Wittenberg, und wurde hierauf im J. 1558

evangelischer Prediger zu Regensburg, dann Pfarrer in Vilseck in der Oberpfalz, und hierauf Superintendent in Amberg. Dort wurde er, weil er die Unterschrift der Concordienformel im J. 1578 verweigerte, verhaftet, und obgleich er versöhnlichen Geistes den Mittelweg gehen wollte, seines Amtes entsetzt. Zuletzt wurde er Prediger in Nürnberg an der Marien- oder Liebfrauenkirche, wo er, nachdem er als ein wahrhaft frommer Mann und treuer Seelsorger fünfzig Jahre lang das evangelische Predigtamt verwaltet hatte, den 29. Dezember 1608 starb.

Er dichtete seine geistlichen Lieder in Nik. Hermanns volksmäßiger Manier, und ward durch sein Lied: „Herzlich lieb hab ich dich" der Liebling vieler frommen Seelen.

Bienemann (Melissander), Dr., Caspar, ein Nürnberger von Geburt und Schüler des Matthias Flacius. Im J. 1540 wurde er geboren und studierte zuerst in Jena, als Flacius, der heftigste Gegner Melanchthons, dort lehrte und den synergistischen Streit anfachte, dann zu Tübingen. Zuerst wurde er Professor in Lauingen, hierauf Abt zu Bahr und Generalsuperintendent zu Pfalz-Neuburg. Er war der griechischen Sprache so kundig, daß ihn Kaiser Maximilian II. als Dollmetscher nach Griechenland schickte, wo er seinen Namen griechisch in Melissander umwandelte. In den heftigen synergistischen Lehrstreitigkeiten verlor er unter allerlei schweren Verfolgungen seine Stelle zu Pfalz-Neuburg und gieng hierauf nach Jena. Hier wurde er im J. 1571 Doktor der Theologie und bald darauf Reformator der Kinder des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen Weimar. Nachdem er dort von 1571—1573 seinem Amt mit solcher Treue vorgestanden war, daß der Herzog im Testament seinen Söhnen als letzten Willen hinterließ, sie möchten ihn doch ja allezeit gut versorgen, ward er im J. 1573 dennoch auch von dieser Stelle vertrieben, nachdem sein Gönner, der Herzog, die Augen geschlossen hatte. Er ward nämlich beschuldigt, ein Anhänger des Flacius zu seyn, der die strenge lutherische Lehre vom gänzlichen Unvermögen des Menschen festhielt und die Erbsünde gar für das Wesen des Menschen erklärte, und selbst ein Fußfall, den die verwittwete Herzogin Susanna seinetwegen bei dem Churfürsten August von Sachsen that, konnte das Unglück von seinem Haupte nicht abwenden. Nachdem er lange in der Verbannung gelebt, kam er endlich 1578 als Generalsuperintendent nach Altenburg, und führte dort die für den Unterricht der Jugend und der christlichen Bildung des Volks sehr heilsamen Katechismus-Examina ein. Dort beschloß er auch seinen Glaubenslauf am 12. September 1591.

Sein Wahlspruch war: »**mortuus, en vivo!**« (2 Cor. 6, 9. „als die Sterbenden und siehe wir leben") und zum täglichen Gebet hatte er sich den Vers erwählt:

Glaub, Lieb' und Hoffnung mir vermehr,
Zuletzt ein ſelig's End' beſcheer!
Das iſt allzeit mein höchſt Begehr';
Ach Gott! mir dieſe Bitt' gewähr'.

Er dichtete im Ganzen fünf geiſtliche Lieder in den Jahren 1573 und 1574, und gab heraus: „chriſtliche Reimgebete und Symbola durchlauchtiger Perſonen". Erfurt, 1589; auch ein „Troſtbüchlein in hohen geiſtlichen Anfechtungen und ſchwermüthiger Traurigkeit", und ein „Ehebüchlein", von dem die alten Chroniken als Merkwürdigkeit anführen, daß es fünfzehn Jahre lang unter der Erde gelegen und ganz unverſehrt geblieben ſey, ſo daß es nun zum Gedächtniß in der Hauptkirche zu Weimar aufbewahrt werde.

(Quellen: Joh. Heinrich Acker, Rektor zu Rudolſtadt, das Leben Bienemanns. 1717.)

Moller, Martin, ein Sachſe. Er ward in der Nähe von Wittenberg zu Kropſtädt am 10. November 1547 geboren als eines armen Maurers Sohn. Er ſtudierte zu Wittenberg, wurde Cantor, darnach Diakonus zu Lemberg, 1572 Pfarrer zu Keſſelsdorf, 1575 Pfarrer zu Sprottau, und endlich 1600 Oberpfarrer in Görlitz. Hier verlor er ein Jahr vor ſeinem Tode durch den Staar das Geſicht. Deßhalb mußte er ſich, weil er das ihm ſo lieb gewordene Wort Gottes dennoch fort und fort ſeiner Gemeinde verkünden wollte, die Texte, über die er predigen wollte, vorleſen laſſen und ſodann darüber meditiren. Zu dieſer Noth der Blindheit geſellten ſich dann auch noch heftige Steinſchmerzen, die endlich am 2. Merz 1606 ſeine Lebenskraft verzehrten. Er war ein Mann von inniger, herzlicher Frömmigkeit, und ſeine Heimfahrt war zu Gott. Sein Symbolum war: **„memento mori!"**

Seine Lieder ſtehen in ſeinen **Meditationes S. S. patrum.** Görlitz, 1584, und in ſeinem **Manuale de praeparatione ad mortem.** Görlitz, 1593, welches achtzig Sterblieder enthält.

Behemb (**Böhme**, **Behemus**), Martin, aus der Lauſitz, wo er am 16. September 1557 in Lauban als der Sohn des dortigen Stadthauptmanns geboren wurde. Als eine fürchterliche Peſt ausbrach, gieng er nach Wien und verdiente ſich dort ſeinen Lebensunterhalt durch Informiren; durch Unterſtützung des Profeſſors Sturm konnte er, der von Haus arm war, endlich die Univerſität Straßburg beziehen. 1580 wurde er ſodann Diakonus und ſpäter Oberpfarrer in ſeiner Vaterſtadt Lauban. Dort ſtarb er vierundſechzig Jahre alt, am 5. Februar 1622.

Er war ein Dichter voll tiefen innigen Gefühls. Sein ganzes Leben hindurch vertiefte er ſich in die Paſſion Chriſti, um ſie ſich und Andern tief ins Herz zu prägen. Er verfaßte daher auch 150 Predigten über die Paſſion und brachte das Mark dieſer Predigten wieder in 150 Reimgebete. Dieſe ſind ein Beſtandtheil ſeiner geiſtlichen Lieder, die geſammelt erſchienen unter dem Titel: **Centuriae tres**

precationum rythmicarum oder andächtige Reimgebetlein. Lauban. 1606. 1608 und 1614.

Nicolai, Dr., Philipp, geb. 10. Aug. 1556 in Mengeringhausen in der Grafschaft Waldeck, wo sein Vater Pastor war. Er war unter wechselnden Schicksalen Prediger an verschiedenen Orten. Zuerst in seinem Geburtsort in Mengeringhausen, dann in Hirdike, von wo er jedoch im J. 1583 von den Papisten vertrieben wurde, denn er zeigte gar großen Eifer und Glaubensmuth in Vertheidigung des evangelischen Glaubens gegen Papisten und Calvinisten, und schrieb deßhalb viele Streitschriften. Hierauf kam er nach Köln, dann im J. 1587 nach Wildungen, wo er Hofprediger des Grafen zu Waldeck war, und darauf nach Unna in Westphalen. Hier wüthete im J. 1597 eine über ganz Westphalen sich verbreitende Pest aufs Grausamste, so daß in kurzer Zeit über 1400 Personen in Unna daran starben. Diese sah Nikolai alle vor seinem Fenster der Reihe nach beerdigen. Er selbst aber blieb, obgleich viele seiner nächsten Blutsfreunde starben und sein eigen Haus ergriffen ward, von der Pest unberührt. Da brachte er in diesen Tagen, wo die Leute umhergiengen, wie 5 Mos. 28. geschrieben ist, seine Zeit mit täglichen Todesbetrachtungen zu, wandte sich mit seinen Gedanken von der Welt ab und vertiefte sich in die Frage vom ewigen Leben, worüber er ganz fröhlich im Geist wurde, also daß er seiner Schrift, in die er seine damals gehaltenen Betrachtungen niederlegte, den Titel gab: „Frewden Spie„gel des ewigen Lebens, das ist gründliche Beschreibung deß herr„lichen Wesens im ewigen Leben, sampt allen denselben Eigenschaften „und Zuständen, auß Gottes Wort richtig und verständlich eingeführt: „auch ferner wohlbegründete Anzeig und Erklärung, was es allbereit „für den jüngsten Tag für schöne und herrliche Gelegenheit habe mit „den außerwehlten Seelen im himmlischen Paradiese. Allen betrübten „Christen, so in diesem Jammerthal das Elend auf mancherlei Wege „bawen müssen, zu seligem und lebendigem Trost zusammengefasset „durch Ph. Nicolai, der h. Schrift Doktor und Diener am Wort „Gottes zu Hamburg. Frankf. a. M. 1599." In diesem Buch stehen als Anhang aus solcher Gesinnung hervorgegangen die vier Lieder, die er gedichtet hat, unter welchen vornämlich die zwei: „Wachet auf, ruft uns" — und „Wie schön leucht't uns" seinen Namen unsterblich gemacht haben. Neben dem, daß er zu Abfassung dieses Buchs die Schrift durchforschte, las er besonders auch Augustins Traktate, namentlich **de civitate Dei** und „bieß die hohen Geheimnisse wie Nüßlein auf und langte die wundersüßesten Kerne heraus". Sonst waren auch seine Lieblingsschriften, mit denen er sich am meisten beschäftigte, die Propheten Ezechiel, Daniel und die Offenbarung Johannis. Aus letzterer prophezeite er den Untergang der Welt auf das Jahr 1670, wie Ringwaldt einst auf das Jahr 1684. Von Unna kam er endlich, nachdem er daselbst im J. 1594 von Wittenberg den Titel

eines Doktors der Theologie erhalten hatte, im J. 1598 als Pastor nach Hamburg an die St. Catharinenkirche, wo er den berühmten David Scheidemann und Jak. Prätorius zu Organisten hatte. Hier ward er im zweiundfünfzigsten Jahre schon eingeführt zu den Freuden des ewigen Lebens am 26. Okt. 1608. Der Hamburger Prediger **M.** Dedeken hielt ihm die Leichenpredigt über Offenb. 14, 13. Seine Werke sind im J. 1617 in drei Folianten zusammengedruckt.

Nicolai hat in seinen Liedern, die sich vor allen andern zu seiner Zeit entstandenen durch hohen Schwung und innige Liebesgluth zum Herrn auszeichnen, am Schlusse dieses Jahrhunderts eine Saite angeschlagen, die in den folgenden Zeiten in den Jesusliedern, in den Liedern himmlischer Minne, nicht ohne reichen Nachklang geblieben ist und zuerst bei einem Joh. Scheffler und Joh. Frank volltönend uns entgegenklingt. Weiteres über ihn vergl. Thl. **II.** Nro. 634.

Herberger, Valerius, Pfarrer zu Fraustadt in Großpolen, geb. 21. April 1562 in derselbigen Stadt. Sein Vater lebte dort als Kürschner und Poet dazu. Der verwandte viel auf des Sohnes Erziehung und sagte oft: „Dieser Sohn muß mir studieren und wenn ich's soll erbetteln." Als er ihn zum erstenmal zur Schule führte, gieng er zuvor mit ihm in die Kirche und rief Gott über ihm an, daß er doch ein Gefäß der Barmherzigkeit und brauchbares Werkzeug der Kirche aus ihm machen möchte. Da der Knabe erst neun Jahre alt war, starb der treubesorgte Vater. Der Mutter wurde es gar sauer ihn recht zu versorgen, sie mußte zwei Jahre lang in einer schweren, theuren Zeit sich und ihre drei Kinder mit der Grützemühle ernähren. Da hätte Valerius fast müssen ein Schuhmacher werden, denn so wollte es sein Stiefvater haben — die Mutter hatte sich nun wieder verheirathet. Allein seiner Mutter Schwester, eine Metzgersfrau, Georg Wendens Weib, nahm ihn zu sich. Diese nahm aber Herberger auch einst wieder zu sich, als sie alt und wohlbetagt war, und verpflegte sie sechs Jahre lang bis an ihr Lebensende. Vor Allem nahm sich aber seiner sein Pathe, Pastor Martin Arnold an; der wurde sein zweiter Vater und brachte ihn 1579 nach Freistadt in Schlesien zu einem Bäcker in die Kost, damit er dort studieren könne. Des Vaters Gebet sollte erhöret werden. Dort konnte er drei Jahre lang durch die Mildthätigkeit vieler hohen und niedern Personen die Kosten für das Studieren erschwingen und der Stadtschreiber Scultetus nahm ihn bald als Hofmeister seiner Söhne in sein Haus auf. Hierauf studierte er auch noch in Frankfurt a. d. O. und in Leipzig die Theologie; in letzterer Stadt hielt er sich als Famulus im Hause des Prof. **Med.** Bahrdt auf. Er arbeitete so fleißig, daß dieser ihn oft des Nachts von den Büchern wegtreiben mußte. Ueber den frommen, fleißigen Jüngling hielt aber auch Gott seine schützende und bewahrende Hand und rettete ihn öfters aus augenscheinlicher Todesgefahr. Dreimal war er in Gefahr, ermordet zu werden; einmal wollte ihn ein Dieb, der sich

in seine Stube eingeschlichen hatte, um Geld zu finden, todtschießen; fünfmal war er in Wassersgefahr und zweimal hätte er durch einen schweren Fall aus der Höhe ums Leben kommen können. Erst zweiundzwanzig Jahre alt wurde er schon im J. 1584 Diakonus in seiner Vaterstadt, und sechs Jahre später Pfarrer daselbst, worauf er sich mit Anna Rüdigerin, der Tochter eines dortigen Rathsherrn, verheirathete. Für diese Ehefrau „voll Gottesfurcht und Taubeneinfalt" dankte er dem Herrn als für eine „treue Gesellin des Glaubens und des Lebens, des Gebets und der Sorgen." Er nennt sie „eine Tochter der Gottesfurcht und Bescheidenheit, ein lebendiges Exempel wahrer Demuth, einen Spiegel und Paradies häuslicher Glückseligkeit." Seit dem Religionsgespräch zu Thorn im J. 1595, durch welches die Katholiken sehr erbittert wurden, hatte Herberger in seinem Amte durch dieselben viel zu leiden, denn sie trachteten nun in Polen eine Kirche um die andere wegzunehmen. — Einsmals predigte er, es war am zweiten Adventssonntag des Jahrs 1598, über das Feuer, das am jüngsten Gericht über die Seelen der Gottlosen kommen werde, und ermahnte dabei mit beiden Augen als mit Feuereimern Wasser herbeizutragen. „Feuer, Feuer ist da, ihr Fraustädter" — so rief er in dieser Predigt plötzlich aus — „wann wird's kommen? Um Mitternacht. Wer hat's gesagt? Der Herr Jesus, Matth. 25, 6." Und siehe da, um Mitternacht des folgenden Tages brach in Fraustadt eine fürchterliche Feuersbrunst aus, die drei Viertheile der Stadt in Asche legte. Während des Brandes stand Herberger am Markt bei dem Rathhaus und betete von Mitternacht bis die Morgenröthe anbrach und bis er Erhörung fand. Am darauf folgenden Sonntag predigte er sodann über 4 Mos. 11, 1—3.: „Welches das rechte Zündpulver sey, das solche Brandschäden verursache und welches das beste Wasser sey, um das zeitliche und ewige Feuer zu löschen." Bald darauf kam das Unglück auch über sein Haus, das bei diesem Brand noch verschont geblieben war. Es starb ihm sein zweites Söhnlein, das durch seinen regen Geist und seine frühzeitige Frömmigkeit den Eltern große Freude gemacht hatte. Sein Tod gieng dem Vater sehr nahe. Auch stand es nicht lange an, daß es ihm einmal des Nachts träumte, er höre in der Kirche singen: „Verleih uns Frieden gnädiglich," bald darauf sey die Orgel voller Mönche gewesen, er aber in ein schönes, jedoch leeres Haus versetzt. Bei dem feindlichen Bestreben der Katholiken, den Evangelischen die Kirche zu entreißen, ahnete er, was dieser Traum bedeuten solle und ermahnte nach einem deßhalb in der Kirche verrichteten Gebet die Gemeinde, zum Herrn um Abwendung dieser Bedrängniß zu flehen. Eine Zeitlang blieb auch wirklich die drohende Gefahr noch abgewandt, aber im J. 1604 mußte die Gemeinde ihre Kirche den Katholiken abtreten und dürfte noch froh seyn, daß sie sich in einem neuerkauften Hause ein Bethaus einrichten durfte, welchem Herberger in der ersten Predigt, die er darinn hielt, den

Mauren „Krippelein Jesu" beilegte, indem er rief: „Hat das Jesuskind nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum in dem Krippelein." Das größte Unglück sollte aber erst noch kommen. Im J. 1613 nämlich kam die Pest nach Fraustadt und raffte in den ersten Wochen 740, im Ganzen 2135 Menschen dahin, denn sie währete siebenzehn Jahre lang bis zum J. 1630. In dieser schweren-langen Drangsalszeit arbeitete Herberger an seiner bedrängten Gemeinde als treuer Helfer an Leib und Seele. Er besuchte alle Kranke unermüdet und obwohl sie ihm manchmal von Weitem schon mit den Händen winkten, zurückzubleiben, achtete er doch nicht darauf oder trat wenigstens ans Fenster und rief ihnen noch gute Trostsprüchlein zu. Manche Leiche begrub er er in der ersten Zeit, da die Pest so grausam wüthete, mit dem Todtengräber ganz allein. Er gieng betend voran und der Todtengräber führte ihm die Leichen auf einem Karren nach, an dem ein Glöcklein hieng, daß die Leute in den Häusern bleiben sollen, um nicht angesteckt zu werden. Unter dieser täglichen Todesgefahr hielt ihn der Glaube an Gottes Schutz fern von Furcht und Eckel. Sein Trost dabei war dieser: „Wer Gott im Herzen, ein gut Gebet stets im Vorrath, einen ordentlichen Beruf im Gewissen hat und nicht fürwitzig ausgeht, wohin ihn weder Amt noch des Nächsten Wohlfahrt ruft, der hat ein starkes Geleite, daß ihm keine Pest beikommen kann." Wirklich wurde er auch in dieser ganzen langen Pestzeit mit all den Seinigen vom Würgengel verschont. Dennoch aber dachte er stündlich der nahen Todesgefahr und dichtete unter derselben in einer gesegneten Stunde des J. 1613 das Lied: „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt" (vgl. Thl. II. Nro. 599). Oftmals wurden ihm ansehnliche Kirchenämter angetragen — in Breslau, Liegnitz, Troppau ꝛc., weil er durch seine unermüdete Amtstreue und durch seine erbauliche Schriften, vornämlich seine „Herzpostille," so wie durch seine kräftige Verkündigung des Evangeliums weit und breit für einen Mann von apostolischem Geiste galt. Er verließ aber seine Frauſtädter Gemeinde, die ihm durch Lieb und Leid so werth geworden war, nicht. Auch war seit 1615 sein ältester Sohn, Zacharias, daselbst an seiner Seite Prediger geworden. Damit nun aber das Maaß der Prüfungen und Leiden bei ihm voll werde, mußte er auch noch die Schrecken des dreißigjährigen Krieges erleben. Im J. 1622 kamen wilde Kosakenschwärme in die Gegend, welche Gelegenheit seine Feinde benützen wollten, ihn aufzuheben. Aber auch hier half ihm der Herr; von einem ehrlichen Hauptmann ward er, wie auch einst Justus Jonas in Halle (vgl. S. 63), gewarnt. Im J. 1623 endlich stellte ein Schlaganfall als Todesbote bei ihm sich ein, als er gerade am 19. Sonntag nach Trinitatis über das Evangelium vom Gichtbrüchigen predigen sollte. Am 21. Febr. 1627 wurde er abermals von einem Schlag betroffen. Doch hielt er nachher noch eine Leichenpredigt über 1 Mos. 18, 27. Diese soll er auch, als wäre sie seine eigene Leichenpredigt, mit ungemeinen Seufzern ver-

richtet und mit den Worten geschlossen haben: „Nun Ade, du arme „Erde und Asche, gehab dich wohl! Mein Jesus spanne mich aus, „ich bin doch eben das, was Abraham ist, mich verlanget nach der „Ruhe; Herr, meinen Geist befehle ich dir." Gleich nach dieser Predigt wurde er auf ein zwölfwöchiges Lager gelegt, von dem er nicht wieder aufstand. Er ertrug seine Schmerzen mit großer Geduld und rief öfters: „Jesus, ach sey und bleibe mir ein Jesus!" Dann entschlief er ganz sanft und stille 18. Mai 1627. Sein Tod erregte allgemeine und tiefe Betrübniß; seine Gemeinde verlor an ihm einen unvergleichlich treuen Hirten, die christliche Welt einen unerschrockenen Wahrheitszeugen. Sein Freund Priebisch in Glogau, den er zuvor darum gebeten hatte, hielt ihm die Leichenpredigt über Luc. 10, 20. (Vgl. V. 5 seines Valetliedes.)

Er dichtete mehrere Lieder, meist in seinen spätern Lebensjahren, und ist der geistliche Vater des berühmten Johann Heermann, der an der Spitze des nächsten Zeitabschnittes der geistlichen Liederdichtung steht.

(Quellen: Vita, fama et fata Herbergeri von Sam. Fr. Lauterbach. Prediger zu Fraustadt. 2 Theile. 1708. 1711. — Evangelische Kirchen-Zeitung. 1830.)

An diese Dichter reiht sich noch als Urheber eines interessanten Liedes im W. Gesangbuch (Nro. 596) —

Ludwig, Herzog von Würtemberg, geb. 1. Jan. 1554, der Sohn des berühmten Herzogs Christoph. Als dieser im J. 1568 starb, war er erst vierzehn Jahre alt und stand nun noch längere Zeit unter Vormundschaft. Am 1. Jan. 1579 übernahm er jedoch die Regierung des Landes selbstständig, wobei er seine Unterthanen von dem Vorsatze versicherte, „eine solche christliche, löbliche und allge„mein nützliche Regierung zu führen, daß Gottes Ehre, sein Wort „und die reine evangelische Lehre erhalten, der Unterthanen Wohlfahrt „und Aufnahm gefördert werde. Nicht nur wolle er der Regent seiner „Unterthanen, sondern auch ihr Vater seyn und sie sein Leben lang „in gnädigem Schutz und Schirm halten, auch ganz in seines Vaters „Fußstapfen treten." Er hatte dazu freilich allen guten Willen, nur mangelte es ihm an Kraft und Charakterfestigkeit; er war oft leichtsinnig und verschwenderisch und zu schwach für die eigentlichen Regierungsgeschäfte; er ließ seine Räthe zu viel schalten und walten. Dagegen hatte er in seiner Jugend eine gute, theologische Gelehrsamkeit erworben. Er war sehr bemüht, die Reformation an immer mehreren Orten einzuführen. Dabei verabscheute er aber die Lehre der reformirten Kirche nicht weniger, als das Pabstthum und war deßhalb geschäftig, die Concordienformel, die sein Haupttheologe Jakob Andreä durch seinen überwiegenden Einfluß in der lutherischen Kirche in Verbindung mit Selneccer (S. 98) im J. 1577 zu Stand gebracht hatte, nicht nur im eigenen Lande einzuführen, sondern ihr auch bei

den übrigen evangelischen Ständen das Ansehen einer Glaubensvorschrift zu verschaffen. Namentlich fanden vertriebene Glaubensgenossen bei ihm Hülfe und Zuflucht und seine Theologen erschienen überall, wo es Lehrstreitigkeiten beizulegen oder das Kirchenwesen zu ordnen galt, mit Rath und Hülfe. Seine Universität, Tübingen, an der J. Andreä und J. Heerbrandt lehrten, galt damals für die erste protestantische Universität in Deutschland. An den Religionsgesprächen nahm er in eigener Person den lebhaftesten Antheil, wobei es manchmal vorkam, daß er seinen Theologen, wenn sie stecken bleiben wollten, die rechten Sprüche ins Ohr sagte; er sah auch zuvor ihre Streitschriften durch und besserte oftmals an denselben. Den Gottesdienst besuchte er regelmäßig; täglich las er seinen bestimmten Abschnitt in der Bibel und schrieb sich darüber erklärende und erbauliche Anmerkungen auf; ja manchmal wandelte ihn sogar die Lust an, selbst auch zu predigen. So erhielt er den Beinamen: „der Fromme;" sein Wahlspruch war auch: „Nach Gottes Willen." Bei seinem milden und wohlwollenden Sinn und bei der freundlichen und leutseligen Art, mit den Leuten zu verkehren, vergaß ihm das Volk alle seine sonstigen Fehler im Regierungswesen und hieng mit herzlicher Liebe an ihm; er war aber auch redlich und gutmüthig gegen Jedermann und gegen Arme und Kranke sehr mildthätig. Ein Reisender, der in dem Wirthshaus zu Brackenheim nach ihm fragte, bekam deßhalb auch von der Wirthin die Antwort: „Wär's möglich, daß Gott stürbe, so verdiente Niemand Gott zu seyn, als unser Herzog Ludwig mit seiner Herzensgüte." In der Hälfte seiner Jahre jedoch fieng er schon dahinzuwelken an, weil ein unüberwindlicher Hang zur Völlerei seines Leibes Kräfte zerrüttete. Das fühlte er selbst auch gar wohl und bestellte daher sein Haus, so lang es noch Zeit war. Vier Jahre vor seinem Tode schon ließ er sich in der St. Georgenkirche zu Tübingen sein Grab bauen und trieb den Steinhauer, der es für kein Eilwerk hielt, da Se. Durchlaucht so bald nicht sterben werden, gar sehr an, damit zu eilen, weil ein Landsknecht sich nicht erst um Wehr und Waffe umsehen solle, wann der Feind vor den Thoren sey. Am 6. Merz 1587 verpflichtete er durch eine testamentliche Verordnung seinen voraussetzlichen Nachfolger, den Grafen Friedrich von Mömpelgard — denn er selbst hatte keine Kinder — darauf, daß er der reinen Lehre bis an seinen Tod treu verbleiben und die Kirchen- und alle Ordnungen und Freiheiten des Landes in ihrem Wesen erhalten wolle. Dieß versprach auch Friedrich am 12. Merz 1593 feierlich vor dem großen und kleinen Ausschuß der Landschaft und unter Berufung auf das jüngste Gericht. Bald darauf endete Ludwig plötzlich sein Leben. Am 7. Aug. 1593 kam er nämlich von Marbach zurück, wo er eine Hirschjagd gehalten und in großer Hitze einen kalten Trunk gethan hatte. Er legte sich dem Anschein nach noch ganz gesund zu Bett, gegen Morgen aber überfiel ihn plötzlich eine heftige Bangigkeit. Der Geheimerath Mel-

chior Jäger, sein vertrautester Rath, der schnell herbeikam, rief dem todtschwachen Herzog noch zu: „leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so ꝛc." (Röm. 14, 8.), da dann derselbe dreimal mit halber Stimme geseufzet: „Ja, ja, ja!", und als er vom Hofprediger Dr. Andreas Osiander noch erinnert wurde, daß er all seine Sorgen in den Schooß des Herrn legen, sonderlich das Vertrauen seiner Seligkeit auf das Verdienst Christi beständig und gottselig setzen und bei solcher Bekenntniß bis an sein letztes Ende verharren solle, hat der sterbende Fürst mit den Augen und Händen, die er auf sein Herz gelegt, da er mehr nicht reden konnte, es bekräftiget. Dann ist er Morgens zehn Uhr am Schlagfluß in einem Alter von neununddreißig Jahren sanft und stille in dem Herrn entschlafen. Ein Zeitgenosse schreibt: „Was für ein Geschrei, Heulen und Weinen am Hof und in der Stadt sich erhoben, ist unbeschreiblich."

(Quellen: G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien.)

Noch verdienen zwei der bessern Liederdichter dieser Zeit eine kurze Erwähnung: Dr. J. Pappus, geb. 16. Jan. 1549 zu Lindau am Bodensee, im fünfzehnten Jahr Magister in Tübingen und im einundzwanzigsten Prediger und Professor der ebräischen Sprache in Straßburg, wo er am 13. Juli 1610 als Professor der Theologie und Pfarrer am Münster starb — und Martin Rutilius, geb. 1550 zu Düben in Churſachsen, Archidiakonus in Weimar, wo er am 18. Jan. 1618 starb. Von ersterem ist das Lied: „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" ꝛc., von letzterem das am 29. Mai 1604 gedichtete Lied: „Ach Gott und Herr."

Merkwürdig ist die in dieser Zeit übliche große Sparsamkeit im kirchlichen Gebrauch geistlicher Lieder. Es gab damals zwar schon sehr viele Lieder, aber die meisten wurden bloß in den Häusern oder auf den Gassen gesungen. Nur die gediegensten und bewährtesten Lieder von ganz objektivem, kirchlichem Charakter und Inhalt wurden in der Kirche gebraucht — ein deutlicher Wink für unsere Zeit, welche Lieder allein als Kirchenlieder die Aufnahme in ein Kirchengesangbuch verdienen. Nik. Selnecker giebt in seinen christlichen Psalmen vom J. 1587 nur wenige Lieder an, die zu seiner Zeit in der Kirche zu Leipzig im Gebrauche waren. Für jeden Sonntag war ein Kirchenlied voraus bezeichnet und zwar so, daß oft ein Lied für mehrere Sonntage festgesetzt war, z. B. für Septuagesimä: „Es ist das Heil uns," für Sexagesimä: „Vater unser im Himmelreich," für Estomihi: „Durch Adams Fall," für den Palmtag: „Aus tiefer Noth," für den Charfreitag: „Nun freut Euch liebe Christeng'mein," für Ostern: „Also heilig ist der Tag" oder: „Christ lag in Todesbanden," für Himmelfahrt: „Nun freut Euch liebe Christeng'mein," für die gewöhnlichen Sonntage von Quasimodogeniti bis Rogate: „Vater unser im Himmelreich" ꝛc. So wurde es aber auch möglich,

daß dem Volke die kirchlich feststehenden Lieder geläufig und genau bekannt und zum unverlierbaren, theuren, in Noth und Tod tröstlichen Besitzthum wurden. Das Volk konnte diese Lieder alle auswendig singen und die Prediger hielten es für Hochmuth von Seiten des gemeinen Mannes, wenn er wie ein Schulmeister aus dem Buch singen wollte. Selbst noch im J. 1731 erschien in Nürnberg ein Gesangbuch mit grobem Druck, das achtzig Lieder enthält mit kleinem Druck, weil von diesen angenommen wurde, daß das Volk sie alle auswendig wisse.

In **Würtemberg** war bis zum J. 1583 das für den allgemeinen Gebrauch in Kirchen und Schulen der evangelischen deutschen Lande bearbeitete, mit einer Vorrede von **Dr. Martin Bucer** versehene und bei Georg Messerschmid in Straßburg im J. 1560 gedruckte Gesangbuch in kirchlichem Gebrauch. Es hat den Titel: „Das Gros Kirchengesangbuch, darinn begriffen sind die allerfürnemisten und besten Psalmen, geistliche Lieder, **Hymni** und alte Chorgesänge, aus dem Wittenbergischen, Straßburgischen und anderer Kirchen Gesangbüchlin zusamen bracht und mit vleis corrigiert und gedruckt. Hat nahe bei **L** stücken jezund mehr, dann das erste Kirchengesangbuch, **Anno XLI** allhie ausgangen, deren etliche ganz neu hinzugethan sind. Für christliche Stett und Dorfkirchen, Latinische und deutsche Schulen zugericht't. Gedruckt zu Straßburg bei G. Messerschmid. **Anno MDLX.**" Bucer sagt in der Vorrede: „Weil dann nun dieß Werk für viel Kirchen, die nicht einerlei Gesang im Brauch haben, zugerichtet ist, sind auch mancherlei Psalmen und geistliche Lieder hie zusamen gesezet, damit jede Kirch hierinnen auch die finde, die sie zu brauchen pfleget. Also findest du hierinn erstlich fast alle, die **Dr. M. Luther** in seinem Büchlein zu Wittenberg hat lassen ausgehen, darnach die besten, die man zu Straßburg und in etlichen andern Kirchen und Gemeinden Christi, so uns bekannt sind, zu singen im Brauch hat." In fünf Abschnitten enthält dieses offenbar zu allgemeinem Gebrauch in der evangelischen Kirche bestimmte Gesangbuch 111 Lieder mit eben so viel Melodien, nämlich 1) etliche — neun — schöne **Hymni**, reimweis verdeutscht — von Luther, Wolff Capito und einigen Unbekannten, 2) achtzehn deutsche Chorgesänge, worunter zwei Litaneien, das deutsche **Te Deum, Agnus, Grates, Patrem, Sanctus, Kyrie eleison etc.** 3) dreiundvierzig Psalmengesänge von Luther, Jonas, Wolfgang Dachstein, Andreas Knöppen, Johannes Agricola, Symphorian Pollio, Burkhardt Waldis, Vitus Dietrich, Conrad Humbert, Ludwig Oeler, Adam Reißner, M. Greiter, H. Vogtherr, Johannes Englisch, E. Hegenwald, worunter das Magnifikat, Benedictus, zwei Simeonsgesänge und das Gloria, 4) vierundzwanzig geistliche Lieder von Luther, Huß, Speratus, Spengler, C. Humbert und 5) siebenzehn Festlieder von Luther, Joh. Zwick, Thomas Blaurer, Michael Weis. Von diesen sind folgende

vierundzwanzig Nummern in das neueste W. Gesangbuch aufgenommen: Nro. 1. 33. 34. 36. 78. 86. 102. 111. 160. 166. 180. 194. 195. 212. 215. 237. 206. 268. 290. 305. 313. 320. 597 und 600.

Im J. 1583 gab nun der Sohn Herzog Christophs, Ludwig der Fromme, den wir so eben als einen um kirchliche Angelegenheiten mit so großer Vorliebe bemühten Fürsten kennen gelernt haben (S. 107 f.), das erste Würtembergische Kirchengesangbuch heraus. Schon in der Ausgabe der großen Kirchenordnung vom J. 1582 war das Erscheinen dieses Gesangbuchs angekündigt. Es führt den Titel: „Würtembergisches Kirchengesangbuch, darinnen auserlesene, reine geistliche Lieder, Psalmen und Kirchengesäng aus gnädigem Befehl des durchlauchtigsten Herrn Ludwigen, Herzogen zu Würtemberg für die Kirchen und Schulen im Land geordnet. Tübingen bei Gregorius Kerner. 1583." In der Vorrede heißt es: „Von Gottes Gnaden Ludwig, Herzog zu Wirtemberg ꝛc. — wir haben die Vorsehung gethan, daß die besten und reinsten geistlichen Gesäng, wie die vor dieser Zeit in teutsche Sprach gesangsweis gebracht und gottlob bis daher in unserm Herzogthum in Uebung gewesen, zusammengetragen und also selbige für die Kirchen und Schulen unsers Herzogthums zusammendrucken lassen." Dabei war zugleich das Verbot ausgesprochen: „Die Pfarrer sollen nicht eigenes Gefallens neue Lieder und ungewöhnliche Compositionen einführen."

Auch in andern evangelischen Ländern zeigte sich nach diesem in kleinem Format gedruckten Gesangbuch ein großes Verlangen und als der Vorrath erschöpft war, wurde es nicht nur im J. 1591 zu Stuttgart wieder neugedruckt, sondern es wurde auch davon im J. 1595 mit Vorwissen Herzog Friedrichs eine Ausgabe in begehrter größerer Form, in Folio, veranstaltet. Diese mit der kleinen Ausgabe sonst ganz gleiche **Folioausgabe** führt den Titel: „**Groß Kirchengesangbuch**, darinnen auserlesene reine, geistliche Lieder und Psalmen, auch lehrhafte und trostreiche, geistliche Gesäng für die Kirchen und Schulen im löblichen Herzogthum Würtemberg, auch anderer reiner Augsburgischer Confession verwandten Kirche, zusammengeordnet und in dieser großen Form mit schönen, kindlichen Figuralnoten und großen leßlichen Schriften mit Fleiß gedruckt seyn." Es enthält 109 Lieder mit 96 Melodien in fünf Abschnitten: 1) Geistliche Lieder auf die Fest- und Feyertäg — 28. 2) Geistliche Gesäng, darinn der Katechismus erklärt wird — 13. 3) Psalmen Davids — 38. 4) Andere geistliche Lob-, Lehr- und Betgesäng — 24. 5) Christliche Gesäng zum Begräbnus — 5, nebst der deutschen Litaney.

Dieses Gesangbuch blieb nun sowohl in der großen, als in der kleinen Formatausgabe auf lange Zeit das Landesgesangbuch in Würtemberg. Es enthielt, mit Ausnahme der Nro. 36: „O Lamm Gottes unschuldig", sämmtliche beim Straßburger Gesangbuch aufgeführten, im neuesten W. Gesangbuch jetzt noch befindlichen Liedernummern und

überdieß noch als neu die Nro. 30: „Nun lob mein Seel" — von Poliander und Nro. 605: „Wenn mein Stündlein" — von Nik. Hermann.

Die **reformirte Kirche** in Deutschland und der Schweiz hielt sich bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein fast ausschließlich an die bereits erwähnte deutsche Uebersetzung der Psalmen des Clemens Marot und Th. Beza mit Goudimels Melodien, welche erstmals zu Leipzig im J. 1573 unter dem Titel erschien: „Psalmen des königlichen Propheten Davids in teutsche Reimen verständlich und deutlich gebracht nach französischer Melodie und reimenartig durch Ambrosius Lobwasser, der Rechten Doktor und fürstl. Durchlauchtigkeit in Preußen Rath." Davon erschienen immer wieder neue Auflagen — Heidelberg, 1574. Leipzig, 1579. 1584. Straßburg, 1597.

Im Jahr 1607 gab **Moriz, Landgraf von Hessen** (1592 bis 1627), ein eifriger Anhänger der Calvinistischen Lehre und Enkel Philipps des Großmüthigen, der die Musica trefflich verstand, diesen Lobwasser'schen Psalter aufs Neue heraus, bald darauf im J. 1612 auch ein „christlich Gesangbuch" für die Hessen Cassel'schen Lande, wozu er in herbem, calvinischem Tonsatz unter andern die Melodien geliefert hat:

„Sey Lob, Ehr, Preis und Herrlichkeit" —
„Nun singt ein neues Lied" —
„Gott segne uns durch seine Güte." —

Blicken wir nun auf den Stand des evangelischen **Kirchengesangs** * in diesem Zeitraum hin, so sehen wir ihn, zumal gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, in seine Blüthezeit eintreten. Treffend sagt v. Winterfeld: „Während über den vielen Lehrstreitigkeiten das Kirchenlied meist trocken und lehrhaft wurde und die volle Offenbarung des ursprünglichen, evangelischen Geistes im Kirchenlied nicht mehr zur schauen war, brach sich dieselbe im Kirchengesang eine Bahn. Die Tonkunst war das Gebiet, das von den gehässigen, ermüdenden Streitigkeiten nicht berührt war, in ihr lebte der Friede, der ringsum fehlte; darum zogen sich auch die edelsten Geister auf dieses Gebiet zurück, in welchem aller Streit geschlichtet war, und der lautere, fromme, evangelische Geist strahlt uns aus dem Kirchengesang aufs Herrlichste entgegen."

Es verschwindet jetzt der seitherige Unterschied zwischen Sänger und kunstgemäßem Setzer mehr und mehr. Bis dahin hatte noch das aus dem Volksleben und Volksgefühl entsprungene und darum durch und durch volksmäßige Kirchenlied irgend einen Volksmann zur Erfindung einer Weise geweckt. Seitdem aber das Kirchenlied dieses Gepräge verlor und trocken, schulhaft, lehrhaft wurde, klang es auch nicht mehr mit so belebender und weckender Kraft bei den Sängern

---

* Quellen: Der evangelische Kirchengesang u. s. w. Von Carl v. Winterfeld, I. Thl. 1843.

im Volke an und die Erfindung einer Weise geht nun auf die schulgerechten, kunstmäßigen Setzer und Tonmeister über, deren Profession die Tonkunst war.

Daher kam es nun aber auch, daß die Tonmeister, welche seither bloß für den kunstmäßig berechneten Tonsatz verständig thätig waren, jetzt auch für das Volk zu bilden anfiengen und den Gemeindegesang, dem sie ihre neuen Weisen lieferten, als Aufgabe des Kunstgesangs zu betrachten begannen. Die Kunst sollte der Gemeinde nun nicht länger als etwas Fremdes gegenüberstehen, denn die Gemeinde sollte ja nach dem Sinn der evangelischen Kirche thätigen Antheil am Gottesdienst haben. Dieß war ihr aber bei der seitherigen Behandlung der Choräle sehr erschwert, da die Melodie, die doch wesentlich der Gemeinde angehört, in einer Mittelstimme, im Tenor, lag und dadurch so sehr verdeckt war, daß sie für die Mitsingenden gar nicht mit der gehörigen Klarheit und Faßlichkeit hervortreten konnte.

Es wurde daher nun, um dem weniger musikalischen Theil der Gemeinde das Mitsingen zu erleichtern, die Melodie in die Oberstimme, in den Discant, verlegt, „damit der Choral, wie er an ihm selbst gehe, deutlich gehört werde und die Gemeine in denselben zugleich mit einstimmen und singen könne." So äußert sich Johann Eccart, der Haupturheber dieser Aenderung, die bald auch in die reformirte Kirche übergieng, in welcher Samuel Marschall zu Basel im J. 1594 die Psalmenmelodien in einer neuen Bearbeitung herausgab „mit vier Stimmen zugericht't, also, daß das Choral allezeit im Discant." In der Vorrede äußert er sich dahin: „Er habe durch lange Erfahrung gelernt, wie diese Gattung, in der die gemeine Stimm' oder gewöhnliche Melodey in den Tenor gesetzt ist, sich zu der Art des Gesanges, mit der ganzen G'mein zu singen, weniger schicket. Denn es bringt bei denen, so der **Musica** unberichtet, etwas Unverstand's, also, daß sie oft nicht wissen, was man singet, dieweil das Choral unter die andern Stimmen, deren etliche darob, etliche darunter gesungen werden, gemenget ist." In Würtemberg brach dieser Neuerung der vielberühmte Theologe, Hofprediger Lukas Osiander zu Stuttgart Bahn bei Herausgabe eines neuen Singbuchs vom J. 1586, in dessen Vorrede er die Verlegung der Melodie in den Discant angelegentlich rechtfertigt und erklärt, es sey einzig darum geschehen, daß dem Volke das Mitsingen erleichtert werde. So verschwand denn die seitherige Motettenform des Chorals mit ihrer kunstreichen Stimmführung allmählich im Gemeindegesang und derselbe nahm nun die Form des Liedes für eine Stimme mit einfacher Begleitung der übrigen an.

Jetzt war es nämlich ganz natürlich, daß die Harmonie von der Melodie getrennt wurde, während beide zuvor genau mit einander vermischt waren. War einmal die Melodie in die obere Stimme, den Discant, verlegt, so mußten sich dieser die andern Stimmen alle

unterordnen und diese Gesangesglieder, vorher durch den Tenor, als eine Mittelstimme, getrennt, traten nun zusammen und bildeten Akkorde zu der stimmführenden Melodie. So traten jetzt die harmonischen Glieder als Akkorde der Melodie gegenüber und die Harmonie wurde die bloße Begleiterin der Melodie.

Auf diesem Wege hätte es nun aber leichtlich dahin kommen können, daß allmählich der Kunstgesang völlig im Gemeindegesang verschmolzen wäre. Da trat ein edler, begabter Tonmeister auf und zeigte an Liedern für die hohen Festtage, wie der alte, kunstvolle Tonsatz in seiner künstlichen Stimmenverwebung auch harmonisch entfaltet werden könne und so mit dem Choral zu dessen höherer Belebung sich zu verbinden vermöge. Nun erschien der Choral zwar in kunstreich gegliederter Harmonie, wozu alle Mittel des Tonsatzes aufgeboten wurden, und der Kunstgesang trat somit wieder dem Gemeindegesang entgegen.

Allein die Melodie blieb dabei doch unzertrennt und in deutlichen, großen Zügen ausgeprägt, so daß sie der Gemeinde deutlich vernehmbar war und diese sich mit ihrem Gesang an dieselbe anlehnen konnte. Es war damit die Vermählung des Kunstgesangs und des Gemeindegesangs vollzogen, wobei der Kunst ihr freies Recht angedieh durch vollkommene und dabei ächt deutsche, evangelische Entfaltung des Tonlebens, aber auch der Gemeindegesang in den vollen Genuß seiner Rechte kam und die volksmäßige Melodie das gemeinsame Band war, das beide innerlich mit einander verknüpfte oder kopulirte.

Diese Art des Kirchengesangs ward durch den großen Tonmeister Johann Eccart begründet und blühte in der von ihm gestifteten Gesangschule fort. Er war im J. 1553 in der thüringischen Reichsstadt Mühlhausen geboren und erhielt seine erste musikalische Ausbildung wahrscheinlich von Joachim v. Burgk, Organisten in Mühlhausen, und später von 1571—1574 zu München unter Orlandus Cassus. Sein erstes Tonwerk erschien nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt im J. 1574, von wo an er mit Joachim an mehreren musikalischen Werken arbeitete. Später kam er nach Königsberg in die Dienste des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, Verwalters des Herzogthums Preußen, und wurde hierauf im J. 1599 an Riccio's Stelle Kapellmeister in Berlin, wo er im J. 1611 starb. Sein Hauptwerk sind die zunächst für die Schloßkirche in Königsberg verfaßten fünfstimmigen Tonsätze über die in Preußen gebräuchlichsten Kirchengesänge vom J. 1597. Die Bahn zu jener neuen Art des Kirchengesangs brach er aber durch seine „Festlieder," durch die Compositionen von Helmbold's, Superintendenten zu Mühlhausen, „geistlichen Liedern auf die Feste" — die er mit Joachim v. Burgk unter dem Titel: **»odae sacrae Helmboldi«** ausarbeitete. Nach Gerbers Zeugniß vom J. 1790 wurden damals noch diese Festlieder Eccards im Mühl-

hausen'schen an Festtagen zum Anfang und Schluß des Gottesdienstes angestimmt.

Von ihm ist wahrscheinlich, schon in seinem achtzehnten Lebensjahr, im J. 1571, die Melodie zu dem Helmbold'schen Lied erfunden:

* „Von Gott will ich nicht lassen," * sonst gewöhnlich, wiewohl mit Unrecht, dem Demantius zugeschrieben.

In Eccarts Schule trat überhaupt die bloß aneignende Thätigkeit und das rein verstandesmäßige Geschäft des Setzers mehr und mehr zurück und je mehr diesen Tonkünstlern die tiefere Bedeutung der Harmonie offenbar wurde und das innere Leben derselben sich erschloß, desto mehr trat bei ihnen die schöpferische Kraft hervor, in der nun viele treffliche Melodien zugleich mit ihrer Harmonie, in innigster Verschmelzung beider, geschaffen wurden.

Unter diesen Sängern und Setzern neuer Melodien zeichnen sich neben Eccart aus:

Joachim v. **Burgk**, geb. in Burgk im Magdeburg'schen ums J. 1546; Burgk ist also nicht sein Familienname, sondern bezeichnet bloß den Ort seiner Herkunft. Er war vom J. 1566 an Cantor in der Reichsstadt Mühlhausen und Organist an der dortigen Hauptkirche zu St. Blasien, Lehrer und Freund Eccarts, mit dem er seit 1574 mehrere musikalische Werke ausarbeitete. Später wurde er Rathsherr in Mühlhausen und war dort ein sehr angesehener Mann, innig vertraut mit dem Superintendenten L. Helmbold daselbst, der sich als Dichter einen großen Namen erwarb. Er starb im J. 1596. Von ihm ist entschieden die Melodie:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" — vom J. 1575.

Dr. Nikolaus **Selnecker**, der Liederdichter (s. S. 97). Aus seinen „christlichen Psalmen, Liedern und Kirchengesängen" vom J. 1587 ist die wahrscheinlich von ihm selbst erfundene, obwohl nicht mit seiner gewöhnlichen Namensschiffer bezeichnete Melodie:

* „Nun laßt uns Gott, den Herren."

Martin **Jeuner**, Hof- und Stiftsorganist zu Onolzbach im Dienst des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg, welchem zu lieb er ums J. 1603 die Melodie fertigte und in seinem Werke: „**LXXXII** schöne geistliche Psalmen nach dem Choral oder Ton in den brandenburgischen Fürstenthümern unterhalb Gebirgs gebräuchlich. Nürnberg 1616" mittheilte:

* „Herr Jesu Christ wahr'r Mensch und Gott" — in phrygischer Tonart.

Melchior **Vulpius**, geb. 1560 zu Wasungen im Hennebergschen, ein um den Kirchengesang hochverdienter Mann. Er war Cantor zu Weimar, wo er im J. 1616 starb. Er schrieb: „**Cantiones**

* Die mit * bezeichneten Melodien finden sich im neuesten W. Choralbuch.

sacrae, 1603« und ein „schön geistlich Gesangbuch, 1604." Von ihm ist die Melodie:

* „Sollt es gleich bisweilen scheinen" — es es b b as as g g.

Michael **Prätorius**, geb. zu Creuzburg in Thüringen am 15. Febr. 1571. Er war anfangs Prior des Benediktinerklosters Ringelsheim bei Goslar, dann Kammersekretair der Frau des Herzogs Julius von Braunschweig, Elisabeth, und später Kapellmeister am churſächsischen, magdeburgischen und wolfenbüttel'schen Hof. Schon seit 1596 machte er sich bekannt als einer der vorzüglichsten und strebsamsten Tonkünstler seiner Zeit, wahrhaft schöpferisch in bedeutsamer Entfaltung kirchlicher Weisen. Er starb zu Wolfenbüttel am 15. Febr. 1621. Von ihm ist wahrscheinlich die Melodie zu seinem eigenen Morgenliede:

* „Ich dank dir schon durch deinen Sohn."

Johann **Jeep**, geboren zu Dransfeld im Braunschweig'schen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Er gab 1607 zu Nürnberg heraus: „Geistliche Psalmen und Kirchengesänge Dr. M. Luthers und anderer frommer Christen dem Choral nach componirt." Von ihm ist vielleicht die verbreitete Melodie:

* { „Mein's Herzens Jesu, meine Lust," ursprünglich: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" — von J. Jonas.

Melchior **Frank**, Kapellmeister bei Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg seit 1604. Er wurde geb. zu Zittau ums J. 1580, bildete sich in Nürnberg und starb zu Coburg 1. Juni 1639. Er ist der letzte Tonmeister, der in Eccarts Geiste und Form Tonsätze schuf und Eccarten auch am nächsten kommt. Im J. 1608 gab er in Coburg „Geistliche Gesäng und Melodeyen" heraus, später auch ein »Rosetulum musicum.« Von ihm sind die jetzt noch bekannten Melodien:

„Der Bräut'gam wird bald rufen" (vgl. $\frac{\text{Störl's}}{\text{Stötzel's}}$ W. Choralbuch vom J. 1744. Nro. 177).

„Jerusalem du hochgebaute Stadt" — eine der tiefsinnigsten Weisen des evangelischen Kirchengesangs (vgl. W. Choralbuch von 1828, Anhang. S. 117).

„Ein Würmlein bin ich arm" (vgl. $\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ Nro. 181).

„O großer Gott von Macht" (vgl. dass. Nro. 185).

Erfinder oder Sänger einer neuen Originalweise, obwohl nicht zugleich Setzer und eigentlicher Tonkünstler, wie die seither genannten, ist:

Dr. Philipp **Nicolai**, Pfarrer zu Anna und später Pastor zu Hamburg (s. S. 103). Er ist der Urheber der Melodie zu seinem eigenen Liede:

* „Wachet auf, ruft uns die Stimme" — vom J. 1599. Jak. Prätorius, dem sie gewöhnlich zugeschrieben wird, mag bloß bei ihrer Aufzeichnung behülflich gewesen seyn und lieferte 1604 den vierstimmigen Tonsatz dazu.

Bei folgenden Choralmelodien dieser Zeit sind die Urheber unbekannt:

* „Herr wie du willt so schicks mit mir" — ums J. 1560.
* „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig" — mit Unrecht dem Joachim v. Burgk zugeschrieben.
* „Singen wir aus Herzensgrund" oder: „Da Christus geboren war" } erstmals im Mühlhauser Gesangbuch. Ohne Grund dem Scandelli od. Selneccer zugeschr.
„Lobet den Herren, denn er ist sehr freundlich" — vom J. 1568.
„Hört ihr Eltern, Christus spricht" — vom J. 1577.
* „Herr Jesu Christ du höchstes Gut" — aus A moll, a a gis a h̄ c̄ h̄ a — ums J. 1581.
„Es steh'n vor Gottes Throne" — vom J. 1585 (vgl. Störl'/Stötzel'sches W. Choralb. vom J. 1744. Nro. 248).
„Jesus Christus unser Heiland" — mixolydisch; vom J. 1588.
* „Herzlich lieb hab' ich dich" — aus C dur — vom J. 1593, erstmals im Dresdener Gesangbuch mit einem Tonsatz des Seth Calvisius vom J. 1597. Eine Parallelmelodie des Amberger Organisten Matthias Gastritz vom J. 1571 fand keinen Eingang.
„Mein' Seel' erhebt den Herren" — vom J. 1594.
„Wacht auf, ihr Christen alle" — vom J. 1599.
„Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ" — vom J. 1599 (vgl. Störl/Stötzel 1744. Nro. 187).
„Valet will ich dir geben" — vom J. 1613; wahrscheinlich von Teschner, Cantor zu Fraustadt.
„Jesu deine Passion" oder „Jesu Leiden, Pein und Tod" } vom J. 1619 (vgl. Störl/Stötzel 1744 Nro. 23.

Doch war auch die aneignende Thätigkeit in dieser Zeit noch rege, namentlich im Entlehnen von Weisen des weltlichen Volksgesangs. Folgende Melodien sind aus weltlichen Volksweisen entstanden:

* „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" — weltlich Lied: „Wie schön leuchten die Aeugelein der Schönen und der Zarten mein," Tonsatz von Dr. Scheidemann. Vom J. 1599.
„Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — weltlich Lied: „Ich weiß ein a g f e a h h a Blümlein hübsch und fein." 1593.
* „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" — weltlich Lied: „Es liegt ein Schloß in Oesterreich." Von Melch. Vulpius bearbeitet und vor 1598 bekannt.
* „Herzlich thut mich verlangen" — weltlich Lied von Hans Leo Haßler (vgl. S. 118): „Mein G'müth ist mir verwirret, das macht ein' Jungfrau zart," vom J. 1601. Erstmals im J. 1613 auf obiges geistliches Sterbelied angewandt, und von H. Schein im J. 1627 als Choral gesetzt.

Es war überhaupt noch im ganzen sechzehnten Jahrhundert gewöhnlich, alte gangbare Volksweisen in geistliche Lieder umzubilden. Dafür sind auch folgende Schriften ein Beweis: Gassenhawer, Reuter- und Bergliedlein christlich, moraliter und sittlich verendert durch H. Knaustein, der Rechte Doktor. Frankf. 1571. — Dye christliche Gesenge un de Lede op allerley Art Melodin der besten olden düdeschen Leder ff dörch Herm. Vespasium, Prediger tho Stade, Lübeck 1571.

Unter den eigentlichen Setzern dieser Zeit, die sich vorzugsweise mit dem Tonsatz fremder, sowohl älterer, als neuerer geistlichen Melodien beschäftigten, indem sie unter Anwendung der einfachen Satzweise dieselben durch die Harmonie verklärten und ihr inneres Leben aufs herrlichste entfalteten, sind vornämlich zu nennen:

Hans Leo Haßler, geb. 1504 in Nürnberg, ums J. 1585 Organist bei Graf Octavian Fugger in Augsburg, 1602 Hofmusikus in Prag an Kaiser Rudolphs II. Hof, der ihn in den Adelsstand erhob. Seine Bildung erhielt er unter Giovanni Gabrieli, dem berühmten Stifter der venetianischen Schule, von welchem er es lernte, den strengen Ernst des bisherigen deutschen Kirchenstyls durch einen gewissen Zug von Lieblichkeit zu mildern. Er starb als churſächsischer Hoforganist auf einer Reise zu Frankfurt a. M. im J. 1612. Von ihm erschienen im J. 1607: „Psalmen und christliche Gesäng mit vier Stimmen fugweis componirt" und im J. 1608: „Kirchengesäng, Psalmen und geistliche Lieder mit vier Stimmen **simpliciter** gesetzt." Die Erfindung und Ausführung seiner Werke wird als sehr schön, eigenthümlich und gediegen gerühmt. — M. Gotth. Erythräus, ein Straßburger, † 1617 als Rektor zu Altdorf. — Samuel Marschall, Organist der Stadt und Universität Basel. — Seth Calvisius, Cantor an der St. Thomasschule und Musikdirektor in Leipzig von 1594—1615. — Erhard Bodenschaz, † 1636 als Pastor zu Osterhausen in Sachsen; er gab 1608 »**Harmoniae evangelicae cantionum ecclesiasticarum**« heraus. — Auch Christoph Demantius, Cantor zu Zittau ums J. 1596 und von 1607—1643 zu Freiberg ist nennenswerth. Er ist geb. 1567 zu Reichenberg, † 20. April 1643. Im J. 1611 gab er heraus: »**Threnodiae**, auserlesene Begräbnißlieder."

Vor Allem aber in Hamburg blühte der Tonsatz in der neuen Harmoniefülle und ausgezeichnet stehen in dieser Hinsicht die vier Hamburger Organisten da — Jakob Prätorius, der ältere (Schulz); dessen Sohn, Hieronymus Prätorius, der berühmteste unter diesen Vieren, geb. 1560 in Hamburg, † 1629 als Organist zu St. Jakob; David Scheidemann, † 1625 als Organist zu St. Catharina, und Joachim Decker. Sie gaben gemeinschaftlich im J. 1604 das großartige vierstimmig gesetzte Choralwerk heraus: „Melodeyen-Gesangbuch, darein **Dr.** Luthers und andrer Christen gebräuchlichste Gesänge ihren gewöhnlichen Melodien nach — — in vier Stimmen

übergesetzt, begriffen sind." Dieses Werk enthält 88 Melodien, 21 von H. Prätorius, 30 von Decker, 19 von J. Prätorius und 13 von D. Scheidemann harmonisirt. Ihr Geschäft war dabei das „componere," was aber in der damaligen Sprache nicht das hieß, was wir jetzt darunter verstehen, sondern — „zu einer schon vorhandenen Melodie die begleitenden Stimmen setzen."

So hatte sich nun in allen evangelischen Landen ein schöner Schatz von kirchlichen Weisen gebildet, die verherrlicht durch die neue kunstreiche Harmonie dem kirchlichen Gemeindegesang dargeboten wurden. Das umfangreichste Gesangbuch dieser Zeit, das Frankfurter vom J. 1569, enthielt 200 Melodien.

Nichts konnte aber der neuen Tonsatzweise in der reichen Harmonisirung mehr entsprechen, als die Tonmittel, welche die **Orgel** darbot und die so lange fast unbenützt und verborgen lagen. Jetzt erst lernte man den Reichthum der Orgel recht verstehen. Auf der einen Seite konnte sie dem Gemeindegesang zur sichersten und kräftigsten Stütze dienen, auf der andern Seite konnte die Kunst mit den Tonmitteln der Orgel eine viel wirksamere und reinere Harmoniefülle schaffen, als mit bloßen Menschenstimmen, und es zogen nun die Kunst so gut als der Gemeindegesang ihren Nutzen aus dem vollern Gebrauch der Orgel, der jetzt eintrat.

Seither hatte die Orgel bloß den Sängerchor zu unterstützen oder den Ton anzugeben; nun wurde sie auch für den Gemeindegesang gebraucht und ihr vortrefflicher Werth in dieser Hinsicht wurde gar bald erkannt. Eine gute Weile war freilich auch so noch das Orgelspiel mehr nur ein bloßes Nachklingen des Gesangs. Bei der durch allerlei Erfindungen und Verbesserungen in dem Orgelbau immer leichter werdenden Handhabung der Orgel wandte man aber doch nun nach dem Vorgang des Leipziger Organisten Elias Nikolaus, sonst Ammerbach genannt, namentlich nach dessen Tabulatur vom J. 1571, das sogenannte Coloriren an, die Ueberkleidung der einzelnen Schritte einer Melodie durch eine Fülle rasch dahin eilender Töne, jedoch so, daß die Wendung des melodischen Fortschritts stets genau erkennbar blieb.

Es waren auch wirklich im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts die wesentlichsten Verbesserungen beim Orgelbau angebracht worden. Gleich zu Anfang des Jahrhunderts war durch zwei berühmte Orgelbauer, Namens Bader, die sogenannte **Springlade** erfunden worden, wodurch der große Vortheil entstand, daß das Pfeifenwerk in besondere Register geschieden werden konnte, indem man nun Pfeifen von einem bestimmten gemeinsamen Ton in ein besonderes Register zusammensetzen und den Wind zu denselben versperren oder ihm den Eingang öffnen konnte, wodurch der seitherige leidige Uebelstand beseitigt war, daß, wenn eine Clavis angeschlagen wurde, alle zu ihr gehörigen Pfeifen zusammenbrüllten. Jedes Register bekam nämlich

nun seinen eigenen Windkanal, durch den, wenn das betreffende Register gezogen wurde, der Wind den Pfeifen desselben zuströmte; für jeden einzelnen Ton eines jeden Registers wurde aber ein besonderes Ventil angebracht, das die einzelne Pfeife verschließt; diese Ventile zusammen wurden mit ihren aus der Windlade hervorragenden Enden an Stäbe gereiht, so daß ein solcher einzelner Stab auf den Druck der Tasten die Ventile desselben Tons durch alle Register öffnete, bis dieselbe aufsprang, so daß der Wind nun zuströmte und der Ton erklingen konnte. Dadurch entstand zwar nun außerdem auch noch der Vortheil, daß jedem Register sein den Ton bedingendes Maaß Wind zugeführt werden konnte und die Pfeifen um so bestimmter ansprechen, um so reiner tönen und um so stärker wirken konnten. Allein bei den vielen Ventilen war das Spiel oder das Traktament immer noch sehr erschwert, so daß an keine schnelle Aneinanderreihung der Töne zu denken war. Dem ward nun durch Erfindnng der Schleifwindlade abgeholfen, auf der nicht jedes Register seinen eigenen Kanal hat, sondern alle auf der Lade stehenden Register unter sich Einen gemeinsamen Windkasten und Ein gemeinsames, aber um so größeres Ventil haben; eine bei jedem Register unter den Pfeifen hin und her zu verschiebende, mit so viel Löchern, als das Register Pfeifen hat, versehene Leiste oder „Schleife" öffnet oder verschließt dem Wind den Zugang zu dem einzelnen Register, je nachdem man einen solchen Schieber oder Schleife herauszieht oder zurückstoßt. Dadurch war nun die Handhabung der Orgel erleichtert, allein die reinere Intonation oder Stimmung litt darunter und der Ton wurde etwas matter, da bei dem gemeinsamen Windkasten, wenn mehrere Register gezogen werden, eines dem andern den Wind rauben kann. Nicht lange darnach kam die Reihe der Verbesserungen auch an die Bälge und die Claviatur; statt der vielen kleinen Bälge baute man nur wenigere, aber um so größere, und beschwerte sie mit einem Gegengewicht, damit sie, wenn sie niedergetreten waren, von selbst in die Höhe giengen; auch kamen statt der Faltenbälge, die wenig und dazu noch ungleichen Wind geben, weil bei ihrem Aufziehen der Wind einen Stoß bekam, die Spannbälge auf, die Hans Lobsinger in Nürnberg im J. 1570 erfand. Bei der Claviatur aber wurden die Tasten mit den Ventilen der einzelnen Pfeifen so verbunden, daß sie nun leicht mit einem Finger niederzudrücken waren, weßhalb auch die Tasten bedeutend schmäler gemacht werden konnten, so daß man nicht nur mehr Tasten auf einmal greifen konnte, sondern jetzt auch der Platz, welchen vorher bloß eine Oktave von C—C brauchte, für vier Oktaven hinreichte. Zugleich wurde auch die Eintheilung der Claviaturen in Oberwerk, Brustwerk und Rückpositiv gebräuchlich.

Bei solcher Vervollkommnung des Orgelbaus konnten schon im J. 1577 zu Bernau in der Mark und 1580 zu Stendal vorzügliche Orgelwerke erbaut werden. Besonders ausgezeichnet war aber die im

J. 1585 in der St. Marienkirche zu Danzig von Jul. Antonius erbaute Orgel mit 55 Stimmen und mehr als 4000 Pfeifen und die im J. 1596 zu Gröningen bei Halberstadt durch David Beck erbaute Orgel. Auch die zu Ulm und Nürnberg gehörten unter die berühmtesten. So konnte die mehr und mehr ihrer Vollendung nahe kommende Orgel den Gemeindegesang in den lutherischen Kirchen verherrlichen. Die reformirte Kirche aber verschmähte den Gebrauch der Orgel fortwährend.

Werfen wir nur noch einen Blick auf die katholische Kirche, so finden wir bei ihr unleugbar einen heilsamen Einfluß der Reformation auf ihre Kirchenmusik. Freilich hielt sie es unter ihrer Würde, den evangelischen Choralgesang, so herrlich er sich auch entfaltet hatte, in sich aufzunehmen. Musik und Gesang bei der Messe aber, welche völlig verweltlicht waren, erhielten nun wieder eine würdigere Gestaltung. Der Gegensatz des würdigen Gesangs in den evangelischen Kirchen hatte viele Väter des Tridentinischen Concils (1545—1563) den Meßgesang in katholischen Kirchen als zu unwürdig und allzu weltlich erkennen gelehrt. Er sollte daher ganz abgeschafft werden; darauf stellten Viele den Antrag. Doch setzten es Einige noch durch, daß die Entscheidung hierüber vorläufig auf die Composition einer Messe durch den gefeierten Palestrina (1524—1594) ausgesetzt bleiben solle. Derselbe bekam daher den Auftrag, eine Messe zu componiren, die bei kunstvoller Stimmführung doch in Hinsicht auf den Text verständlich und in Betreff der Musik frei von aller weltlichen Frivolität durchaus das Gepräge frommer Andacht tragen solle. Ganz in diesem Sinne lieferte nun auch Palestrina drei Messen in großartigem, ächt kirchlichem Styl und wurde so nicht nur der Retter der Meßmusik, sondern auch auf lange hinaus das Muster einer würdigen, zur Andacht erhebenden Kirchenmusik in den katholischen Kirchen.

3) Die Zeit des dreißigjährigen Kampfes um die evangelische Sache. 1618—1648.

Von Joh. Heermann — Paul Gerhard.

Wie für den Kirchengesang schon im vorigen Abschnitt, so trat nun auch für das Kirchenlied, das damals in der Entwicklung noch zurückgeblieben war, eine schöne Blüthezeit ein, also daß nun beide zusammen, Kirchengesang und Kirchenlied, in inniger Wechselwirkung zu immer herrlicherer Entfaltung gelangten.

Zweierlei Ursachen wirkten dazu mit. Fürs Eine — die äußere Trübsal und das namenlose Elend, das mit dem dreißigjährigen Krieg über Deutschland und die evangelische Kirche kam. Dieß zog die Gemüther von den trockenen Lehrstreitigkeiten und Lehrbetrachtungen und von dem dogmatischen Gezänke ab und trieb sie, den Herrn zu suchen und zu dem

Einen, was noth ist, sich zu wenden. Anfechtung lehrte auch hier aufs Wort merken. Es bildete sich eine ernste, tiefgehende, religiöse Stimmung der Gemüther und die in der Trübsal geübten und bewährten Seelen sprachen die Innigkeit ihres Glaubens, die Ruhe ihres Vertrauens auf Gottes Verheißungen, ihre Freude an dem trostreichen Worte des Herrn, ihre Christenhoffnung, die sie nicht zu Schanden werden ließ, in salbungsreichen Liedern im Gewand einer ächten Volks- und Bibelsprache aus. Ueberdrüßig des langen dogmatischen Haders ziehen sich die Gemüther von dem Gewirre des äußern Kampfes in das innere Heiligthum des Herzens zurück. Arndt besonders weist durch seine Bücher vom wahren Christenthum — oft schon „die ausgelegte Bibel" genannt — und durch sein Paradiesgärtlein, welche nächst der Bibel am verbreitetsten waren, aus dem Jammer und Elend des dreißigjährigen Kriegs die Gemüther himmelwärts und bewirkt so einen neuen Aufschwung. Statt daß also die Dichtkunst im Kriegslärm verstummt und durch den Greuel der Verwüstung zum Schweigen gebracht worden wäre, ist dadurch gerade die Geisteskraft am mächtigsten erregt worden. Davids Psalmen, an denen die geängsteten Seelen sich so oft gestärkt, wurden das Musterbild der Kirchenliederdichter in dieser Angst- und Schreckenszeit. Gervinus sagt: * „Die ganze deutsche Kirchenpoesie ist durch nichts so sehr gefördert worden, als durch den dreißigjährigen Krieg, der des David Nothzeit über die Einzelnen verhängte," und an einer andern Stelle: „das Musterbuch des christlichen Gesangs war dem Sänger „David in den Tagen des Jammers vom h. Geist eingegeben und so „wie Luthern einzelne Psalmen erst in ähnlichen Stimmungen ganz „aufgiengen, so verstanden auch jene Zeiten, wo der Protestantismus „eine Schule der Trübsal durchzumachen hatte, diese Poesie der Er„muthigung, der Furcht und Hoffnung, des Trostes und der Trauer „viel besser, als die spätern. Die Psalmen zu verstehen und zu machen, „sagt Trautschel geradezu, verlangt ein Davidisches, geängstetes und „in Nöthen gepreßtes Herz."

Fürs Andere — der Einfluß der gelehrten Dichterorden, besonders der fruchtbringenden Gesellschaft oder der Opitzisch-Schlesischen Dichterschule, ** durch welche die deutsche Sprache und der Versbau, seither fast ganz vernachläßigt, zu einer zuvor noch nicht gekannten Reinheit und Vollkommenheit gebracht wurden. Gerade ein Jahr nämlich vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, im J. 1617, hatte, auf den Rath Caspar's von Teutleben, der Fürst Ludwig von Anhalt zu Cöthen die sogenannte

* Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 3ter Band. S. 198 u. S. 27.

** Vgl. der neusprossende Palmbaum oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang ꝛc. v. Neumark. Nürnberg 1668.

fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmorden gestiftet. Diese Gesellschaft hatte nämlich zum Sinnbild den in allen Theilen nutzbaren Palmbaum und zur Devise: „Alles zum Nutzen". Der Zweck aber, den sie sich vorgesetzt hatte, war: „Die hochgeehrte deutsche Sprache „in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstand, ohne Einmischung „fremder, ausländischer Flickwörter" (wie sie damals durch die Kanzleisprache, die den lateinischen Satzverbindungen nachgemacht war, Mode geworden waren) „auf's zier- und deutlichste sowohl im Reden, „Schreiben als Gedichten zu erhalten." Mitglied dieser Gesellschaft war unter dem Namen „der Gekrönte", der Schlesier, Martin Opitz von Boberfeld, geb. 1597 in Bunzlau, früher Professor der lateinischen Sprache und später polnischer Historiograph in Danzig, als der er im J. 1639 starb. Dieser lehrte in seiner Abhandlung „von der deutschen Poëterei. Brüg. 1624", die deutschen Dichter die Gesetze der Prosodie hinsichtlich des Reims und der Quantität der Sylben. Vorher zählte man nämlich nur die Sylben im Vers ohne Rücksicht auf ihre Länge und Kürze, wobei es an allerlei Rauheiten und Härten im Versbau nicht fehlen konnte; auch war nach Luthers Tod ein Stillstand in der Reinigung und Veredlung der deutschen Sprache eingetreten und die lateinische Sprache hatte wieder die Oberhand gewonnen. Gegen solche fremde Auswüchse eiferte Opitz und wurde so eigentlich — wie ihn Gervinus treffend schildert — der Vater der deutschen Poëterei, der Gründer der gegenwärtigen Form der deutschen Poesie, der Bildner der Sprache, die bis auf unsere Zeiten die gebundene Rede von der Prosa unterscheidet. Was Luther für die Sprache im Allgemeinen und die Prosa im Besondern, das hat Opitz für die gebundene Rede geleistet. Er trieb, wie Gervinus weiter ihn schildert, die Phantasie und die kecken Sprünge und Bilder in der alten Volksdichtung aus, setzte an ihre Stelle logische Planheit und stellte der stoffartigen Dichtung des Mittelalters die Poesie der Form entgegen. Sein Einfluß war in der fruchtbringenden Gesellschaft allmächtig und sie war es, die durch ihre einzelnen Glieder den entscheidensten Einfluß auf die deutsche Dichtkunst übte und der regelrechten Kunstdichtung den Weg über die bloße Volksdichtung, die zu einer sehr niedern Stufe herabgesunken war, verschaffte.

Die meisten Dichter der fruchtbringenden Gesellschaft waren nun zugleich auch geistliche Liederdichter, und so nahm das Kirchenlied in dieser Zeit denselben Charakter an. Ganz vorzüglich brachte die Grundsätze des Opitz und die durch ihn verbesserten poetischen Formen sein Landsmann Joh. Heermann, der sich ganz nach ihm gebildet hatte, beim Kirchenlied in Anwendung. Wahrhaft Epoche macht für das Kirchenlied die von ihm im J. 1630 herausgegebene Sammlung seiner kräftigen und innig frommen Lieder, unter dem Titel: **Devoti cordis musica**, d. i. Haus und Herzmusica." Der fruchtbarste Dichter dieser sogenannten ältern schlesischen Schule ist jedoch

Rist, ausgezeichnet vor Allen durch eine fließende und korrekte Sprache, worunter aber manchmal — wie dieß die Schattenseite dieser Richtung ist — das Kernhafte des Gehalts und die Tiefe des frommen Gefühls Schaden litt. Er stiftete einen besondern Dichterorden, den Elbschwanorden, der übrigens ein bloßer Ableger des Palmordens war. Er selbst, an der Elbe wohnhaft, hieß nämlich: „der Elbschwan".

Einen charakteristischen Unterschied der geistlichen Dichtungen dieser Zeit von denen der beiden vorigen Abschnitte der Reformationszeit bildet in Betreff der Form die Korrektheit und Reinheit der Sprache und der fließende, gefällige Versbau, überhaupt das Kunstgemäße, in Betreff des Stoffs aber das, daß statt der körnigten Kürze und kraftvollen, bedeutsamen Gedrungenheit nun eine gewisse Breite und Ausführlichkeit sich einstellt, und daß statt des unmittelbaren Herzensergusses und kräftigen Bekenntnisses des Glaubens schon mehr das Lehrhafte und Individuelle in vielseitigen Betrachtungen über die religiösen Gegenstände sich geltend macht. Es ist in dem Kirchenliede dieser Zeit, wie Dr. Lange* treffend es schildert, „eine durch eine reichere Bildung und Individualität veredelte „Kraft des objektiven Zeugnisses von den Wahrheiten des Heils."

Nun die Lebensschilderungen der einzelnen Dichter, welche in dieser Zeit das Kirchenlied zu solcher Stufe erhoben.

Heermann, Johann, geb. am 11. Okt. 1585 zu Raudten im Fürstenthum Wohlau in Niederschlesien, wo sein Vater, ein frommer und ehrbarer, aber unbemittelter Mann, wie Herbergers Vater, das Kürschnerhandwerk trieb. Als er in seiner Kindheit einmal heftig erkrankte, flehte seine Mutter inbrünstig zu Gott um seine Erhaltung: „schenke ihn ihr Gott zum zweitenmale, so wolle sie ihn zum Studieren halten, auch wenn sie sich das Geld dazu erbetteln sollte." Ihr geschah, wie sie im Glauben gebeten hatte, und nun that sie auch, was sie gelobt hatte, obgleich sieben theure Jahre, die nach einander folgten, es ihr recht schwer machten, ihren Sohn zum Studieren zu erziehen. Ehe es bei ihm noch zum Studieren kam, kam er auf vier Lehranstalten herum; namentlich kam er in das Haus des Valerius Herberger zu Fraustadt, wo Geist und Herz des Knaben trefflich versorgt waren. Herberger liebte ihn wie sein eigen Kind, und gab ihm seinen Sohn, Zacharias, zur Aufsicht und häuslichen Unterweisung; er brauchte ihn auch bei seinen schriftlichen Arbeiten wie seine rechte Hand. Hier erhielt die empfängliche Seele des Jünglings einen tiefen Eindruck von dem ebenso geistreichen, als heiligen

* Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang, theoretische Abtheilung, ein Grundriß von J. P. Lange, Professor in Zürich. Zürich 1843.

Leben des frommen Dieners Christi, der ihm später auch in seinen Predigten das Vorbild war. Zugleich weckte zu Fraustadt der Rektor Joh. Brachmann seine köstliche Dichtergabe und bahnte ihm damit den Weg zu seinem weitern Fortkommen. Denn als er sofort auf die Schule nach Brieg kam, wo der berühmte Cantor Schickfuß seine Dichtergabe bald erkannte, erwarb er sich durch das Vorlesen seiner Gedichte, was oft auch in Gegenwart von Herzogen und fürstlichen Räthen geschah, hohe Gönner, und ward noch in Brieg, am 8. Okt. 1608, als ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, unter großer Feierlichkeit öffentlich als Dichter mit dem Lorbeerkranz gekrönt. Er blieb aber im Herzen demüthig und sein Wandel war von früher Jugend bis ins Alter züchtig und nüchtern. Bald erhielt er nun das Amt eines Aufsehers über drei junge Edelleute, mit denen er sofort die Universität Straßburg bezog. Kaum hatte er dort ein Jahr zugebracht, so verdunkelten ihm Krankheitszufälle das Augenlicht, so daß er in die Heimath zurückkehren mußte, wo er nach einer äußerst mühevollen Reise seine Mutter gleichfalls krank antraf. Gott stellte aber ihn und seine Mutter wieder her und lenkte das Herz seines alten Gönners, des Herrn von Rothkirch, des Vaters von zweien seiner Zöglinge, daß er ihm nicht nur die Wegzehrung von Straßburg her ersetzte, sondern ihm auch die Caplanei an der evangelischen Stadtgemeinde zu Köben am linken Oderufer verschaffte. Am Himmelfahrtstag 1611 trat er dort sein Predigtamt an. Eine Woche darauf starb der alte Pfarrer daselbst und er rückte alsbald in dessen Stelle vor. Hier stand er an einer wohlgeordneten Gemeinde unter einem frommen, glaubenseifrigen Grundherrn, Herrn von Kottwitz, der als wahrhaft christliche Obrigkeit für Kirche und Schule, Sonntagsfeier und äußerliche Zucht in der Gemeinde sorgte. Daneben hatte er eifrige Prediger des Worts in der Nähe, mit denen er in lebendigem Geistesverkehr stand, besonders seinen alten Valerius Herberger, den er als seinen geistlichen Vater schätzte. Auch war sein Predigen an vielen Herzen sehr gesegnet und seine Kirche immer voll von Fremden. Seine Predigten waren frei von dogmatischem Gezänke und zielten nur auf das Heil und die Seligkeit der Zuhörer. Die Frau, die er sich erwählt hatte, war ihm durch ihren frommen Sinn zur treuen Verwaltung seines Amtes sehr förderlich; es war Dorothea, die Tochter des Bürgermeisters Feige in Raudten. Er lebte mit ihr ungemein glücklich, obwohl kinderlos, und liebte sie zärtlich. Aber unter dieser freundlichen Glückssonne konnten die köstlichen Geistesfrüchte nicht reifen, durch welche er nach des Herrn Willen die Welt erquicken sollte. Darum nahm ihn sein Meister in die Schule des Kreuzes. Nach einer Krankheit von wenigen Tagen starb ihm seine geliebte Frau am 12. September 1617; er besaß sie erst fünf Jahre. Eine schmerzlichere Wunde konnte ihm nicht geschlagen werden. In Wehmuth zerflossen sang er da das schöne Lied, „Ach Gott ich muß in Traurig-

keit". Sein Aussehen verfiel, sein Angesicht ward bleich, und er glaubte fest, er werde dieses große Leid nicht überstehen und bald „an seiner frommen Frau Seite ruhen" (vergl. V. 7 von „O Gott du frommer Gott" Nro. 13.). Der Herr aber hatte es anders beschlossen. Sein liebreicher, frommer Gott zog ihn an das Herz des Erlösers, wo allein der rechte Balsam für solche Wunden zu finden ist. Er schrieb trostreiche Passionspredigten, die ihn nicht nur zuerst in seiner Heimath, sondern auch in ganz Deutschland bekannt machten. Zu seiner immer gründlicheren Läuterung kam nun aber noch Trüsal auf Trübsal über sein Haupt. Am 18. Juli 1618 verband er sich mit Anna Teichmann, einem vater- und mutterlosen Waisen, die bald an ihm nichts als mühsame Krankenpflege zu verrichten hatte. Heermann hatte zwar in seinem ganzen Leben noch nicht sagen können, daß er einen einzigen recht gesunden Tag gehabt habe, vom J. 1623 an aber ward dieser leidende Zustand zu einer fast ununterbrochenen Krankheit. (Daher seine Bitte V. 1 in Nro. 13.). Der Sitz seines Uebels war in der Nase und Luftröhre, was ihn oft heiser machte und ihm das Predigen gar sehr erschwerte, so daß er, wie er selbst sagt, „je länger, je heftiger unter dem Reden stets würgen und husten mußte, als er gleich auf der Stelle todt bleiben sollte, ja er konnte zuletzt keine Periode laut aussprechen, wenn er auch hätte sein Leben damit retten sollen." Neben diesen Krankheitsleiden hatte er auch noch viele Kränkungen und Undank von Widerwärtigen in der Gemeinde zu dulden, da er die Sünde und die Sünder alles Ernstes strafte (vergl. V. 3 in Nro. 13.). Dazu kam nun noch, daß er mit seiner Gemeinde auch unter den Drangsalen des dreißigjährigen Kriegs zu seufzen hatte. Im J. 1629 brach die erste Kriegsdrangsal herein. Er mußte sich aus Köben retten und an einem sichern Ort über siebenzehn Wochen lang als Verbannter verbergen. Kaum war er zurück, so brach auch in Köben die schreckliche Pest aus, die im J. 1631 in ganz Schlesien wüthete; es starben allein in Köben 550 Menschen und darunter sein Caplan. Kaum war diese Noth vorüber, so zogen die wilden Wallenstein'schen Horden einher und plünderten das Städtchen, vom September 1632 bis Okt. 1634, dreimal, wobei Heermann jedesmal seine ganze Baarschaft, sein Hausgeräthe, Vieh und Getreide einbüßte. Einmal schwebte schon der Säbel eines Croaten über seinem Haupt, ein andersmal bedrohte ein ganzer Haufen roher Soldaten mit entblößtem Degen sein Leben. Nur wenig fehlte auch, daß er in der Oder ertrunken wäre; denn als er mit vielen andern Flüchtlingen auf einem Kahne sich ans andere Ufer retten wollte, drohte das kleine Fahrzeug vor der Menge Leute, die auf dasselbe sich geflüchtet hatten, unterzusinken und kaum waren sie in der Mitte des Stroms, als die verfolgenden Soldaten das linke Ufer erreichten und auf Heermann schoßen, so daß zwei Kugeln an seinem Haupte vorbei sausten. Der Herr aber schenkte ihm Heldenmuth in solchen Fähr-

lichkeiten (vergl. V. 4 in Nro. 13.), und führte ihn wunderbar durch alle diese Gefahren hindurch. Auch über den Seinigen, die er in Köben zurücklassen mußte, waltete Gott, daß ihr Leben und ihre Ehre unangetastet blieb. In diesen eilf schweren Leidensjahren, da er ein Davidisches geängstetes Herz hatte, von 1623—1634, hat Heermann größtentheils seine lieblichen heiligen Lieder verfaßt, obwohl sie erst, nachdem er aufgehört hatte zu predigen, im J. 1636 in seinem Werke: „Haus und Herzensmusik oder **Devoti musica cordis**" gesammelt erschienen. Auf den Schwingen des Gesangs erhob er sich wie mit Adlersflügeln über alles Leid zu seinem Gott und Erlöser.

In dem genannten Jahr 1636 wurden endlich seine Leibesbeschwerden so groß, daß er die Kanzel nicht mehr besteigen konnte und sich vier Jahre lang durch Candidaten im Predigen vertreten lassen mußte. Als aber immer noch keine Besserung eintreten wollte, zog er sich auf Anrathen des Arztes von seiner Predigerstelle nach Lissa in Großpolen zurück, wo er sich vor der Stadt ein friedlich stilles Häuslein bauen ließ. Im Oktober 1638 bezog er dieses selbstgewählte Pathmos, „damit er," wie er sagte, „bei seinem steten, schweren Siechthum ruhig wohnen, leiden, beten, und wenn Gott wolle, unverhindert sein Leben schließen könne." Er zog in höchster Leibesschwachheit ein, und lag die neun ersten Wochen Tag und Nacht fast immer wie im Schlaf, ohne Gebrauch seiner Geisteskräfte. Sobald es besser mit ihm war, benützte er seine Ruhe zum Schreiben gottseliger, erbaulicher Schriften. Neun Jahre lang ließ ihm der Herr noch dazu Zeit und Kraft und er schrieb eine Menge solcher Schriften in Lissa. Eine besonders schwere Prüfung war ihm auch noch auf die letzte Zeit seines Lebens aufgespart. Sein ältestes und liebstes Kind von frommem Gemüth und ungemeinen Geistesgaben, Samuel, ward auf dem Gymnasium zu Breslau durch die Jesuiten verführt, ohne Wissen seines Vaters in die Jesuitenschule zu treten und am 25. Febr. 1640 die katholische Religion anzunehmen. Kaum hatte Heermann hievon sichere Kunde, als er ihm am 2. Merz „eine treuherzige Abmahnungsschrift" zusandte. „Sobald Gott meine Seele abfordert," sagt er darinn, „will ich vor Gottes Stuhl niederfallen und sie, die Ver„führer, innerhalb Jahresfrist vor sein Gericht fordern, und solltest „du dich nicht umkehren, dich zugleich mit; da sollt ihr Gott und „mir antworten. In deinen Briefen hast du dich allezeit unterschrie„ben: „„des Herrn Vaters gehorsamster Sohn bis in den Tod."" „Solltest du diese Zusage brechen, wollte ich deine Faust vor den „Richterstuhl Gottes mitnehmen, sie allda aufweisen und um Rache „bitten." Die Unterschrift lautete: „Johann Heermann, dessen „Seele betrübt ist bis in den Tod." Dieß wirkte so kräftig, daß der Sohn am 6. Merz wieder zum evangelischen Glauben zurückkehrte und den Vater um Verzeihung bat, die ihm derselbe auch ertheilte

mit den Worten: „Vaterherz bleibt doch Vaterherz.“ Der Sohn kehrte hierauf ins Vaterhaus zurück und wollte in Frankfurt an der Oder fortstudieren. Allein ein schwindsüchtiges Fieber, wie man sagt, die Wirkung eines Jesuitenpulvers, raffte ihn noch vor dem kränklichen Vater in der Blüthe seiner Jahre, am 6. Febr. 1643, dahin. Heermann ward dadurch so tief erschüttert, daß er den Sohn nicht zur Ruhestätte begleiten konnte. Nach dem Tode dieses Lieblings seiner Seele lebte er nur noch vier Jahre. Er wurde immer leidender, so daß er nicht mehr sitzen konnte, sondern angelehnt stehen mußte und des Nachts kaum zu liegen vermochte. Zuletzt nöthigte ihn große Schwäche, doch sich aufs Bett zu legen. Da schrieb er die Worte an sein Bett: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.“ Er litt geduldig unter getrostem Harren und inbrünstigem Flehen; sein unabläßiges Gebet war: „Herr Jesu, komm doch und spann aus,“ was auch V. Herberger, sein väterlicher Freund, Gott vorgetragen hatte. Am Morgen des Sonntags Septuagesimä 1647 den 17. Febr. verfiel er, nachdem in der Nacht ein Steckfluß eingetreten war, in einen sanften Schlaf, in welchem er hinüberschlummerte zu seines Herrn Freude. Am selbigen Sonntag war gerade das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg, die gerufen werden, ihren Lohn zu empfangen. Zum Leichentext hatte er sich gewählt 1 Petr. 5, 2—4.

Heermann ragt in der ältern Schlesischen Dichterschule über alle die trefflichen Dichter, die aus derselben hervorgiengen, hervor durch Feinheit des Geschmacks, durch Klarheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, durch Vermeidung der Härten und guten Versbau. Er beobachtete die neue Verskunst des Opitz, ohne wie dieser von dem alten Geist der Frömmigkeit zu verlieren. Er hat, sagt Gervinus von ihm, das Verdienst kirchlicher und poetischer Regelmäßigkeit. Jesus ist der Grundton seiner herrlichen Kirchenlieder, welche er bei der zweiten Ausgabe, die er zu Leipzig im J. 1644 veranstaltete, so sorgfältig feilte und säuberte, daß selbst der Geschmack unserer Zeit nur an wenig Stellen Anstoß nehmen mag. Der Reichthum und die Tiefe seiner innern und äußern Lebenserfahrungen spricht aus seinen Liedern. Sie sind jedem Christen, besonders den Kreuzträgern aus der Seele geschrieben, durch ihre Einfalt und Innigkeit auch dem Schwächsten verständlich und wohlthuend, und zeugen aufs schönste von brünstiger Liebe zu Jesu, von unerschütterlichem Glauben und von kindlicher Hingebung in den Willen des himmlischen Vaters. Unter den frommen Dichtern unsers Volks haben wohl wenige so dulden gelernt und so aus der Fülle des eigenen Herzens Andere dulden gelehrt. Seine Lieder, etwa 400 an der Zahl, fanden daher auch bald die allgemeinste Aufnahme und gehören zu den Kleinodien des evangelischen Liederschatzes. Schade, daß im W. Gesangbuch Lieder von ihm fehlen, wie: „Wo soll ich fliehen hin“ — „So wahr ich lebe, spricht dein Gott“ — „Zion klagt mit Angst und Schmerzen.“

(Quellen: Evangelische Kirchen-Zeitung. 1832. Nro. 27—29. — Heinsius Kirchenhistorie. Thl. VI. S. 334; besonders aber: Neues Ehrengedächtniß des schlesischen Gottesgelehrten und Liederdichters Johann Heermann von Joh. David Heermann, Prediger zu Köben. Glogau 1759.)

Gryphius, Andreas (Greiff), Freund und Landsmann Joh. Heermanns, und nächst ihm einer der ausgezeichnetsten Dichter der schlesischen Dichterschule, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Unsterbliche". Er wurde am 11. Okt. 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, wo sein Vater, Paul Gryphius, Archidiakonus war. Schon seine Kindheit war voller Widerwärtigkeiten, Leiden und Mühen, — eine Vorbedeutung für sein ganzes Leben. Als er erst fünf Jahre alt war, starb ihm sein Vater an den Spuren einer Vergiftung. Bald darauf suchten ihn böse Fieber heim, „der Tod schwärmte über ihm." Als er eilf Jahre alt war, starb ihm auch seine Mutter, die sich wieder verheirathet hatte mit Pastor Mich. Eder zu Driebitz, später zu Fraustadt. Im J. 1631 verließ er das Haus seines Stiefvaters, wo er sich nicht wohl befand, und begab sich auf die Schule nach Görlitz. Von dort durch die Kriegsunruhen verjagt, flüchtete er sich zu seinem Bruder Paul in Rickersdorf, der bald darauf Pfarrer in Freistadt wurde. Dieser brachte ihn auf die Schule in Glogau. Nicht lange aber war er dort, so verheerte eine Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt und er gerieth in die hülfloseste Lage. Hierauf schickte ihn sein Stiefvater auf die Schule nach Fraustadt, wo er unter der Leitung des berühmten Jak. Rollius den Grund zu seiner vielseitigen, gelehrten Bildung legte. Schon in seinem fünfzehnten Jahr zeichnete er sich als Dichter von Tragödien aus, und dichtete damals schon seine geistlichen Sonette, denen er die einleitenden Verse vorsetzte:

„In meiner ersten Blüth, ach! unter grimmen Schmerzen,
„Bestürzt durch's scharfe Schwert und ungeheuren Brand,
„Durch liebster Freunde Tod und Elend, als das Land,
„In dem ich aufgieng, fiel, als toller Feinde Scherzen,
„Als Lästerzungen, Spott, mir rasend drang zu Herzen,
„Schrieb ich dies, was du siehst, mit noch zu zarter Hand,
„Zwar Kindern als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand."

Im Sommer des Jahrs 1636 kam er zu dem kaiserlichen Pfalzgrafen in Schlesien, Georg von Schönborn, unweit Freistadt, als Erzieher seiner Kinder. Das Jahr darauf, am 30. Nov. 1637, krönte ihn — so groß war der Ruhm, den er sich durch seine Gedichte erworben hatte — der Pfalzgraf mit einem frischen Lorbeerkranz zum kaiserlichen Poeten, erhob ihn zur Würde eines Magisters der Philosophie und schenkte ihm und seinen Nachkommen den Adelsstand. Nur kurz währte dieser Sonnenschein, da trübte sich wieder sein Geschick mit finsterem Gewölk, und eine prüfungsreiche Zeit brach für ihn an. Meist aus Religionshaß ergiengen bald viele Verleumdungen und Verfolgungen von Feinden und Neidern über ihn. Zu Ende des

Jahrs 1637 starb nun noch sein Beschützer und Gönner, der Pfalzgraf, und bald darauf wurde sein Bruder Paul von den Katholiken aus Freistadt vertrieben, so daß er sich selbst auch im Vaterlande nicht mehr für sicher hielt. Er floh mit tiefbetrübtem Herzen und bereiste Holland, wo er von 1639—1644 Vorlesungen über die verschiedenartigsten Wissenschaften hielt. Im J. 1640 verfiel er, nachdem er kurz zuvor den Tod seiner Schwester und seines Bruders Paul erfahren hatte, in eine langwierige und schmerzhafte Krankheit, durch die er an den Rand des Grabes kam. Gerade in dieser Zeit der Trübsal und meist während dieser Krankheit selbst, die er geduldig und glaubig litt, dichtete er seine schönsten Lieder. Sein Geist wurde durch solche harte Schläge im Feuer der Schmerzen geläutert und in Gott gestärkt. Nach erlangter Genesung machte er dann vom J. 1644—1647 viele gelehrte Reisen durch Frankreich, Italien und einen Theil von Deutschland. Der ruhmvolle Name eines Schöpfers der deutschen Tragödie gieng ihm überall voran.

Am 20. Nov. 1647 kehrte er endlich wieder in sein Vaterland nach Fraustadt zurück, und erst nachdem durch den Westphälischen Frieden die Schrecken des Kriegs geendet waren und Schlesien wieder neu aufathmete, fühlte er sich sicher, verheirathete sich im Jan. 1649 mit Rosina Deutschländer, der Tochter eines angesehenen Handelsherrn zu Fraustadt. Das Jahr darauf, am 3. Merz 1650, wählten ihn die Landstände des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndikus, welches ehren- und geschäftsvolle Amt er bis an sein Ende redlich und eifrig und zur allgemeinsten Zufriedenheit verwaltete. Oft hatte er den Wunsch geäußert, Gott möge ihn eines plötzlichen Todes sterben lassen; daher bereitete er sich auch stets auf den Tod und versetzte sich ganz in die Zeit seines Abscheidens (vergl. Nro. 622.: „Es ist vollbracht"). Was er sich gewünscht, gewährte ihm der Herr. Als er sich mitten in der Versammlung der Landesältesten auf dem Landhause zu Glogau befand, traf ihn am 16. Juli 1664 in seinem achtundvierzigsten Jahr ein tödtlicher Schlag.

Er dichtete vierundsechzig Lieder; gesammelt erschienen sie erst im J. 1698. Die meisten, besonders die zur Zeit der Prüfungen ums J. 1640 gedichteten, sind von ernster Schwermuth durchdrungen. „Alles ist eitel, Welt ist Tod, Schönheit ist Wust und Dunst, Lust ist Verderben" — das sind die Hauptsprüche und Hauptgedanken, die sich fast in allen seinen Liedern finden; dabei aber glänzte aus all den trüben Gedanken Glaube, Liebe und Hoffnung, die der vielgeprüfte und rastlos umhergeschleuderte Dulder nie fahren ließ, hell und schimmernd hindurch. In der Gediegenheit und Abrundung der Form steht er zwar dem Opitz und andern der schlesischen Schule nach, aber durch Schwung, Feuer, Innigkeit und Tiefe des Gemüths steht er weit über Opitz. Gervinus stellt ihn sehr hoch und sagt von ihm: „Was „Opitz mit Trockenheit begonnen hatte, vollendete Gryphius mit

„Schwung und ächter Poesie; ein Finger an ihm ist poetischer, als „der ganze Opitz; Würde und Erhabenheit lagen ihm näher, als die „schlichte Einfalt des Lutherischen Gesangs, ohne daß er den Luthe„rischen Sinn aufgab.“ Manchmal verfällt er jedoch durch die Ueberschwänglichkeit des Gefühls in Uebertreibungen.

(Quellen: Bredow's nachgelassene Schriften, 1816. — Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von W. Müller, fortgesetzt von Carl Förster. Leipz. 1822—1838. 14 Bdchen.)

Held, Heinrich, gleichfalls ein geborner Schlesier, denn er stammt von Guhrau in Schlesien, wo er auch als Licentiat der Rechte und Rechtspracticus sich aufhielt. Sein Leben gieng den gewöhnlichen Gang und bietet nichts Merkwürdiges dar. Im J. 1643, seinem Todesjahr, gab er heraus: „Vortrab teutscher Gedichte, poetische Lust und Unlust. Frankfurt a. O. 1643.“ Er ist einer der gediegensten Dichter der alten Schlesischen Schule.

Flemming, Paul, geb. 27. Okt. 1606 zu Hartenstein an der Mulde im Voigtlande, wo sein Vater, ein reicher und angesehener Mann, lutherischer Prediger war und von wo derselbe wenige Jahre nach des Sohnes Geburt nach Wechselburg an der Saale kam. Auf der Fürstenschule zu Meißen legte er einen guten Grund zu seiner gelehrten Bildung. In seine Jugendzeit fällt gerade der neue Aufschwung, den die deutsche Poesie durch Opitz nahm. Dadurch mächtig angeregt, erwachte in ihm frühe schon die Liebe zur Dichtkunst. Opitz wurde von dem feurigen Jüngling fast vergöttert. Von Meißen aus bezog er die Universität Leipzig, um hier die Arzneikunde zu studieren. Darüber aber wurde er der Dichtkunst nicht untreu; Freundschaft und Liebe waren damals die Sterne, die dem jungen Dichter leuchteten und die er auch vorzüglich besang. Ein warmes Freundesherz, ein frommer, keuscher Sinn und Wandel und ein lebendiger Naturssinn spricht aus seinen damaligen Liedern. Im J. 1631 erhielt er die philosophische Magisterwürde zu Leipzig. Das Kriegsgetümmel jedoch und der traurige Zustand seines Vaterlands nach dem Tode Gustav Adolphs, in welchem er einen Heiland Deutschlands erblickt hatte, trieben ihn aus Sachsen fort. Er schied mit tief verwundetem Gemüthe, denn sein Herz war voll feuriger Liebe zum Vaterland und voll heiligen Eifers für den evangelischen Glauben. Er gieng nach Holstein, wo gerade der dortige Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein im Begriffe war, eine prächtige Gesandtschaft an seinen Schwager, den Russischen Czar Michael Feodorowicz nach Moskau zu senden. Der rüstige, wanderlustige Jüngling, wohl wissend, daß der ungereiste Mann damals nichts galt, bewarb sich um die Stelle eines Hofjunkers und Truchseß bei dieser Gesandtschaft, als welcher er abwechselnd mit andern Hofjunkern das Vorschneiden an der Gesandtentafel zu verrichten hatte. Auf die Empfehlung seines Freundes, des Leibarztes bei dieser Gesandtschaft, Hartmann Grahmann, erhielt er die gewünschte Stelle, und

bereitete sich nun zu der langen gefahrvollen Fahrt ernst und würdig durch Abfassung des Lieds: „In allen meinen Thaten" (vgl. Nro. 367). Die aus 34 Personen bestehende Gesandtschaft reiste unter Anführung des Philipp Crusius und Otto Brüggemann am 22. Okt. 1633 von Gottorf ab und langte am 16. Aug. 1634 in Moskau an, wo sie die Erlaubniß zum Durchzug einer andern Gesandtschaft erlangte, welche der Herzog an den Schach Señ von Persien schicken wollte, um, wie es hieß, für sein Land einige Handelsvortheile zu gewinnen, wahrscheinlich aber um den phantastischen Plan auszuführen, der Christenheit einen Weg in den Orient zu bahnen, damit sie die Waffen von den Brüdern abwenden und gegen den alten Erbfeind, den Muselmann, kehren möchte. Das hoffte auch Flemming. Nachdem nun diese erste Gesandtschaft am 6. Apr. 1635 nach Gottorf zurückgekehrt war, gieng Flemming in selbigem Jahre noch mit jener zweiten, größern Gesandtschaft, die aus mehr als hundert Personen der verschiedensten Nationen bestand, am 27. Okt. auf einem neuen Schiffe von Travemünde ab. Ueber solches Reisen sang er in einem Liede:

„— — — ich will dirs besser weisen,
Wohin Du sichrer sollst und mit mehr Nuzen reisen:
Geh! sieh' Dich selbsten durch! Du selbst bist Dir die Welt!
Verstehst Du Dich aus, Dir, so hast Du's wohlbestellt."

Kaum in der hohen See angelangt, hatten sie gefährliche Seestürme durchzumachen und strandeten am 9. Sept. vor der Insel Hochland bei Reval. Nach dreizehnwöchiger Rast gieng es nach Moskau und von da dem schönen Astrachan zu, wo sie am 15. Sept. 1636 ankamen. In lieblichen Liedern besang Flemming die Erlebnisse auf dieser schönen Reise. Doch nagte bald Mißmuth an seiner Seele über einen „freundgestalteten Feind", denn der stolze, ränkevolle und mißtrauische Gesandtschaftsführer Brüggemann haßte den offenen, freimüthigen Jüngling, behandelte das ganze Comitat tyrannisch und übermüthig und klagte sie der heimlichen Verschwörung gegen ihn an. Von Astrachan gieng es am 15. Okt. über das Caspische Meer, wo sie gleichfalls einen sehr gefährlichen Sturm zu bestehen hatten. Der Mast zersplitterte, das Schiff wurde leck und nur nach langen Mühen und Aengsten gelang es ihnen, sich an's Ufer zu retten. Flemming und sein Freund Olearius hatten sich ein Paar leere Fässer um den Hals gehängt, um, wenn das Schiff untergienge, todt oder lebendig ans Land getrieben zu werden. Gegen Ende des Jahrs kam die Gesandtschaft endlich nach Schamachia, dann im Juni 1637 nach Ordebil. Hierauf hatten sie unter den größten Beschwerden das Taurusgebirge zu übersteigen, wo sie oft des Nachts an Felsabgründen umherirren mußten, und langten endlich am 3. Aug. 1637 in dem prächtigen Ispahan an, dessen Herrlichkeiten Flemming in schönen Liedern besang. Kaum dort angelangt, gerieth die ganze Gesandtschaft in die größte Lebensgefahr durch einen Streit, der zwischen ihrer Dienerschaft und einigen Leuten von einer gerade auch anwesenden indischen Gesandtschaft beim Abladen des

Gepäcks entstand. Die Indier überfielen die Gesandtschaft und tödteten einige derselben. Flemming flüchtete sich bei diesem Ueberfall in die armenische Kirche, und das Haus des Herrn, zu dem er in seinem Reiselied gebetet hatte: „Ich traue seiner Gnaden, die mich für allem Schaden, für allem Uebel schützt," gewährte ihm Schutz und Rettung. Lange nachher noch hat er Gott dafür mit tiefer Rührung gedankt. Am 21. Dec. 1637 trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an durch die blühende Landschaft Kisan, das alte Hyrcanien; die schöne Natur begeisterte Flemmingen zu manchen köstlichen Versen. Aber hier schon ergrief ihn eine Ahnung seines frühen Todes, denn er sprach es in einigen seiner Lieder aus, der schwere Zug mache ihn täglich mürber und habe sein stärkstes Theil schon umgebracht. Daneben fraß auch an seinem Herzen der Gram über seinen Vater, dessen Trost er gewesen, und über sein unglückliches Vaterland, von dem ihn oft Trauerposten erschreckten, sowie die Reue, daß er sie verlassen und seine Jugend übel verbracht habe, weil die Reise, die er zuvor als ruhmvoll für sein Vaterland ersah, sich als eitel vergeblich darstellte. Unter den größten Gefahren hatten sie nun noch durch die wilden tartarischen Völkerschaften sich durchzuschlagen, wo sie oft auf dürren Haiden unter den Höhlen der Schlangen ihr Nachtlager aufschlagen mußten und die feindlich gesinnten Tartaren auf sie lauerten. Am 18. Mai 1638 erreichte die Gesandtschaft das freundliche Circassien und Astrachan wieder. Aber auch dort war die Gefahr noch nicht vorüber, durch Brüggemanns verrätherische Verläumdungen gerieth die ganze Gesandtschaftsbegleitung in Gefahr, vom Patriarchen nach Sibirien gebracht zu werden. Endlich kamen sie im J. 1639 nach Moskau und am 13. Apr. nach Reval. Dort verlobte sich Flemming mit einer edlen Jungfrau Anna Niehusen, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns daselbst. Sie hatte sein Herz schon beim ersten Aufenthalt zu Reval entzündet. Als sofort am 1. Aug. 1639 die Gesandtschaft wieder in Gottorp eingetroffen war, eilte Flemming nach Hamburg, um sich dort als practischer Arzt niederzulassen. Zuvor aber erwarb er sich in Leyden mit großem Ruhm zu Anfang des Jahrs 1640 die Doctorwürde in der Arzneikunde. Kaum war er aber nach Hamburg zurückgekehrt, so riß ihn der Tod am 2. April 1640 in der Blüthe seines Lebens dahin; sein Körper war durch die Mühseligkeiten der Reise zerrüttet. Er starb mit ruhiger Ergebung und in dem muthigen Bewußtseyn seiner Unsterblichkeit auf Erden und im Himmel. In der Grabschrift, die er sich drei Tage vor seinem Tode selbst noch dichtete, sagt er:

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag Euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thut er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts das lebet, als mein Leben.

Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien zu Jena im J. 1642 durch Veranstaltung des Vaters seiner Braut. Flemming ist vorherrschend ein weltlicher Dichter und galt als der erste unter denselben, wie auch Gervinus ihn den schönsten Charakter unter den weltlichen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts nennt. Er ist ein glänzendes Meteor am Dichterhimmel dieser Zeit, das belebend auf die Dichtkunst überhaupt einwirkte. Er huldigte zwar in den meisten seiner Gedichte dem Weltgeist, doch spricht ein reiner Sinn aus Allem. Mit seinem Lied: „In allen meinen Thaten" hat er eine schöne Opfergabe auf dem Altare des Herrn dargebracht, und wenn die meisten jener Lieder mit der Lust der Welt vergangen und vergessen sind: dieses ist im gesegneten Gedächtniß des deutschen Volks geblieben. Seine geistlichen Gedichte überhaupt sind zwar nicht alle frei von jenen Spielereien, die im Geschmack seiner Zeit lagen, „sie sind aber fern von aller falschen „Mystik und doch so voll vom wahren Christenthum, so durchdrungen „von der Kraft der Ueberzeugung, daß sie nur aus einem in lebendiger, „ausübender Gottseligkeit erstarkten Gemüth entsprungen seyn können."

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, von W. Müller. — Paul Flemmings auserlesene Gedichte nebst einer Lebensbeschreibung von Gustav Schwab. Stuttg. 1820. —

Rist, Johann, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Rüstige." Er wurde am 8. Merz 1607 zu Pinneberg an der Pinnau in der Holsteinischen Herrschaft Pinneberg geboren, wo sein Vater Prediger war, der ihn schon vor der Geburt zum Studium der Theologie bestimmte. Er kam zuerst auf die Schule nach Hamburg und dann auf das Gymnasium zu Bremen, wo er sich bereits als Dichter einen Namen erwarb. In seiner zarten Jugend schon war er, wie er selbst erzählt, drei Jahre lang mit Anfechtungen wegen der ewigen Gnadenwahl geplagt, da er sich einbildete, Gott habe ihn verworfen und dem Satan übergeben. Aus dieser Angst hat ihn Psalm 91 mehr als tausendmal errettet, weßwegen er auch damals schon Psalmen und Lieder zu dichten anfieng. Er studierte hierauf Theologie auf den Universitäten zu Rinteln, Rostok, Leipzig, Utrecht und Leyden. Auf den deßhalb gemachten Hin- und Herreisen hatte er oft große Lebensgefahr auszustehen; auf dem baltischen Meer litt er Schiffbruch und als er von Leipzig wegreiste, lag er unterwegs etliche Wochen an der Pest in einem unbewohnten Haus, bloß unter Aufsicht einer alten Frau, auf den Tod krank darnieder. Nebenher trieb er auch Mathematik, Chemie und Medicin und kehrte mit dem Ruf eines großen Gelehrten und Dichters ins Vaterland zurück. Hier wurde er Prediger zu Wedel an der Elbe, einem Flecken in der Pinneberg'schen Herrschaft, ganz nahe bei Hamburg. Dieses Amt bekleidete er als ein treuer Seelsorger und eifriger Prediger bis an sein Ende. Er war auf der Kanzel, wie im geistlichen Lied, das er sich zu seiner Hauptbeschäftigung erwählte, ein Mann, der mit Feuerkraft auf christlichen

Wandel drang und es als seinen Beruf erklärte, das zerfallene Christenthum aufzurichten; so schaffte er daher auch in seinem Kreise die Fastnachtsfeier ab. Dessen unerachtet wurde er von den Eiferern seiner Zeit angegriffen, als predige er nicht genug über Streitsachen und gegen irrige Lehren. Darauf antwortete er aber, „es seyen in seiner Gemeinde kaum zwei Fremdlinge mit irrigen Lehren, viele aber mit einem sündhaften Leben; das Verkezern wirke, statt eines lebendigen, fruchtbaren Glaubens, nur Hochmuth und gehässige Regungen." Durch seine Dichtergabe und seinen frommen Eifer war er weithin berühmt und unterhielt einen Briefwechsel nach allen Seiten, daß er fast keinen Tag ohne Briefe war; mit allen Hauptgeistlichen in allen Hauptstädten Deutschlands stand er in Verbindung und galt ihnen als ein „Vorkämpfer gegen des Teufels Rotte." Doch ließ er sich mit den Gegnern zu sehr in kleinlichte Streitereien ein, und überhäufte sie gar oft, besonders in den Vorreden zu seinen Werken, in verletzter Eitelkeit, voll Gift und Galle, mit groben Schimpfworten. Geistliche und weltliche Ehren wurden ihm viel zu Theil. 1644 wurde er kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf und gekrönter Dichter, auch herzoglich mecklenburgischer Kirchenrath, und der Kaiser Ferdinand III. erhob ihn in den Adelstand. Aus Eitelkeit, von der er nicht frei war, und mehr zu seinem eigenen Glanze, stiftete er im J. 1660 einen besondern Dichterorden, den Elbschwanorden, aus etwa vierzig seiner Freunde bestehend. Dieser Orden bestand aber aus geringen Dichtern, leistete nicht viel und hörte bald nach seinem Tode wieder auf. Wenige Dichter sind wie er von der Mitwelt so gepriesen und vergöttert worden; er galt bei allen seinen Zeitgenossen als der nordische Apoll, als das auserwählte Rüstzeug des Herrn, als ein Fürst aller Poeten, als der Gott des deutschen Parnasses, als der große Limberschwan.

Seine besten geistlichen Lieder dichtete er in dem Zeitraum von 1637 bis 1644; bei seinem Wohnort hatte er einen Hügel, der ihm besonders lieb und theuer war; auf diesem dichtete er dieselben in gesegneter Einsamkeit und nannte den Hügel deßhalb seinen Parnaß. Gar viele derselben sind edle, christliche Früchte der Trübsal, wie er dieß selbst auch in den Worten bezeugt: „viele Lieder hat mir das liebe Kreuz ausgepreßt," denn in den spätern Jahren seines Lebens hatte er unter den Greueln des Kriegs, unter Hunger und Pestilenz gar viel zu leiden. Im J. 1644, beim ersten schwedischen Krieg, raubten ihm die „Kriegsgurgeln" seine ausgefertigten Schriften unverhoffterweise erbärmlich hinweg und im J. 1658, als die Feinde in Wedel plünderten, nahmen ihm die Croaten auf einmal über 2000 Reichsthaler weg und er mußte unter großer Angst und Gefahr flüchten. In einem andern Jahr starben in seiner Gemeinde, innerhalb 2 Monaten, über hundertfünfzig Personen. So gieng auch er durch viel Kreuz und Anfechtung, und die David'sche Noth, die über ihn kam, erzeugte auch in ihm David'sche Lieder, die in ganz Deutschland zu Trost und Erbauung vieler tausend Seelen

gesungen wurden. Aus solcher Stimmung sang er namentlich die Lieder seiner „Kreuzschule" vom J. 1659, darinn er redet, wie man das Kreuz im Gehorsam und in Gottes Liebe zum Heil und Segen zu wenden habe. Knechte und Mägde sangen seine Lieder und die Jugend lernte sie in der Schule auswendig. Selbst die Wittwe des katholischen Ferdinand II. hielt es um seiner Lieder willen für Schade, „wenn er zum Teufel fahren sollte." So ehrsüchtig er in mancher Hinsicht erscheinen mag, so hat er doch keines seiner Lieder in seiner eigenen Kirche singen lassen, obwohl man sie zu seinen Lebzeiten fast aller Orten in den Kirchen sang. Er starb sechzig Jahre alt zu Wedel am 31. Aug. 1667.

Rist schloß sich als Dichter unmittelbar an Opitz an und ist der fruchtbarste, nächst Opitz berühmteste Dichter seiner Zeit. Seine Lieder traten in folgenden zehn Sammlungen ans Licht, wozu ein ganzer Sängerkreis, der um ihn sich schaarte, die Melodien lieferte:

1. „Himmlische Lieder" in fünf einzelnen Zehn. 1641 und 1642. Es sind fünfzig Lieder mit fünfzig Melodien von Johann Schop. Dieß sind seine frischesten und besten Lieder, die unmittelbarsten Ergüsse dichterischer Begeisterung, köstliche Früchte seiner Dichtergabe, und zugleich von allgemeinerer kirchlicher Art. Das erste Zehn enthält Fest- und Passionsgesänge.
2. „Der zu seinem allerheiligsten Leiden und Sterben hingeführte und an das Kreuz geheftete Christus Jesus." 1648, mit zwanzig Liedern und neunzehn Melodien von Pope.
3. „Neuer himmlischer Lieder sonderbares Buch." 1651, mit fünf Abtheilungen, deren jede zehn Lieder hat:

   Erste Abtheilung: Klag- und Bußlieder mit zehn Melodien von Colerus und Stade.

   Zweite Abth.: Lob- und Danklieder mit zehn Melodien von Hammerschmidt.

   Dritte Abth.: Sonderbare Lieder, d. i. sonderbarer Personen sonderbare Lieder (Leuten verschiedener Lebensalter und Lebensverhältnisse in den Mund gelegt) mit einer Melodie von M. Jacobi, drei Melodien von Meier, fünf von Kortkamp, einer von Pape.

   Vierte Abth.: Sterbens- und Gerichtslieder mit zehn Melodien von Jak. Prätorius.

   Fünfte Abth.: Höllen- und Himmelslieder mit zehn Melodien von H. Scheidemann — seine geringhaltigsten Lieder voll eckelhafter, übertriebener, fleischlicher Schilderungen der Höllenpein und Himmelslust.

Mit dieser Sammlung machte er den Anfang, Gelegenheitsgedichte zu dichten für bloß gedachte Zustände der verschiedensten Art und Lieder allerlei nicht selbsterfahrenen, sondern nur vorausgesetzten Lebensereignissen anzupassen und allerlei Ständen, Lebensaltern und Geschlechtern anzueignen. Er macht sich von nun an ein Geschäft aus der geistlichen Liederdichtung. Nun als Dichter zu äußerlichen Ehren gelangt, hält er sich berufen, den von ihm gefühlten Mangel an Kirchenliedern und allerlei Lücken, die es deßhalb beim gottesdienstlichen Gesang noch gab, auszufüllen und zugleich manche nach der alten,

unvollkommnern Kunst gedichtete Lieder mit regelrechten verdrängen zu müssen. Auch mit seinen Liedern will er dem ganz verfallenen Christenthum wieder aufhelfen, deßhalb sollen sie fortan jedes Verhältniß des Lebens in geistlichem Sinne umfassen. Nun kommen aber deßhalb auch manche flüchtig hingeworfene und wässerige Lieder zu Tage, in denen das innerlich, lebendig erfahrene Wort nicht mehr verkündigt wird, dem doch allein die wahre Kraft innwohnt:

4. „Die sabbathische Seelenlust." 1651, mit achtundfünfzig Liedern und eben so viel Melodien von Thom. Selle. Hier stellt er den gereimten Episteln des Opitz gereimte Evangelien zur Seite.
5. „Frommer und gottseliger Christen alltägliche Hausmusik." 1654, mit siebenzig Liedern und achtundvierzig Melodien von J. Schop und zweiundzwanzig Melodien von M. Jacobi. Es sind Lieder für alle möglichen Stände, Lagen und Vorfälle im gewöhnlichen Leben.
6. „Neue musikalische Festandachten." 1655, mit zweiundfünfzig Liedern und zweiundfünfzig Melodien von Thom. Selle.
7. „Neue musikalische Katechismusandachten." 1656, mit fünfzig Liedern und achtunddreißig Melodien von A. Hammerschmidt und zwölf von M. Jacobi. Die ganze Theologie wollte er damit in Verse fassen.
8. „Neue musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule." 1659, mit siebenzig Liedern und siebenzig Melodien von Jacobi. In diesen Liedern prägen sich seine Lebenserfahrungen und Herzensgedanken ab, die er während der Schrecknisse des Kriegsjahrs 1658 hatte. Er lehrt darinn, wie Angst, Betrübniß und Creuz der Christen ABC sey. — aus Erfahrung.
9. „Neues musikalisches Seelenparadies," 2 Thle. 1660 und 1662, mit 164 Liedern und eben so viel Melodien von Chr. Flor.
10. „Neue hochheilige Passionsandachten." 1664, mit siebenundzwanzig neuen Liedern und dem Wiederabdruck der Passionslieder in Nro. 2. Hiezu gab Colerus sechsundvierzig Melodien.

Von den 611 Liedern, welche in diesen zehn Sammlungen des „rüstigen" Dichters enthalten sind, kamen (nach Königs harmonischem Liederschatz. Frankf. 1738) 237 in kirchlichen Gebrauch, während von den 629 Melodien, womit er seine Lieder verherrlichen ließ, bloß 28 sich in der Kirche einbürgerten.

Ausgezeichnet sind nun Rist's Lieder durch leichten, fließenden Ausdruck, gefällige und reine Reim- und Strophenbildung. Philipp v. Zesen hat deßhalb Rist's Namen durch einen Buchstabenwechsel in „Es rinnt ja so" verkehrt und zu seinem Lob gesungen:

„Aus seiner Feder es rinnt so schön
erfrischet Herz und Muth" ꝛc.

Später aber hat man ihm dieß Lob in Tadel verkehrt, und, wie z. B. Gervinus, das „es rinnt ja so" als bezeichnend für sein wässerigtes Schreiben ausgelegt, weil breiten, bodenlosen Schwalles seine Lieder unaufhörlich dahinrannen. Wirklich verfiel auch Rist, weil es ihm so leicht war, Verse zu machen, in eine gar weite und breite Manier, bei der die Gedanken und Bibelsprüche allzubreit getreten.

werden, und Alles zu lang geräth. Vertheidigt er doch selbst in der Vorrede zu seinem Seelenparadies dieses Breittreten der Bibelsprüche, indem er sagt, erst das Zerknirschen dieser Himmelsgewürze offenbare ihre rechte Kraft und ihren rechten Geruch. Er hat allerdings durch Vielschreiben und bloßes Gelegenheitsdichten seine herrliche Dichtergabe verwässert und oft bloß Reimereien und eine Menge gleichgültig, als Lückenbüßer hingeworfener, flacher Lieder geliefert. Wilhelm Müller sagt deßhalb in seiner Bibliothek deutscher Dichter von ihm: „es fehlt seiner Andacht Schwung und Innigkeit, die er oft durch hohlen Bombast zu ersetzen sucht, in ruhiger Betrachtung und tüchtiger Zufriedenheit spricht sich sein geistliches Lied am wahrhaftesten aus. Ueberhaupt schwankt er zwischen gezierter Ueberschwänglichkeit und prosaischer Faßlichkeit." Dabei ist aber doch nicht zu verkennen, daß Rist manches wahrhaft schöne Lied gedichtet und sich unter der Masse gewöhnlicher Lieder eine schöne Zahl gediegener Kernlieder befindet, die zu den schönsten des evangelischen Liederschatzes gehören, wie z. B. auch außer den ins W. Gesangb. aufgenommenen Liedern die Lieder: „Jesu, der du meine Seele" — „Ermuntere dich, mein schwacher Geist" — „Du Lebensfürst, Herr Jesu Christ" — „O Traurigkeit".

(Quellen: Molleri Cimbria literata. Tom. I. Pag. 546 seq. — Der neusprossende Palmbaum von Neumark. Nürnb. 1668. S. 467 f. — Der evangelische Kirchengesang von E. v. Winterfeld. II. Thl. 1845. S. 360—440.)

Höfel, Johann, Rist's Freund. Er wurde zu Uffenheim in Franken geboren am 24. Juni 1600; sein Vater lebte dort als fürstl. brandenburgischer Vogt. Er studierte in Straßburg, Gießen und Jena. Als gottseliger Jüngling, der nach dem köstlichen Spruche Prediger 12, 1. sich achtete, und mit einem bei jungen Leuten seltenen Ewigkeitsernste lebte, ließ er sich schon in seinem achtzehnten Jahr seinen Sarg verfertigen, um täglich an das Gebet Mosis, Psalm 90, 12, erinnert zu werden. Nachdem er sofort im J. 1628 Doktor der Rechte geworden war, ließ er sich 1631 als Raths- und Stadtconsulent in Schweinfurt nieder. Zugleich war er Rath und Advokat der Grafschaften Henneberg und Castell, so wie der Reichsstadt Rothenburg. Auch hier setzte er seine Uebung in der Gottseligkeit fort, hielt täglich seine Betstunde und rief in herzlicher Sterbensbereitschaft bei jedem Glockenschlag Gott um eine selige Stunde an. Die Liebe Christi drängete ihn also, daß er in Schweinfurt für alte, gebrechliche, arme und kranke Leute ein eigenes Häuslein auf dem Kirchhof bauen ließ, darinn sie verpflegt wurden. Nach dem Vorbild seines Herrn, der einst der bekümmerten Wittwe zurief: „Weine nicht!" wollte auch er die Beladenen und Mühseligen dieses süße Wort erfahren lassen und sie mit Hülfe und Trost erquicken (vergl. Nro. 473, 4. 5.). Er war deßhalb auch in seinem Wohnort als ein gottseliger und liebereicher Mann allgemein geschätzt und geliebt.

Im J. 1678 durfte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern. Da rechnete er es selbst zusammen, daß er in den fünfzig Jahren über 3414 Meilen in seinem Beruf zu Kaisern, Königen und Fürsten gereist sey. In seinem Alter las er meist Leichenpredigten, deren er 4000 sammelte. Drei Stunden vor seinem Tode schrieb er, der allezeit seine Lebensstunden gezählt, noch an einen seiner Freunde: „Nun ist es an meiner Lebensuhr am letzten Körnlein.“ Sein Wahlspruch war: **„O vanitas! o aeternitas!“** „O Eitelkeit, o Ewigkeit!“ So starb er denn nach dreiundachtzigjähriger Pilgerschaft, in der ihn Gott mit langem Leben gesättiget und ihm gezeiget hatte sein Heil, alt und lebenssatt am 8. Dez. 1683.

Im Jahr 1634 gab er **„musicam christianam“** heraus, worinn sich seine eigenen schönen Lieder finden: „O süßes Wort“ und „Was traur' ich noch“. Im J. 1681 gab er auch zu Schleußingen ein „historisches Gesangbuch“ heraus, welches Lieder enthielt, die allerlei Ereignisse in der Kirche und im Reich Gottes besingen.

(Quellen: Casp. Wezels **analecta hymnica. II.** Bd. S. 287.).

Stegmann, Josua, geb. im J. 1588 zu Sulzfeld in Franken, wo sein Vater evangelischer Prediger war. Er studierte in Leipzig und wurde im J. 1617 Pfarrer und Superintendent zu Stadthagen und nach vier Jahren schon, im J. 1621, Professor und Doktor der Theologie auf der neu errichteten Universität Rinteln, zugleich auch Hessen-Schaumburg'scher Superintendent. Sein Todestag ist der 3. Juni 1632.

Seine Lieder, die zum Theil recht gut sind, erschienen unter dem Titel: „Angenehme Herzensseufzer.“ Lüneburg, 1630, 1633 und 1634.

(Quellen: Carl Anton Dolle, ausführliche Lebensbeschreibung aller Professoren, die auf der Universität Rinteln gelehrt haben. 1752. II. Tbl.)

Wegelin, Josua. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. In den dreißiger Jahren war er evangelischer Pfarrer in Augsburg, wo er ein „Augsburg'sches Gebetbüchlein mit vierzehn Morgen- und Abendliedern“ herausgab. Ums Jahr 1640 sodann wurde er Pfarrer, Dr. der Theologie und Senior zu Preßburg in Ungarn.

Im Jahr 1660 erschienen seine geistlichen Arbeiten gesammelt unter dem Titel: „Gebete und Lieder.“

Denike, David, geb. zu Zittau in Sachsen am 31. Jan. 1603. Sein Vater, der dort Stadtrichter war, schickte ihn 1619 auf die Universitäten Wittenberg, Jena und Königsberg. Nachdem er sodann in den Jahren 1625—1627 mehrere gelehrte Reisen nach Holland, England und Frankreich gemacht hatte, wurde er 1629 Hofmeister bei dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, 1639 Abt des Stifts Bursfeld und endlich 1642 Consistorialrath in Hannover, worauf er sich verehlichte mit Magdalena Elisabeth von Windheim, eines Patriziers Tochter zu Hannover. Als solcher wirkte er im

Segen zur Hebung des kirchlichen Lebens; auch genoß er stets das Vertrauen seines Herzogs, der ihn in vielen Angelegenheiten verschickte. Er war ein sehr gewissenhafter, gottesfürchtiger und besonders auch gegen die Armen sehr gutthätiger Mann. Am 1. Apr. 1680 starb er nach wohl vollbrachtem Tagewerk zu Hannover am Stein und Schlafsucht. Dr. Heinemann hielt ihm die Leichenpredigt über Ps. 16, 8—11., worinn derselbe ihm auch bezeugte: „Er hat nach Art und Weise eines Davids geistreiche Psalmen geschrieben, welche unter uns öffentlich gesungen werden und vielleicht Wenige wissen."

Seine Poesie ist für die damaligen Zeiten ziemlich rein, auch sehr feurig, fließend und geistreich. Zwanzig seiner Lieder standen im Rintel'schen Gesangbuch.

(Casp. Wezels Analecta hymnica. I. Bd. 2. Stück. S. 34—38.)

Gesenius, Justus. Er wurde am 6. Jul. 1601 zu Eßbeck im hannöver'schen Amte Lauenstein geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er zu Helmstädt und Jena studiert hatte, wurde er im J. 1629 Prediger in Braunschweig, im J. 1636 Hofprediger in Hildesheim beim Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, dessen Hofmeister Denike gewesen war, und zuletzt Consistorialrath, Dr. der Theologie und Generalsuperintendent in Hannover, wo er am 18. Sept. 1671 starb. Er war einer der frommen und einsichtsvollen Theologen, die, wie Joh. Arndt, Joh. Gerhard, Valentin Andreä ꝛc., das in die lutherische Kirche eingedrungene Unwesen und Verderben tief beseufzten, hart tadelten und zweckmäßige Rathschläge gegen dasselbe gaben.

Er dichtete in seinen mittlern Jahren mehrere Lieder, wovon vierzehn in dem Hannöver'schen Gesangbuch stehen, das er in Verbindung mit seinem Freund und Collegen, Denike, im Jahr 1659 herausgab.

Das von Denike und Gesenius herausgegebene Hannöver'sche Gesangbuch ist dadurch merkwürdig, daß es zuerst ältere Lieder in veränderter Gestalt aufgenommen hat; die Veränderungen benahmen aber dem christlichen Kern und Gehalt der Lieder nichts, sondern suchten bloß die alten Härten und Rauhheiten in der Sprache und im Versbau nach Opitz'schen Grundsätzen über die Correktheit der Sprache abzuschleifen.

(Quellen: Hauberi primit. Schaumburg.)

Clausnitzer, Tobias. Er wurde im J. 1619 zu Thurn, eine Meile von Annaberg im Meissen'schen Gebiet in Sachsen, geboren. Im dreißigjährigen Krieg war er von 1644 an schwedischer Feldprediger, und hatte als solcher auf General Wrangels Befehl am 1. Jan. 1649 in Weyden die Westphälische Friedenspredigt zu halten. Gleich darauf wurde er in dieser in der Oberpfalz gelegenen Stadt erster Pfarrer und später Kirchenrath. Er starb 7. Mai 1684.

Es sind nur drei Lieder von ihm bekannt; er schrieb: „india-

nische Granadilla oder Passionsblume in gottseligen Betrachtungen des Leidens Christi in zwölf Predigten" und „himmlische Gedanken über die Wiedergeburt Christi".

Rinkart, Martin, geb. zu Eilenburg in Sachsen am 23. Apr. 1586. Sein Vater lebte dort als ein biederer Küfermeister, der seinem Wahlspruch: „schlecht und recht" lebenslang treu blieb. Nachdem sich Rinkart in der Schule seiner Vaterstadt nicht geringe Kenntnisse gesammelt hatte, bezog er im J. 1601 als fünfzehnjähriger Jüngling die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Hier erwarb er sich seinen Unterhalt durch seine musikalische Fertigkeit, welche er dem Unterricht des Eilenburger Cantors, Georg Uhlemann, zu verdanken hatte. Im J. 1610 wurde er Cantor an der St. Nikolaikirche zu Eisleben und nach Verfluß eines Jahres Diakonus daselbst. Von dieser Stelle wurde er im J. 1613 zum Pfarramte in Erdeborn im Mansfeldischen berufen.

Als er sofort im J. 1617 eine Reise in seine Vaterstadt machte, trug man ihm das damals gerade erledigte Archidiakonat, um das er sich früher vergeblich beworben hatte, nun freiwillig an. Am 29. Nov. 1617 trat er dieses Amt mit dem frommen Wunsche an:

Auf dein Wort, Jesu, ich mein neu Netz frisch ergreife,
Geh' in die wilde See, die Segel weit ausschweife.
Hilf zieh'n, hilf fangen mir der Himmelskinder viel
Und richte Netz und Schiff und Wind zum guten Ziel.

Während der ganzen Dauer des dreißigjährigen Kriegs wirkte er in diesem Amte zu großem Segen seiner Vaterstadt und bewährte sich unter mancherlei harten Prüfungen und Drangsalen durch Geduld, aufopfernde Liebe und unermüdlichen Eifer als einen frommen und treuen Diener Gottes. Seine Amtstreue bewährte sich auf eine seltene Weise bei der im J. 1637 zu Eilenburg herrschenden pestartigen Krankheit. Die Schweden hatten, ehe sie nach Pommern abzogen, auf dem platten Lande Alles verwüstet und verheert, und es hatte sich vieles Landvolk in die Stadt geflüchtet, als die Seuche ausbrach. An einem Tage starben 40—50 Personen und im ganzen Pestjahr 8000. Der ganze Rath starb bis auf drei Personen aus und nur wenige Schulkinder blieben übrig. Da auch der Diakonus und der Prediger auf dem Berge starben, so mußte Rinkart, der in diesem Jahr auch seinen Bruder, den Cantor zu Eisleben, verlor, das Amt in beiden Kirchspielen allein besorgen und die Todten, welche auf dem Gottesacker beerdigt wurden, täglich dreimal zu Grabe begleiten, wo jedesmal 10—12 Leichen dahergetragen und zusammen in ein Loch verscharrt wurden. So half er 4480 Personen beerdigen. Ihn aber erhielt Gott bei voller Gesundheit, ohne daß ihm, wie die Chronik schreibt, auch nur ein Finger weh gethan hätte. Kaum war jedoch diese Noth vorüber, so kam gleich im J. 1638 eine schreckliche Hungersnoth über Eilenburg, bei der Viele den Hungertod starben. Die Noth war so groß, daß oft 20—30 Menschen einem Hund oder einer

Katze nachliefen, sie zu fangen und zu schlachten. Um eine todte, aus der Luft herabfallende Krähe schlugen sich oft vierzig Personen. Rings um den Graben der Stadt brannten Feuer, bei denen an hölzernen Spießen die nach Nahrung Schmachtenden ein Stück Aas brateten, das sie auf dem Schindanger sich abgeschnitten hatten. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, wenn vom Abend bis zum Morgen das arme Volk in den Düngerhaufen wühlend ein Klaggeschrei nach Brod erhob, das oft Tagelang um gut Geld erst nicht zu haben war. In diesen unaussprechlichen Drangsalen zeigte sich der mildthätige, erbarmende Sinn Rinkarts auf eine rührende Weise. Denn, obwohl er bald selbst großen Mangel litt und in dürftige Umstände kam, fühlte er sich doch nur glücklich, wenn er die vor Hunger Schmachtenden sättigen konnte. Er und einige andere menschenfreundliche Einwohner Eilenburgs, der Superintendent und der Bürgermeister, ließen wöchentlich ein oder zweimal Brod unter die Dürftigen vertheilen, so daß sich oft 4—800 Menschen vor seiner Wohnung versammelten.

Wie er den Hungrigen treulich Hülfe leistete, so wurde er auch mehrmals der Schutzengel seiner Vaterstadt, als im Verlauf des dreißigjährigen Kriegs zu verschiedenenmalen feindliche Kriegsheere die Stadt brandschatzen wollten. Am meisten that der edelmüthige Mann für die Rettung seiner Vaterstadt, als am 21. Febr. 1639 der schwedische Obristlieutenant von Dörfling die Summe von 30,000 Thalern von Eilenburg unter heftigen Drohungen zu erpressen suchte. Rinkart gieng hinaus ins Lager und wagte eine Fürbitte. Als er jedoch mit einer abschlägigen Antwort zurückkehrte, sprach er zu der Bürgerschaft: Kommt, meine lieben Kirchkinder, wir haben bei den Menschen kein Gehör, noch Gnade mehr, wir wollen mit Gott reden. Darauf ließ er zur Betstunde läuten, in welcher das Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn", angestimmt wurde und Rinkart knieend Gebete sprach. Dieser rührende Zug der Frömmigkeit machte auf die schwedischen Befehlshaber einen so tiefen Eindruck, daß sie ihre Forderung auf 8000 Thaler herabstimmten und am Ende, weil fast nichts zu erschwingen war, auf Rinkarts flehentliche Bitte sich mit 2000 fl. begnügten.

All diese aufopfernde Liebe lohnten ihm aber seine Kirchkinder mit schmerzlichem Undank. Das bürgerliche Haus, das er besaß, belegte die Obrigkeit mit so schweren Abgaben, daß er sie nicht abtragen konnte, und daher von seinen Vorgesetzten mißhandelt und in einen siebenjährigen, ungerechten Prozeß verwickelt wurde, der seine schon zerrütteten Vermögensumstände vollends ganz zu Grund richtete. Bei den Soldatendurchmärschen wurde in sein Haus eine nicht geringe Anzahl einquartiert und seine Habervorräthe wurden ihm oft gewaltsam weggenommen. Seine Gläubiger ließen sich zu keinem billigen Abkommen bewegen, so daß dem armen Mann seine Besoldung auf viele Jahre verkümmert wurde. Im Schooß seiner Familie fand er

jedoch unter solchen Kränkungen Labsal und erlebte an seinen Kindern viele Freude; er war zweimal glücklich verheirathet. Auch war er noch so glücklich, das vorläufige Dankfest wegen des Westphälischen Friedens am 10. Dez. 1648 mitfeiern, und das Ende der langen Kriegsdrangsale, unter denen er mühselig und beschwert, aber gottergeben sein Predigtamt zu führen hatte, schauen und etwas von dem „edlen Frieden" schmecken zu dürfen. Recht aus Herzensgrund konnte da der in der dreißigjährigen Kriegsnoth hart geprüfte und von Gott doch gnädig durchgebrachte Mann im Hinblick auf den „edlen Frieden", der nun für die Welt im Anzug war, sein Lied anstimmen: „Nun danket alle Gott" (Nro. 2.).

Er ward, vierundsechzig Jahre alt, den 8. Dez. 1649, erlöst aus aller Noth und zu einem edlern Frieden heimgeführt. Er beschloß somit im ersten Jahr nach dem Ende des dreißigjährigen Kriegs seine amtliche Laufbahn in seiner Vaterstadt, die er im ersten Jahr vor dem Anfang desselben begonnen hatte. In der Stadtkirche liegt er begraben, wo jetzt noch sein Bildniß hängt, mit der Inschrift:

Der Rinkart seinen Rink getrost und unverdrossen
Hat viermal siebenmal, doch gänzlich nicht beschlossen;
Bis er den Friedensschluß und diesen Chor besang,
Er sang und singet noch sein ewig Lebelang
von anno 1617 bis anno 1650.

So geschah es auch, denn wo ein Freuden- und Dankfest gefeiert wird in evangelischen Orten, da ertönt sein frommes Danklied: „Nun danket alle Gott", und also singt er noch heute unter uns fort. Er schrieb mehrere kleine, erbauliche Schriften, besonders die „Katechismuswohlthaten," und dichtete mehrere geistliche Oden und Lieder, neben dem, daß er in seinen „mathematischen Gedenk-rink" vom J. 1644 manche Gedichte auch weltlicher Art verwebte. Fünf geistliche Lieder sind von ihm bekannt geworden und in die älteren Gesangbücher übergegangen, namentlich auch noch: „Ach Vater unser Gott" und: „Hilf uns, Herr! in allen Dingen."

Er ist ein kunst- und schmuckloser Dichter voll frommer Einfalt, an Opitz Musterform gebildet. Bei seinen Zeitgenossen war er als Liederdichter so geschätzt, vielleicht überschätzt, daß der Professor der Dichtkunst, Dr. Andreas Rivinus zu Leipzig († 1656), von ihm sagt: „Deutschland könne auf diesen Dichter eben so stolz seyn, als Frankreich auf seinen Ronsart," und Buläus, Superintendent zu Wurzen, die Gewandtheit rühmt, mit der er auf der vaterländischen Leyer geistliche und weltliche Lieder hervorzauberte, und gar meint, die Nachwelt noch werde Rinkarten als einen so ausgezeichneten Musterdichter anerkennen, daß sie von Jedem, der als Dichter Vorzügliches leiste, sagen werde: „er rinkartissire."

(Quellen: M. Martin Rinkart nach seinem äußern Leben und Wirken. Von Louis Plato, Professor der Philosophie zu Leipzig. Mit einer Abbildung Rinkarts. Leipzig, 1830.)

Neben der schlesischen Dichterschule, zu der auch noch die im W. Gesangb. nicht bedachten, ausgezeichneten Dichter Buchner, Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, Freund und Mithelfer von Opitz, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als „der Genossene", Andreas Tscherning, Professor zu Rostock und Freund von Opitz, ein geborner Schlesier, und David von Schweidnitz, gehören, hat sich zu dieser Zeit in ganz verwandter Richtung und mit demselben Streben nach Reinigung der Sprach- und Liederform in Opitz'scher Manier bemerklich gemacht —

Die preußische oder königsberger Dichterschule.

Der Meister dieser Schule, in welcher der durch Eccarts, des großen Tonmeisters, herrliche Liederklänge in Königsberg bis zum J. 1608 geweckte Dichtergeist wehte, ist Simon Dach, welcher in Verbindung mit seinen Freunden Roberthin und Alberti eine Dichtergenossenschaft in Königsberg gründete, die sich zu einem eigentlichen Bund zusammenschloß, in welchem bei regelmäßigen Zusammenkünften gelesen, gedichtet und allerlei Ernstes beredet wurde. Zu diesem Dichterbunde gehörten Männer wie Peter Titze, Valentin Thilo, G. Werner, Wilkow, Mylius, Faber, Kaldenbach ꝛc. Ein eigenthümlicher, schwermüthiger Ernst herrschte in diesem Bunde; sie nannten sich auch „der Sterblichkeit beflißene"; nach Dach's Vorgang ist die betrachtende Weise bei ihnen vorherrschend. Die bedeutendern sind:

Weissel, Georg, der Vorläufer der Schule. Er wurde im J. 1590 zu Domnau in Preußen geboren. Zuerst war er drei Jahre lang Rektor zu Friedland auf Natangen, dann vom J. 1623 zwölf Jahre lang Pfarrer in Königsberg an der damals neugebauten Roßgart'schen Kirche. Hier hat er in Verbindung mit dem ältern Thilo, Diaconus in Königsberg, durch seine edle Dichtergabe manche jugendliche Geister, besonders auch Dach, zur Dichtkunst geweckt und für dessen späteres Wirken einen empfänglichen Boden bereitet. Er starb 1. Aug. 1635.

Dach, Simon, der Meister des Königsberger Dichterbundes. Er wurde zu Memel in Preußen, wo sein Vater Dollmetscher der lithauischen Sprache war, am 29. Juli 1605 geboren. Schon als Knabe zeigte er die ausgezeichnetsten Fähigkeiten, besonders auch in der Musik; die Geige war sein Lieblingsinstrument. Den Grund zu seiner Bildung legte er in der Domschule und auf der Universität Königsberg, gerade als Pfarrer Weissel daselbst wirkte.

Seine erste Anstellung erhielt er als Collaborator an der königsberger Domschule. Bei einem schwächlichen Körper und geringem Einkommen wäre er fast unter der Last der Schularbeiten unterlegen; sein empfindliches Herz ward mit tiefer Schwermuth erfüllt, wodurch seine Gesundheit fast zerrüttet worden wäre. Da sandte ihm Gott in dieser jammervollen Lage einen rettenden Engel zu in der Person

des churfürstlichen Raths bei der preußischen Regierung, Robert Roberthin. Dieser war ein Freund von Opitz und machte als Dichter zuerst in Preußen die Opitzische Weise geltend. Einige dichterische Versuche des armen Collaborators hatten seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; er suchte seine Bekanntschaft, nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch auf und sorgte aufs theilnehmendste für ihn, so daß Dach wieder anfieng, aufzuleben. Er leitete anfangs die dichterischen Arbeiten Dach's, dieser aber überragte ihn bald, ehrte ihn jedoch stets in aller Bescheidenheit und Dankbarkeit als seinen Wohlthäter und Lehrer.

Im J. 1636 wurde er Conrektor an der Domschule, wodurch nicht allein für sein besseres Auskommen gesorgt war, sondern auch sein Geist eine angemessenere Thätigkeit gewann. Nun widmete er sich entschiedener der Dichtkunst. Er freite um die Tochter des Pfarrers von Tharau, in der Gegend von Königsberg, Aennchen mit Namen; ein glücklicherer Nebenbuhler aber trug den Sieg über ihn davon. In dieser Zeit dichtete er das zum wahren Volkslied gewordene Liedchen: „Aennchen von Tharau ist die mir gefällt" in der Mundart des preußischen Landvolks.

Im J. 1639 wurde er Professor der Poesie an der Universität zu Königsberg, weil er das Jahr zuvor den großen Churfürsten, der im Krieg mit den Schweden nach Königsberg gekommen war, mit einem Gedicht begrüßt hatte. Von dieser Zeit an pries der glückliche Mann allezeit den Ruhm und die Huld seines Churfürsten und aller Sprossen seines Stammes bei allen möglichen Ereignissen im churfürstlichen Hause. Er that dieß nicht aus höfischer Schmeichelei, sondern von Herzensgrund in einem zutraulichen, herzlichen Ton. Einmal bat er den Churfürsten in einem besondern Gedicht ganz naiv und treuherzig um ein Stückchen Land mit einer kleinen Hütte, als Lohn für die vielen Gesänge, die er schon zum Preis seines Namens verfertigt habe, und siehe da! der Churfürst schenkte ihm Curheim.

Im J. 1641 vermählte er sich und lebte glücklich und heiter. Als ihm aber im J. 1648 sein Freund Roberthin gestorben war, nahm er eine andere Richtung; tiefer Ernst und wehmüthige Sehnsucht zogen in seinem Gemüthe ein. Vom weltlichen Liede, in welchem er sich mit der anmuthigsten Leichtigkeit bewegte und durch einen naiven, kindlichnatürlichen, treuherzigen, aus voller Seele kommenden Ton sich auszeichnete, so daß er zu den besten weltlichen Liederdichtern Deutschlands gezählt zu werden verdient, wandte er sich nun ausschließlich zum geistlichen Liede. Ein großes Heimweh nach Oben ergriff ihn, sehnsüchtig schaute er nach dem Grabe (vergl. Nro. 601), und pries nun in vielen Liedern die Gestorbenen selig. Er bereitete sich alles Ernstes auf ein seliges Ende, eingedenk der Flüchtigkeit unserer Tage (vergl. Nro. 589). Als vollends noch mehrere seiner Freunde ihm in die Ewigkeit vorangegangen waren, so ward ihm die Erde immer leerer und kahler. Er rief den vorangegangenen Lieben

zu: „Freuet Euch, ich komme bald!“ und nach einem jahrelangen Krankenlager spannte ihn der Herr endlich aus dem Joch und führte ihn von dannen, am 15. Apr. 1659, nachdem er ein Alter von vierundfünfzig Jahren erreicht hatte. Die Zeit seines Abscheidens hatte er mit großer Bestimmtheit vorausgesagt.

Er dichtete im Ganzen 150 geistliche Lieder, meist bei bestimmten Veranlassungen, besonders bei Sterbfällen. Knapp nennt ihn den „gediegensten und correctesten aller mehr betrachtenden geistlichen Lie„derdichter, von einer ganz eigenen Lieblichkeit im Gedankengang und „Ausdruck.“ Er ist auch wirklich in der Gefälligkeit und Leichtigkeit der Sprache und des Ausdrucks der vollendete Meister seines Jahrhunderts. Weiche Rührung ist der Grundzug in seinen geistlichen Liedern, von denen Wilh. Müller sagt: „sie sind mehr innige Gebete, „stille Betrachtungen, Seufzer der nach Erlösung schmachtenden Seele, „als erhebende Psalmen des Preises und Dankes. Alle sind innig „und fromm gefühlt, vor vielen aber die Sterbelieder aus den letzten „Jahren seines Lebens.“ Die bis zum J. 1649 gedichteten erschienen gedruckt in H. Alberti's musikalischer Kürbishütte $16^{42}/_{50}$, die spätern in Königsberger Gesangbüchern.

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts von W. Müller. — Simon Dach und seine Freunde als Kirchenliederdichter von A. Gebauer. Tübingen, 1828. — Das Leben Simonis Dachii, eines preußischen Poeten, von Gottlieb Siegfried Bayer in Mich. Lilienthals erläutertem Preußen. Bd. 1. S. 159—195.).

Alberti, Heinrich, Dach's Freund und Organist zu Königsberg. Er wurde am 25. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren. Schon auf der Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studieren sollte, ergab er sich bald ganz seiner Lieblingskunst, der Musik, in welcher er sich sofort in Dresden weiter ausbildete. Im J. 1626 gieng er nach Königsberg und machte sich dort durch die schönen Weisen der geistlichen und weltlichen Lieder, die er componirte, bei Hohen und Niedern sehr beliebt. Manche seiner Melodien kamen in den Mund des Volks als ächte Volksgesänge oder wurden in den Kirchengesang aufgenommen.

So erhielt er im J. 1631 die Stelle eines Organisten an der Domkirche zu Königsberg. Weil jedoch diese Stelle sehr einträglich war und Viele darauf spannten, erhielt er dadurch viele Neider und Feinde, die ihm sein Leben sehr verbitterten. Allein die innige Freundschaft, die er mit Dach pflegte, diente ihm zu großer Erquickung. Er hauchte den Liedern Dach's durch die schönen Melodien, welche er dazu componirte, erst vollends das rechte Leben ein, und gerade diesen Melodien hatten Dach's Lieder zunächst die schnelle Verbreitung zu verdanken, deren sie sich erfreuen durften.

Er gab folgendes Werk heraus: „Musikalische Kürbishütte oder Arien etlicher, theils geistlicher, theils weltlicher, zur Andacht, guten

Sitten, keuscher Liebe und Ehrenlust dienender Lieder." Acht Theile in Folio. 1642—1650.

Einsmals geschah es nämlich, daß er in seinem Garten, den er sich nahe bei Königsberg gekauft hatte und in dem seine Freunde aus dem Dichterbund sich oft versammelten, alle Kürbisse mit den Namen seiner Freunde und mit einem Verse, der jeden an seine Sterblichkeit erinnerte, beschrieb; unter diesen Kürbißreimen waren z. B. folgende:

„Dem Herbst verlangt nach mir,
Mich zu verderben
Dem Tod, o Mensch, nach dir,
Auch du mußt sterben."

Oder: „Ich und meine Blätter wissen,
Daß wir dann erst fallen müssen,
Wenn der rauhe Herbst nun kömmt,
Aber du, Mensch, weißt ja nicht,
Ob's nicht heute noch geschicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt."

Dieß gefiel dem Roberthin so gut, daß er Alberti bat, er möchte diese Verse zu mehrerer Erinnerung in Melodie bringen. Also that nun Alberti und unter der Kürbishütte wurden sie dann abmusicirt. Er überlebte, als der letzte von den drei Leitern des Königsberger Dichterbundes, dessen musikalische Seele er war, seinen Dach und Roberthin, und starb, zum Tode wohl bereitet, als ein „der Sterblichkeit Beflissener" zu Königsberg am 6. Okt. 1668, nachdem auch er, wie Dach, die Zeit seines Ablebens genau vorausgesagt hatte. „In seinen geistlichen Liedern" — sagt Wilh. Müller — „herrscht eine fromme Erhebung, und ihr Styl ist einfach und edel." Matheson sagt von ihm: „aus jeder Zeile, die der ungeschminkte Mann geschrie„ben hat, leuchtet sein rechtschaffenes, redliches Gemüth, sein Gott „und tugendliebendes treues Herz sowohl, als seine Kunst und Ge„schicklichkeit hervor."

(Quellen: vergl. Dach.)

Thilo, Valentin, eines der Mitglieder des Königsberger Dichterbundes. Er wurde zu Königsberg, wo sein Vater Valentin Thilo Diakonus und als Dichter berühmt war, am 19. Apr. 1607 geboren. Nachdem er in Königsberg studiert hatte, bereiste er Holland und wurde sofort Professor der Redekunst und königl. polnischer Geheimer-Sekretär in Königsberg. Er starb 27. Jul. 1662.

Lang zuvor hatte ihn der rührend schöne Tod seiner einigen, allerliebsten Schwester, die er sein Lebenlang nicht vergessen konnte, sterben gelehrt (vergl. Thl. II. Nro. 97.).

An diese Dichter aus der Blüthezeit des deutschen Kirchenlieds reiht sich nun auch auf dem Gebiete des **Kirchengesangs**, der sich jetzt in innigster Wechselverbindung mit dem Kirchenlied immer herrlicher

zu entfalten beginnt, eine edle Schaar geistlicher Sänger und Tonmeister an.

Fast alle bedeutendern Dichter haben sich Sänger zugesellt, die, von ihren schwunghaften, in heiligem Gefühlsdrang gedichteten Liedern ergriffen und begeistert, sie mit köstlichen Melodien zu schmücken wußten. Es beginnt nun erst recht die Zeit der Melodienschöpfung und Ausbildung der Melodie. Noch mehr, als zuvor, tritt jetzt das rein verstandesmäßige Geschäft des Setzers zurück, ebenso auch die bloß aneignende Thätigkeit, und die schöpferische Thätigkeit des Sängers waltet jetzt fast allein vor. Dadurch erhielt auch die Melodie für sich allein schon, abgesehen vom Texte, einen immer größern Reichthum von Empfindung. Es sind nun fast durchaus namhafte Tonkünstler, welche neue Melodien schaffen.

Doch finden sich auch noch einige Spuren der bloß aneignenden Thätigkeit. So z. B. entstanden die Weisen:

* „Ach Gott und Herr" — eine in H. Scheins Cantional vom J. 1627 sich vorfindende Ueberarbeitung der Weise: „die Nacht ist kommen", die sich im Gesangbuch der böhmischen Brüder vom Jahr 1535 vorfand.
* „Nun danket alle Gott" — von Rinkart, dem Dichter des Liedes, nach einer ältern Melodie des Lucas Maurentius (Marenzo), des „göttlichen Componisten" und Capellmeisters zu Rom (1581 bis 1599) gefertigt.

Mehr noch wurde auch in dieser Zeit fort und fort das weltliche Volkslied zur geistlichen Melodienbildung benützt. Während des ganzen dreißigjährigen Kriegs erhielt sich noch die alte Sitte, weltliche Lieder in geistliche umzudichten. So erschien noch im Jahr 1621 ein Werk von H. Schein unter dem Titel: „Musica Boscareccia oder Wälderliedlein von einem Liebhaber mit geistlichen Texten versehen." Proben solcher geistlicher Umbildung weltlicher Volksmelodien aus dieser Zeit sind die Weisen:

* „Christus der ist mein Leben" — weltliches Lied: „Warum willst du wegziehen?"
* „Jesu, der du meine Seele."*

Blicken wir nun aber auf den lieblichen Bund hin, der sich damals zwischen Dichtern und Sängern oder Tonkünstlern schloß, so sehen wir, ein Joh. Heermann, obwohl selbst auch Sänger, hatte einen Johann Crüger, der kurz nach dem Erscheinen seiner Lieder im J. 1636 sie bereits auch mit herrlichen Weisen geziert dem Gemeindegesang übergiebt (1640); die preußische Dichterschule hatte eine festgeschlossene Tonschule neben sich, mit der sie Hand in Hand gieng und in der ein Joh. Stobäus die Lieder des Valentin Thilo und G. Weissel mit schönen Weisen begabte (1634), während Alberti nicht nur seine eigenen Lieder, sondern auch vor allen die des Simon Dach mit reichen Klängen verherrlichte (1642—1650). Um

* Diese mit * bezeichneten Melodien finden sich alle im neuesten W. Choralb.

Joh. Rist, der als wahrer Dichterkönig unter den Sängern dieser Zeit dastand, drängte sich gleichsam ein ganzer Hofstaat von Sängern, zwölf an der Zahl, die von 1641—1664 zu den 611 Liedern Rist's 629 Weisen sangen und sich durch das Ansinnen Rist's, seine Lieder in Musik zu setzen, hochgeehrt fühlten, indem sie nicht anders glaubten, als durch die Verbindung mit Rist's gepriesenen Liedern sey ihren Weisen die Unsterblichkeit gewiß. Unter ihnen ragt Joh. Schop weit hervor, besonders durch die Melodien, welche er 1641 und 1642 zu Rist's „himmlischen Liedern" fertigte. Joh. H. Schein sang seine eigenen Lieder und richtete viele ältere Melodien für den Kirchengebrauch zu in seinem Cantional von $16^{27}/_{15}$.

Was über das Leben und die Leistungen dieser Sänger, so wie über ihre tonkünstlerische Eigenthümlichkeit, über die Entwicklung des Kirchengesangs und über das dabei stets zu beachtende Verhältniß des Kunstgesangs und Gemeindegesangs zu sagen ist, versparen wir an den Schluß der nächstfolgenden Periode, wo wir sodann im Zusammenhang den Entwicklungsgang des Kirchengesangs durch's ganze siebenzehnte Jahrhundert bis in die erste Hälfte des achtzehnten betrachten und den Einfluß kennen lernen werden, welcher durch eine neue, von Italien ausgehende tonkünstlerische Richtung die alten kirchlichen Tonarten und Tonsätze allmählich verdrängt und auf den Trümmern der ältern Kunstrichtung eine durchaus neue Form des evangelischen Kirchengesangs begründet.

Eben darum brechen wir jetzt auch hier ab, denn in diesem Zeitraum schon übt bei den Tonkünstlern und Sängern neben der lange noch fortwährenden Geltung der alten kirchlichen Kunstrichtung die neuere mehr oder minder ihren Einfluß selbst bei manchen kirchlicheren Tonkünstlern aus, ob sie gleich erst vornen in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eigentliche Geltung zu erlangen anfängt.

Vierte Periode.

Die Zeit des Gegensatzes zwischen lebendigem Gefühlschristenthum und äußerem Kirchenthum.

Vom westphälischen Frieden bis zum Beginn des siebenjährigen Kriegs. 1648—1756.

Das evangelische Kirchenlied als Andachtslied mit dem vorherrschenden Gepräge der Subjektivität.

Von Gerhard bis Gellert.

Durch den für Deutschland höchst bedenklichen westphälischen Friedensschluß war die Kraft der deutschen Nation gebrochen. Dieß

zeigt sich — wie Gervinus treffend nachweist — selbst auf dem Gebiet des weltlichen Lieds, wo nun für die Dichtkunst der Stoff allmählich versiegen gieng. In der Kirche trat nach dem vieljährigen Kampfe allgemeine Abspannung ein; der Geist erstarrte in todtem Buchstabenglauben, und es konnte das Kirchenlied, bloß auf dem Standpunkt des allgemeinen Kirchenglaubens, unmöglich mehr Saft und Kraft ziehen, so daß seine Lebensfrische dahin gewesen wäre. Eine neue Sylbenmessung, ein leichterer Versbau, correcter Ausdruck und zierliche Sprachgewandtheit, mit einem Wort, eine bessere Form war zwar durch die Opitzisch-Schlesische Schule für das Kirchenlied gewonnen; weil aber nun der rechte Lebensgeist nicht mehr in der Kirche waltete, so drohten die Kirchenlieder bloße schöngeformte Gebilde ohne Geist und Leben zu werden. Wie mit der Königsberger Schule die betrachtende Manier sich auszubilden anfieng, so hatte auch schon Opitz bereits gegen die Lyrik das didaktische Element der Dichtung hervorgestellt und den Zweck derselben dahin festgesetzt, daß sie lehren und nützen solle. Nachdem nun vollends mit dem Ende der dreißigjährigen Noth und Trübsal der geistlichen Dichtkunst die Schwungkraft genommen war und eine allgemeine Erschlaffung der Gemüther eintrat, lag die Gefahr für das Kirchenlied nahe, es möchte hinfort die Opitzische Bahn einseitig verfolgt und bloß die Form berücksichtigt werden, wobei über der fließenden, correcten und zierlichen Sprache das Kernhafte des Gehalts hätte Schaden leiden und die seitherige Glaubens- und Lebensfrische, ächte Volksthümlichkeit und körnigte Kraft hätte verkümmern müssen.

Da trat ein Mann auf, einzig in seiner Art, der das Kirchenlied vom Standpunkt des allgemeinen Kirchenglaubens, auf dem es damals keine Nahrung mehr gehabt hätte, auf den Standpunkt des Gemüths und persönlichen Glaubensgefühls hinüberführte und es in eine neue Entwicklungsstufe der subjektiven Lebendigkeit leitete. Dieser Mann ist Paul Gerhard, der andere Luther auf dem Gebiet des Kirchenlieds.

Er stand noch fest auf dem Grund des kirchlichen Bekenntnisses und Luthers kräftiger Geist lebte in ihm fort; dabei hatte er aber die höhere poetische Bildung seiner Zeit ererbt. Daher erreichte mit ihm die ältere Schule, in der das Kirchenlied vorherrschend das Gepräge der objektiven Kirchlichkeit hat, ihre höchste Vollendung, zugleich aber hat in ihm die neuere Schule der subjektiv-lyrischen Dichtung ihren Anfangspunkt. Er ist objektiv kirchlich und subjektiv lyrisch zugleich und so dem Janusbilde ähnlich, das rückwärts in die alte und vorwärts in die neue Zeitentwicklung schaut.

Treffend sagt Wackernagel von ihm:* „Gerhards Lieder spiegeln „den Uebergangscharakter seiner Zeit ab, wo neben dem christlichen „Gemeindebewußtseyn sich das persönliche Gefühlsleben, die subjektive

* P. Gerhards Lieder von Wackernagel. 1843. Vorrede S. 1.

„Richtung, anfieng geltend zu machen, so daß man ihn für den letzten „und zugleich vollendetsten der streng kirchlichen Dichter ansehen kann, „welche im confessionell kirchlichen Glauben gegründet waren, und „ihn aber auch die Reihe derjenigen Dichter eröffnen lassen kann, in „deren Liedern Preis und Anbetung des geoffenbarten Gottes zurück„treten vor dem Ausdruck der Empfindungen, die sich der Seele im „Anschauen ihres Verhältnisses zu Gott, dem sich offenbarenden Heil, „bemächtigen. Er stand auf der Höhe der Zeit und beide Richtungen „vereinigten sich in ihm aufs Lebendigste."

Mit tiefer Innigkeit und lebendigem Glauben, im ächten Volkston und doch in einer würdigen, edlen Sprache, die er an der Bibel und an Luther, so wie an des h. Bernhards Hymnen und Arndts Paradiesgärtlein gebildet hatte, hat er in sinnlich lebendiger Anschauung die herrlichsten Lieder gedichtet, so daß man mit ihm in die schönste, vollste Blüthezeit des evangelischen Kirchenlieds eintritt. „Wenn Ein „Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts liebenswürdig ist," sagt Gervinus von ihm, „so ist es Gerhard; der Geist Luthers waltet in ihm „fort und in seinen Gesängen ist die herrschende Volksmanier der alten „Zeit weit ansprechender, als irgend die Correctheit der Opitzianer."

Um ihn reiht sich auch eine schöne Gruppe von geistesverwandten Dichtern, unter denen besonders Georg Neumark und Joh. Frank sich auszeichnen; letzterer aber weist schon entschiedener in die neue Entwicklungsstufe des Kirchenlieds hinüber, auf der die subjektive Lebendigkeit sich bis in die individuellsten und persönlichsten Züge mehr und mehr entfaltet, und ist so der Vorläufer der neuern Schule, in der die Darstellung der innern Erfahrung die alleinige Hauptsache ist.

So blühte nun durch Gerhards anregendes Musterbild das Glaubensleben, das in der allgemeinen Abspannung der Zeit, im äußern Kirchenthum und in der bloßen Rechtgläubigkeit der Theologen zu verknöchern und zu erkalten drohte, im Kirchenliede herrlich fort. Mehr und mehr macht sich aber im weiteren Verlaufe das subjektive Element geltend; „die Dichter" — bemerkt deßhalb bezeichnend Dr. Daniel * — „singen nicht mehr im Namen und mit dem Mund der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen nun weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände und Lebensereignisse im Privatleben. Daher ist in diesen Liedern selten mehr das „Wir" in der Gesammtheit, sondern meist das „ich" in der Einzelheit zu finden."

Versuchen wir nun die **Dichter** dieser ganzen Periode, wie sich in ihnen von Gerhard an allmählich **das persönliche Gefühlsleben oder die subjektive Richtung im Kirchenlied** mehr und mehr entwickelte, nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenzustellen, so ergeben sich uns **folgende Gruppirungen:**

---

* In der Einleitung zu seinen „evangelischen Kirchengesangbuch". Halle, 1842.

I. Gerhard und ſeine geiſtesverwandten Zeitgenoſſen.

Das volksthümlich-gläubige Andachtslied.

Dieſe Dichtergruppe ſteht ſammt und ſonders noch auf der Uebergangsſtufe von der objektiv-kirchlichen Richtung zur ſubjektiven.

Gerhard, Paul, geb. im Jahr 1606 oder 1607 zu Gräfenhainichen in Churſachſen, wo ſein Vater Bürgermeiſter war. Die Zeit ſeiner akademiſchen Laufbahn fällt in die Unruhen des dreißigjährigen Kriegs. Deßhalb verzögerte ſich auch ſeine Anſtellung ſo ſehr, daß er noch im J. 1651 in einem Alter von fünfundvierzig Jahren als Candidat der Theologie und Privatlehrer im Hauſe des Kammergerichtsadvokaten Andreas Berthold zu Berlin lebte. Endlich wurde er im genannten Jahr Pfarrer in Mittenwalde, worauf er ſich mit Bertholds Tochter, Anna Maria, verheirathete. Das brandenburg'ſche Conſiſtorium hatte ihn dem Magiſtrat zu Mittenwalde empfohlen, „als eine Perſon, deren Fleiß und Erudition bekannt, die „eines guten Geiſtes und ungefälſchter Lehre, dabei auch eines ehr„lichen und friedliebenden Gemüths und chriſtlichen, untadelhaften „Lebens ſey.“ Fünf Jahre blieb er auf dieſer Stelle bis in die Mitte des Jahrs 1657. Im Juli dieſes Jahrs wurde er ſofort auf das dritte Diakonat an der St. Nicolaikirche zu Berlin berufen. Dieſes Amt verwaltete er als ein eifriger Prediger und treuer, herzlicher Seelſorger, ſo daß ſeine Gemeinde mit größter Liebe an ihm hieng. Zugleich machte er ſich durch die herrlichen, geiſtlichen Lieder, die er ſchon während ſeines Privatſtandes in Berlin zu dichten angefangen, weit und breit bekannt. Nach neun ſegensreichen Amtsjahren ſollte er jedoch gerade in dem J. 1666, in welchem die erſte Sammlung ſeiner geiſtlichen Lieder erſchien, ſeiner geiſtlichen Stelle entſetzt werden.

Damit trug es ſich alſo zu. Die ſtrengen Lutheraner von der Wittenberger Schule, zu welchen auch ſämmtliche Geiſtliche Berlins gehörten, ſtritten damals gegen den Syncretismus, oder die von Calixtus vorgeſchlagene Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Kirchen, und gegen den verſteckten Calvinismus. Der große Churfürſt Friedrich von Brandenburg aber, ein Bekenner der reformirten Confeſſion und Herr eines Landes, in dem neben mehreren Millionen Lutheranern etwa 15000 Reformirte wohnten, ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn, die Zwiſtigkeiten zwiſchen der lutheriſchen und reformirten Geiſtlichkeit, die ſich in ſeinem Lande heftig beſtritten, zu ſchlichten, und arbeitete auf eine Vereinigung der Proteſtanten zu Einer Kirche hin. Bekanntlich hatte er auch im weſtphäliſchen Frieden den Reformirten gleiche Rechte mit den Lutheranern verſchafft. Nun behaupteten aber die Lutheraner in ſeinem Lande nur um ſo eifriger von der Kanzel die ausſchließliche Wahrheit ihrer Lehre und widerlegten die Calviniſten als Ketzer in der Lehre vom Abendmahl und von der Gnadenwahl. In dem Gymnaſium zu Berlin, das graue Kloſter ge-

nannt, wurde gar im J. 1661 ein Schauspiel, unter dem Titel: „das h. Abendmahl," vor einem vollen Hause aufgeführt, wobei aller Witz aufgeboten wurde, um die Reformirten lächerlich zu machen. Der Churfürst veranstaltete nun in den Jahren 1662 und 1663 unter Leitung des Oberpräsidenten Schwerin zu Berlin ein Religionsgespräch zur versöhnenden Ausgleichung der streitigen Punkte. Bei diesem Religionsgespräch sollten Lutheraner und Reformirte „amicabiliter" darüber berathen: 1) „ob in den reformirten Confessionibus etwas bejahet oder gelehrt werde, wobei der, so es lehret oder glaubet und bejahet, judicio divino verdammt sey;" 2) „etwas davon verschwiegen oder verneint sey, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott Niemand selig machen wolle." Darüber wurde nun verhandelt; statt Frieden, kam aber dadurch nur noch größere Bitterkeit in die Gemüther. Am 1. Sept. 1662 erschien deßhalb ein Receß, „daß die Bekenntnißschriften der Reformatoren auf der Kanzel zu refutiren oder zu conseciren das geistliche Ministerium (d. i. die sämmtlichen Geistlichen) zu Berlin sich so lang enthalten sollte, bis oben angeführte Fragen dem churfürstlichen Befehl gemäß genugsam beantwortet und enodiret wären." Da es nun bei dem Religionsgespräch immer nicht zu einer Entscheidung kommen wollte, weil die berlinische Geistlichkeit keinen Schritt von der Concordienformel wich und die Reformirten dieselbe durchaus nicht gelten ließen, so erschien am 16. Sept. 1664 für die Geistlichen beider Parteien, die sich jetzt nur noch schroffer entgegenstanden, ein geschärftes Edikt gegen Verunglimpfungen und Verketzerungen auf der Kanzel, und der berlinischen Geistlichkeit ließ der Churfürst seine besondere Ungnade androhen. Alle angestellten Geistlichen sollten überdieß durch Ausstellung bündiger Reverse sich auf dieses Edikt verpflichten, was seither bloß von den Ordinanden, die auf die erste Pfarrstelle befördert wurden, verlangt worden war. In diesem geschärften Edikt waren zugleich alle Widerspenstigen mit der Entfernung vom Amte bedroht und alle weltlichen Beamten, hoch und nieder, aufgefordert, die Uebertreter zur Anzeige zu bringen. Viele hundert Geistliche unterschrieben den Revers, obwohl innerlich widerstrebend. Darum gieng auch damals das Witzwort um, das man den Ehefrauen der Pfarrherren in den Mund legte:

„Schreibt, schreibt, lieber Herre, schreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!"

Von der lutherischen Geistlichkeit Berlins weigerten sich aber zunächst der alte Probst Lilius und der Archidiakonus Reinhart, einen solchen Revers zu unterschreiben. Alsbald, im Apr. 1665, wurden sie dafür ihres Amtes entsetzt.

Um diese Zeit traf Gerhard ein harter Schlag im Schoos seiner Familie. Sein Sohn, Andreas Christian, starb, auf dessen Tod er dann das schöne Lied dichtete: „Du bist zwar mein" (Nro. 627). Bald aber

sollte ihn auch in seinen amtlichen Verhältnissen ein nicht minder schwerer Schlag treffen. Nachdem zu Anfang des J. 1666 Lilius zur Unterschrift sich hatte bewegen lassen, gieng es nun auf Gerhard los, dessen der Churfürst gern los gewesen wäre, denn er hielt ihn für den heftigsten Gegner der Reformirten auf dem Religionsgespräch, weil er bei demselben die gelehrten Angriffs- und Vertheidigungsschriften zu entwerfen hatte und bei einer ihm zugestoßenen Krankheit seine Collegen zu sich geladen und eindringlich ermahnt hatte, den Revers doch ja nicht zu unterschreiben. Wirklich war auch Gerhard die Seele der berlinischen lutherischen Geistlichkeit; es war aber weder Eigensinn noch Leidenschaftlichkeit, was ihn leitete. Genug, der Churfürst mochte ihn eben nicht mehr leiden; deßhalb ward er vor das Consistorium geladen und zur Ausstellung des Reverses aufgefordert und, da er sich dessen weigerte, weil er in der Lehrfreiheit sich nicht wolle beschränken lassen, am nämlichen Tage noch seines Amtes entsetzt. Als ihm dieß angekündigt wurde, sprach er mit unerschrockenem Muthe: „Es ist nur ein solches ein geringes berlinisches Leiden, ich bin auch willig und bereit, mit meinem Blut die evangelische Wahrheit zu besiegeln und als ein Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten."

Seine Absetzung erregte unter den Berlinern einen großen Schmerz, denn sie schätzten ihn für ihren berühmtesten und liebsten Prediger. Die Bürgerschaft und die Gewerke Berlins verwandten sich für Gerhard beim Magistrat und dieser beim Churfürsten. Auf zwei Eingaben erfolgte aber jedesmal eine abschlägige Antwort. Doch endlich, nachdem die Stände sogar für Gerhard sich verwandt hatten, erließ ihm der Churfürst die Unterschrift und setzte ihn in sein Amt wieder ein. Dieß geschah durch ein besonderes Edikt vom 9. Jan. 1667. Man hatte dem Churfürsten vorgestellt, wie sich Gerhard immer friedlich gegen die Reformirten verhalten habe und es bei ihm nicht Ungehorsam, sondern Aengstlichkeit eines zarten Gewissens sey, daß er die Unterschrift verweigere. Der Churfürst ließ durch einen Geheim-Secretär Gerhard von seiner Wiedereinsetzung in's Amt benachrichtigen mit dem Beifügen, Se. Durchlaucht lebten der gnädigsten Zuversicht, er werde auch ohne Revers sich den Edikten gemäß zu bezeigen wissen.

Diese gutgemeinte Bemerkung gerade nun belastete das Gemüth Gerhards auf's schwerste. Eine solche mündliche Verhandlung hielt er für ebenso bindend als eine Unterschrift. Es hätte genügt, wenn er sich nur ferner im Predigen ruhig verhalten hätte; allein dem redlichen, geraden Mann war es unerträglich, mit seinem Gewissen nicht im Reinen zu seyn und auch nur den Schein zu haben, als verleugne er vor Menschen die erkannte und öffentlich bekannte Wahrheit. Er schrieb deßhalb in einer Vorstellung an den Magistrat vom 26. Jan. 1667: „Mein Gewissen will mir darüber voller Unruh und Schrecken werden, was aber mit bösem Gewissen geschieht, das ist vor Gott ein Greuel und zieht nicht den Segen, sondern den Fluch nach sich, womit

aber weder meiner Gemeine, noch mir würde gerathen seyn." Und an den Churfürsten selbst schrieb er: „sollte ich mich denn nun in dasjenige, dessen ich mich hiebevor aus höchst dringender Noth entzogen, auf's Neue wieder einlassen, würde ich mir selbst höchst schädlich seyn und eben die Wunde, die ich vorher mit so großer Herzensangst von mir abzuwenden gesucht, nur, so zu reden, mit eigenen Händen in meine Seele schlagen. Ich kann nicht anders finden, als daß ich, wo ich so wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden würde."

Auf diese Erklärung hin befahl der Churfürst, Gerhards Stelle durch einen andern zu besetzen. Nun war Gerhards Herz wieder erleichtert und er dichtete das Lied: „Ich danke dir mit Freuden." Am 31. Aug. 1667 ernannte der Magistrat seinen Nachfolger. Dieser aber zögerte mit seinem Eintritt bis tief in das J. 1668 hinein, so daß Gerhard unterdessen noch das Beichtgeld und die Accidenzien von seiner alten Stelle beziehen konnte. Diese zufälligen Einnahmen und manche Liebesgaben der Gemeinde waren nun das Einzige, was er zum Lebensunterhalt für sich und seine Familie in dieser Zeit hatte. Zwar soll der Herzog Christian von Merseburg ihn bald nach seiner Amtsentsetzung nach Merseburg eingeladen und, als er dieß abschlug, ihm einen Jahresgehalt ausgesetzt haben; es ist dieß aber nicht sicher verbürgt. Kurz vor Ostern 1668 starb ihm seine Frau, die ihm siebzehn Jahre lang eine treue Gefährtin in Freud und Leid gewesen war, und hinterließ ihm ein einziges sechsjähriges Söhnlein; zwei waren ihm früher schon gestorben.

In demselben Jahre noch, im Monat September, wurde er nach der Stadt Lübben im Gebiet des Herzogs von Merseburg berufen und hielt dort im Oktober, am zwanzigsten Sonntag n. Trin., seine Antrittspredigt. Hier wirkte er noch sieben Jahre lang zum Segen seiner neuen Gemeinde, hatte aber viele trübe Tage, so daß er oft von großer Schwermuth befallen wurde; im Magistrate saßen rohe Leute, die ihn auf allerlei Weise und mit den unbilligsten Nachreden beleidigten. Auf den Schwingen des Lieds erhob er sich aber allezeit wieder allem Herzeleid auf dieser armen Erde und dichtete seine schönsten Lieder im Gottvertrauen unter den schwersten Prüfungen, von denen einer seiner Zeitgenossen sagt, „sie hätten Gerhard eher zum Schreien, als zum Singen bringen sollen."

Als er sein Ende nahe fühlte, setzte er für seinen einzigen Sohn — das letzte liebe Vermächtniß der vorangegangenen Lebensgefährtin — noch ein Bekenntniß mit hinzugefügten Lebensregeln auf. Der Anfang desselben lautet so: „Nachdem ich nunmehr das siebzigste Jahr meines Alters erreicht, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber, frommer Gott mich in Kurzem aus dieser bösen Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte

und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf die jetzige Stunde an Leib und Seele und Allem, was er mir gegeben, erwieſen hat. Daneben bitte ich ihn von Grund des Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in ſeine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine ſanfte Ruhe in der Erden bis zu dem lieben jüngſten Tage beſcheeren, da ich mit allen Meinigen, die vor mir geweſen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen und meinen lieben Herrn Jeſum Chriſtum, an welchen ich bisher geglaubet und doch nie geſehen habe, von Angeſicht zu Angeſicht ſehen werde. Meinem einigen hinterlaſſenen Sohn überlaſſe ich an irdiſchen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, deſſen er ſich ſonderlich nicht wird zu ſchämen haben." In ſolch herzlichem Glauben ſtarb er lebensmüde im ſiebzigſten Jahr ſeines Lebens und im ſechsundzwanzigſten ſeines geiſtlichen Amtes am 7. Juni 1676. In der Kirche zu Lübben ließ man ſein lebensgroßes Bildniß aufhängen mit der Unterſchrift: **Theologus in cribro Satanae versatus.**" („Ein Gottesgelehrter im Sieb des Satans gerüttelt.") Weiteres über ihn vgl. Theil II. zu Nr. 462. 364. 549. 604. 454.

Er hat im Ganzen 120 geiſtliche Lieder gedichtet. 88 davon traten allmählich in einzelnen Geſangbüchern ans Licht; ſo hatte z. B. das berliner Geſangbuch von 1653 32 und das auf des Churfürſten Befehl ausgegebene märkiſche Geſangbuch vom J. 1658 24 ſeiner Lieder, unter welchen ſich Nr. 484. 93. 518. 105. 533. 141. 199. 549. 571. 454. 18. 66. 27. 469 befanden. Die erſte vollſtändige Ausgabe erſchien unter dem Geſammttitel: „Pauli Gerhardi geiſtliche Andachten, beſtehend in 120 Liedern u. ſ. w. hervorgegeben und verlegt von Joh. Georg Ebeling, der berliniſchen Hauptkirche Muſikdirektor, in 10 Folioheften, jedes von 12 Liedern." Davon erſchienen die 5 erſten Hefte im J. 1666, die 5 letzten im J. 1667. Hier finden ſich 30 Lieder zum erſtenmal. Dann folgten 2 Stettiner Ausgaben vom J. 1669 und 1672, eine Nürnberger vom J. 1683 und eine Eislebener vom J. 1700. Endlich gab Feuſtking im J. 1707 Gerhards Lieder heraus „nach des Autoris Manual."

Nächſt Luther hat als Kirchenliederdichter keiner ſo ſegensreich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als Gerhard, dieſer ächte geiſtliche Volksdichter. Thomas Crenius ſagt: „viele von andern Religionen beſuchen nur darum die lutheriſchen Kirchen, weil dieſes Mannes herzbewegliche Lieder darinnen geſungen werden." Er hat wirklich in einer Zeit, in welcher der Streit zwiſchen der lutheriſchen und reformirten Lehre aufs heftigſte entbrannt war, unerſchrocken für ſeinen lutheriſchen Lehrbegriff geſtritten und die Zuſammenmengung von Lutheranern und Reformirten feſt und ſtandhaft bekämpft und dennoch durch ſeine Lieder, welche von allen Religionsparteien mit gleicher Begeiſterung aufgenommen wurden, für die wahre religiöſe Einigung der Gemüther

am meisten gewirkt. Schon seinen Zeitgenossen galt er für einen David in der Schaar der heiligen Sänger. Hier noch vier **Zeugnisse aus alter und neuer Zeit über seinen Dichterwerth:**

Feustking sagt von ihm bei der Herausgabe seiner Lieder: „Ich sage „es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards „Liedern, es fällt und fließt ihm Alles aufs Lieblichste und Artlichste, „voll Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwun„genes, geflicktes, zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonst insgemein „etwas himmlisches und geistiges mit sich führen, also sind sie auch „absonderlich in Gerhard recht auserwählt, leicht und auserlesen „schön, die Redensarten sind schriftmäßig, die Meinung klar und „verständlich, in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft „und Kraft hat, herzet, afficiret und tröstet."

Des wohlbekannten T. Fr. Hippels Mutter empfahl ihrem Sohne Gerhards Lieder mit folgenden denkwürdigen Worten: „Nach dem „Luther muß ich gestehen, keinen bessern Liederdichter, als Gerharden „zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt, das auserwählte Rüstzeug, Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem „Kirchengeläute könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse „Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein „Gast auf Erden und überall in seinen 120 Liedern ist Sonnenwende „gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Ger„hard nach der seligen Ewigkeit."

Wilhelm Müller bezeuget: „Mag an geistlicher Heldenkraft „Gerhard von Luther, an herzlicher Gluth von Flemming, an weicher „Rührung von Simon Dach und von den beiden letztern auch in „sprachlicher und prosodischer Vollendung übertroffen werden: fassen „wir aber sein und der genannten Männer ganzes Wesen zusammen, „so steht er keinem nach. Seine Frömmigkeit ist nicht einseitig, sie „hat sein ganzes Herz so durch und durch eingenommen, daß sie ihn „stark und kühn, feurig und eifrig, weich und gelassen, mild und „demüthig macht. Sein Inneres ist immer so voll und sein Mund so „willig, daß der Preis des Herrn und das Gefühl seiner Seligkeit ihm „so leicht von den Lippen fließen, wie das Gewöhnlichste. Seine „Sprache ist schlicht und einfach, wie die Wahrheit, ohne Pomp und „Ziererei, oft fast zu tief herabsinkend, aber doch immer von der „Wärme des Gefühls getragen, die das Höchste so gern recht nahe „und vertraulich zu sich heranzieht und den ewigen Gott so gern als „einen unsterblichen Bruder oder Vater umfängt."

Gervinus, sonst ein strenger Richter der geistlichen Liederdichter, rühmt ihm nach: „Gerhard gieng auf Luthers ächteste Weise wie kein „Anderer zurück, nur so modificirt, wie es die Verhältnisse verlangten. „Luthers Zeit gab der Glaube an die Gnade und das Versöh„nungswerk, die Erlösung und Sprengung der Höllenpforten das „freudige Vertrauen; ihm gibt's der Glaube an Gottes Liebe. Bei

„Luther nahm der alte zornig aussehende Gott der Katholischen die „himmlische Miene der Gnade und Barmherzigkeit an, bei Gerhard „ist der gnädige Gerechte ein mild liebender Mann, mit dem er trau„lich redet. Gerhard ist durchgehend getrost und froh von Gemüthe; „wie jene alten Volksdichter ist er ungeheuchelt und unangestrengt fromm; „gutartig und freundlich macht ihn die Seligkeit seines Glaubens; in „Sprechart ist er gefällig, einfältig und wohlthuend, wie in seiner „Denkart."

(Quellen: Paul Gerhard von L. G. Roth. Leipz. 1829. — P. Gerhards Leben und Lieder von Langbecker. Berlin 1841. — P. Gerhards geistl. Andachten in 120 Liedern von Otto Schulz. Berlin 1842. — Paulus Gerhards Lieder von Wakernagel. Stuttg. 1843. —)

An Gerhard reiht sich nun, zwar im Leben und nach dem kirchlichen Bekenntniß ihm entgegenstehend, aber auf dem Gebiete der geistlichen Liederdichtung mit ihm eins, folgendes Dichterpaar aus der reformirten Kirche:

Louise Henriette, Churfürstin von Brandenburg, Gerhards Landesfürstin. Sie wurde am 17. Nov. 1627 zu Grafenhaag (jetzt bloß Haag genannt) in Holland geboren als die älteste Tochter des eifrigen Protestanten Friedrich Heinrich, regierenden Fürsten von Oranien und Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, eine Enkelin Colignys, der als Opfer des Hasses der Katholiken bei der Pariser Bluthochzeit fiel. Ihre Eltern gaben ihr eine gute und gottesfürchtige Erziehung, bei der sie bewahrt blieb vor den eitlen Zerstreuungen und Verderbnissen des Hoflebens, wie es damals von Paris aus fast an allen Höfen zur Mode geworden war. Die fürstliche Mutter hielt es nicht unter ihrer Würde, ihre Töchter bei der Hauswirthschaft anzustellen und ihnen allerlei weibliche Handarbeiten zur Pflicht zu machen. Ihre Jugendzeit fiel in die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs, floß aber fern vom Kriegsschauplatz ruhig dahin, wie ein stiller, klarer Bach.

Am 7. Dec. 1746 vermählte sie sich, erst neunzehn Jahre alt, mit Churfürst Friedrich Wilhelm dem Großen von Brandenburg, der gegen das Ende des Kriegs im J. 1646 seine Residenz nach Cleve in der Nähe der Niederlande verlegt hatte, um dem westphälischen Friedenscongreß näher zu seyn. Sie zog aber nicht bälder mit ihm, als bis sie ihren an der Auszehrung darniederliegenden Vater bis an sein Ende mit Engelsgeduld und Liebe verpflegt und ihm am 14. Merz 1647 die Augen zugedrückt hatte. Nachdem dieß geschehen, hinderte sie auch noch der durch die Bedrängnisse jener Zeit herbeigeführte Geldmangel an der Abreise nach Cleve. Endlich, nachdem der Frieden geschlossen und die Kriegsnoth vorüber war, trat sie im Herbst 1649 die Reise nach Berlin an, wohin unterdessen der Churfürst seine Residenz verlegt hatte und das damals kaum ein Paar tausend Einwohner zählte und arg zugerichtet war. Unterwegs aber in Wesel erkrankte der von ihr noch in Holland geborne Erbprinz Wilhelm

Heinrich auf den Tod. Trotz ihres flehentlichen Betens und der sorgsamsten Pflege mußte sie ihn am 24. Okt. in ihren Armen verscheiden sehen und darauf mitten im Winter durch verwüstete Gegenden und auf rauhen ungebahnten Wegen ihre Reise nach Berlin fortsetzen.

Dort kam sie endlich glücklich an und verlebte nun hier in aller Stille etliche Wintermonate. Wahrscheinlich machte sie in dieser Zeit den Anfang mit der Abfassung ihrer geistlichen Lieder (Nr. 177 „Jesus meine Zuversicht" und Nr. 292 „Ich will von meiner Missethat" sind aus dieser Zeit). Bald aber mußte sie ihren Gemahl auf allen seinen Reisen, zumal in winterlicher Zeit, begleiten, denn er liebte sie so sehr, daß er meinte, nicht ohne sie leben zu können.

Ueberall, wohin sie auf diesen Reisen kam, ließ sie es sich von Herzen angelegen seyn, das Elend ihres Volks, das in Folge der Kriegszeiten hereingebrochen war, zu lindern und der Landwirthschaft und den Gewerben aufzuhelfen. In diesem Liebessinn führte sie den Kartoffelbau zuerst in der Mark Brandenburg ein und beschrieb Landwirthe aus Holland, die Musterwirthschaften anlegten. Keinen Tag ließ sie unbenützt verstreichen und theilte ihre ganze Zeit in Uebungen der Andacht, bei denen sie aufs strengste sich selbst prüfte und richtete, und in die Berathung hülfsbedürftiger Menschen. Wenn die Prediger in der ganzen Umgegend eine Wöchnerin fragten: „mit welchem Namen soll ich das Kindlein taufen?" so war die freudige Antwort: „Louise"; so sehr war ihr Name bald der Lieblingsname des Volkes geworden und ihr Bildniß hieng noch bis vor dreißig und vierzig Jahren selbst in den Häusern der geringsten Bürger.

Neben den leiblichen Bedürfnissen ihrer Unterthanen faßte sie aber besonders auch ihre geistlichen ins Auge; sie legte nämlich Schulanstalten an, wo es nur immer möglich war und suchte das kirchliche Leben zu fördern. Deßhalb veranstaltete sie die Herausgabe eines evangelischen Gesangbuchs im J. 1653, in das ihre eigenen Lieder aufgenommen wurden. Namentlich aber war sie stets darauf bedacht, den durch die Streitigkeiten der Reformirten und Lutheraner so oft gestörten Frieden in die Kirche zurückzuführen. So eifrig sie für ihren reformirten Glauben war, bei dem sie übrigens die Dortrechter Beschlüsse vom J. 1618 über die göttliche Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Verdammniß nicht anerkannte, sondern bloß in Betreff des Abendmahls von den Lutheranern sich unterschied, so liebte sie doch den zur Mode gewordenen Kanzelkrieg zwischen Lutheranern und Reformirten nicht, sondern bezeugte auch den Lutherischen ihre große und wesentliche Geneigtheit. So stand sie auch mit den lutherischen Liederdichtern, z. B. mit Gerhard, obwohl die äußern Verhältnisse gespannt waren, in dichterischem Verkehr. Singen und spielen der schönen geistlichen Lieder, die damals erschienen, tägliches Lesen und Forschen in der heiligen Schrift, waren ihre liebste Beschäftigung.

Im J. 1653 jedoch kam eine große Betrübniß über sie, da sich

bei ihr ſo lange keine Ausſicht mehr auf einen künftigen Thronerben zeigen wollte und ſie die Volksſtimme wohl vernahm, die laut ſich äußerte: „Vom Churhaus geht Stamm und Wurzel aus, und wer iſt Schuld daran?“ Lange Zeit verbarg ſie ihren Kummer und ſchüttete nur vor Gott ihr bekümmertes Herz aus. Endlich glaubte ſie aber ihrem Manne und dem Staate das große Opfer ſchuldig zu ſeyn, förmlich auf Eheſcheidung anzutragen. Sie bereitete ſich zu dieſem Opfer, das ſie freilich ſchwer ankam, durch Gebet und ſo erſchien ſie eines Tags vor dem Churfürſten und ſagte: „Ich trage bei dir auf Eheſcheidung an, nimm dir eine andere Gattin, die das Land mit einem Thronerben erfreut. Das biſt du deinem Volke ſchuldig.“ Der Churfürſt aber nahm dieſes ſchöne Opfer nicht an, ſondern ſprach mit männlicher Entſchloſſenheit: „Was mich betrifft, ſo werde ich den vor Gott geleiſteten Eid dir halten, und ſo es ihm dabei gefiele, mich und das Land zu ſtrafen, ſo müſſen wir es uns gefallen laſſen. Meine Louiſe! haſt du ſchon den Spruch vergeſſen: was Gott zuſammenfüget, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden?!“ Darauf reichte er ihr die Hand, blickte ihr freundlich ins Auge und ſagte: „Nun, was nicht iſt, das kann ja noch werden!“

Dadurch ward ſie ſehr erleichtert und zog ſich nun in ihr ländliches Oranienburg zurück, wo ſie mit Wohlthun und Beten ihre Zeit zubrachte. Sie fehlte nie beim Gottesdienſt, bei dem ſie in ganz einfachem Anzug erſchien, auch ſah ſie vor dem Gottesdienſt in keinen Spiegel. Endlich beſſerte ſich im Frühjahr 1654 ihre Geſundheit, und ſie gebar in demſelben Jahre noch einen Thronerben, Carl Emil, den ihre herbeigeeilte Mutter dem Churfürſten an ſeinem Geburtstag in die Arme legen konnte. Simon Dach feierte dieſes frohe Ereigniß, wie ſo manches andere in der churfürſtlichen Familie, mit einem religiöſen Gelegenheitsgedicht. Dieſer frohe Tag war ein Dienſtag; zum Dank dafür weihte ſie daher jeden Dienſtag bis an ihr Ende durch Beten und Anhören einer Predigt; auch ſtiftete ſie zum dankbaren Gedächtniß eine Verſorgungsanſtalt für vierundzwanzig vaterloſe Waiſen in Oranienburg, das nachmals ſogenannte Oranienburger Waiſenhaus zu Berlin. So oft ſie eines armen Kindes anſichtig wurde, erinnerte ſie ſich des Worts ihres Heilands Marc. 9, 37.

Nun traten aber wieder kriegeriſche Zeiten ein; ſie mußte ihren Gemahl nach Königsberg begleiten und mit ihm dort unter großen Gefahren eine ſchwediſche Belagerung aushalten, die nur dadurch aufgehoben ward, daß der Churfürſt gemeinſchaftliche Sache mit den Schweden gegen ſeinen Lehensherrn, den König von Polen, machte und ſich ſo in einen weitläufigen Krieg verwickelte. Nun fielen die Polen und die wilden Tartaren ins Land und hausten gräßlich. Das machte ihr viele Sorgen und ſchwere Träume ängſtigten ſie, worunter ihre Geſundheit litt und ihr Inneres wie von einem täglichen Fieberſchauer ergriffen wurde. Sie trug aber geduldig das Kreuz vom Herrn;

Jesus war ihre Zuversicht und ihr Heiland und ihr Leben. „Wenn „der Herr Jesus noch auf Erden gienge," sagte sie einmal, als beängstigende Kriegsnachrichten kamen, „ich wollte mich noch mehr „demüthigen, noch mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; „was ich aber auf leibliche Weise und mit Geberden nicht thun kann, „das will ich im Geist und im Herzen thun in gewisser Zuversicht, „daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und „treuer Heiland sey, der Mitleid haben und helfen kann." Auf ihre Anordnung mußte auch jeder Soldat ein N. Testament, nebst den Psalmen, bei sich führen.

Am 11. Juli 1657 gebar sie abermals einen Prinzen, den nachmaligen König Friedrich I. von Preußen. Nun kam im Winter $16^{57}/_{58}$ wieder eine Zeit der Ruhe, in der sie sich sehr glücklich fühlte. Allein ihr Leben glich einer Gliederkette, da eine Trübsal an der andern hieng. Im Herbst 1658 brach der Krieg gegen den Schwedenkönig Carl Gustav los, der sogenannte Pommer'sche Krieg, der bis 1660 währte und erst mit dem Tode des Schwedenkönigs durch den Frieden von Oliva endete. Hier folgte sie dem Churfürsten zur Winterzeit bis an die äußerste Spitze Jütlands und reiste dann auf dem stürmischen Meer nach Holland. Sie stand ihrem Manne in solchen bedenklichen und oft rathlosen Lagen mit weisem Rath, heldenmüthigem Zuspruch und freundlicher Sanftmuth bei, so daß auf sie gar Vieles paßt, was Sprüchw. 3, 10 ꝛc. zu lesen ist.

Kaum schien sie aber der Ruhe nach den Kriegsnöthen endlich genießen zu dürfen, als sie schmerzlich berührt wurde durch die große Unzufriedenheit, die sich in Preußen, wohin sie mit ihrem Gemahl zur Huldigung im J. 1663 gereist war, namentlich durch stürmische Landtagsverhandlungen, gegen den Churfürsten kund gab. 1664 gebar sie Zwillinge, die aber bald wieder starben, und als sie im J. 1666 ihr letztes Kind, Ludwig, zu Cleve geboren hatte, fühlte sie sich todesschwach, so daß sie auf ihr Ende sich zu bereiten anfieng. Sie sagte einmal: „Gott hat mich zu dem Scheiden in der Schule der Leiden vorbereitet und gestärkt, er hat die Zeichen seiner Ruthe in mein Fleisch gedrückt, aber auch seine Furcht in mein Herz gesiegelt." Ihr Leben sträubte sich freilich manchmal wider das Harte des Todes, so daß sie einigemal seufzte: „was bitter ist der Tod! Fleisch und Blut erschrickt vor ihm." Bald aber ermannte sie sich wieder und sprach: „ich nähere mich dem Hafen himmlischer Ruhe. Schon sehe ich Spitzen und Höhen der himmlischen Stadt; wenn ich wieder genäse, so würde ich von Neuem in das ungestüme Meer voller Klippen zurückgeworfen." Den Winter vollbrachte sie unter der Pflege ihrer Mutter zu Cleve, mit dem Frühjahr kehrte aber ihre Gesundheit nicht wieder und sie konnte nur in einer Sänfte nach Berlin gebracht werden.

Ungeachtet alles Flehens ihres Gemahls und trotz der sorg-

sanften Pflege gieng ihr Leben rasch seinem Ende zu. Am 17. Juni 1667 empfieng sie ihren Beichtvater, Stosch, mit den Worten: „der „Proceß, den der Herr mit Elias gehalten, worinn er ihn einen Sturm, „ein Beben der Erde und ein Feuer hat erfahren lassen, ist auch über „mich gegangen; nun hoffe ich, es werde auch sein sanftes Sausen „nachfolgen, er werde mir mit Hülfe und Gnade erscheinen." Mit einem freudigen Ja! beantwortete sie am folgenden Tage die Frage ihres Beichtvaters: „ob sie fühle, daß Gott ihr gnädiger Vater sey?" und schlummerte dann, neununddreißig Jahre alt, am 18. Juni 1667 sanft und still hinüber, dahin, wohin sie ihr Herz schon oft vorausgeschickt (vgl. Nr. 177 v. 9), und worauf sie sich durch ein tägliches Bußgebet, das sie sich aufgesetzt, bereitet hatte. Zu dem tief gebeugt vor der Leiche seiner zwanzigjährigen Lebensgefährtin stehenden Churfürsten sagte sodann der Beichtvater: „Sie ist Euer Durchlaucht wie „eine Garde auf Wegen und Stegen gewesen; aber der Trost bleibt, „daß die letzten Seufzer dieser frommen Seele künftig um Christi „willen die Kraft eines täglichen Gebets haben werden." Die Leichenpredigt, bei der sie sich „alle Flattereien und Schmeicheleien" verbeten hatte, hielt Stosch über den von ihr selbst gewählten Text Hiob 13, 15.: „Ob mich der Herr gleich tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen."

Vier Lieder sind von ihr noch erhalten, die Kernlieder Nr. 177 und 292 und „Gott, der Reichthum Deiner Güte, dem ich alles schuldig halt," sowie: „Ein ander stelle sein Vertrauen auf die Gewalt und Herrlichkeit." Sie erschienen zum erstenmal in dem durch sie besorgten Gesangbuch: „Dr. Martin Luthers und Anderer geistliche Lieder und Psalmen auf sonderbare Ihro churfürstliche Durchlaucht, der Churfürstin Louise von Brandenburg u. s. w. Befehl zusammengetragen und gedruckt durch Christoph Runge. Berlin 1653." Sie hat ihre Lieder nicht in der holländischen Sprache, wie Manche schon vermutheten, sondern gleich in deutscher Sprache gedichtet, wofür ihr Bußgebet, das sie gleich in deutscher Sprache aufsetzte, Zeuge ist. Vielleicht hat aber irgend ein Dichter, wahrscheinlich ihr treuer Schwerin, den wir sogleich kennen lernen werden, noch die Feile an ihre Lieder gelegt. Ihm schenkte sie auch eines der drei Exemplare dieses Liederbuchs, die sie auf Pergament drucken ließ; die andern zwei Exemplare waren für sie selbst und für ihren Gemahl bestimmt. Schwerin vermachte sein Exemplar dem Grafen Stolberg Wernigeroda, in dessen Familie es sich jetzt noch befindet. Weiteres über sie vgl. Theil II. Nr. 177. 292.

(Quellen: Leben der Churfürstin Louise, Gemahlin Friedrich Wilhelms des großen Churfürsten zu Brandenburg treu geschichtlich dargestellt zunächst für religiöse Freundinnen vaterländischer Vorwelt von Johann Wegführer. Leipz. 1838.)

v. Schwerin, Otto, Reichsfreiherr, der Vertraute der Churfürstin Louise und derselbe, welcher als Oberpräsident das Religions-

gespräch zwischen Lutheranern und Reformirten im J. 166⅔, leitete, das wir in Gerhard's Geschick so bedeutungsvoll eingreifen sahen. Er wurde geb. 8. Merz 1616 zu Stettin. Im J. 1648 brachte er das Erbkämmereramt der Kurmark Brandenburg an sein Haus und wurde Domprobst der hohen Stiftskirche zu Brandenburg, Verweser und Amthauptmann zu Crossen. Bald nach ihrer Ankunft in Berlin (1649) ernannte ihn die junge Churfürstin Louise zu ihrem Oberhofmeister. Als solcher stand er ihr treulich bei und gewann bald ihr völliges Vertrauen; die Liebe zum Herrn schlang zwischen der Fürstin und dem Diener ein gar inniges Band herzlicher Zuneigung. Schwerin erzählt selbst, die Churfürstin habe besonders in ihren Betrübnissen über so viele unglückliche und unzeitige Geburten begehret, daß er mit ihr und Andern, so um sie waren, die Zeit mit Singen, Beten, Lesen in der Bibel und andern Andachtsbüchern zubringen sollte, wie er denn zu dem Ende einige Gebete für sie selbst verfertiget habe.

Auch das Vertrauen des großen Churfürsten besaß er im vollsten Maaße; er mußte ihn überall, in und außerhalb des Landes, auf seinen Reisen begleiten und ihm bei allen nöthigen Geschäften dienen. Deßhalb ernannte ihn derselbe auch am 30. Aug. 1658, nachdem der Kanzler gestorben war und er dessen Geschäfte längere Zeit mit äußerster Treue und unverdroßnen Diensten versehen hatte, zum Oberpräsidenten des Geheimeraths und sämmtlicher Collegia. Der Churfürst sah nämlich, daß er seinen Willen, von den geringfügigsten Dingen stets und durchaus augenscheinlich unterrichtet zu seyn, nicht durchführen könne, daher ernannte er Schwerin zu seinem Stellvertreter. In dem Bestellungsdecrete heißt es, daß in Ermanglung eines gewissen Direktors und der davon abhangenden Ordnungen sich allerhand Confusion im Lande ereigne. Er wolle daher, um seinen Staat besser zu fassen und sich einige Erleichterung zu verschaffen, statt der ehmaligen Kanzlerwürde ein neues Amt errichten, das nicht nur die Justizsachen zu verwalten habe, sondern auch alle inn- und ausländische Sachen der Gebühr nach unter die geheimen Räthe vertheilen, die Rathsgänge ansagen, die Angelegenheiten vortragen, und ungesäumt expediren solle ꝛc.

Noch größeres Vertrauen schenkte dem Schwerin das edle fürstliche Paar dadurch, daß es ihn zum Erzieher seiner Söhne erwählte. Es waren die Prinzen Carl Aemil (geb. 1655, † 1674) und Friedrich (geb. 1657, nachher als Friedrich III. Churfürst und als Friedrich I. König von Preußen, der Vater Friedrich Wilhelm's I.). Nachdem Schwerin schon im J. 1661 angefangen hatte, den ältern Prinzen Aemil im Buchstabieren zu unterrichten, übergaben ihm am 12. Aug. 1662 die Eltern beide Prinzen sehr feierlich und mit gar beweglichen Worten in Zucht und Obhut. Als ein redlicher Christ und treubesorgter Lehrer, ganz nach dem Sinne des göttlichen Wortes,

that er denn auch sein Lehr- und Erziehungsamt an ihnen. Jeden Tag begann und schloß er mit den Prinzen im Gebet; er ließ sie den ganzen Catechismus lernen, las das Evangelium und sang allerlei liebliche, geistliche Lieder mit ihnen, besonders Psalm 103; daneben ließ er sie aber auch sonst in Allem unterrichten, wodurch der Geist gebildet und der Körper gestärkt wurde und flößte ihnen die edelsten Gefühle ein. Jedes Jahr nahm er sie fern von dem Geräusch des Hofs mit sich auf sein Schloß Alt Landsberg und lebte hier längere Zeit mit ihnen in aller Stille und Einfachheit. Er schrieb darüber ein besondres „Tagebuch, die Erziehung der Prinzen Carl Aemil und Friedrich betreffend", das er am 1. Jan. 1663 begann und das jetzt noch als Handschrift auf der K. Bibliothek in Berlin sich befindet. Die trefflichsten, edelsten Erziehungsgrundsätze kann man daraus lernen. Als die Churfürstin im J. 1667 das Zeitliche gesegnete, legte sie ihm sterbend noch ihre Kinder an das Herz.

Er aber diente seinem großen Fürsten noch zwölf, im Ganzen fünfundzwanzig Jahre lang, als dessen rechte Hand und ordnete während dessen thatenvoller Regierung alles im Krieg und Frieden, bis er ihm neun Jahre zuvor in die Ewigkeit vorangieng am 8. Juni 1679.

(Quellen: v. Orlich, Geschichte Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten. Berlin 1840.)

Buchholz, Andreas Heinrich, geb. 25. Nov. 1607 zu Schöningen, einem braunschweigischen Städtchen zwischen Halberstadt und Helmstädt, wo sein Vater Superintendent war. Im J. 1628 bezog er die Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren. Die Kriegsunruhen vertrieben ihn im J. 1630 von dort, worauf er sich zu seinem Vater begab, der unterdessen als Superintendent nach Hameln gekommen war. Hier verwaltete er 1632 — 1634 das Konrektorat; endlich erhielt er im J. 1637 eine feste Anstellung als Rektor beim Gymnasium zu Lemgo. Auch von hier vertrieben ihn die Kriegsunruhen, so daß er sich im J. 1639 auf die Universität Rinteln flüchtete, wo er längere Zeit Vorlesungen hielt, bis er im J. 1641 daselbst als Professor der Dichtkunst angestellt wurde. Im J. 1663 wurde er als Wolfenbüttel'scher Superintendent und Hofprediger in die Hauptstadt seines Vaterlands, nach Braunschweig, berufen. Hier starb er im J. 1671.

Seine zahlreichen geistlichen Lieder finden sich in drei Sammlungen: „Deutscher poetischer Psalter Davids. Rinteln 1640." — „Geistliche deutsche Poëmata in zween Theilen gefaßet. Braunschw. 1651." — „Christl. gottselige Hausandachten, in welchen allerhand inbrünstige Herzensseufzer, Bericht in Glaubenssachen, Hauptsprüche der h. Schrift, neugesezte geistl. Lieder ꝛc. begriffen. Braunschw. 1663."

(Quellen: Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. $18^{06}/_{12}$.)

Maukisch, Dr. Johann, geb. 14. Aug. 1617 zu Berthelsdorf bei Freiberg im Meißner Gebiet. Er studierte Theologie in Leipzig, wo er Doktor wurde. Im J. 1659 kam er als Professor der Theologie nach Danzig; hier war er auch Rektor des Gymnasiums und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und starb daselbst als Senior des geistlichen Ministeriums am 8. Juni 1669. Sein Wahlspruch war: »**Dives Jehovae misericordia**« — „reich ist Gottes Barmherzigkeit!" Im Gefühl dieser göttlichen Barmherzigkeit hatte er selbst auch jenes herzliche Erbarmen angezogen, von dem Paulus Coloss. 3, 12. redet und das sich auch in seinem Liede: „Ach Jesu, gieb mir sanften Muth" (Nr. 425), so lieblich kund gibt.

Er dichtete sechsundsiebzig geistliche Lieder, die sich in der von ihm zu Danzig 1656 herausgegebenen Sammlung befinden: „Lobsingende Herzensandacht über die Evangelia, welche des Sonntags und an den Hauptfesten in der Gemeine Gottes erkläret werden, da aus jeglichen Evangeliis die fürnehmste Hauptlehre kürzlich herausgezogen und mit lauter Schriftworten also durchgeführet wird, also daß man klare Sprüche von allen Glaubensartikeln haben und dieselben der Jugend mit Singen und Spielen in dem Herrn beibringen kann. Geschehen in Danzig den 18. Januarii, im Jahr Christi, da man seufzet: ACh Gott gebe Den FrIeDen Unsern LanDen" (also nach den Buchstabenzahlen — im J. 1656). Diese Lieder sind nicht bloße trockne Umschreibungen der einzelnen Evangelien, sondern es leuchtet aus vielen derselben eine wahre Herzensandacht hervor. Ein der preußischen Tonschule angehöriger Tonkünstler, der Organist Thomas Strutius zu Danzig, hat Melodien zu denselben gefertigt.

(Quelle: Der evangelische Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. 1845. Thl. II. Pg. 152 ꝛc.)

Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Schmackhafte". Er wurde in Altenburg geboren am 11. April 1598. Das Regiment, das er in seinem Lande führte, war löblich, gut und christlich. Namentlich zeichnete er sich im dreißigjährigen Krieg als ein ebenso tapferer, als frommer Held aus. In der Schlacht auf dem weißen Berg bei Prag riß ihm eine Stückkugel die Sturmhaube vom Haupt und in einer andern Schlacht, da Christian v. Braunschweig die Niederlage erlitt, gieng ihm eine Kugel durch den Leib, daß er als todt auf dem Platze liegen blieb und von Tilly gefangen wurde. In den Friedenszeiten erbaute er zu Weimar im J. 1658 die prächtige Schloßkirche, deßgleichen auch die Wilhelmsburg und benützte die Ruhe des Friedens zur Beschäftigung mit der Dichtkunst. Nachdem er in Folge der Wunden, die er im Kampf für die evangelische Sache erhalten hatte, namentlich an einem Schenkel langwierige und große Beschwerden ausgestanden hatte, starb er am 16. Mai 1662, betrauert von seinem ganzen Lande.

Neumark, Georg, der Erzschreinhalter des Ordens der fruchtbringenden Gesellschaft und in Weimar unter Herzog Wilhelm **IV.** von Sachsen-Weimar der eigentliche poetische Repräsentant dieses Dichterordens, in welchem er den Beinamen „der Sprossende" führte.

Er wurde in der thüring'schen Reichsstadt Mühlhausen, der Geburtsstadt des großen Tonmeisters Joh. Eckart, wo auch Joachim v. Burgk lebte, geboren am 16. Merz 1621. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er von 1630—1640 auf dem Gymnasium zu Schleusingen. Um den Kriegsnöthen zu entgehen, zog er im J. 1643 auf die Universität Königsberg als Studierender der Rechtswissenschaft. Hier, wo gerade die Dichtkunst unter Simon Dach und dessen Schule in schönster Blüthe stand, verlebte er seine Jugendjahre, widmete sich mit großem Eifer nebenher auch der Dichtkunst, und studierte die deutsche Rede. In der ersten Zeit seines dortigen Aufenthalts trafen ihn schwere Unglücksschläge; so verzehrte ihm eine Feuersbrunst im J. 1646 seine ganze Habe „bis auf den letzten Heller". Diese traurigen Geschicke stärkten aber nur seinen Muth und sein Vertrauen auf Gottes Schutz und Fürsehung. Wirklich brach auch wieder eine glücklichere Zeit für ihn an. Durch seine Gedichte, von denen damals schon mehrere im Druck erschienen, und durch seine musikalischen Kenntnisse, besonders durch seine Fertigkeit im Spielen der Kniegeige (**viola di Gamba**) erwarb er sich viele Freunde und Gönner nicht blos in Königsberg, sondern namentlich auch in Danzig und Thorn. In letztere Stadt zog er denn auch nach fünfjährigem Aufenthalt zu Königsberg und verlebte in den Jahren 1649 und 1650 in derselben im Schooß der Liebe und Freundschaft glückliche Tage, so daß er Thorn seine zweite Vaterstadt nannte.

Nach neunjährigem Aufenthalt in der Fremde entschloß er sich endlich, in sein Vaterland zurückzukehren, und nahm den Weg über Hamburg. Dort lebte er als dienstlos in so großer Armuth, daß er sein Lieblingsinstrument, die **Viola di Gamba**, versetzen mußte, bis er endlich von dem schwedischen Residenten v. Rosenkranz als Sekretarius bei der schwedischen Gesandtschaft zu Hamburg mit einem Gehalt von hundert Thalern angestellt wurde (vergl. Thl. **II.** zu Nro. 368.). Er verließ jedoch schon im J. 1651 diese Stelle, denn es zog ihn nach Weimar, wo er am Hofe Herzogs Wilhelm **IV.**, des edlen Beschützers der Dichtkunst und Oberhaupts der fruchtbringenden Gesellschaft, eine freundliche Aufnahme zu finden hoffte. Er sandte deßhalb dem Herzog einige seiner Gedichte zu. Er täuschte sich nicht in seinen Hoffnungen; der liebe Gott, den er in Allem wollte walten lassen, verließ ihn auch hier nicht.

Im Jahr 1651 wurde er zu Weimar als Kanzleiregistrator und Bibliothekar angestellt. Hier konnte er nun ungestört seine dichterischen Arbeiten fortsetzen. Er war des Herzogs Hofpoet, wurde aber dadurch leider ein Vielschreiber. Im Jahr 1653 trat er in die frucht-

bringende Gesellschaft und ward 1656 deren Sekretär oder Erzschreinhalter. Zuletzt wurde er herzoglicher Archivsekretär und kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf. Bis in sein Alter grünte in ihm die Lust, wie er sagt, zur edlen, dichterischen Tugendkunst. Doch seine schönsten geistlichen Gedichte dichtete er in jener Zeit, „da Thränen und Sorgen sein täglich Frühstück waren". Er starb, sechzig Jahre alt, zu Weimar den 8. Juli 1681. Sein Wahlspruch war: »Ut fert divina voluntas«, d. i. „wie Gott will, so halt ich still."

Von ihm erschienen: „geistliche Arien. Weimar, 1657," „poetisches musikalisches Lustwäldlein. Hamb. 1652; „dasselbe mit Zusätzen unter dem Titel „fortgepflanzter musikalischer poetischer Lustwald Jena, 1657." In letzterem sind seine weltlichen Gedichte enthalten, in denen er als keuscher, reiner Dichter Flemming am nächsten steht. Er hat auch manche Liederweisen erfunden, vornämlich die zu seinem eigenen Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Spricht aus Gerhard ein gefaßtes Gemüth — bezeugt Gervinus — so aus Neumark ein geduldig leidendes. Gottvertrauen war der Grundzug seines Herzens, dem er unter allen Wechseln des Schicksals treu blieb, Gottvertrauen ist auch der Grundzug seiner geistlichen Lieder, die daher auch ihre wahre Innigkeit haben.

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter von Wilh. Müller. 1828 — Amarantes (Herdegen) historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnb. 1744.)

Keymann, Christian, wurde am 26. Febr. 1607 zu Pankraz oder Kratschau im Pilsner Kreise in Böhmen geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Seit 1634 war er als Rektor zu Zittau in Sachsen angestellt. Er war gekrönter kaiserlicher Dichter und ein gar gelehrter und frommer Schulmann. In seiner letzten Privatlektion, die er kurz vor seinem Tode noch gab, hatte er seinen Schülern eine Ode aus Gryphius Gedichten diktirt, welche eines gelehrten Mannes letzte Rede aus dem Grabe vorstellt und also heißt:

Ade! Ihr Gäste dieser Erden,
Ich geh Euch vor, ihr folget mir:
Was ich jetzt bin, muß jeder werden,
Es gilt mir heute, morgen dir.
Ade! Das möcht't ihr heute von mir erben;
Die größte Kunst ist, selig sterben.

Bald darauf starb er am 13. Jan. 1662, seinen Jesum auch im Tode nicht lassend. Sein Namenssymbolum war: »me Christe corona.«

Im Ganzen dichtete er achtzig geistliche Lieder, von denen noch Manches werth gewesen wäre, in das W. Gesangbuch aufgenommen zu werden, wie z. B. das bekannte Weihnachtslied: „Freuet Euch, ihr Christen alle" und das schöne Adventslied: „Hosianna, Davids Sohne".

(Quellen: Christ Weisii memoria. Chr. Keymanni. Zittau, 1689.)

Frenzel, M. Johann, wurde zu Annaberg in Sachsen am 8. Mai 1609 geboren, wo siebenundfünfzig Jahre später Gottfried Arnold das Licht der Welt erblickte. Er lebte als Prediger und Canonikus zu Zeitz in Sachsen, und war ein gekrönter Dichter, auch Professor der Dichtkunst im Fürstenkollegium zu Leipzig. Allerlei drohende Lebensgefahren weckten ihn schon in der Jugend auf, daß er nicht sicher dahingieng, sondern in wahrer Gottesfurcht und steter Sterbensbereitschaft lebte. Im J. 1625, da er erst sechzehn Jahre alt war, fiel er in eine sehr schwere Krankheit, so daß man ihn für todt hielt und schon begraben wollte. Als er in Leipzig studierte und diese Stadt im J. 1637 durch General Banner belagert wurde, flog eine große Stückkugel hart an ihm vorüber, jedoch ohne ihn zu beschädigen; ein anderesmal, als er gerade in seiner Stube saß und studierte, schlug über seinem Haupt ein großer Stein durch das Dach. Deßhalb schrieb er überall in seinen Zimmern, die er bewohnte, die Worte an die Wand: „**moriendum est**" („du mußt sterben"). In solchen Ereignissen vernahm er eine Glocke zur Buße und machte deßhalb auch zu seinem täglichen Seufzer bis an sein seliges Ende die Worte: „**vivere da recte, da bene, Christe, moriri,**" oder: „Mein Herr Jesu, der du Tod und Leben in deinen Händen hast, gieb, daß ich christlich lebe, so lange du willt, und selig sterbe, wenn du willt" (vergl. V. 3 u. 5 in Nro. 539, „Herr Zebaoth"). Ueber die Art, wie er seine Lieder dichtete, wird der merkwürdige Umstand erzählt, daß er sich jedesmal, ehe er ein Lied verfaßte, zuvor auf der Erde herumgewälzt habe. Im J. 1674 starb er in guter Bereitschaft; an ihm ist der Denkspruch eingetroffen: „Wer stirbt, eh er stirbt, der stirbt nicht, wann er stirbt." Sein Symbolum war: „**mihi Jehova fortis adjutor,**" Psalm 71, 7. und „**mihi Jesus firma anchora,**" Jerem. 20, 11.

Er dichtete „zehn andächtige Bußgesänge", die im J. 1655 zum zweitenmal gedruckt wurden.

(Quellen: Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 6. Stück. S. 51 ꝛc. — Götzen's Sendschreiben von Annabergischen Liederfreunden S. 14 ꝛc.)

Schenk, M. Hartmann. Er wurde geb. den 7. Apr. 1634 in Ruhla bei Eisenach, wo sein Vater Kaufmann war. Er studierte in Helmstädt und Jena, wurde hierauf im J. 1662 Pfarrer zu Bibra im Hennebergischen und im J. 1669 Diakonus zu Ostheim und Pfarrer zu Völkershausen in Thüringen. In seiner Studierstube hatte er ein Bild aufgehängt, auf dem er selbst abgebildet und wozu ein Kind und ein Todtenkopf gemalt war. Bei des Kindes Bild stand die Schrift: „**talis eram,**" „so war ich," bei seinem eigenen Bild die Schrift: „**sum ego modo,**" „so bin ich," beim Todtenkopf die Schrift: „**talis ero,**" „so werde ich seyn." Er starb am 2. Mai 1681.

Seine geistlichen Lieder stehen in seiner „güldenen Betkunst.

Nürnberg, 1677." Sonst schrieb er auch „Lobgedichte der wahren und ungefärbten Gottesfurcht ꝛc."

Sacer, Dr. Gottfried Wilhelm, geb. zu Naumburg in Sachsen am 11. Juli 1635, wo sein Vater Oberbürgermeister war. Im J. 1653 fieng er an, in Jena die Rechtswissenschaft zu studieren, und bezog hierauf die Universität Greifswalde, wo er zugleich Führer einiger junger Edelleute war. In diesen seinen Studienjahren dichtete er den größten Theil seiner geistlichen Lieder, die sofort im J. 1659 und 1660 gedruckt erschienen. Er war ein frommer Jüngling und hielt fest am Herrn bis ins Alter.

Nachdem er als Fähndrich in Lüneburg Dienste geleistet und später als Hofmeister in Holland und Dänemark Reisen gemacht hatte, ließ er sich im J. 1670 in Braunschweig als Rechtskonsulent nieder und wurde 1671 Doktor der Rechte. Im J. 1683 kam er als Amtsadvokat nach Wolfenbüttel, und wurde 1690 daselbst Kammerkonsulent. In seinem Amte als Rechtsgelehrter und Staatsmann galt er als ein sehr gewissenhafter, redlicher Mann. Er starb zu Wolfenbüttel am 8. Sept. 1699, und viele Werke der Barmherzigkeit und des Glaubens, die er in wahrhaft christlicher Liebe verrichtete, sind ihm nachgefolgt.

Er war gekrönter Dichter und seine Gedichte gehören zu den edelsten in dieser Zeit. Im J. 1714 gab sein Schwiegersohn, der Gotha'sche Generalsuperintendent Georg Nitsche, seine Lieder zu Gotha in vollständiger Sammlung heraus, unter dem Titel: „geistliche, liebliche Lieder." Er schrieb auch eine Schrift „von der deutschen Poëterei. Stettin, 1661."

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft als „der Siegprangende". Er wurde am 4. Okt. 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen geboren. Sigmund v. Birken war sein Erzieher. Im J. 1659 studierte er zu Helmstädt. Schon in seinem zehnten Jahr war er Coadjutor in Halberstadt. Durch den Tod seines Vaters erhielt er im J. 1666 einige Landestheile, regierte hierauf vom J. 1685 an sein Land gemeinschaftlich mit seinem Bruder Rudolph August, und dann seit 1704 allein. Als er schon das siebenundsiebenzigste Jahr erreicht hatte, trat er im J. 1710 in Bamberg aus politischen Rücksichten zur katholischen Kirche über, wobei er aber seinem Lande die Gewissensfreiheit ausdrücklich reservirte.

Er soll diesen Schritt seiner Enkelin Elisabeth Christine zu lieb gethan haben. Diese war nämlich, um ihre Vermählung mit Kaiser Carl VI. möglich zu machen, auf sein Zureden katholisch geworden, und mahnte ihn dann, ihr nun auch hierinn nachzufolgen, wie er ihr es versprochen habe. Als er aber aufs Sterbebett kam, reuete ihn sein Uebertritt und er berief einen evangelischen Prediger von Salz-

dahlum, wo er sich aufhielt, um sich Trost zusprechen zu lassen. So starb er am 27. Merz 1714, einundachtzig Jahre alt.

Er dichtete 63 geistliche Lieder, lange vor seinem Uebertritt. Sie stehen alle in seiner Schrift: „Christfürstlich's Davids-Harpfenspiel zum Fürbild himmelflammender Andacht mit ihren Arien herausgegeben. Nürnb. 1667." Die Arien sind von seiner Stiefmutter Sophie Elisabeth, Herzogin zu Mecklenburg, die sich mit seinem Vater im J. 1635 vermählt und nach dessen Tod im J. 1660 ihren Wittwensitz auf dem Schloß Lüchow aufgeschlagen hatte, und schon 1651 das »Vinetum evangelicum oder evangelischer Weinberg mit 109 schönen Melodien« herausgegeben. Der fromme Fürst Bernhard, Herzog zu Sachsen, ließ Anton Ulrichs Lieder in das erste Meiningische Gesangbuch vom J. 1683 aufnehmen. Sie beschäftigen sich meist mit innern, frommen Gemüthszuständen, vertieft ins Innerste des Gemüths, weßhalb sie auch kein kirchliches Gepräge haben.

(Quellen: J. C. Böhmer's memoria aeterna D. Ant. Ulrici. Helmstädt, 1714.)

Flitner, Johann, geb. 1. Nov. 1618 zu Suhla im Hennebergischen, wo sein Vater ein Eisenbergwerk besaß und einen Handel mit Eisenwaaren, Gewehren und Wein trieb. Im J. 1637 fieng er in Wittenberg an, die Theologie zu studieren. Nachdem er sofort auch in Jena, Leipzig und Rostock studiert hatte, erhielt er im J. 1644 die Cantorsstelle zu Grimmen bei Greifswalde, und wurde im J. 1646 Diakonus daselbst. Dort hatte er an dem Stadtpfarrer Wicke einen „streitbegierigen Mann". Im ersten brandenburgischen Krieg, der im August 1659 ausbrach, hatte er viel Drangsal durchzumachen. Das vereinte kaiserlich-brandenburgische Heer fiel nämlich in das damalige schwedische Pommern ein, überschwemmte das Land und verfuhr überaus hart mit den Einwohnern. Flitner mußte sich endlich nach Stralsund flüchten. Doch durfte er im Mai 1660 nach geschlossenem Frieden wieder zu seiner verlassenen Heerde zurückkehren. Als hierauf sein Stadtpfarrer Wicke im Jahr 1664 starb, hoffte er nach einem alten Brauch in dessen Stelle vorrücken zu dürfen. Tief fühlte er sich jedoch gekränkt, als er dem Sohn des Generalsuperintendenten Battus von dem Senat zu Greifswalde, der die Nomination hatte, nachgesetzt wurde. Alle Bitten der Gemeinde, die mit größter Liebe an Flitner hieng, halfen nichts. Flitner versicherte zwar in einem Brief an den Rektor zu Greifswalde, er wolle des Sprüchworts eingedenk seyn: »bis vincit, qui se ipsum vincit« („doppelt siegt, wer sich selbst besiegt"). Allein es kam dennoch zu allerlei ärgerlichen Auftritten zwischen ihm und seinem neuen Stadtpfarrer. Als dieser endlich im J. 1673 starb, wurde ihm zwar die vorläufige Verwaltung der Stadtpfarreigeschäfte übertragen, allein der ihm beigegebene Pastor Solden stritt gleichfalls mit ihm und verklagte ihn beim Generalsuperintendenten, so daß er die Stelle

abermals nicht erhielt. In seinem Rechtfertigungsschreiben sagte er: „Es ist nun die Zeit meiner Anfechtung und Verachtung kommen; „Gott vergebe es denjenigen, welche mir so viel Widersacher auf den „Hals laden, der Herr wird sie schon finden. Gott vocire mich nur „von hinnen."

Dieser Wunsch sollte ihm auch bald erfüllt werden, und er durfte, als der neue Stadtpfarrer Wangerin schon im folgenden Jahr 1676 starb, die neue Besetzung der Stelle nicht mehr erleben, und ward mit abermaliger Kränkung verschont. In demselben Jahre nämlich mußte Flitner nach Ausbruch des zweiten brandenburgischen Kriegs, vor den Bedrückungen des brandenburgischen Feindes, der außer Stralsund ganz Pommern besetzt hatte, abermals nach Stralsund flüchten. Hier, in seiner alten Freistätte, starb er an der damals grassirenden weißen Ruhr am 7. Jan. 1678, des Streites müde und nach dem ewigen Frieden sehnlich verlangend. Wenig und böse war die Zeit seines Lebens (1 Mos. 14, 9.). Die beständigen Streitigkeiten mit seinen Stadtpfarrern verbitterten ihm das Leben, doch blieb er mit seinen Beichtkindern bis an sein Ende im besten Vernehmen, also, daß die Schuld wohl nicht an ihm zu suchen ist, denn sein Nachfolger hatte noch schwerere Kämpfe zu bestehen. Er hatte auch oft und viel mit bittern Nahrungssorgen zu kämpfen, um sich und seine Familie durchzubringen, und so klein auch sein Gehalt war, blieb ihm die Kirche denselben öfters schuldig, so daß er Schulden machen mußte.

Er hat zehn geistliche Lieder gedichtet und als guter Musikverständiger auch Melodien dazu componirt. Sie stehen alle in dem von ihm während seines ersten Aufenthalts in Stralsund bearbeiteten Werk: „Himmlisches Lustgärtlein, in welchem zu finden allerhand „auserlesene schöne Beicht-, Communion-, Gebet-, Historien- und „Lieder-Blümlein, gepflanzet aus dem großen Paradiesgarten der heil. „Schrift und reinen Kirchenlehrern von Joh. Flitner. Greifswalde, „1661." Der fünfte Theil dieses Werks, die Liederblümlein, führt den besondern Titel: „**Suscitabulum musicum**, das ist musikalisches Wekerlein." Es enthält vierundvierzig geistliche Lieder und darunter zehn von Flitner selbst.

In seinen Liedern, die sich durch eine gefeilte und reine Sprache vor manchen dieser Zeit noch auszeichnen, ist eine gewisse Weichheit vorherrschend, die sich etwas zum Ton der spätern pietistischen Schule hinneigt.

(Quellen: Hymnologische Forschungen von Dr. Mohnike. Stralsund, 1830. II. Thl.)

Frank, Johann, geb. 1. Jan. 1618 in der Stadt Guben in der Niederlausitz. Er studierte auf mehreren Universitäten, besonders auch in Königsberg, zu Simon Dach's Zeit, die Rechtswissenschaft und gab sich daneben mit der Poesie ab, für welche er ein ausgezeichnetes Talent besaß. Er hielt dieselbe so hoch in Ehren, daß er sie

in einer Zuschrift an Herzog Christian von Merseburg, womit er demselben sein geistliches Sion dedicirte, eine Säugamme der Frömmigkeit, eine Heroldin der Unsterblichkeit, eine Mehrerin der Fröhlichkeit, eine Verstörerin der Traurigkeit und einen Vorschmack der himmlischen Herrlichkeit nannte. Lange Zeit wirkte er als Bürgermeister in seiner Vaterstadt Guben, und starb daselbst den 18. Juni 1677.

Er behauptet mit P. Gerhard den ersten Rang unter den Kirchenliederdichtern. Im Ganzen dichtete er 110 Lieder, welche einzeln in den Jahren 1650—1660 erschienen, und zuletzt von ihm einige Jahre vor seinem Tode gesammelt herausgegeben wurden unter dem Titel: „Geistliches Sion. Guben, 1674." In dieser Sammlung steht auch die „Vaterunser Harfe," „der irdische Helikon" und seine „Susanna" abgedruckt. Seine Lieder sind nach ihrem innerlichen Gehalt den Gerhard'schen Liedern am nächsten verwandt. Gervinus stellt folgende Vergleichung zwischen Gerhard und Frank an. „Frank „ist schwungreicher und ungewöhnlicher, aber weniger gemüthlich und „innig als Gerhard, kunstreicher und deklamatorischer, aber weniger „volksthümlich und treuherzig als Gerhard. Dem Frank ist die Andacht Sache und Gegenstand, dem Gerhard Grundgefühl, das eine „äußere Gelegenheit in Bewegung setzt." Wie schon oben bemerkt wurde, ist aber auch bei Frank das subjektive Element zu entschiedenerer Geltung gekommen, als bei Gerhard, und er weist daher in eine neue Richtung der geistlichen Dichtkunst hinüber, die wir nun sogleich werden kennen lernen. Er war es nämlich, der zuerst die im geistlichen Lied nun bald so häufig wiederklingenden Töne angeschlagen hat, nämlich die Sehnsucht nach der innerlichen Vereinigung der glaubigen Seele mit Christo, welche durch Christi Geburt im Menschen beginnt, und den aus dieser Vereinigung entspringenden Trost und Seligkeit. Er ist der Vorläufer des Angelus Silesius.

(Quellen: Caspar Wezels Analecta hymnica. 1. Bd. 6. St. 1752.)

An Frank reihen sich noch drei würdige, gediegene Dichter aus der fruchtbringenden Gesellschaft an, die, wie er, Vorläufer der neuern Schule sind, in der die Darstellung der innern Erfahrung die Hauptsache ist. Es sind dieß die drei im Kreuz und Leiden schwer geprüften Dichter:

Homburg, Ernst Christoph, ein dem Joh. Frank nahe verwandter Dichter, seit 1648 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Keusche". Er wurde im J. 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren und lebte als Gerichtsaktuarius und Rechtskonsulent zu Naumburg, der Geburtsstadt Sacers.

Er war ein gottesfürchtiger Jurist. Ein schweres Hauskreuz erhöhte seine Andachtsgluth; er litt nämlich an einer schmerzlichen Hauptkrankheit, während seine Ehefrau von den heftigsten Steinschmerzen geplagt war, so daß beide zusammen fast keine gesunde Stunde mit einander zu verleben hatten; dazu erschwerte ihm auch

mancherlei Neid und Feindschaft das Leben (vgl. Nro. 179: „O Wundergroßer," V. 4). Auch befand er sich zu Zeitz einmal wegen der Pest und sonst auf seinen vielen Geschäftsreisen, besonders nach den Niederlanden, oftmals in großer Leibs- und Lebensgefahr. In der Vorrede zu seinen Liedern meldet er daher auch, daß ihn dieselben zu ediren sein vieles Kreuz veranlaßt habe. So sagt er unter Anderem daselbst, er sey namentlich durch sein jedem bewußtes, angstvolles, schweres Hauskreuz bewogen worden, seinen Schöpfer zu preisen und für seine empfangene Wohlthaten ihm zu danken, denn in diesem habe er an Gottes Wort sich am besten trösten, stärken und aufrichten können. Kreuz lehre Gottseligkeit üben, Anfechtung auf das Wort merken. Der Christ ohne Kreuz sey ein Schüler ohne Buch, eine Braut ohne Kranz. Der himmlische Vater lehre, wenn er beschwere, entdecke viel Geheimnisse, wenn er unser Fleisch züchtige, mache fröhlich, wenn er betrübe, lebendig, wenn er tödte. — Er sey anfangs nicht Willens gewesen, seine Lieder in Druck zu geben, sondern sie für sich zu behalten, sich seines Kreuzes dadurch zu erinnern, seinen Glauben und Zuversicht mehr und mehr zu gründen, Gottes Allmacht in seiner stillen Kammer mit frohem Herzen und Munde zu danken. Durch Andere aber sey er veranlaßt worden, sie zu veröffentlichen. Er habe sie aber nicht der alamodischen, lüsternen Welt zu seinem Ruhme geschrieben, Gottes Wort nicht hochtrabend und gar prächtig abgehandelt, sondern seine Gemüthsstimmung und Herzensgedanken deutlich und einfältig an den Tag gelegt. Am 2. Juni 1681 erlöste ihn der Herr von allem Uebel und half ihm nach kurzem Ungemach, zur Freude zu gelangen, die ewig ist in seinem himmlischen Reich (vgl. Nro. 179, V. 5).

Unter seinen Zeitgenossen galt er für einen Dichter ersten Rangs. Seine Verse zeichnen sich durch Leichtigkeit und Wohlklang aus; er hielt sich nicht allein an die Opitz'sche Form, sondern auch an den Vorgang der Holländer und Franzosen. Er dichtete im Ganzen 150 Lieder, aus denen Einfalt und anmuthige Lebendigkeit spricht, die aber doch im Allgemeinen das Gepräge des gedrückten Seelenzustandes ihres Dichters tragen. Es sind meist Buß-, Kreuz-, Trost- und Sterbelieder und unter zweiundzwanzig Festliedern neun Passionslieder. Sie erschienen in zwei Theilen unter dem Titel: „Geistliche Lieder, I. Thl. Naumburg, 1658. II. Thl. Jena, 1659." Sein schönes Passionslied: „Jesu meines Lebens Leben" sollte im W. Gesangbuch nicht fehlen. Diese Liedersammlung war mit Melodien versehen von Werner Fabricius, Musikdirektor in Leipzig, und Paul Becker zu Weißenfels in zwei- und dreistimmigem Tonsatz.

(Quellen: Liedercommentar zum Naumburger Gesangbuch von Schamelius, Pastor zu Naumburg. 1724. — Winterfeld's evang. Kirchengesang. Thl. II. 1845.)

Albinus, Johann Georg, Mitglied der fruchtbringenden Ge-

fellschaft unter dem Namen „der Blühende". Er wurde geb. 6. Merz 1624 in Unternessa bei Weißenfels in Sachsen, wo sein Vater Pfarrer war. Im J. 1653 wurde er Rektor der Domschule zu Naumburg, der Geburtsstadt Sacers, und im J. 1657 Pfarrer zu St. Othmar, der Vorstadtkirche von Naumburg. Homburg, mit dem er also in einer Stadt zusammenlebte, war sein Herzensfreund. Auch er hatte die Kreuzschule durchzumachen und hielt sich dabei an Jesum, den großen Kreuzträger, durch dessen Umgang er die Sterbensfreudigkeit bekam, die sich in seinem Kernlied Nro. 598: „Alle Menschen" ꝛc. ausspricht.

Als ihn, da er auf dem Sterbebette lag, sein Beichtvater ermahnte, treu zu bleiben seinem Herrn Jesu, den er gelehret, bis in den Tod, so beantwortete er das mit einem herzlichen: „Ja, allezeit!" und setzte noch hinzu: „dabei bleibt es, meinen Jesum laß ich nicht." Selbst da ihm die Zunge schon schwer zu werden anfieng, bekräftigte er dieß noch mit einem tiefen Neigen des Hauptes und starb getrost am 25. Mai 1679. Auf seinem Leichensteine in der Othmarskirche zu Naumburg steht jetzt noch zu lesen: „**Cum viveret, moriebatur et nunc cum mortuus vivit, quia sciebat, quod vita via sit mortis et mors vitae introitus**" („da er lebte, starb er und nun, da er gestorben, lebt er, dieweil er erkannte, daß das Leben ein Todesweg und der Tod ein Lebensweg sey"). Seine vier Lieder dichtete er auf besondere Veranlassungen. Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 351.

(Quellen: J. B. Liebler, Pfarrer zu Ober- und Niederness a, Nachricht von des J. G. Albini Leben und Liedern. Naumb. 1728.)

Schirmer, M. Michael, geb. in Leipzig im J. 1606. Er war zuerst Rektor in Freiberg, dann Pastor in Striegenitz an der Mulde und zuletzt vom J. 1636 an Konrektor bei dem grauen Kloster in Berlin, während Gerhard als Candidat und Privatlehrer sich dort aufhielt. Er hatte durch viele Anfechtungen zu gehen und schweres Kreuz auszustehen, so daß er sich selbst „den deutschen Hiob" nannte; er war ein frommer, gottseliger Mann, der selbst zu den Armen und Elenden gehörte, die an allen Enden Angst und Leid haben müssen und doch Gott mit Singen loben (vgl. V. 4 in Nro. 96: „Nun jauchzet all"). In seinen letzten Lebensjahren wurde er noch überdieß von einer schweren Gemüthskrankheit befallen. Er starb „mit fertiger Lampe" den 4. Mai 1675.

Im J. 1650 gab er zu Berlin „biblische Lieder" heraus.

II. Die Nürnberger Dichter vom Blumenorden.

Das sentimentale Andachtslied im salomonischen Geschmack.

Der Nürnberger Rathsherr Harsdörffer, ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, unter dem Namen „der Spielende", stiftete

mit Johann Clajus im J. 1644 einen weitern gelehrten Dichterbund, den pegneſiſchen Blumenorden, deſſen ausgeſprochener Zweck „die Verehrung Gottes und Förderung deutſcher Treue, ſo wie Cultivirung der deutſchen Sprache" war. Klay und Harsdörffer ſollten nämlich einmal mit Ehrengedichten um einen Blumenkranz ſtreiten; dieſer Streit blieb ungeſchlichtet und die beiden Sänger begnügten ſich mit einer Blume, die jeder aus dieſem Kranz erhielt. Mit den übrigen Blumen entſchloſſen ſie ſich, andere Dichter zu begaben, die ſie zu einer beſondern Dichtergeſellſchaft vereinigen wollten. „Blumenorden" nannten ſie daher dieſe Geſellſchaft und „Pegnitzſchäfer" wurden die meiſt aus eingebornen Nürnbergern beſtehenden Mitglieder dieſes Dichterordens getauft, theils, weil ſie ſich unter einander Hirtennamen gaben nach Art der alten Schäfergedichte, theils, weil das an der Pegnitz gelegene Nürnberg der Hauptſitz des Ordens war. Hirten und Blumen gründeten ſie auf Jeſum, den geiſtlichen Blumenhirten, nach dem Hohenlied Kap. 1, 7. 2, 1.

Im weltlichen Lied beſchäftigten ſich dieſe Dichter nach Gervinus treffender Schilderung auf dem volksthümlichen Grund des durch Hans Sachs in Nürnberg eingebürgerten Meiſtergeſangs gar viel, wiewohl ungehobelt, mit der Schäferpoeſie. Dieſe trugen ſie ſodann, ſammt der in ihr liegenden Sentimentalität oder Empfindſamkeit, um ſo mehr auch auf das unter ihnen vorherrſchende geiſtliche Lied über, als ihnen das Hirten- und Schäferleben in geheiligtem Lichte erſchien. Denn ſie ſahen das Schäferweſen überhaupt als aller Dichtung zu Grund liegend an. Der ganze Stand der Hirten, ſo ſagten ſie, ſey uranfänglich Gott in der Geſchichte wohlgefällig geweſen, in ihm gleiche ſich der geiſtliche und weltliche Stand gleichſam aus; die goldene Zeit ſey geweſen, als Adam und Eva alles Vieh der Erde geweidet; Hirten ſeyen die Erzväter geweſen, Hirten haben zuerſt die Heilslehre des Evangeliums verkündet ꝛc.

So kam durch dieſe Dichterſchule eine gewiſſe Sentimentalität und vorherrſchende Geltung der Phantaſie in das Kirchenlied, und die Subjektivität, der Werth einzelner Gefühle und Empfindungen, erhielt überwiegende Geltung. Während die Nachfolger Opitzens in der fruchtbringenden Geſellſchaft und die Gerhard'ſchen Geiſtesverwandten durch das Unglück ihrer Zeit zu einer gewiſſen innern Stärke und Glaubenskraft geführt wurden, ſuchten die Pegnitzſchäfer ihre Ruhe und Befriedigung auf der entgegengeſetzten Seite in ſentimentaler Weiſe durch Erweckung ſanfter Gefühle und Regungen, wodurch ihre Poeſie nur allzuoft und allzuſehr ſüßlich und tändelnd wurde. Während ſeither noch, beſonders auch in Gerhard, der Davidiſche Geiſt und Pſalmenton vorherrſchte, ſo zeigt ſich nun der Uebergang des Geſchmacks von David zu Salomo, wie Gervinus treffend bemerkt, wenn er ſagt: „Der Uebergang vom Pſalter zum hohen Lied iſt der Kern der Veränderungen in der geiſtlichen Poeſie dieſer Zeit.

Das hohe Lied galt nun als Typus des geistlichen Lieds." Es war dieß zwar neben dem Musterbild Gerhards, der den Kirchenglauben durch subjektive Lebendigkeit zu beleben wußte, bis auf einen gewissen Grad ein weiteres heilsames Gegengewicht gegen die kühle Kunstgerechtigkeit und trockene, betrachtende Lehrmanier, welche sich doch immerhin bei manchen Kirchenliederdichtern, die bloß in Reimen predigende Lehrer über allerlei Lehrpunkte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre waren, durch einseitige Verfolgung der Opitz'schen Bahn einschleichen wollte; allein die lyrische Subjektivität bekam dadurch doch gegenüber von der kirchenthümlichen Allgemeinheit ein allzugroßes Uebergewicht.

Die bedeutendsten Dichter dieser Schule sind:

Harsdörffer, Georg Philipp, der Stifter und Vater des pegnesischen Blumenordens, in welchem er den Namen „Strephon" führte. Er wurde am 1. Nov. 1607 zu Nürnberg geboren, und stammt aus einem alten rathsfähigen, schon seit drei Jahrhunderten in Nürnberg ansäßigen, angesehenen Patriziergeschlecht. Nachdem er im J. 1623 in Altdorf und 1626 in Straßburg die Rechtswissenschaft studiert und hierauf fünf Jahre lang Frankreich, Italien, Holland und England bereist hatte, brachte er im J. 1631 einen großen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen aller Art nach Haus zurück. Er stieg nun mit schnellen Schritten aus den Untergerichten seiner Vaterstadt, in denen er zuerst als Assessor angestellt war, in das Stadtgericht und wurde 1655 Mitglied des hohen Raths.

Er war ein vielseitig gebildeter und ungemein wißbegieriger und fleißiger Mann, den man vorzugsweise nur „den Gelehrten" nannte. Sein Wahlspruch war: **»miseri mortales, nisi quotidie invenirent, quod discerent«** („beklagenswerthe Sterbliche, die nicht täglich finden, daß sie noch etwas Neues zu lernen haben"). In seinem Amt war er unermüdlich thätig und sein Ruhm verbreitete sich weit und breit, so daß selbst Fürsten und Edle ihn aufsuchten, um seinen Verdiensten zu huldigen. Er hatte Ehre und Glück in dieser Welt vollauf; auch seine häuslichen Verhältnisse waren die glücklichsten. Er schrieb und dichtete viel und beförderte das neuerwachte Studium der deutschen Sprache und Dichtkunst aus allen Kräften. Von ihm schreibt sich das Sprüchwort vom „Nürnberger Trichter" her. Er hatte nämlich in einer seiner Schriften geäußert, daß Jedermann aus seiner Poetik unter dem Titel: „Der poetische Trichter oder der Deutschen Dicht- und Redekunst. 3 Thle. Nürnberg 1650—1653" in sechs Stunden die deutsche Dicht- und Reimkunst erlernen könne.

Bei all seiner Dichtkunst und seinem großen Weltglück vergaß er aber doch nicht die wahre Kunst, sterben zu lernen. Dieß beweist seine Sterbensbereitschaft auf seinem Siech- und Siegesbett. Sein Beichtvater Dilherr bezeugt nämlich von ihm, er habe ihm freudig gesagt, daß der Tod einem Christen nicht, wie man zu reden pflegt,

ein böses, sondern ein gutes Stündlein sey. So starb er am 22. Sept. 1658 in einem Alter von einundfünfzig Jahren.

Seine geistlichen Lieder stehen in dem von ihm herausgegebenen Werk: „Herzbewegliche Sonntagsandachten, das ist, Bild-, Lieder- und Gebetbüchlein ꝛc. Nürnberg 1649 und 1652."

(Quellen: Historische Nachricht von deß löblichen Hirten und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang bis auf das durch göttl. Güte erreichte hundertste Jahr, von Amarantes. Nürnberg 1744. [Im Juli des Jahrs 1844 wurde das dreihundertjährige Bestehen dieses Ordens festlich zu Nürnberg begangen.] — Bibliothek deutscher Dichter von Wilhelm Müller. 1828. — **Andreas G. Widmann de vita G. Ph. Harsdörfferi. Altd. 1707.**)

v. Birken, Sigmund, nach Harsdörffers Tod das Oberhaupt des pegnesischen Blumenordens, unter dem Namen „Floridan oder Tausendschön", und noch berühmter, als Harsdörffer. Er wurde am 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger in Böhmen geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Kaum drei Jahre alt, mußte er im J. 1629 mit seinem Vater, der um des evangelischen Glaubens willen vertrieben wurde, aus Böhmen flüchten, und kam sofort mit demselben nach einigem Umherirren nach Nürnberg, wo derselbe als Diakonus angestellt wurde. Als der Vater auf dieser Flucht einsmals voll Unruhe und Sorge war, fand der dreijährige Knabe auf dem Wege ein Blättchen Papier, auf welchem das Vaterunser stand und worein ein Pfennig eingewickelt war. Das reichte er dem Vater dar zu dessen großer Beschämung und Glaubensstärkung, so daß er voll Trostes weiter zog.

Sigmund erzählt selbst: „Anno 1629 mußte ich schon das Elend bauen, da ich keine drei Jahre alt war; dergleichen ist auch meinem Heiland in seiner zarten Kindheit widerfahren. Ich wurde mit meinen Eltern um der Religion willen vertrieben; Gott aber hat uns ein Aegypten, um dahin zu fliehen, angewiesen, die Königin der Reichsstädte, Nürnberg, welches ich mein mütterliches Vaterland nenne, wo Gott nicht nur für die Meinigen, sondern auch für mich gesorgt und daselbst wohl versorgt hat." Hierauf erzählt er weiter, wie eine schwere Theurung damals Stadt und Land gedrückt, wie Anno 1632 und 1634 die Seuche, die in Mittag verderbet, viele Tausend in Nürnberg hingerissen, hingegen aber wäre sein Haus, wie ehmalen die mit Blut bezeichneten Häuser der Kinder Israel in Aegypten, von dem Würgengel unbeschädigt geblieben. Sein Vater und er selbst wären einsmals später von einem hitzigen Fieber befallen worden, aber der göttlichen Liebe Gluth habe sie in solchem Feuerofen ganz unverletzt erhalten. Auf diese Trübsal folgte eine noch empfindlichere, indem er in wenigen Jahren aufeinander ein vater- und mutterloser Waise wurde, da er erst sechzehn Jahre alt war.

Er studierte nun im J. 1643 zuerst in Jena die Rechtswissen-

schaft. Weil aber sein Vater auf dem Sterbebett noch darüber sich unwillig bezeugte, machte er sich bald ein Gewissen daraus und übte sich in der Theologie, um, wenn er schon kein berufener Kirchendiener werden wollte, mit geistlichen Schriften ein Diener Gottes und Erbauer seiner Kirche zu werden. Zu diesem Entschluß gab den Ausschlag eine ganz besondere Leitung des Höchsten, die er in zwei gefährlichen Lebensumständen erfahren durfte. Als er nämlich einmal nahe an der Saale spazieren gieng, wich ihm der Fuß und er fiel in den Fluß, worinn er hätte ertrinken müssen, wenn nicht zunächst ein Weidenast oder vielmehr Gottes Finger zu seiner Erhaltung vorhanden gewesen wäre; ein anderesmal fiel er zu Jena in seinem Hause durch Unvorsichtigkeit drei Klafter auf einen Söller herab, stand aber durch der Engel Schutz ganz unversehrt wieder auf.

Im J. 1645 schon kehrte er nach Nürnberg zurück, weil seine Geldmittel nicht länger zureichten. Hierauf wurde er der Lehrer des nachmals als Dichter sich bemerklich machenden Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (s. S. 169) und seines Bruders am Hofe des Herzogs August zu Wolfenbüttel. Als es ihm dort nicht weiter gefiel, machte er mehrere Reisen, besonders auch zu dem berühmten Rist in Wedel und trat in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen „der Erwachsene". Nachdem er sofort noch Erzieher einer mecklenburgischen Prinzessin in Danneberg gewesen war, begab er sich im J. 1648 am 20. Nov. wieder nach Nürnberg, wo gerade nach Vollziehung des westphälischen Friedensschlusses eine Reichsversammlung zusammen kam. Hier beschäftigte er sich nun mit dem Unterricht der adeligen Jugend und suchte sich als Redner öffentlich zu zeigen und mit den Gesandten in Verbindung zu seyn, weßwegen er auch von Oktavio Piccolomini zum Ordner und Leiter der Festlichkeiten beim kaiserlichen Friedens- und Freudenmahle im J. 1650 bestellt wurde, für das er auch Schauspiele und Reden schrieb. Dieß war vielleicht die nächste Veranlassung seiner Erhebung in den Adelsstand durch Kaiser Ferdinand III., dem er durch einen seiner Schüler in der Poëterei, dem Grafen von Windisch-Grätz, aufs beste empfohlen war. Dieß geschah am 15. Mai 1654, wozu noch im folgenden Jahr für den ziemlich ehrgeizigen Mann das Geschenk einer goldenen Kette mit des Kaisers Brustbild kam. Vorher hieß er Betulius, und es sind noch Nachkommen gleiches Namens von ihm in Stuttgart, welche das Adelsdiplom des Kaisers, das er damals erhielt, als Familienerbstück in Händen haben. * Im Jahr 1657 verheirathete er sich zu Baireuth, wo er auch einige Zeit sich aufhielt, mit der

* Diese Verwandten sind lange Zeit auf der in Stuttgart wohl bekannten Betulius'schen Apotheke gewesen. Vergl. M. Balthasar Haug, die Liederdichter des würtemb. Landesgesangbuchs nebst ihren kurzen Lebensumständen. Stuttg. 1780. S. 27.

Wittwe des Hofadvokaten Mülleck. Mehrere Jahre zuvor schon war er auch in den Pegnesischen Blumenorden, der zu Nürnberg seinen Sitz hatte, eingetreten und hatte hier die Blume Floramor zum Sinnbild sich erwählt mit der Aufschrift: „In den Himmel verliebt". Dazu schrieb er folgende Erklärung, in der sich ganz der Sinn ausspricht, der uns in seinem schönen Liede: „Lasset uns mit Jesu ziehen" (Nro. 378, V. 1) entgegen leuchtet:

„Liebt immerhin die Lust der Welt, ihr eitlen Seelen!
Die keine Schönheit hat, die lauter Unlust giebt:
Ich suche nur allein das Schönste zu erwählen,
Das soll der Himmel seyn, in den bin ich verliebt."

Nach Harsdörffer's Tod setzte er im J. 1662 die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, die sich auflösen zu wollen drohte, aufs Neue und mit noch größerem Glanze, als jener, fort und ward ihr Oberhirte als gekrönter Dichter und kaiserlicher Pfalzgraf.

Als ihm seine Frau im J. 1670 gestorben war, verheirathete er sich 1673 zum zweitenmale mit der Wittwe des Dr. Theol. Joh. Weinmann zu Altdorf, und als auch diese nach sechsjähriger Ehe ihm von der Seite gerissen ward, lebte er vollends in stiller, gottgeweihter Einsamkeit, von Jugend auf durch die besondern Leitungen und Prüfungen Gottes, die er frühe zu erfahren hatte, gewöhnt, mit dem Herrn umzugehen. Er starb am 12. Juni 1681, von einem Schlagfluß gerührt, als er eben damit beschäftigt war, erbauliche Betrachtungen zu Papier zu bringen. Merkwürdig ist bei seinem Tode auch noch, daß kurz vor seinem Ende in dem sogenannten Irrwalde, dem Garten des Blumenordens zu Nürnberg, alle Birkenbäume, die ihm zu Ehren in demselben gepflanzt worden waren, mit einander zu grünen aufgehört haben und verwelkt sind.

Folgendes sind seine geistlichen Sammlungen: Teutscher Olivenburg, Nürnb. 1650. — Christlicher Weihrauch. 1652. — Passionsandachten. 1653. — Vom Fato oder Gottesgeschick. 1655. — Sonn- und Festtagsandachten. 1661. — Todesgedanken und Todten-Andenken. 1670. — Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel. 1681. In diesen Schriften zerstreut befinden sich die zweiundfünfzig geistlichen Lieder, die er gedichtet hat und von denen sich gar manche durch eine liebliche Glaubensinnigkeit auszeichnen.

(Quellen: Historische Nachricht von deß löbl. Hirten- und Blumenordens Anfang und Fortgang ꝛc. von Amarantes. Nürnb. 1744. S. 79 bis 158. — Bibliothek deutscher Dichter von Wilh. Müller. 1828.)

Ingolstetter, Andreas, geb. zu Nürnberg im J. 1633. Er war daselbst als ein gelehrter Kaufmann bekannt, der fast alle lebenden Sprachen sprach. Später wurde er herzoglich würtembergischer Rath und nürnbergischer Marktvorsteher. Er verfaßte recht gute Gedichte, so daß ihn Sigmund von Birken im J. 1672 mit dem Namen „Polyander" in den Blumenorden aufnahm, wo er sich die

Ringelblume wählte mit der Beischrift: „Nach der Engelstadt ringend.“ Dazu setzte er noch die selbst gedichtete Erklärung:

„Die Blume, die vom Ring noch ihren Namen hat,
Heißt die Gedanken hin zu denen Sternen schwingen.
Im Ring der Ewigkeit ist jene Engelstadt.
Ich hoffe diesen Ring im Glauben zu erringen.“

Er war auch ein besonderer Liebhaber der Sternkunde. Bei dem Reichthum, den er sich durch seine Handlung erwarb, war er sehr wohlthätig gegen die Armen und labte Christi Glieder (vergl. V. 4 in Nro. 445: „Hinab geht Christi Weg“); auch erwarb er sich große Verdienste um Errichtung einer Armenkinderschule in Nürnberg. Bei allem Reichthum und Ansehen aber, in dem er auch als Dichter stand, war die Demuth seine schönste Zier; er griff nicht „in hoher Luft nach Ruhm und stolzer Hab“. So sehr seine Gedichte Andern gefielen, so wenig gefielen sie ihm selbst; deßhalb war er auch nie zu bereden, dieselben nochmals durchzugehen und in einer Sammlung dem Druck zu übergeben.

Auch ihm waren die Leidenstage nicht erspart. Er hatte durch das Podagra viel an Händen und Füßen zu leiden, doch nahm er dieß willig an mit dem in Gott gelassenen und zufriedenen Sinn, der sich in seinem Liede: „Ich bin in dir mein Gott zufrieden“ (Nro. 370), ausspricht. Von diesen Leiden ward er endlich erlöst den 6. Juni 1711 in einem Alter von achtundsiebenzig Jahren.

(Quellen: Amarantes. — Marperger's erstes Hundert gelehrter Kaufleute.)

Wegleiter, Dr. Christoph, geb. zu Nürnberg 22. Apr. 1659. Im J. 1676 bezog er die Universität Altdorf, um Theologie zu studieren; auch legte er sich bald mit besonderem Glück und Gaben auf die Dichtkunst, so daß ihn schon im J. 1679 als zwanzigjährigen Jüngling Sigmund von Birken in den Blumenorden aufnahm, mit dem Namen „Irenian“. Er verdiente diesen Namen, denn er war auch wirklich von ganz besonders friedsamem und stillem Wandel. Er eignete sich daher auch im Blumenorden die Blume „Friedelar“ zu, nebst der Beischrift „mit Gott und Menschen“, und dichtete folgende Erklärung hinzu, die auf seinen Namen „Wegleiter“ anspielt und seinen Friedensgeist zeigt:

„Die Welt vergnüge sich mit Unfried, Zank und Streiten:
Ich zieh den Frieden vor mit Menschen und mit dir.
Mein Gott, mein Friedefürst! Zeig' deine Wege mir,
So kann ich deine Heerd auf Friedenswege leiten.“

Er bereitete sich auch mit allem Ernste zu dem heiligen Amte eines geistlichen Wegleiters und Friedensboten in Altdorf und Straßburg vor, wo er noch zwei Jahre lang, von 1680 an, studierte.

Nachdem er viele gelehrte Reisen, besonders in den Niederlanden und England gemacht hatte, kehrte er, nachdem er auch Spener in Frankfurt aufgesucht hatte, zu Ende des Jahrs 1688 nach Nürnberg zurück und wurde in demselben Jahre noch als Professor der Theologie

und Diakonus an der Stadtkirche nach Altdorf berufen, worauf er 1697 Doktor der Theologie wurde. Er war der studierenden Jugend ein sehr nützlicher und seiner Gemeinde ein sehr erbaulicher Lehrer. Noch im besten Lauf seiner Jahre wurde er im J. 1703 durch eine Lähmung an den Kräften seines Gemüths und seines Leibes sehr geschwächt, wovon dieß ein Vorbote war, daß er in Folge seiner Vollblütigkeit schon einige Zeit zuvor bei seinen Vorlesungen öfters geradezu einschlief, da sich denn die Studenten in der Stille wegschlichen. Endlich schlief er in dem Herrn sanft und selig ein am 13. Aug. 1706, erst siebenundvierzig Jahre alt.

Er hat ungefähr sechzehn geistliche Lieder gedichtet, die sich, wie Bunsen bezeugt, durch Bildlichkeit der Sprache und sinnvolles Aneignen des Geoffenbarten auf den innern Menschen auszeichnen. Das herrliche Kernlied: „Beschränkt ihr Weisen" (Nro. 336) ist nach dem Typus des Hohenlieds über Cap. 6, 2 gedichtet.

(Quellen: Amarantes. S. 472—479.)

Schwämmlein, Georg Christoph, geb. in Nürnberg im J. 1632, wo sein Vater Schulmeister war. Er studierte in Leipzig und Jena Theologie, verfaßte als frommer Studiosus die geistlichen Lieder, die wir von ihm haben und ließ sie zwischen den Jahren 1652 und 1660 einzeln drucken. Hierauf kam er als Rektor an die Schule zu St. Jacob in Nürnberg, wo er als ein geschickter und frommer Schulmann im Segen wirkte bis in sein dreiundsiebenzigstes Jahr. Er hatte eine solche Sehnsucht, zu Jesu zu kommen, daß er in seinem Alter oftmals zu sagen pflegte:

„Ach! Daß die Schul bald ganz wär' aus,
Damit ich käm' ins Himmelhaus,
Von der Schul Unruh
Zur seligen Ruh!

Endlich im J. 1705 durfte er eingehen zu der Ruhe, die noch vorhanden ist für das Volk Gottes.

In seinen Liedern schlägt die Liebessprache des Hohenlieds bereits sehr stark vor.

Frank, Michael, obwohl nicht Mitglied des Blumenordens, sondern des Elbschwanordens, schließt sich nach dem ganzen Charakter seiner Lieder den Dichtern des Blumenordens an. Er ist geboren den 16. Merz 1609 zu Schleusingen in Sachsen, wo sein Vater als Kaufmann lebte. In der lateinischen Schule seiner Vaterstadt lernte er so gut, daß sein Lehrer Gottwalt ihm das Zeugniß gab, er besitze einen göttlichen Geist (ingenium divinum). Allein kaum war er dreizehn Jahre alt, so starb sein Vater am 1. Juni 1622. Dieser hatte in seinem letzten Willen erklärt, der älteste Sohn, Sebastian, und der jüngste, Peter, sollen vor den andern studieren. Bei Michael giengen die Mittel aus und er mußte sich zu einem Handwerk entschließen. Er wählte das Bäckerhandwerk und wurde im siebenzehnten Jahr, am 14. Okt. 1625, dem Bäckermeister Melchior Pfeiffer zu Coburg

auf zwei Jahre aufgedrungen. Nachdem die Lehrzeit um war, wäre er gerne auf die Wanderschaft gegangen, allein er mußte fürchten, er möchte in diesen Kriegszeiten unterwegs aufgegriffen und zum Kriegsdienst geworben werden. Deßhalb verheirathete er sich am 21. Juli 1628, noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, mit Barbara Holzhäuserin aus Heldburg, erwarb sich dort das Meisterrecht als Bäcker, und trieb nun dieses Gewerbe zwölf Jahre lang bis zum J. 1640, doch ohne viel vor sich zu bringen. Er hatte allerlei Unglück; heimliche, nächtliche Diebstähle und öffentlicher Raub auf der Straße, vollends gar eine Plünderung seines Hauses durch rohes Kriegsvolk richteten ihn zu Grund, daß er gänzlich verarmte.

Als nun die Kriegsbedrängnisse immer schwerer wurden, sah er sich endlich genöthigt, als ein armer Exulant mit Weib und Kind nach Coburg zu flüchten, wo ihn der Bäckermeister Nik. Nuhr auf der Webergasse liebreich in sein Haus aufnahm und vier Jahre lang unterstützte. Dafür half er dann dem Bäcker im Betrieb seines Handwerks. Während dieser Zeit versäumte er aber die Wissenschaften nicht und trieb die Dicht- und Tonkunst, also daß er sich an ihr immer wieder herzlich erquickte. Dabei hatte er auch immer im Vertrauen zu Gott die Hoffnung, daß es ihm doch noch einmal gewährt seyn werde, seinem wahren Berufe, den Wissenschaften, sich hinzugeben. So soll er einmal während jener traurigen Zeit, da er brodlos in Coburg saß, in einer trüben Stunde, als schwermüthige Gedanken seine Seele niederbeugen wollten, mit den Worten nach seinem Psalter gegriffen haben: „Nun Gott wird mir ja einen Spruch lassen zukommen, daraus ich könne Trost schöpfen." Er schlug auf und sein Auge fiel auf die Anfangsworte des Psalm 57. Dadurch sey er alsdann wunderbarlich getröstet und gestärket worden und habe diesen Spruch: „Sey mir gnädig, Gott, sey mir gnädig; denn auf dich trauet meine Seele und unter dem Schatten deiner Flügel habe ich Zuflucht, bis daß das Unglück vorüber gehe," zum voraus als seinen Leichentext bestimmt. Im Gottvertrauen gieng er nun allezeit einher, obgleich das Unglück noch nicht vorübergehen wollte. So wurde er einmal auf einer Reise nach Frankfurt von Soldaten ganz nackt ausgezogen und hart mit dem Tode bedroht, weil sie nicht so viel Geld bei ihm fanden, als sie gehofft hatten, denn er hatte noch eiligst drei Dukaten in den Mund gesteckt und dort verborgen gehalten. Bei dieser augenscheinlichen Todesgefahr stand aber sein Gemüth, wie er selbst es beschreibt, so, daß er dachte:

Fährt nur die Seele wohl, der Leib mag immer hin,
Weil doch mein Sterben mir muß dienen zum Gewinn!

Ueber Weib und Kind aber, die er dahinten lassen mußte, tröstete er sich also:

Verlieren sie gleich mich, behalten sie doch Gott,
Der keinen läßt zu Schanden, noch zu Spott,
Der auf ihn traut und baut.

So vertraute er allezeit Gott und sein Wahlspruch war: „Deus meus in te confido, non erubescam“ — „auf dich traue ich, mein Gott, du läßt mich nicht zu Schanden werden.“ Darum schließt er auch sein Lied von der Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller menschlichen Sachen (Nro. 588: „Ach, wie nichtig“) mit dem Wort: „Wer Gott hat, bleibt ewig stehen!“

Seine Hoffnung hat ihn aber auch nicht zu Schanden werden lassen. Am 18. Merz 1644 wurde er Schulcollege und ordentlicher Lehrer an den zwei untern Classen der Stadtschule zu Coburg. Mit feuriger Liebe widmete er sich nun seinem Beruf und seine Freude an der Dicht- und Tonkunst, die ihm oft im Elend verkümmert war, blühte nun erst recht gedeihlich bei ihm auf. Er knüpfte Verbindungen an mit Dach, Neumark, Moscherosch und erlebte im J. 1659 die ehrenvolle Freude, daß ihn der berühmte Rist als kaiserlicher Pfalzgraf mit der Dichterkrone krönte und in seinen Elbschwanorden aufnahm. In diesem Orden erhielt er den Namen „Staurophilus“ (Freund des Kreuzes). Als ihm diese Ehre widerfuhr, schrieb der bescheidene, einfache Mann ganz demüthigen Sinnes in seine große Wittenberger Bibel: „Gott gebe, daß ich diese große und unverhoffte Ehre zu seiner, des Allerhöchsten, Ehre einig und allein annehme und gebrauche und seine Wunder ausbreite, bis ich meinen Lauf vollendet habe und mit allen Engeln und Auserwählten ewiglich lobsinge.“

Wenige Monate vor seinem Tod träumte ihm, er sey in Coburg vollkommen zur Heimkehr nach Schleusingen gerüstet. Diesen Traum deutete er sich nun dahin, daß ihn der Herr damit auffordern wolle, sich zum Hingang ins himmlische Vaterland zu rüsten. In diesem Sinne schrieb er auch 20. Jul. 1667 an seinen Bruder Peter und fügte hinzu: „Doch will ich meinem lieben Gott still halten; wenn mein Leib so frisch wäre, als das Gemüth, Gottlob! so wollte ich heute noch aufstehen! Sein Wille geschehe, der ist allezeit der beste.“ Seine Deutung traf ein und als nun die Seinigen an seinem Todestag, 24. Sept. 1667, um sein Sterbebett standen und laut weinten, so tröstete er sie noch damit: „Sie möchten nur gedenken, als wenn er verreiset und zu seiner Zeit schon wieder zu ihnen oder vielmehr sie zu ihm kommen würden.“ Und so schied er mit heiterer Miene und ganz sanft von ihnen.

Er dichtete im Ganzen sechunddreißig Lieder, welche nicht lange vor seiner Krönung erschienen unter dem Titel: „Geistlicher Harfenspieler. Coburg, 1657,“ wozu er auch einige Weisen sang. Seine beiden Brüder Sebastian († als Diakonus in Schweinfurt, 1660) und Peter († als Pfarrer zu Gleussen im Coburgischen, 1675) machten sich gleichfalls als Dichter und Sänger bekannt.

(Quellen: Hymnopöographia von Caspar Wezel. I. Thl. 1719 und dessen Analecta hymnica. 1. Bd. 6. Stück. 1752. — Unschuldige Nachrichten. 6. Beitrag. 1725. S. 904 f. — Der evangelische Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. 1845. II. Thl. S. 473 f.)

III. Die Dichter der zweiten schlesischen Schule.

Das beschauliche Andachtslied mit mystischer Färbung.

War an die Stelle der alten Kraft, mit der Gerhard, Joh. Frank und ihre Geistesverwandten ihre persönlichen Gefühle im Liede aussprachen, durch die Dichter des Blumenordens in das Kirchenlied eine gewisse süßliche Weichheit und Sentimentalität, verbunden mit der Liebessprache des hohen Lieds, eingedrungen, so gesellte sich nun in der zum Unterschied von der ältern Opitzisch-Schlesischen Schule sogenannten zweiten schlesischen Schule dazu noch das mystische Element.

Schlesien war schon lange zuvor die Heimath der Schwärmerei und des Mysticismus, jenes Strebens „sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen". Hier hatte schon Schwenkfeld von Ossigk in den ersten Jahren der Reformationszeit den Grundsatz der alleinigen Geltung des innern frommen Lebens behauptet, da er noch am Hofe des Herzogs von Liegnitz lebte; hier hatte Valentin Weigel, der als Pfarrer in Tschoppau im J. 1588 starb, in seinem „güldnen Griff" im Gegensatze gegen alles äußere Kirchenwesen auf die Geltung des innern, „gottgegebenen" Geistes gedrungen; hier hatte der Görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme († 1624) in seinen mystischen Schriften die Anschauung eines ewigen und wahrhaften Seyns, dessen Seligkeit das Menschenherz erfüllt, als das Höchste angepriesen. Dieser Männer Schriften fanden die allgemeinste Theilnahme und Verbreitung in Schlesien, und ihre Mystik ward nun überdieß noch unter katholischen Einflüssen weiter ausgebildet; die in Breslau einheimischen Jesuiten trieben besonders die Mystik Joh. Taulers, des Dominikanerdoktors zu Cöln und Straßburg († 1361), welcher die Vereinigung der Seele mit Gott, das Absterben von der Welt und Selbstsucht, und die Vollendung der Liebe, als ein Zurückgehen und Aufgehen in Gott, als Aufgabe des Christen aufstellte. So waren um diese Zeit zwei katholische Dichter aufgetreten, Jakob Balde und der Jesuite Friedrich v. Spee, welche in andächtiger Verzückung und mit größter Weltverachtung „geistfeurige Liebesübungen der in Gott verliebten Seele" ins Kirchenlied einführten.

Der Nachhall hievon zeigt sich, wiewohl in veredelter Gestalt, bei Angelus Silesius, dem Haupt der neuen schlesischen Dichterschule, dessen tiefgefühlte Lieder das Geheimniß der Vereinigung der Seele mit Gott zum Hauptgegenstand haben. Durch seine edle Mystik, die durch die Innigkeit der Gefühle das Gemüth im höchsten Grund erfaßte, erhielt die Poesie ein tieferes Leben und einen höhern Schwung. Als jedoch durch Hoffmann v. Hoffmannswaldau (geb. 1618, † 1679) und Caspar v. Lohenstein (geb. 1635, † 1683) in phantastischer Schwärmerei, namentlich auf dem Gebiet des weltlichen Lieds, die größten theils „überschwänglich süßen", theils „zerrbild-

artigen, wollüſtig-grauſamen" Uebertreibungen in der Darſtellung und eine hochtrabende, ſchwülſtige Sprache herrſchend wurden, war für das Kirchenlied die größte Gefahr vorhanden, es möchte gleichfalls in ſolche Verirrungen einer ſchwärmeriſchen und krankhaften Phantaſie hineingezogen werden. Doch erhielt ſich in der Schleſiſchen Schule das Kirchenlied, wiewohl nicht ganz, doch möglichſt frei hievon; die edle Myſtik des Angelus Sileſius behielt den Sieg und ſtand als bewahrendes Muſterbild da. Im weitern Verlauf der Schleſiſchen Schule, welche ihren Einfluß auch über manche Dichter der ſpätern Pietiſten, z. B. Bogatzky, Woltersdorf, Rothe und die Oberlauſitzer überhaupt erſtreckt, tritt ſogar eine Vermittlung ein zwiſchen lyriſcher Subjectivität und kirchenthümlicher Allgemeinheit. Dieſe Vermittlung begann mit Caſpar Neumann und vollendete ſich durch den Einfluß der practiſchen, geſunden und einfältigen ſpeneriſchen Frömmigkeit in Benjamin Schmolke und Liebich. *

Die hieher gehörigen Liederdichter, die ſämmtlich einer edlern Myſtik huldigen und bei denen nun die Saiten, die Joh. Frank in der Sehnſucht nach endlicher Vereinigung der glaubigen Seele mit Gott angeſchlagen, voll und hell erklingen, ſind:

Angelus Sileſius, oder aus dem ſechzehnten Jahrhundert Dr. Johann **Scheffler**, der ſich den Namen Angelus nach einem ſpaniſchen Myſtiker Johann ab Angelis, dem Verfaſſer eines Gedichtes **los triumfos del amor** wählte und hiezu noch den Namen Sileſius beiſetzte, da er ein „Schleſier" von Geburt war. Er wurde nemlich geb. zu Breslau im J. 1624. Seine Eltern gehörten zu den Lutheranern. Sehr jung ſchon fühlte er in ſich eine Neigung zu jener myſtiſchen Gefühlsſtimmung, die ſich in ſchwärmeriſchen Entzückungen zur Anſchauung der Gottheit zu erheben und durch eine ſich ſelbſt vergeſſende Betrachtung in die ewige Liebe zu verſenken ſtrebt. Als Jüngling verſenkte er ſich durch das Leſen der Schriften eines Tauler, Jak. Böhme, Schwenkfeld, Weigel, Joh. Ruysbroech und anderer Lehrer der geheimen göttlichen Weisheit immer tiefer in ſolche Myſtik. Dazu mag auch das Studium der Medicin, das er auf der Breslauer Univerſität betrieb, noch das Seine beigetragen haben. Nachdem er ſeine Studien vollendet und den mediciniſchen Doktorhut erhalten hatte, bereiste er Holland, wo er für ſeine religiöſen Bedürfniſſe im Beſuch der dortigen zahlreichen Sectenverſammlungen reiche Nahrung fand.

Er kehrte nach Schleſien zurück, unzufrieden mit den Gebräuchen und dem Zuſtand ſeiner Kirche. Namentlich fühlte er ſich durch die Streittheologie der lutheriſchen Rechtglaubigen und den dürren Buchſtabenglauben, auf den man in der lutheriſchen Kirche ausſchließlich drang, ſehr unangenehm berührt; ohnedem hatte er ja von ſeiner myſtiſchen Lecture her einen myſtiſchen Separatismus, der alles äußere

* Dieſelben werden daher erſt ſpäter unter den Dichtern von vermittelndem Charakter — den ſogenannten Orthodoxen — eingereiht.

Kirchenwesen im Vergleich mit der innern Frömmigkeit geringschätzt, eingesogen. Als er nun bald darauf Leibarzt beim Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg-Oels geworden war, sprach er sich öffentlich gegen die Satzungen und Gebräuche der lutherischen Kirche aus. Hierüber gerieth er mit der Geistlichkeit von Oels in Streitigkeiten und als er sich nun hiedurch zurückgestoßen fühlte, trat er, der schon von Jugend auf Geschmack an den Schriften der ältern Mystiker der katholischen Kirche, wie eines Tauler, Thomas v. Kempis u. s. w., gefunden hatte, im J. 1653 zur katholischen Kirche über und kam als Arzt in Dienste des deutschen Kaisers Ferdinand III. Mit wilder Heftigkeit stritt er nun in mehreren Streitschriften gegen die lutherische Kirche. Später nahm er sogar die priesterliche Weihe an, wurde Rath des Bischofs von Breslau und zog sich gegen das Ende seines Lebens in das Breslauer Jesuitenkloster St. Matthias zurück.* Hier starb er am 9. Juli 1677.

Er verfaßte im Ganzen 205 Lieder und schöne poetische Sprüche. Die Letztern, eine köstliche Reihe von himmlischen Weisheitsperlen, befinden sich in seiner Schrift: „der Cherubinische Wandersmann oder geistreiche Sinn- und Schlußreimen zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend ꝛc. Glatz 1674." Viel früher aber erschienen seine 205 geistliche Lieder unter dem Titel: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. Breslau 1657." Sie sind meist noch vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche gedichtet, denn der stille Frieden, der in ihnen weht, reimt sich nicht mit der Heftigkeit seiner Streitschriften, die er als Katholik geschrieben. Neun davon sind an die Jungfrau Maria und andere Heilige gerichtet. Georg Josephus, in Diensten des Bischofs von Breslau, gab dieselben im J. 1697 mit 184 Melodien zu Breslau heraus, die noch im Munde des Volks in Schlesien und in der Oberlausitz leben. 53 dieser Lieder stehen im Freylinghausen'schen Gesangbuch vom J. 1741 mit 37 eigenen Melodien, deren keine von Josephi ist. In der Vorrede der Seelenlust wird die „verliebte Seele" ermahnt, aller Weltliebe abzusagen und einzig den Erlöser zu lieben; in Christo sey die allerfreundlichste Anmuth, die alleranmuthigste Lieblichkeit, die allerlieblichste Holdseligkeit, die allerholdseligste Schönheit. Er sey der holdselige Daphnis, der sorgfältige Corydon, der treue Damon, ja der Preis und die Krone aller tugendhaften und auserlesenen Schäfer und Schäferinnen; hier sey die mildreiche Galathea (Gütigkeit), die edle Sophia (Weisheit), die schöne Calliste (Schönheit). Zu ihm, dem Schönsten unter den Menschenkindern, habe die geliebte Seele ihr Gemüth zu erheben, seiner selig machenden Umfahung werde sie

* Er bewirkte es auch, daß im J. 1662 die Katholiken in Breslau zum erstenmal wieder seit der Reformation am Fronleichnamstage eine öffentliche Prozession, mit Trompeten- und Paukenschall, halten durften, wobei ihm die Ehre zu Theil ward, die Monstranz vorzutragen.

herzlich befohlen. Weitere Schriften von ihm ſind: Betrübte Pſyche. Breslau 1664. — Die köſtliche evangeliſche Perle. Glatz 1667. — Sinnliche Beſchreibung der vier letzten Dinge. Schweidnitz 1675. —

Er iſt einer der ausgezeichnetſten Dichter voll ſinniger Tiefe, lieblicher Innigkeit und geiſt- und liebevoller Milde, der unter einem tändelnden Liebeston ein Herz voll ernſter, tiefer Liebe zu Chriſto birgt. Seine Lieder athmen die reinſte Sehnſucht nach dem Heilande und ihr unergründliches Thema iſt: Vereinigung der Seele mit Gott und Gottes mit der Seele in der Liebe. Bunſen ſchildert ihren Charakter ſo: „ſie athmen die reine perſönliche Liebe eines von den Wohlthaten Gottes in Chriſto und der Lieblichkeit des Erlöſers beſiegten und überwältigten (Nr. 132), aber nun gottesfrohen und ſeligen Herzens (Nr. 353, 5.), welches allenthalben, in Natur und Welt, den Heiland ſucht und erkennt (vgl. Nr. 63) und in treuem Kampfe ſeinem göttlichen Vorbilde nachzuwandeln ſtrebt (vgl. Nr. 377 und 379), nicht ohne unaufhörliche Sehnſucht nach innigerer Vereinigung, in deren Vorgefühl es ſich Gott durch ſeinen ewigen Hohenprieſter zum Opfer darbringt.“ (Nr. 348. 353.) Neumeiſter ſagte von ihm: **„Papaeus hic angelus, sed bonus.“**

(Quellen: Caſp. Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 1. Stück. S. 24—40. Bibliothek deutſcher Dichter von Wilh. Müller. 1828.)

Knorr v. Roſenroth, M. Chriſtian, ein geborner Schleſier. Er wurde am 15. Juli 1636 geb. in Altrauden, einem Dorfe im ſchleſiſchen Fürſtenthum Wohlau, wo ſein Vater, Abraham Knorr, Pfarrer war. Einem ſeiner Vorfahren hatte Maximilian I. den Adelsſtand verliehen; ihn erhob nachmals Leopold I. in den Freiherrnſtand. Seinen erſten Unterricht genoß er in den Schulen zu Frauſtadt und Stettin, bezog ſofort die Hochſchulen zu Leipzig und Wittenberg und trat dann eine große Reiſe an durch Frankreich, England und Holland. In Amſterdam machte er die Bekanntſchaft eines Armeniſchen Fürſten, des Oberrabbiners Maier Stern und dreier gelehrter Engländer, Lightfoot, Henry More und Helmont. Dieſe führten ihn auf alchymiſtiſche und kabbaliſtiſche Studien, denen er ſich mit dem größten Eifer hingab. Er ſammelte ſich in dieſen geheimnißvollen Wiſſenſchaften viele Kenntniſſe, durch die er ſich die Gunſt des im J. 1655 zur römiſchkatholiſchen Kirche übergetretenen Pfalzgrafen Chriſtian Auguſt zu Sulzbach erwarb. Dieſer ernannte ihn im J. 1668 zu ſeinem Geheimerath und erſten Miniſter. Er war ein ganz eigenthümlicher Mann, der die Bibel faſt auswendig wußte und viele theologiſche und beſonders kabbaliſtiſche Schriften ſchrieb, worunter ein ſehr berühmt gewordnes Werk ſeine **„Kabbala denudata“** vom J. 1677 iſt. Nach einundzwanzigjährigen treuen Dienſten ſtarb er zu Sulzbach 4. Mai 1689 (nach Andern im April 1688.)

Die Zahl ſeiner Lieder, die er nach der Art des Angelus Sileſius und Joh. Frank dichtete, mit welchen er eins iſt in glühender

Sehnsucht nach inniger Vereinigung mit Christo, dem Erlöser, ist 75. Fünf Jahre vor seinem Tode gab er sie heraus, ohne Nennung seines Namens, unter dem Titel: „Neues Helicon mit seinen neun „Musen d. i. geistliche Sittenlieder von Erkenntniß der wahren „Glückseligkeit und der Unglückseligkeit falscher Güter, dann von den „Mitteln, zur wahren Glückseligkeit zu gelangen und sich darinn zu „erhalten. Von einem Liebhaber christlicher Uebungen zu unterschied„lichen Zeiten mehrentheils zur Aufmunterung der Seinigen theils „neu gemacht, theils übersetzt, theils aus andern alten, bei Unter„richtung seiner Kinder geändert ꝛc. Nürberg 1684." Der Hauptgedanke, der wie ein rother Faden durch alle seine Lieder geht, ist der: „Einsamkeit, Seelengenuß im Guten, Abscheiden von der Welt ist der Weg zur Gemüthsruhe und Seligkeit." Jedem Lied ist eine „Aria" beigefügt, und er scheint allem nach auch der Sänger dieser Arien gewesen zu seyn.

(Quellen: Carl v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang. 1845. Zweiter Theil S. 512 ꝛc.)

Ludämilie Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, eine Tochter des Grafen Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 7. April 1640. Sie war eine durch Gelehrsamkeit nicht bloß, sondern auch durch Frömmigkeit und Gottesfurcht ausgezeichnete Jungfrau. In ihrer zarten Jugend schon verachtete sie alles Zeitliche und hielt sich „zu ihrem Jesu". Sie starb als verlobte Braut ihres Vetters, des Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, an Einem Tage mit ihrer Schwester, Christiane Magdalene, den 12. Merz 1672. Als sie den Tod herannahen fühlte, genoß sie das heilige Abendmahl, wobei ihr das Herz von Jesu übergieng, daß sie ausrief; „Jesus ist mein ganzes Leben; Jesu, Du in mir und ich in Dir, das will ich Dir danken für und für. Jesus ist mein Alles; mit Jesu kämpfe ich, mit Jesu siege und überwinde ich, mit Jesu triumphire ich. Jesus über mir, Jesus neben mir, Jesus in mir. Mit Jesu wollen wir Thaten thun; nicht ich, Jesus wird's thun."

Sie hat 215 geistliche Lieder gedichtet, — ächte Jesuslieder, in denen sich, ganz in dem von Angelus Silesius angestimmten Ton, eine innige, brennende Liebe zu Jesu ausspricht. Sie sind nach ihrem Tode erschienen unter dem Titel: „die Stimme der Freundin. Rudolstadt. 1687."

Fritsch, Dr. Ahasverus, geb. 16. Dec. 1629 im Städtchen Mücheln zwischen Halle und Naumburg, wo sein Vater Bürgermeister war. Er studierte in Halle und Jena unter gar ärmlichen, bedrängten Umständen, so daß er sich durch Informationen fortbringen mußte. So bekam er auch die Information des jungen Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt, wodurch er sein Glück machte.

Nachdem er nämlich Doktor der Rechte geworden war, ernannte ihn der Graf Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, der Vater der

Ludämilie Elisabeth, zu seinem Hof- und Justizrath im J. 1661. Da stand er nun mit der jungen, frommen Gräfin in einem lieblichen, erquicklichen Geistesverkehr. Im J. 1679 wurde er Kanzleidirektor und Consistorialpräsident und endlich im J. 1692 Kanzler der Universität Jena und Erbherr auf Mellingen.

In allen diesen Aemtern war er als ein frommer und gewandter Staatsmann hoch geschätzt. Er stiftete zu gottseligen Uebungen eine fromme Gesellschaft unter dem Namen „fruchtbringende Jesusgesellschaft" und Spener lobte seine Frömmigkeit gar sehr (in seinen lateinischen Bedenken Thl. I. S. 289.). Als Dichter wurde er sehr beliebt und deßhalb im J. 1669 zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt. Außerdem schrieb er viele erbauliche Schriften unter vielem Kreuz, mit dem er heimgesucht wurde und das ihn zu herzlicher Andacht trieb.

So schrieb er, als im J. 1684 die Pest ganz Sachsen in großen Schrecken setzte, „erbauliche Todesgedanken". In der Vorrede meldet er, die grausame Pest habe damals in Deutschland viel hunderttausend Menschen hingerissen und ganze Städte und Dörfer wüste gemacht; in solch jammervoller Zeit habe er sich durch eine ernstliche Buße, Gebet, Geduld und Beständigkeit, besonders durch stete Betrachtung des Todes und darauf folgenden ewigen Lebens sammt den Seinigen wohl und christlich geschickt. Als dann nun der von ihm so oft betrachtete Tod wirklich herankam, übergab er seine Seele Gott mit den Worten; „Herr Christ! es ist genug, so nimm denn meine Seele zu „dir, ich bin nicht besser, als meine Väter; aber nicht mein, sondern „dein Wille geschehe. Mich verlanget nach dir, bis du kommest „und ich warte auf dich mit inniger Begierde. Komm doch und laß „deinen Diener, wie den alten frommen Simeon, in dem Frieden fah„ren. Amen!" So starb er zu Jena 24. Aug. 1701.

Seine geistlichen Lieder stehen in zwei Sammlungen, die er unter dem Titel herausgab: „Himmelslust und Weltunlust. Jena 1670." und — „zweiundsiebzig neue himmelsüße Jesuslieder. Jena 1668."

(Quellen: Kleine Schriften des verstorbenen fürstlich Schwarzburgischen Kanzlers Ahasverus Fritsch, mit dessen Biographie von Fr. C. v. Moser. Coburg 1792.)

Hoffmann, M. Gottfried, ein geborner Schlesier, geb. 5. Dec. 1658 zu Löwenberg oder Lemberg am Bober im Fürstenthum Liegnitz. Seine Eltern flüchteten mit ihm, als achtjährigen Knaben, des Glaubens wegen verfolgt von den Jesuiten, nach Sachsen. Er studierte in Leipzig und fand später eine Anstellung in Schlesien als Conrektor zu Lauban am Queis. Hier war er von 1688 — 1695 angestellt. Auf dieser Stelle war er auch der Lehrer und Bildner Benjamin Schmolkens, der sich in der dortigen Lehranstalt von 1687—1693 auf die Universität vorbereitete und dessen Dichtergaben er und Georg Wende weckten und ausbildeten. Im J. 1695 wurde er Rektor in Lauban und im J. 1703 kam er in gleicher Eigenschaft nach Zittau in der

Oberlausitz. Hier errichtete er eine Unterstützungskasse für arme Studenten. Am 1. Okt. 1712 starb er plötzlich, von einem Schlagfluß getroffen, nachdem er gerade mit seinen Schülern das h. Abendmahl genossen hatte. Das Lied: „Herzlich lieb hab ich dich," war sein Lieblingslied.

Er dichtete siebzehn geistliche Lieder. Sie stehen in seinen „erbaulichen Denkzetteln von etlichen Mitteln zur Lebensheiligkeit und den gemeinsten Jugendsünden, herausgegeben von Christian Altmann. 1717."

(Quellen: Casp. Wezels Analecta hymnica. Zweiter Bd. S. 302.)

Neunherz, M. Johann, ein geborner Schlesier, Gottfried Hoffmanns Herzensfreund, geb. 16. Aug. 1653 zu Schmiedeberg, wo sein Vater Kaufmann war. Nachdem er auf verschiedenen Pfarrstellen gewesen, wurde er endlich in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr, im J. 1709, Oberpfarrer in Hirschberg. Seinem Freund Hoffmann dichtete er ein Leichengedicht, das mit den Worten schließt: „Nur Einen Hoffmann hab' ich in der Welt gefunden." Im J. 1737 starb er zu Hirschberg als vierundachtzigjähriger, müder Wanderer.

Neumann, Kaspar, gleichfalls ein geborner Schlesier, geb. zu Breslau 14. Sept. 1648, wo sein Vater Steuereinnehmer war. Er sollte zuerst Apotheker werden, kam aber dann doch zum Studieren. Nachdem er in Jena seine theologische Studien vollendet hatte, kam er im J. 1673 als Reiseprediger zum Herzog zu Eisenberg und 1676 als Hofprediger zum Prinzen Christian von Sachsen-Altenburg, hierauf wurde er im J. 1678 Diaconus zu St. Magdalena und später Pfarrer an St. Elisabeth, der Hauptkirche seiner Vaterstadt; zugleich wurde er Professor der Theologie am Gymnasium. Als solcher starb er 27. Jan. 1715. Er bereitete sich bei Zeit durch christliche Todesbetrachtungen zu seiner letzten Stunde. Sein Wahlspruch war insgemein das Wort: „אֱמֶת" oder „Wahrheit." Als ihm im J. 1709 sein ältester Sohn, von dem er große Hoffnung gehabt, in Wittenberg plötzlich starb, schrieb er von da an immer in die Stammbücher: »**vana vanitas, omnia sunt vanitas!**« „es ist alles eitel!" So hielt er auch gar wenig auf sich selbst, obwohl er wegen seiner sonderbaren Gelehrsamkeit und vortrefflichen Redekunst sehr berühmt war.

Er dichtete 39 geistliche Lieder, die als Anhang in dem von ihm herausgegebenen „Kern aller Gebete. Berlin. 1737" stehen. Dieser wurde fast in alle europäische Sprachen übersetzt und Herzog Rudolph August v. Braunschweig hielt denselben so hoch, daß er von ihm bezeugte, er könne sich nicht satt daran lesen. Die demüthige Liebe und die reiche Glaubensfülle, die diesem wahrhaft frommen Mann zu eigen waren, reden zu uns aus seinen Liedern.

(Quelle: Caspar Neumanns Leben von Fr. Peter Tacke. 1741.)

Während noch in manchen mystischen Ascetikern dieser Zeit, z. B. in **Dr. Heinrich Müller** zu Rostock, dem bekannten Verfasser der Erquickstunden und der evangelischen Schlußkette († 1675), sowie in

M. Christian Scriver, dem salbungsreichen Erbauungsschriftsteller und Verfasser des Seelenschatzes, der als Hofprediger zu Quedlinburg im J. 1693 starb, die dieser jüngern schlesischen Schule charakteristische persönliche Liebe zu Jesu und innige Sehnsucht nach ihm in starken Gefühlsausdrücken sich kund gibt, so daß z. B. Scriver in seinem Jesusliede: „Jesu meiner Seele Leben" jede Strophe mit dem Refrain schließt: „ich bin dein und du bist mein, allerliebstes Jesulein": ist Neumann zwar herzlich in seiner Sprache und Darstellung, aber einfach und nüchtern, und redet nicht aus einer in Jesum verliebten Seele heraus rein persönliche Liebesgefühle, sondern stellt sich mehr auf den allgemeinen Standpunkt aller durch Christum Erlösten und der an Christo als ihrem Haupte hängenden Kirche, und lenkt somit die Schlesische Schule auf einen Mittelweg, wo bei aller Geltung der persönlichen Gefühle doch auch dem allgemein kirchlichen Standpunkt sein Recht widerfährt. B. Schmolke und noch später Ehrenfried Liebich, als die letzten Ausläufer der Schlesischen Schule, haben diese Vermittlung zwischen Subjectivität und Objectivität im Kirchenlied vollendet. Doch zuvor hatte dasselbe noch eine andere Schule zu durchlaufen, zu der wir jetzt übergehen.

IV. Die Dichter der Spener'schen Schule.

Das biblisch-praktische und erbauliche Andachtslied.

Auf der einen Seite drohte dem Kirchenlied das Einreißen einer widerlichen, in der Spielerei mit Gefühlen sich gefallenden Sentimentalität und einer mystischen Ueberschwänglichkeit, auf der andern Seite drohte die im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr überhand nehmende Erstarrung des kirchlichen Lebens in todtem Buchstabenglauben auch die dichterische Schwungkraft gänzlich zu lähmen und die Quelle des ächten Kirchenlieds, den lebendigen Glauben, ganz auszutrocknen, so daß höchstens noch aus den Tiefen der Mystik eine dichterische Ader geflossen wäre. Bei so allgemeinem todähnlichem Zustand der Kirche im Ganzen hätten auch die einzelnen Musterbilder eines Gerhard, Joh. Frank ꝛc. nicht in die Länge mehr belebend auf das Kirchenlied einzuwirken vermocht. Es that eine gründliche Erneuerung des ganzen kirchlichen Lebens noth, dann erst konnte auch für das Kirchenlied wieder ein frischer Lebensquell fließen. Dieses Werk der Erneurung des kirchlichen Lebens war Dr. Philipp Jakob Spener beschieden. Er ist der andere Luther der evangelischen Kirche.

Nur zu wahr ist das Wort eines erleuchteten Geschichtschreibers: Die Kirche stand in Gefahr, über dem Buchstaben und Schulglauben das christliche Leben zu verlieren. Alles kam bloß darauf an, ob Jemand rechtglaubig wäre, man fragte aber nicht, ob er auch rechtglaubig sey. Der Kopf der Prediger des göttlichen Worts war voll

von gelehrten Schulformeln und Begriffsbestimmungen, die seligmachenden Wahrheiten des Evangeliums wußten aber die Wenigsten eindringlich und nach der Fassungskraft des Volkes vorzustellen. Die gelehrte Streitkunst, angewandt gegen Katholiken und Reformirte, war von den Lehrstühlen auch auf die Kanzeln gezogen und hatte diese der Erbauung des Volks gewidmeten heiligen Stätten in Kampfplätze verwandelt, auf denen unter allerlei heftigen Schimpfreden viel unzeitige Gelehrsamkeit mit lateinischen, griechischen und ebräischen Citaten und viel vom orthodoxen, alleinseligmachenden Glauben und der Rechtfertigung zu hören war, fast nichts mehr aber von dem, was zur Heiligung, Besserung und Belebung des inwendigen Menschen förderlich war. Schrifterklärung und christliche Moral wurden fast ganz auf die Seite gesetzt.

Da deckte Spener, durch Arndts Schrift vom wahren Christenthum zu einem lebendigen Christenthum erweckt und durchdrungen von der Nothwendigkeit einer Reform des Kirchenwesens, mit seiner Schrift: „**Pia desideria** oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche", die als Vorrede zu Arndts Postille im J. 1675 und drei Jahre darauf im J. 1678 besonders gedruckt erschien, die Schäden unserer Kirche auf und zeigte die Heilmittel. Er drang darauf, daß man mehr auf Gottseligkeit sehen und den Kanzelvortrag ändern möchte, bei dem die Gemeinde bloß andersdenkende bestreiten, oder die Glaubenslehren schulgerecht und trocken, wie vom Katheder herab, auseinander setzen hörte, das theure Gotteswort aber nicht mehr vernahm, das nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; er erklärte die Religion für eine Sache des Herzens, mit Einem Worte, er drang auf praktisches Christenthum und wahre Frömmigkeit, auf Anschließen der Glaubenslehre an die h. Schrift. Dadurch hauchte er der Theologie, der Kirche und dem religiösen Leben einen neuen Geist ein. Er drang besonders auf den Religionsunterricht der Jugend, weckte durch besondere Unterrichtsstunden im praktischen Christenthum, die er unter dem Namen: »**collegia pietatis**« ertheilte, viele Herzen, und fand bald einen großen Anhang Gleichgesinnter.

Auch hier zeigte sich die bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, auf die Wackernagel aufmerksam macht, daß es stets die Bewegung und Entwicklung der Glaubenslehre repräsentirt, und jeder wesentlichen Erregung innerhalb einer Landeskirche im Einzelnen oder der evangelischen Kirche im Ganzen ein neuer Liedersegen folgt, weswegen auch für das Kirchenlied gilt, was A. v. Platen von der deutschen Poesie im Allgemeinen sagt:

— — — — — „so oft im erneuernden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach."

Dieser von Spener neu hervorgerufene, wahrhaft fromme Geist sprach sich nun auch alsbald in frommen Liedern aus, wie bei Spener selbst, der übrigens als Dichter nicht so groß ist, denn als christlicher Lehrer, so noch mehr bei solchen, die durch seine Schriften oder durch seine collegia pietatis erweckt, als Freunde und Schüler sich um ihn schaarten. Es sind dieß die „viri desideriorum, die Männer der Sehnsucht," wie Zinzendorf sie nennt, die Männer voll thätiger Sehnsucht nach einer neuen Geistesrichtung und Belebung der evangelischen Kirche. Ihre Lieder sind voll gesunder Frömmigkeit und inniger Gottseligkeit. Die tiefere, gemüthliche Richtung des Glaubens im Gegensatz gegen die trockene Darstellung der Lehre bei den Rechtglaubigen oder Orthodoxen schuf nun geistliche Lieder, welche das geistige Leben der Glaubigen zum beschaulichen Gegenstand haben, weßhalb Dr. Grüneisen passend diese Liederzeit die der „beschaulichen Frömmigkeit" nennt.* Dadurch wurde aber natürlich das subjektive Element im Kirchenlied nur um so vorherrschender, denn das Seelenleben und die verschiedenen inwendigen Zustände der Glaubigen durch alle Stufen der Heilsordnung hindurch waren Gegenstand der geistlichen Dichtung. Dahin gestellt mag es bleiben, wie weit Gervinus Recht hat, wenn er behauptet, damit habe denn auch die kirchliche Poesie als Nationalpoesie mehr und mehr zu erlöschen angefangen, indem diese tiefern, in dem besondern Glaubensleben Einzelner begründeten Lieder vom Volk in Masse nicht mehr gehörig verstanden worden seyen.

Die bedeutendsten geistlichen Liederdichter unter jenen Männern der Sehnsucht sind:

Spener, Dr. Philipp Jakob, geb. 13. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß. Er ward von seinen frommen Eltern — der Vater war Rath und Registrator — schon am Tage seiner Geburt dem Dienste der Kirche bestimmt. Der heranwachsende Knabe zeigte frühe nicht bloß ausgezeichnete Gaben, sondern auch einen für die Frömmigkeit ganz besonders empfänglichen Sinn. Die gewöhnlichen Kinderspiele hatten keinen Reiz für ihn; er las lieber ein gutes Buch und vor Allem die Bibel und Arndts wahres Christenthum. Noch in seinem spätern Alter wußte er sich aus dieser Zeit keines eigentlichen Vergehens zu erinnern und nur die Angst blieb ihm immer im Gedächtniß, die ihn einst in seinem zwölften Jahre bei einem Tanze, an dem er Theil nahm, überfallen und weggetrieben hatte. Als er dreizehn Jahre alt war, legte sich seine von ihm herzlich geliebte Pathin, die fromme Gräfin Agathe von Rappoltstein, an der Auszehrung auf das Sterbelager, das für ihn nun eine rechte Christenschule wurde. Besonders machte der Tod dieser ächten Chri-

* In dem trefflichen Aufsatz: „Ueber die Gesangbuchsreform." Deutsche Vierteljahrsschrift. April — Juni. 1830.

stin, die ihn zu ihrem Sterben rufen ließ, einen so unauslöschlich tiefen Eindruck auf sein junges Herz, daß er anfieng, nach seiner eigenen Auflösung sich zu sehnen und dadurch nur desto mehr von aller Eitelkeit der Welt abgezogen wurde. Er las um diese Zeit auch besonders gerne „Baily's Uebung der Frömmigkeit" und ward davon so ergriffen, daß er schon damals einen Theil dieses Buchs in deutsche Verse brachte, worin ihm der geistliche Liederdichter Sigismund Vorberg Anweisung gab. Bei einem solchen frommen, ernsten Sinn mußte bald etwas Tüchtiges aus ihm werden. Schon in seinem achtzehnten Jahr wurde er zu Straßburg, wo er studierte, Magister und in seinem neunzehnten Erzieher zweier Prinzen von der Pfalz.

Nachdem er in Tübingen im J. 1662 einige Monate Vorlesungen gehalten hatte und schon daran dachte, sich im Würtembergischen völlig niederzulassen, erhielt er im J. 1663 einen Ruf als Freiprediger nach Straßburg; hier hielt er zugleich, nachdem er Doktor der Theologie geworden war, den Studenten Vorlesungen. Seine Sanftmuth und sein freundlicher Ernst gewannen ihm alle Herzen, und obgleich er noch jung war, so verachtete doch Niemand seine Jugend, sondern hatte Jedermann Ehrfurcht vor ihm, denn er that sein Amt von Herzen, Gott und nicht den Menschen zu Gefallen.

Nach drei Jahren schon, im J. 1666, wurde er als erster Prediger nach Frankfurt a. M. berufen und war nun von da an ein hellleuchtendes Licht für die ganze protestantische Kirche Deutschlands, ihr zweiter Reformator. Das christliche Leben in der Kirche war dürr und todt geworden, die Kanzelvorträge waren bloße Streitpredigten. Da trat nun Spener auf und predigte für das Herz, suchte die Schrift zu erklären und die Seelen zu bekehren; er wollte auf der Kanzel nicht mit hohen Worten glänzen, noch viel weniger streiten, sondern wie ein Vater seine Kinder zu allem Guten ermahnen. Besonders nahm er sich auch des seither verwahrlosten Jugendunterrichts an, den die Prediger unter ihrer Würde hielten, führte Catechismusübungen mit den Kindern und die Confirmationsfeier ein. Darüber mußte er sich oft „den Schulmeister" schelten lassen. Er drang in Allem auf lebendige Frömmigkeit, und trachtete zuerst für seine Person auch darnach, überall in seinem Wandel ein Vorbild wahrer Frömmigkeit zu seyn; denn er stellte vom christlichen Lehramt in der Kirche den Satz auf: „nur solche, die selbst gottesfürchtig und wahrhaftig fromm sind, können Andern Lehrer und Führer zur Seligkeit werden." In seinem Urtheil über das, was Sünde sey, war er sehr ernst; Spielen, Tanzen und weltliche Lustbarkeiten hielt er für Dinge, die einem Christen nicht geziemten, denn ein Christ müsse eine andere Quelle der Freuden kennen.

Bald zeigte sich nun auch in Frankfurt die Frucht eines solchen Wirkens. Viele kamen zu ihm und baten ihn um weitern Unterricht.

auf dem Weg des Lebens, und so entstanden im Aug. 1670 die **collegia pietatis** oder **Erbauungsstunden** in seinem Hause, bei denen er mit solchen Seelen in bestimmten Versammlungen gemeinsam aus Gott sich zu erbauen und gottselige Gespräche zu führen pflegte. Anfangs kamen nur einige gelehrte Freunde Speners, bald aber auch viele Ungelehrte, jeglichen Standes und Alters, und zwar in solcher Menge, daß er diese Erbauungsstunden von seinem Studierzimmer in die Kirche verlegen mußte. Diese gottseligen Uebungen waren von großem Nutzen. Spener verbreitete dadurch eine genaue Bekanntschaft mit der h. Schrift und suchte den Vorurtheilen entgegenzuwirken, als sey es der menschlichen Natur nicht möglich, genau nach Christi Vorschrift zu leben und als sey um des rechtfertigenden Glaubens willen kein Eifer in der Heiligung und in guten Werken nöthig. Er ermahnte auch am Schluß jeder Versammlung die Anwesenden, sich nicht für besser zu halten, als Andere, und sich nicht von Kirche und Abendmahl abzuziehen. Dem unerachtet wurde er aber wegen dieser Versammlungen heftig angegriffen: er gehe im Christenthum zu weit, hieß es, und thue des Guten zu viel. Dagegen aber bewies er in einer besondern Schrift vom J. 1677 aus der Bibel das allgemeine Priesterthum aller Christen, das ist, das Recht, welches Christus allen Menschen erworben und dazu durch seinen h. Geist alle seine Glaubigen salbet, kraft dessen sie Gott angenehme Opfer bringen, für sich und Andere beten und jeglicher sich und seinen Nächsten erbauen mögen und sollen. Im J. 1675 schrieb er sodann seine **pia desideria**, worinn er auf eine Reformation des ganzen Kirchenthums antrug.

Durch all' das zog er sich viele Feinde zu, besonders suchte der Darmstädter Theologe Menzer den Frankfurter Rath gegen ihn zu stimmen, wodurch er manche Kränkung zu erfahren hatte. Er aber schalt nicht, da er gescholten ward; mit Sanftmuth und Geduld trug er solche Demüthigungen. Betrübender als alle diese feindlichen Angriffe war aber für ihn der seit 1682 in Frankfurt und der Umgegend sich erhebende Separatismus, wodurch ihm auch in Frankfurt sein Amt täglich mehr erschwert wurde. Manche durch Spener's Predigten erweckte und durch seine Schriften auf die Mängel der äußern Kirche hingewiesene Seelen kamen nämlich darauf, sich von der Kirche, als einem Babel, nun ganz abzusondern; über den Versammlungen, die an vielen Orten nach dem Muster der Spener'schen Versammlungen entstanden, fieng das Volk an, den öffentlichen Gottesdienst zu verlassen. Spener, tief betrübt hierüber, warnte herzlich vor diesem Abweg, denn man „gehe beim Separatismus in Seelengefahren hinein".

Da berief ihn nach zwanzigjähriger gesegneter Wirksamkeit in Frankfurt Churfürst Johann Georg III. von Sachsen, welcher ihn auf einer Reise in Frankfurt hatte predigen hören und bei ihm communicirte, im J. 1686 auf die Stelle eines Oberhofpredigers in

Dresden, welche damals für die erste Stelle in der ganzen evangelischen Kirche galt und vom größten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten überhaupt, und zunächst in Sachsen, war. Glaubig, wiewohl an das Wort Jeremiä Kap. 12, 3. erinnernd, auch von einer vornehmen Frau auf der Reise durch die Bibelstelle Zach. 4, 7., die sie in Gedanken und Gebeten für ihn aufgeschlagen hatte, mächtig gestärkt, bezog er diese Stelle am 11. Juli 1686 und erregte bald auch in Dresden durch seine Predigten, die biblisch einfältig auf gründliche Erneuerung des Herzens drangen, große Bewegung. Alles drängte sich in seine Predigten und selbst der Churfürst bekannte, „er habe nicht geglaubt, daß ihm Jemand das Herz so rühren würde, seit er seinen Spener habe." Durch eine Sonntagspredigt wußte Spener es dahin zu bringen, daß die Katechisationen in ganz Sachsen durch einen Landtagsbeschluß eingeführt wurden. So gieng es in den drei ersten Jahren recht gut, obgleich Spener viele geheime Neider am Hofe und unter den angesehensten Theologen und Geistlichen des Landes hatte. Als Mitglied des Consistoriums ließ es sich Spener recht sauer werden, für die sächsische Kirche zu sorgen, namentlich wußte er einen Befehl auszuwirken, daß auf den sächsischen Universitäten die Erklärung der h. Schrift nach den Grundsprachen zur Hauptsache des theologischen Studiums gemacht werden solle. Mancher Professor zu Wittenberg und Leipzig war damit sehr unzufrieden, aber einige fromme, junge und gelehrte Männer in Leipzig ergriffen diesen Befehl mit Freuden und suchten durch sogenannte **Collegia biblica** unter den Theologiestudierenden die Kenntniß der h. Schrift zu verbreiten. Es waren dieß A. H. Franke, Paul Anton und Joh. Caspar Schade, die zuvor in Spener's Haus mit noch viel andern Candidaten im Predigtamt unterwiesen worden waren. Diese Bibelstunden wurden oft von dreihundert Studenten besucht. Spener hatte daran seine Herzensfreude. Allein diese Männer wurden bald der Irrlehren beschuldigt, ihre Vorlesungen verboten und sie wegen übertriebener Erweisung der Frömmigkeit im Leben und äußerlichen Dingen unter dem Namen „Pietisten" verfolgt und von Leipzig weggewiesen.

Darüber hatte nun Spener viel zu leiden, da man wußte, daß er sie lieb habe. Und nun kam auch die Stunde, auf die seine Feinde schon längst gewartet hatten, daß er bei Hof in Ungnade fiel. Auf unwiderstehlichen Trieb seines Gewissens hatte er nämlich dem Churfürsten, der dem Trunk sehr ergeben war, bei Gelegenheit eines Bußtags im Febr. 1689 als Beichtvater schriftlich in einem sehr ehrerbietigen Schreiben bescheidene, aber ernste Vorstellungen über den Zustand seines Herzens und Lebens gemacht. Dieser aber, obwohl anfangs dadurch getroffen und gerührt, erblickte bald darinn eine Verletzung des ihm schuldigen Respekts und faßte, aufgeregt von seinen Hofleuten, einen so entschiedenen Widerwillen gegen Spener, daß er ihn von Dresden wegzubringen suchte. Er verständigte sich daher mit dem

Churfürsten Friedrich von Brandenburg, daß dieser ihn nach Berlin als Probst an die St. Nikolaikirche berief. Die Churfürstin und die Prinzen suchten ihn zu halten, aber vergeblich.

Unter vielen Thränen geleitete eine Menge Dresdener aus allen Ständen den scheidenden Lehrer und Seelsorger, und im J. 1691 trat Spener mit freudigem Muthe seine Stelle in Berlin an. Er traf hier zwar kein so großes, aber ein besseres Arbeitsfeld an. In dem churfürstlichen Hause waltete seit lange ein ernster, religiöser Geist und dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, nachmaligem König von Preußen, lag Alles daran, daß die Kirche weislich und christlich geordnet werde. So konnte Spener in seinem bedeutenden Wirkungskreis, besonders auch als Consistorialrath, ungestört und im Segen wirken. Durch Lehre und Wandel, besonders auch durch seine vielen Schriften, stiftete er großen Segen allenthalben; er hatte des Jahrs oft sechshundert Briefe zu beantworten, die Gewissensfragen und Bitten um Rath und Trost enthielten. An der St. Nikolaikirche hatte er seinen Schüler, Caspar Schade, als Diaconus an der Seite, der ihm ein treuer Gehülfe war, ihn aber durch seinen Beichtstreit in großes Gedränge brachte. Eine der größten Freuden seines Lebens wurde ihm aber noch im Alter zu Theil, daß nämlich auf Thomasius Rath und durch seine Unterstützung und Leitung zu Halle im J. 1694 vom Churfürsten eine neue Universität gestiftet wurde, auf welcher die jungen Gottesgelehrten nicht zu stolzen Wortkriegen, sondern zu gründlicher Erkenntniß des Wortes Gottes und zu wahrer Gottseligkeit angeleitet werden sollten. Eben jene Magister, die zu Leipzig die biblischen Collegien gehalten hatten, seine Freunde und Schüler, A. H. Franke und P. Anton wurden als Prediger und Professoren der Theologie auf diese neue Universität berufen und fiengen an, dort in Spener's Geist zu wirken. Er durfte das Waisenhaus in Halle noch entstehen und sich erweitern sehen und von seinem Franke hören, wie wunderbar der Herr seinen Rath hinausführe.

Wie so Spener im Großen wirkte und Treue übte, so übte er die Treue auch im Kleinen, im Kämmerlein und im Haushalt. Er war Vater von eilf Kindern, die er in der Furcht des Herrn erzog und hatte hiebei eine stille, fromme Hausfrau zur Gehülfin. Er betete nicht nur fleißig mit seinen Kindern, sondern auch für sie — allein im Kämmerlein. Weil er in ganz Deutschland so viele Freunde hatte, betete er für sie nach der Lage der Länder, in denen sie wohnten, jeden Tag und erinnerte sich dabei auch der geringsten Brüder. Seine Demuth, Geduld und Freundlichkeit, seine Mäßigkeit und Einfachheit, seine stille Heiterkeit zog alle Leute zu ihm, vor Allem die Angefochtenen. Selbst seine Feinde liebte er von Herzensgrund; je heftiger sie waren, desto sanftmüthiger war er gegen sie. So lebte er und ward Vielen durch Schrift, Wort und Wandel ein Lehrer vom Herrn gesandt, ihm die Wege zu bereiten.

Als er die Zeit seines Abscheidens nahe fühlte, arbeitete er noch aus allen Kräften und gab seine „Theologische Bedenken" heraus. Im Januar 1705 ward allmählich seine Leibeshütte abgebrochen. Er schrieb aber noch viel und als er eben in einem Brief das Wort „todt" schreiben wollte, überfiel ihn plötzlich mit Steinschmerzen die Todeskrankheit, die er auch sogleich als solche erkannte. In den drei letzten Tagen bekam er nach einiger Zeit der Dürre, in der er heftig beklagte, daß er Gott so wenig nützlich gewesen und die Zeit seines Lebens nicht genug zur Verherrlichung der Ehre Gottes angewandt habe, auf sein Bitten um einige Empfindung der Gemeinschaft mit Gott, noch eine so große Freudigkeit, daß es für alle Umstehende zur größten Erbauung war. Zu seinem Freund Hildebrand v. Canstein, dem Gründer der ersten Bibelanstalt zu Halle, sagte er: „Du bist, „o Gott! ein Lehrer der Geister! Ich habe in den zehn Tagen meiner „Krankheit mehr von wahrer Theologie gelernt, als sonst in den fünf„zig Jahren meines ganzen Lebens." Am Abend vor seinem Tode, nachdem er viel von Simeon's Friedefahrt geredet hatte, ließ er sich noch das siebzehnte Kapitel Johannis, das er besonders lieb hatte und über das er nie predigen wollte, da es ihm für das Maaß seines Glaubens zu hoch sey, dreimal vorlesen, und verschied dann am 5. Feb. 1705 in den Armen der Seinigen „gar geschwinde und sanft, seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters befohlen". Als Leichentext setzte er selbst Röm. 8, 10. fest, was trefflich zu seinem schönen Osterliede „Aus des Todes Banden" (Nro. 169) stimmt. Kein schwarzes Fädelein nahm er mit in den Sarg, so hatte er verordnet, — in einem weißen Kleide wollte er begraben seyn, „er, der lange genug um das Verderben der Kirche getrauert, nun aber eingehe von der streitenden in die triumphirende Kirche und voll Hoffnung auch für die noch streitende Kirche scheide." Der Herr aber wird ihn nach Dan. Kap. 12, 3. gekleidet haben „mit der Sonne in des Himmels Wonne" (vgl. Nro. 169, 8.) Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 213. 215. 305. 320. 331. 346. 598. 600. 634.

Er hat im Ganzen neun geistliche Lieder gedichtet, die gesammelt erschienen unter dem Titel: „frommer Christen erfreuliche Himmelslust." Sie sind voll tiefen christlichen Gefühls und nicht ohne dichterische Kraft. Gerhard war Spener's Muster und Lieblingsdichter.

(Quellen: Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von W. Hoßbach. 2 Bände. Berlin 1828. — Ausführliche Lebensbeschreibung Ph. J. Spener's von C. H. Canstein. Leipzig 1729. — Basler Sammlungen. Jahrg. 1837.)

Schade, Johann Caspar, geb. 13. Jan. 1666 zu Kühndorf in Thüringen, wo sein Vater, der nachmalige Superintendent zu Schleusingen, Pfarrer war. Er ward frühe verwaist, denn sein Vater starb, als er erst zwei Jahre alt war. Der Rektor des Gymnasiums zu Schleusingen war sein Vetter und dieser nahm ihn, als in seinem dreizehnten Jahr auch die Mutter von ihm schied, in sein

Haus auf. Da ihm die elterliche Zucht fehlte, wurde er zu allerlei leichtſinnigem Weſen verleitet. Als er jedoch im J. 1685 die Univerſität Leipzig bezog, wurde er ein Stubengenoſſe A. H. Franke's, der damals ſchon ein ernſtliches Chriſtenthum führte. Durch ihn wurde er vor den gewöhnlichen Studentenverirrungen bewahrt und in's Wort Gottes hineingeführt. Dieß gab den erſten Anſtoß zu ſeiner Bekehrung, einen weitern gab eine ſchwere, mit heftigen Anfechtungen verbundene Krankheit, die er durch Gebet glücklich überwand.

Nachdem er nun in Wittenberg ſeine Studien vollendet hatte, begab er ſich wieder nach Leipzig und hielt hier, wie ſeine Freunde, A. H. Franke und P. Anton, in Spener's Geiſt die ſogenannten **Philobiblica collegia** oder bibliſchen Collegien. „Wegen ſeiner allzutiefen Einſicht in den Verfall des damaligen Chriſtenthums" zog er ſich aber viele Anfeindungen zu und zuletzt, als Franke und Anton wegen dieſer Vorleſungen von Leipzig vertrieben worden waren, lag der ganze Haß der Profeſſoren auf ihm. Nachdem ſeine Feinde es hintertrieben hatten, daß er das ihm ſchon zugeſagte Diaconat Wurthau erhielt (vgl. Thl. II. Nro. 463), wurde er einſtimmig, ohne all ſein Zuthun, in demſelben Jahr mit Spener, im J. 1691, an die Nikolaikirche in Berlin als Diaconus erwählt. Seine erbaulichen Schriften hatten ihm dort zuvor ſchon viele Freunde erworben und eine bei der Durchreiſe zu Berlin gehaltene Predigt hatte großen Eindruck gemacht.

Sieben Jahre lang wirkte er dort in großem Segen als feuriger Prediger und eifriger Seelſorger neben ſeinem geiſtlichen Vater und jetzigen Vorgeſetzten, Dr. Spener. Seine Predigten machten gleich Anfangs zu Berlin vielen Eindruck. Die ſchweren Zweifel, die er ſelbſt durch Gottes Gnade überwunden hatte, ſo viele Anfechtungen und leibliche Leiden und Verfolgungen hatten ihn auf's Wort merken gelehrt, im Gebet und Verleugnung geübt und mit innerem Abſcheu vor allem Scheinchriſtenthum erfüllt. Er gebrauchte das Wort Gottes auf der Kanzel als ein ſcharfes zweiſchneidiges Schwert, ohne Anſehen der Perſon; er drang mit eifriger Liebe auf Buße und Bekehrung und ſein Hauptthema war und blieb ſtets:

„Ihr müßet von Neuem werden geboren,
Sonſt ſeyd ihr zeitlich und ewig verloren."

Dabei ſtand er in großer Demuth auf der Kanzel und zeigte allezeit ein Herz voll Liebe (vgl. Thl. II. Nro. 13). Viele wurden durch ihn erweckt. „Ich zweifle," ſagte Spener, „ob Jemand Schaden hören konnte, ohne gerührt und beſtraft zu werden." So ſtand Schade neben dem ſanften, evangeliſch milden, erfahrungsreichen Spener an der St. Nikolaikirche als junger, evangeliſch-ſcharfer, feuereifriger Prediger. Mit demſelben Eifer und unter großer Aufopferung wirkte er aber auch als Seelſorger. Selbſt bei ganz verhärteten Sündern fand er Eingang und viele ſchwer Angefochtene, die er getröſtet, nannten ihn dankbar ihren „Seelenvater". Wenn er bei armen, verlaſſenen Leuten umhergieng, ſo blieb ihm oft kein Kreu-

zer Geld mehr in der Tasche und zu Hause hatte er oft keinen Thaler mehr, so aufopfernd war er gegen Arme. Namentlich ließ er auch mehrmal auf eigene Kosten Tausende von N. Testamenten drucken und verschenkte sie an die Dürftigen zur Seelennahrung. Für das Gesinde und für Handwerksleute hielt er in seinem Hause Erbauungsstunden und nahm sich besonders des Unterrichts der Kinder an. Als die Zahl seiner Gegner unter den Alten in der Gemeinde wegen seines Eifers, mit dem er das Scheinchristenthum strafte, mehr und mehr zunahm, fühlten sich die Kinder in Berlin am stärksten zu ihm hingezogen, so daß mehrmals nach seinen Predigten ganze Kindertrüpplein auf eigenen Antrieb zu ihm auf's Zimmer kamen, mit der Bitte, er solle sie aus der Predigt fragen oder mit ihnen beten. Unter solchem Wirken kaufte er auf wahrhaft erstaunliche Weise die Zeit aus, denn er fühlte, daß sein Amt seine Leibes- und Seelenkräfte verzehre und die Nacht bald einbrechen werde, da Niemand wirken kann.

Seine Kräfte wurden vollends aufgezehrt durch den Beichtstreit, den er im J. 1695 heraufbeschwor und der ihm und ganz Berlin viel Unruhe machte. In Berlin war nämlich die Ohrenbeichte eingeführt, da jeder Prediger jeden Einzelnen im Beichtstuhl hören, ihm dann die Hand auflegen und ihm unter der Bedingung, daß er bußfertig sey, die Vergebung seiner Sünden ankündigen mußte. Weil nun die Meisten dieß zur Sicherheit mißbrauchten, und wähnten, wenn sie nur die Hand auf dem Haupt fühlten, so seyen auch ohne weitere Herzensbuße ihre Sünden vergeben, so gerieth Schade in eine solche große Angst, wenn er zum Beichtstuhl gehen sollte, daß er die ganze Nacht zuvor jammernd und seufzend durchwachte, weil er fürchtete, er mache durch das Handauflegen die Leute sicher in ihren Sünden. Er erklärte sich daher immer heftiger dagegen, und gebrauchte endlich einmal öffentlich auf der Kanzel die harten Worte: „Beichtstuhl, Satanspfuhl! Höllenpfuhl!" Er fieng nun an, alle Beichtenden zusammenzunehmen, ihnen zumal eine Beichtrede zu halten und alle zumal mit der Absolution zu segnen. Dieß führte zu schweren Klagen; eine eigene Untersuchungscommission wurde niedergesetzt, und während Schade vor dieser sich freimüthig vertheidigte, tobte ein toller Volkshaufe vor dem Rathhaussaal. Man drang in Spener, als Probst der St. Nikolaikirche, ihn abzuschaffen; dieser lehnte es aber ab, indem er sagte: „Hat Schade zu viel gethan, so hat er es dem Herrn gethan; wenn man die Angst seiner Seele sieht, muß man zur innersten Erbarmung bewogen werden." Er bewirkte vielmehr, daß Schade bis auf Weiteres vom Beichthalten freigesprochen wurde, und später, freilich erst nach Schade's Tod, die Ohrenbeichte abgeschafft und die allgemeine Beichte ganz in Schade's Sinn eingeführt wurde.

Viele Seelenleiden machte es auch dem gewissenhaften Schade, daß so Wenige wahre Christen werden wollten und seine Arbeit so vergeblich sey. Darunter litt auch seine leibliche Gesundheit immer

mehr. Unter großer leiblicher Schwachheit hielt er im J. 1698 seine letzte Predigt über Joh. 17, die bei ihm und der Gemeinde das Gefühl erregte, es sey seine letzte. Wirklich ward er auch noch an demselben Tage von einem bösen hitzigen Fieber ergriffen, das besonders seinen Kopf angriff, so daß er zwei Tage lang heftig phantasirte. Aber auch in diesen Phantasien war es nur der Name des Herrn, den er mit lauter Stimme anrief. Er wiederholte oft die Worte: „Mein Jesu, dir leb ich, dein bin ich, dir diene ich, dir sterbe ich," mit solch lauter Stimme, daß man es auch außer dem Hause hörte. Da lief das Volk zusammen; etliche hörten mit tiefer Bewegung ihn so rufen, andere aber hatten's ihren Spott und sagten, Schade verzweifle. Als sich das hitzige Fieber verloren hatte, stellte sich ein schwindsüchtiges Fieber ein, das in fünf Wochen vollends seine Kräfte aufrieb. Sein Verlangen, daheim zu seyn, war groß; er rief oft: „Ach, Herr Jesu, spanne mich aus! Nimm mich nun in den Himmel, bald, fein bald zu dir in deine Herrlichkeit!" Sein Kranken- und Sterbebett war wahrhaft eine Kanzel, auf der er noch allen Seelen, die ihn besuchten, Buße und Glauben predigte. Besonders ließ er seine Katechismusschüler vor sein Bett kommen und betete mit ihnen. Am Abend des 25. Juli 1698 hatte er seine Ermahnungen und Gebete vollendet und verschied nun sanft und still bei vollem Bewußtseyn im Glauben an seinen Erlöser. Nun war erfüllt, was er in freudigem Vorgefühl in dem Lied: „Ruhe ist das beste Gut" (Nro. 328) gesungen hatte; er hatte das beste Gut erlangt, die Ruhe in Gott; drum führte der ihm nun auch frühe „Leib und Seel zur Ruh dem Himmel zu".

Schade stand erst in der Hälfte seiner Jahre, zweiunddreißig ein halb war ihre Zahl, als er starb. Spener hielt ihm die Leichenpredigt und redete im Eingang über die Worte: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen," die so ganz besonders auf Schade paßten, und alsdann über den Wahlspruch Schade's: „Gott, du bist mein Gott." Am Abend des Begräbnißtages aber drohte der aufgereizte Pöbel, den Leichnam aus dem Grabe zu reißen; ganze Haufen kamen herbei, zertraten und verwüsteten sein Grab und hätten den Leichnam mißhandelt, wenn nicht die dankbaren Juden von Berlin, denen er viel Gutes gethan, und die die Heilung eines todtkranken, jüdischen Kindes seinem Gebet zuschrieben, den Leichnam dieses Mannes, den sie als einen Propheten hoch in Ehren hielten, bewahrt hätten.

Spener bezeugt von ihm: „Er ist ein so ungemein treuer Diener des Herrn, daß ich keinen seines Gleichen weiß." Sein Wandel war auch so musterhaft, daß selbst seine Feinde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten, ob sie gleich ihn oft fast gern gesteinigt hätten.

Er hat im Ganzen vierundvierzig, zum Theil ächte Kernlieder voll Glaubens- und Feuergeistes gedichtet. Sie erschienen nach seinem Tod unter dem Titel: „**Fasciculus Cantionum,**" d. i. zusammengetragene geistliche Lieder eines „**In Christo Seligen Lehrers**, und

Seelenhirten. Cüstrin. 1699." 5 Bände, nebst seiner Lebensbeschreibung; 2. Aufl. 1720 f.

(Sonstige Quellen: Wezel's Hymnopöographia. 3. Bd. 1724. — Basler Sammlungen. Jahrg. 1837.)

v. Canitz, Freiherr, Friedrich Rudolph Ludwig, Spener's Hausfreund zu Berlin. Er wurde zu Berlin geb. 27. Nov. 1654, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters, des Hofkammergerichtsraths Ludwig v. Canitz. Als sich seine Mutter bald darauf mit dem sächsischen Feldmarschall von der Golz wieder verheirathete, nahm ihn seine Großmutter, eine fromme Frau, in ihr Haus auf und hielt ihn treulich zur Gottseligkeit an. Nachdem er in Leyden und Leipzig studiert hatte, machte er vom Jahr 1675—1677 unter der Leitung eines erfahrenen Führers, des Kammersekretärs Weiß, gelehrte Reisen durch Italien, Frankreich, England und Holland. Damals und selbst schon in seiner Knabenzeit, zeigte sich bei ihm die Neigung zur Dichtkunst. Im Jahr 1677 wurde er Kammerjunker des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm und begleitete diesen drei Jahre lang auf seinen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und Preußen. Endlich fand er, dieses unstäten Lebens überdrüssig, eine Anstellung als Amtshauptmann von Zossen und Trebbin, verheirathete sich im Jahr 1681 mit einer frommen und liebenswürdigen Gattin, Dorothea v. Arnimb, und lebte fern vom Hof. Im Bund mit ihr that er den Armen und Bedrängten viel Gutes. Er trug so viel Erbarmen mit anderer Leute Noth in seinem Herzen, daß er einmal, als er bloß gelegenheitlich von einem des Amts entsetzten unglücklichen Mann hörte, seine Frau aufforderte, ihre Perlenschnur im Werth von 3000 Thaler, vom Hals weg, dem Unglücklichen zu schenken. Ein anderesmal, als bei der Abendmahlszeit plötzlich ein Bedienter mit der Nachricht eintrat, sein Rittergut Blumenberg sey abgebrannt, antwortete er ohne die geringste Beunruhigung über seinen persönlichen Verlust: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen." Und er that es.

Bald aber zog nun der Hof den talentvollen und umsichtigen jungen Mann hervor. Er wurde im J. 1682 als Hof- und Legationsrath brandenburgischer Bevollmächtigter beim oberrheinischen Kreise zu Frankfurt und nun der Reihe nach zu allerlei wichtigen Staatsgeschäften nach Wien, Hannover, Cöln, Celle ꝛc. versandt. Der Nachfolger des großen Churfürsten, Friedrich Wilhelm III., gab ihm bald nach seinem Regierungsantritt im J. 1688 den Titel: „Geheimenrath;" meist lebte er aber auf seinem Gute Blumenberg, unweit Berlin, zurückgezogen vom Hofleben, wurde jedoch von da noch gar oft und viel zu den wichtigsten Unterhandlungen in Staatsangelegenheiten abberufen.

Er war ein sehr angesehener Mann und die Zierde des deutschen Adels seiner Zeit. Bald sollten aber auch allerlei Trübsale über ihn

kommen; am 9. Apr. 1691, in demselben Jahr, in welchem Spener nach Berlin zog, traf ihn das harte Geschick, seine Gattin zu verlieren. So gelassen er sonst war und so sehr er stets das Geduldsprüchlein im Sinne hatte:

— — „ich sehe nun geduldig an,
Was ich doch nicht mehr ändern kann,"

so wurde er dadurch doch tief niedergebeugt, daß er in einem Gedicht auf den Tod seiner Frau klagend ausrief:

„Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!"

Sein Trost blieb noch sein einziger hoffnungsvoller Sohn, den er dem Dr. Joachim Lange in Halle ins Haus gab.

Im J. 1699, nachdem er zuvor zum wirklichen Geheimerath ernannt und vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war, auch sich noch einmal verheirathet hatte, mußte er vom Haag, wo er bei den Ryswiker Friedensunterhandlungen thätig gewesen war, wegen Kränklichkeit, besonders wegen eines gefährlichen Brustgeschwürs, nach Berlin zurückkehren. Die Aerzte verhehlten ihm die Gefahr nicht, und gaben ihm nur noch acht Tage Lebensfrist. Er aber sah ruhig und mit christlicher Ergebung seiner Todesstunde entgegen und zog die Aerzte nebst andern Freunden zur Tafel, wo er sich noch mit gewohnter Freudigkeit des Geistes mit ihnen unterredete. Dann ließ er sich aus dem Gebeinhaus einen Todtenkopf holen und sprach viel und recht erbaulich über das Sterben; namentlich unterhielt er sich oft und gerne mit seinem geistlichen Hausfreund Spener über sein bevorstehendes Ende. Seit lange war er mit Todesgedanken vertraut; sang er doch schon in einem, im besten Lebensalter verfaßten, Gedichte:

„Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe,
So mache mich mit ihm bekannt
Vorher noch, eh ich sterbe.
Wenn schnöde Wollust mich erfüllt,
So werde durch ein Schreckenbild
Verdorrter Todtenknochen
Der Kitzel unterbrochen."

Am Morgen des 11. Aug. 1699, da er noch herumgehen, aber wenig Luft schöpfen konnte, ersuchte er eine Anverwandte, die ihm abwartete, daß sie ihn an das offene Fenster führen möchte, um frische Luft zu schöpfen. Völlig angekleidet trat er vor dasselbe hin, eben als die Sonne aufgieng. Diese betrachtete er mit freudigen Augen und rief dann aus: „Ey! wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfes so schön und erquickend ist, wie vielmehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken," und als er das gesagt, sank er plötzlich todt darnieder. Hatte er ja doch auch in seinem schönen Morgenlied: „Seele, du mußt munter werden" Nro. 550, 11. es sich erseufzt:

— — „Daß mein Scheiden
Nicht ein Leiden,
Sondern sanftes Schlafen sey,
Und daß ich mit heißer Wonne
Seh die Sonne,
Wenn des Todes Nacht vorbei."

Er selbst, der sein dichterisches Vermögen nicht so hoch anschlug, erklärte sich stets allen Ernstes und beharrlich gegen jede Veröffentlichung seiner Gedichte. Er wollte sie nur für Freunde bestimmt haben. Doch veranstaltete nach seinem Tode die erste Sammlung **Dr.** Joachim Lange unter dem Titel: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte. Berlin, 1700;" die vollständige Sammlung derselben erschien durch Joh. Ulrich v. König im J. 1727, nebst seiner umständlichen Lebensbeschreibung. Natürlichkeit der Darstellung herrscht bei ihm im Gegensatz gegen die Ueberschwänglichkeiten der zweiten schlesischen Schule vor. Seine geistreichen weltlichen Gedichte machen sich durch Feinheit und ruhige Klarheit bemerklich und sind Zeugnisse für sein reines, redliches Herz. Sie handeln besonders viel von der Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Die geistlichen Lieder sind seine besten Arbeiten, obwohl sie keine eigentlichen Kirchenlieder sind; sie stellen fromme Gefühle in reiner Sprache dar.

(Quellen: Bibliothek deutscher Dichter v. Wilh. Müller. 1828. — Feddersens Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Band 1. S. 129 f. Leonard Meisters Charakteristik deutscher Dichter. 1. Bd. 1789. —)

Schütz, Johann Jakob, Rechtskonsulent zu Frankfurt, wo er am 7. Sept. 1640 geboren wurde. Er war der vertrauteste Freund Spener's und einer der ersten unter denen, welche die durch Spener im J. 1670 zu Frankfurt angefangenen **collegia pietatis** oder Erbauungsstunden besuchten. Er starb am 22. Mai 1690. „Sey Lob und Ehr" (Nro. 28) ist das einzige Lied, das er gedichtet hat; er erregte übrigens damit viel Aufsehen. Im Jahr 1677 gab er heraus: „Christliche Lebensregeln oder vielmehr auserlesene Sprüche des N. Testaments, deren buchstäblicher Inhalt ohne ferneres Verkünsteln den gewissen Weg zu Gott, dem ewigen höchsten Gut und das Wesen der Tugenden einfältig, doch gründlich zeiget."

Neander, Joachim, ein vertrauter Freund von Spener und Schütz, der erste bedeutende Dichter aus der deutsch-reformirten Kirche. Er wurde zu Bremen im J. 1640 geboren. In seinen Studentenjahren, als die unfruchtbare Schulweisheit der damaligen Zeit zwar seinen Kopf mit allerlei gelehrtem Formelnwesen füllte, aber sein Herz unerweckt ließ, lief er auch mit dem großen Haufen. So gieng er auch einsmals mit zwei seiner Kameraden in die St. Martinskirche zu Bremen, um etwas zum Lachen zu haben. Denn dort predigte Theodor Undereyk, den man, weil er Erbauungsstunden hielt und mit Nachdruck auf lebendiges Christenthum drang, einen Schwärmer und Mystiker oder Ketzer schalt. Allein statt zum Lachen, bekam

Neander etwas zum Weinen. Undereyk's Predigt traf so mächtig sein Herz, daß ihm die Thränen in die Augen traten; unter dem Schlußgebet vollends floßen sie ihm strommeise und beim Nachhausegehen sagte er zu seinen Kameraden: „Ich muß zu dem Manne gehen und ihn noch weiter über den Zustand meines Herzens hören." Sie wollten es ihm ausreden, aber er gieng doch hin und öffnete dem frommen Manne sein ganzes Herz. Dieser richtete ihn liebreich, als sein geistlicher Vater, auf und unterwies ihn in den Wegen des Herrn. Von dem an verließ er seine seitherigen Genossen und trat so in den Anfang der Bekehrung. Nach einiger Zeit ereignete sich wieder etwas, das ihn noch näher zu Gott hinzog. Er hatte sich nämlich noch nicht völlig der Zucht des Geistes unterworfen; so hatte er namentlich auch die Jagdliebhaberei noch nicht aufgegeben. Von dieser getrieben erstieg er einmal einen hohen, steilen Berg und verirrte sich so sehr, daß er den Weg nicht mehr finden konnte. Mittlerweile brach die Nacht ein, und ihm ward bange vor den wilden Thieren, die in dieser Einöde hausten. Schon wollte er sich mit augenscheinlicher Gefahr von dem hohen Felsen, auf den er gerathen war, herablassen, als ihn ein Grauen davor ankam. Nun war kein anderer Rath mehr, als daß er sich auf seine Kniee warf, Gott um seine Errettung anflehte und ihm eine gründliche Besserung an Herz, Sinn und Muth gelobte. Da war es ihm plötzlich, als fasse ihn Jemand an der Hand und ziehe ihn fort. Er folgte diesem Zug und fand glücklich den Weg nach Haus. Von da an suchte er alles Ernstes sein Gelübde dem Herrn zu bezahlen.

Was so an seiner Bekehrung angefangen war, das sollte, nachdem er seine Studien geschlossen hatte und Hofmeister einiger Frankfurter Kaufmannssöhne geworden war, vollendet werden. Er lebte mit ihnen still und zurückgezogen einige Jahre in Heidelberg, und zog dann mit ihnen nach Frankfurt. Hier lernte er Spener und dessen Freund, Joh. Jakob Schütz, kennen und kam mit noch mehrern frommen Männern aus Speners Kreis, besonders mit erweckten Handelsleuten, in Verkehr. Dieser Umgang mit Spener und seinen Freunden befestigte und gründete ihn vollends im Stande der Bekehrung. Die Erinnerung an diesen Umgang war ihm aber auch so theuer, daß er diesem Freundeskreis die von ihm im J. 1679 herausgegebenen „Bundeslieder" widmete, an welchen Spener eine große Freude gehabt haben soll.

Im J. 1674 kam er von Frankfurt nach Düsseldorf als Rektor der dortigen reformirten Schule. Diese blühte unter seiner Leitung bald sehr empor; die Schüler machten die schönsten Fortschritte. Durch musterhaftes Beispiel leitete er sie zur Gottseligkeit an und machte besonders die für die Theologie bestimmten mit der h. Schrift bekannt, auch hatte er nach Spener's Vorgang besondere Erbauungsstunden und predigte öffentlich auf der Kanzel in einfältig-biblischer, herzeindringlicher Rede Worte des Lebens. Dieß erregte Neid; er wurde

beschuldigt, ein Irrlehrer zu seyn und ihm daher das Predigen verboten. Eines Tags drangen sogar die Kirchenvorsteher zu ihm in die Schule ein und machten ihm über allerlei Irrlehren vor den Schülern heftige Vorwürfe. Diese nahmen sich aber seiner voll Liebe an und traten für ihn auf. Allein dem unerachtet wurde er von seiner Stelle verdrängt.

Da hielt er sich brodlos, als ein Vertriebener, mehrere Sommermonate lang in der wilden, höhlenreichen Felsschlucht bei Mettmann am Rhein auf, die von daher jetzt noch den Namen „Neander's-höhle" trägt. Dort dichtete er mehrere seiner schönsten Lieder, besonders das Lied: „Unbegreiflich's Gut".

Endlich wurde er im J. 1679 als Prediger an die St. Martinskirche in seine Vaterstadt Bremen berufen und wurde so der Amtsgenosse Undereyk's, seines alten geistlichen Vaters. Mit gewissenhafter Treue versah er hier sein Amt, das ihm ein lieber Beruf war. Doch auch hier sollte es an Haß und Verfolgung nicht fehlen; selbst seine nächsten Verwandten schloßen sich an die Lästerer an. Er aber predigte unerschrocken und unbekümmert um solche Verunglimpfungen die Wahrheit weiter fort. Mit beifolgendem Vers richtete er sich dabei stets wieder auf:

„Nun, Seele, geh' mit Freuden fort
„Durch Dornen und durch Stachelwort.
„Dein Heiland, der die Sanftmuth war,
„Geht vor dir her, er stirbt sogar.
„Fahr fort, so lang es dir gefällt,
„Mich recht zu hassen, falsche Welt!"

Musik, die er trefflich verstand, und Dichtkunst waren seine Trösterinnen in solchen Nöthen.

Schon nach einem Jahr jedoch, im J. 1600, wurde er von einer tödtlichen Krankheit befallen, daß er wenig mehr reden konnte und seine Sachen sogleich so einrichtete, als ob es sicherlich mit ihm zum Sterben gehe. Als ihn Einige fragten, was ihm denn das Leben so entleide, daß er so sehnlich verlange, von der Welt abzuscheiden, so antwortete er: „Ich weiß, daß es keine leibliche oder irdische Dinge sind, die dieses Verlangen bei mir verursachen; indeß unterwerf ich mich gern dem Willen des großen Jehova." Während des Krankheitslagers hatte er manche innerliche Kämpfe und Anfechtungen zu bestehen, in denen das väterliche Angesicht seines Gottes sich manchmal ihm verbergen wollte. Er tröstete sich aber dabei jedesmal mit der Losung: „Besser sich zu Tode gehofft, als im Unglauben untergehen." Der Tag vor seinem Sterben war das Pfingstfest. Ein Gewitter stieg am Himmel auf und der Donner rollte in gewaltigen Tönen. Da rief er freudig aus: „Mein Vater läßt sich hören. Ich wollte, daß er sich einmal recht hören ließe, daß es meines Vaters Elias-Wagen seyn möchte." Am Pfingstmontag den 31. Mai 1680

kam seine Todesstunde. Er ließ sich noch Hebr. Kap. 7—10 vorlesen, und als man ihn hierauf fragte, wie ihm wäre, sagte er: „Nun hat der Herr meine Rechnung gemacht. Herr Jesu, mache mich auch bereit!" und kurz darauf mit lallender Zunge: „Es gehet meiner Seele wohl; Berge sollen weichen und Hügel sollen hinfallen, aber Gottes Gnade wird nicht von mir weichen und der Bund seines Friedens nicht hinfallen." In diesem Sinne, den er zuvor schon in dem Liede: „Wie fleucht dahin" (Nro. 591) ausgesprochen, verschied er.

Er dichtete zweiundsiebenzig geistliche Lieder, die nach seinem Tod gesammelt erschienen unter dem Titel: *A* und *Ω*, Joach. Neandri Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen, neu gesetzet nach bekannt und unbekannten Sangweisen, gegründet auf den zwischen Gott und dem Sünder im Blut Jesu befestigten Friedensschluß, zu lesen und zu singen auf Reisen, zu Haus oder Christenergötzungen im Grünen durch ein geheiligtes Herzens-Alleluja. (Cant. II. 14.): „Meine Taube in den Felslöchern, in dem Verborgenen der Steinritzen, laß mich hören deine Stimme." Bremen, 1680. Im J. 1716 erschien hievon bereits die 6. Ausgabe. Die vier ersten Ausgaben enthalten 56, die fünfte, vom J. 1691, mit neuen Melodien von Strattner, 64 Melodien.

Neander ist einer der edelsten Dichter. Bunsen sagt von seinen Liedern: „Sie klingen in einem eigenthümlichen Tone, einer eigenen Mischung von Erhabenheit und Gemüthlichkeit, von strenger Haltung und weichem Gefühle, von Formen und Bildern des alten und von den Schätzen des neuen, innerlichen Bundes, so daß man ihn den Psalmisten des neuen Bundes nennen möchte. Gleich David und Luther war er der Gesangsweisen mächtig, wie der Worte." Er componirte nämlich manche treffliche Melodie zu seinen eigenen Liedern. Wilh. Müller nennt seine Lieder „einfache, anspruchslose Stimmen eines Gemüths, das sich zu Gott gewendet und in ihm seine Seligkeit gefunden hat, ohne poetischen Glanz, aber warm und herzlich, biblisch im Sinn und Ausdruck und frei von unklarer Mystik."

(Quellen: Reiz, Historie der Wiedergeborenen. Thl. IV.)

Titius, M. Christoph, wurde am 24. Mai 1641 in dem Dorfe Wilkau bei Breslau in Schlesien geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er in Altdorf und Jena studiert, wurde er im J. 1666 Pfarrer in Laubenzeddel in Franken, und sodann, im J. 1671, zu Henfenfeld im Nürnberger Gebiet. Zuletzt, im J. 1685, kam er als Diakonus nach Hersbrück, einem nürnbergischen Städtchen, wo er später auch Oberpfarrer wurde. Auf seinem Todtenbett wurde er von den Umstehenden gefragt: „Ob man ihn denn verlieren sollte?" Darauf antwortete er noch mit stammelnder Zunge: „Nicht verloren! nicht verloren!" Hierauf starb er am 21. Febr. 1703. Als Leichenpredigttext hatte er sich selbst erwählt Dan. 12, 13.

Er hat im Ganzen vierundfünfzig geistliche Lieder in einfachem, herzlichem Bibelton gedichtet. Er ließ sie zusammen drucken und gab sie zu Nürnberg im J. 1701 unter dem Titel heraus: „Morgen- und Abend-, Katechismus- und Tisch-, Beicht- und Communion-, Lob- und Fest-, Klang- und Trost-, Grab- und Himmelslieder." Besonders waren erschienen: „Sündenschmerzen, Trost im Herzen, Todeskerzen. Nürnb. 1664." — „Himmelreise, Seelenspeise, Engelweise. Nürnb. 1670."

(Quellen: Joh. Casp. Wezel's Hymnopöographia. Tom. III.)

Drese, Adam. Er wurde ums J. 1630 in Thüringen geboren. Zuerst war er im J. 1655 Capellmeister in Weimar unter Herzog Wilhelm IV., zur selben Zeit, als Georg Neumark an dem Hofe desselben lebte. Der Herzog ließ ihn zu seiner Ausbildung die Composition bei dem Kapellmeister Marco Sacho in Warschau studieren. Hierauf wurde er beim Herzog Bernhard von Braunschweig Sekretär und Kapellmeister. Bis in sein fünfzigstes Lebensjahr führte er ein leichtsinniges Leben als ein üppiger Vergnügling; bei den Opern zu Weimar soll er fast jedesmal „die lustigste Person" gewesen seyn. Da kamen ihm Spener's Schriften in die Hände und machten in Verbindung mit Luthers Vorrede zum Brief an die Römer einen solchen heilsamen Eindruck auf sein Herz, daß er sich im J. 1680 völlig bekehrte, als Privatmann nach Jena zurückzog und anfieng, in seinem Hause Erbauungsstunden zu halten. Für diese verfertigte er nun mehrere geistliche Lieder, die er selbst auch in Musik setzte. Spener selbst rühmt in der Vorrede zu dem erbaulichen Traktat Drese's: „Unbetrügliche Prüfung des wahren, lebendigen und seligmachenden Glaubens," Jena, 1690, seinen gründlichen Ernst und seine tiefe Einsichten in das wahre Christenthum, das er mit ganz andern Augen und Tiefen anschaue, als der gemeine Haufe, auch unter uns Evangelischen, und als vielleicht unterschiedliche derjenigen, welche solche Art andern vorzustellen von Gott gesetzet sind. Zuletzt wurde er noch Kapellmeister des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zu Arnstadt, wo er des Pietismus halber in große Verdrießlichkeiten kam, und im J. 1718 starb.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. Bd. I. 4. Stück. S. 28—30.)

Nachtenhöfer, M. Caspar Friedrich, geb. in Halle 5. Merz 1624, wo sein Vater Advokat und Pfänner war. Nachdem er bis 1647 in Leipzig studiert, wurde er im J. 1651 Diakonus zu Medern, und im J. 1671 Pastor zu Coburg. Er wirkte als ein frommer Pfarrer in Spener's Sinn, und starb als Subsenior zu Coburg 23. Nov. 1685. Er war viermal verheirathet.

Mehrere seiner geistlichen Lieder erschienen im J. 1684 im Coburger Gesangbuch. Er war zugleich auch ein trefflicher Tonmeister. Von ihm ist die Choralmelodie: „So gehst du nun mein Jesu hin." Auch verfaßte er eine Leidens- und Sterbensgeschichte Jesu in Versen,

Rodigast, M. Samuel, geb. 19. Oktober 1649 zu Gröben, einem Dorfe unweit Jena in Thüringen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet, wurde er dort Docent, dann im J. 1680 Conrektor und 1698 Rektor des Gymnasiums am grauen Kloster in Berlin, wo er Spener, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, zum Vorgesetzten hatte. Er starb zu Berlin, den 19. Merz 1708, und genoß wegen seiner Klugheit, Geduld und Gelassenheit große Hachachtung.

Haßlocher, Johann Adam, geb. in Speyer 24. Sept. 1645, wo sein Vater Rathsherr und Hospitalpfleger war. Er studierte 1664 zu Straßburg, gerade als Spener sich dort aufhielt, und wurde sodann nach einer gelehrten Reise durch Holland und Preußen im J. 1670 Diakonus und bald darauf Pfarrer in Kronweissenburg. 1675 wurde er Pfarrer an der Augustinerkirche in Speyer, wo er dreizehn Jahre die Heerde Christi treulich weidete, bis er bei der jämmerlichen Zerstörung durch die Franzosen die Stadt räumen und sich flüchten mußte. Die Kronweissenburger schickten ihm, wiewohl zu spät, aus alter Liebe etliche Wagen, um seine Effekten aus dem Feuer zu retten. Er sammelte nun, von Stadt zu Stadt ziehend, für seine armen Speyrer. Während er deßhalb in Frankfurt a. M. war, lernte ihn die Gräfin von Nassau-Weilburg kennen, und er wurde im Juli 1689, nachdem er das Jahr zuvor unter die „teutschgesinnte Genossenschaft" mit dem Beinamen „der Fromme" und unter Erwählung des Zunftspruchs: „nach dem Herzen Gottes," aufgenommen worden war, — als Nassau-Saarbrück'scher Consistorialrath und Hofprediger nach Weilburg in Nassau berufen. Arndts wahres Christenthum war sein Lieblingsbuch. Im einundachtzigsten Jahr starb er zu Weilburg am 9. Juli 1726 und sein Mitprediger, Rektor Schlosser, hielt ihm die Leichenpredigt über Röm. 7, 24. 25., die gedruckt wurde unter dem Titel: „Der über seine Sünde klagende, endlich aber davon wieder erlöfete Adam."

Er dichtete über Bibelstellen fünfundzwanzig geistliche Lieder in einfachem herzlichem Bibelton. Schlosser sammelte sie unter dem Titel: „Zeugnisse der Liebe zur Gottseligkeit. Wetzlar, 1727." Zuvor schon waren sie ohne seinen Willen da und dort einzeln gedruckt worden.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1. Bd. 5. Stück.

Laurentius Laurentii, geb. zu Husum in Schleswig-Holstein, den 8. Juni 1660. Dort war sein Vater ein angesehener Bürger, der als großer Freund der edlen Musica viel auf die musikalische Bildung seines Sohns verwandte, und ihn auch zu Kiel studieren ließ. Im J. 1684 wurde er Cantor und Musikdirektor an der Domkirche zu Bremen. Dort starb er auch am 29. Mai 1722.

Er gab 149 geistliche Lieder, die neben großer Einfalt und Einfachheit eine schöne Salbung haben, unter dem Titel heraus: **„Evangelia melodica,"** d. i. „geistliche Lieder nach dem Sinn der ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelien eingerichtet. Bremen, 1700."

Darunter sind ächte Kernlieder, mit welchen er die hohen christlichen Feste herrlich geziert und geschmückt hat. Manche davon stehen im Hallischen Gesangbuch vom J. 1719. In der Vorrede zum genannten Werk versprach er auch geistliche Lieder über die Episteln, auf gewisse Sprüche der h. Schrift und allerlei Fälle des menschlichen Lebens.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 546 ꝛc.)

Freystein, Dr. Johann Burkhard, ein gläubiger und durch Spener's Predigten angeregter Hof- und Justizrath in Dresden, wo er im J. 1720 starb. „Mache dich, mein Geist, bereit," ist das einzige Lied, das von ihm bekannt ist.

Günther, Cyriakus, geb. in Goldbach bei Gotha. Er lebte als Lehrer am Gymnasium zu Gotha, wo er im Oktober 1704 starb.

Seine geistlichen Lieder, über dreißig an der Zahl, erschienen im J. 1714 im Druck; sechzehn fanden Aufnahme im Freylinghausenschen Gesangbuch. Thl. II.

Aus der Anregung, die Spener auf dem Gebiet des kirchlichen und religiösen Lebens gegeben hatte und wovon wir als schöne Früchte diese ganze Reihe von Männern erblickten, die zu lebendigem Christenthum und ernstlicher Frömmigkeit geweckt, um Spener als geistlichen Vater sich schaarten, und in einfachen, herzlichen, biblischen Liedern ihre durch die schriftmäßige Erkenntniß Jesu Christi gewonnenen frommen und seligen Gefühle der Welt verkündeten, entwickelten sich im weiteren Verlaufe drei sich von einander sondernde Hauptrichtungen; aus dem einen Stamme giengen dreierlei Zweige hervor, 1) die Mystiker und Separatisten, 2) die Pietisten, und 3) die Herrnhuter. Darnach bilden sich auch aus der Spener'schen Schule der Frömmigkeit auf dem Gebiet des Kirchenlieds drei besondere Dichterschulen mit charakteristischen Verschiedenheiten, nämlich:

1) Die Mystiker und Separatisten.

Schon längere Zeit vor Spener waren besonders durch Jakob Böhme (1612) und dessen überspannten Anhänger, Johann Georg Gichtel (1664—1711), schwärmerische und separatistische Bestrebungen in der lutherischen Kirche, deren trauriger Zustand gerade die tiefer fühlenden am wenigsten befriedigte, laut geworden. Spener's Angriffe auf die trockenen und unfruchtbaren Kanzelvorträge seiner Zeit und auf das erstorbene Leben in der Kirche, deren Mängel er offen zu Tage legte, die Mißdeutung seiner Behauptung, „daß nur die Wiedergeborenen das Evangelium recht verstehen und lehren können," entfremdete nun noch in weiterem Umfang Viele der Kirche und ihren Dienern und Einrichtungen, „weil darinn nicht wiedergeborene Geistliche wären und man beim öffentlichen Abendmahl mit so vielen unwiedergeborenen und also unwürdigen Gliedern communiciren und in

Gemeinschaft treten müsse." Viele fiengen an, die Kirche nicht mehr für die wahre, sichtbare, und für nicht besser, als ein Babel, zu halten.

Aus der Anregung also, die Spener gab, fieng sich eine seinen guten Absichten ganz entgegengesetzte Richtung zu bilden an, eine Richtung, die er gerade aufs Sorgfältigste bei seinen Anhängern zu vermeiden gesucht hatte. Wiewohl er das Verderben der Kirche in starken Farben geschildert und zur Heilung desselben eine innige Verbindung aller Guten und Frommen gewünscht, ja selbst den Vorschlag gemacht hatte, Kirchlein in der Kirche (**ecclesiolas in ecclesia**) zu pflanzen, so hatte er doch immer aufs Entschiedenste behauptet, man müsse von derselben sich unter keinerlei Vorwand absondern. Er that auch Alles, um dieß zu verhindern, und gab daher im J. 1684 den Traktat heraus: „Der Klagen über das verdorbene Christenthum rechter Gebrauch und Mißbrauch."

Allein der einmal gegebene Anstoß wollte seinen Verlauf haben. Mit mehr oder weniger Geringschätzung der Kirche versenkten sich die Einen in die Tiefen des eigenen, religiösen Gemüths, in die innere Herzenskirche, und ergötzten sich an den mystischen Schriften der Alten, besonders der Franzosen und Italiener; auf dem Gebiete der Dichtkunst wirkte hier die zweite schlesische Schule nach. Die Andern dagegen fiengen an, in separatistischem Geiste von der Kirche, als einem Babel, auszugehen, sich ganz von ihr abzusondern und sie in feindseligem Geiste zu bekämpfen. Die Repräsentanten der erstern sind: G. Arnold und Dr. Petersen, mit seinen chiliastischen Ansichten von einem tausendjährigen Reich und einer Wiederbringung aller Dinge; der Repräsentant der letztern Dippel. Solcher Sinn zeigte sich zunächst in der Wetterau, um Frankfurt und am Rhein, angeregt durch Spener's Wirken zu Frankfurt in den Jahren 1666—1686.

Die Liederdichter dieser Richtung, z. B. ein Rock, Job ꝛc., haben ihre Lieder besonders im „Darmstädter Gesangbuch" vom Jahr 1698 niedergelegt. Zinzendorf sagt von diesen Liedern: „Es fehlt bei ihnen über dem Eifern gegen das ungöttliche Wesen und dem Hoffen auf eine baldige Zukunft Christi das Gefühl der Sünderschaft und der Gnade Christi häufig allzusehr." Bei Manchen artete die religiöse Wärme gar ins Phantastische, in Ekel erregende Ausmalungen und Uebertreibungen aus, namentlich in mehreren Gesellschaften von Separatisten und Schwärmern, die sich an die Selbsterleuchtung durch das innerliche Wort hielten, wie z. B. bei der Philadelphischen Gesellschaft zu Straßburg und in den sogenannten „sieben asiatischen Gemeinden". Von ihnen stammen die Liedersammlungen: „Anmuthiger Blumenkranz aus dem Garten der Gemeinde Gottes ꝛc. ans Licht gegeben im J. 1712", und — „Jesuslieder für seine Glieder, sonderlich für die Kleine und Reine, die mehr im Wesen haben, als im Scheine, 1720 und 1723. 2 Thle."

Auf die Lieder dieser von Löscher sogenannten „groben Pietisten",

zum Unterschied von den Spenerianern als „mittlern Pietisten", ist wie natürlich im W. Gesangb. so wenig als sonst in einem kirchlichen Gesangbuch Rücksicht genommen. Doch besitzt dasselbe Proben von den zwei hervorragendsten Geistern dieser Richtung, nämlich von:

Dippel, Johann Conrad, der unter dem Namen Christianus Demokritus seit dem Jahr 1697 in einer Menge heftiger, beißender Schriften kühne und beleidigende Angriffe gegen die evangelische Kirche und deren Lehrbegriff ausgeführt hat. Er wurde auf Schloß Frankenstein in Hessen bei Darmstadt im J. 1673 geboren, und studierte zu Gießen die Arznei- und Naturwissenschaft; darnach wurde er eine Zeitlang Hauslehrer auf einem Schloß im Odenwald. Um diese Zeit trat er zuerst als Gegner der Pietisten auf, später bewarb er sich in Straßburg um eine Professur, mußte aber von dort wegen des üblen Lebens, das er führte, im J. 1696 entfliehen. Hierauf wurde er durch das Lesen von Spener's Glaubensgerechtigkeit und vielleicht auch schon früher durch den Umgang mit Arnold, den er in Gießen kennen lernte, als er sich dort gleichfalls um eine Professur bewarb, auf einen bessern Weg gebracht. Dieß bezeugt er selbst mit den Worten: „Es würde das Letzte mit mir ärger geworden seyn, als das Erste, wo mir mein treuer Heiland nicht auf dem Fuße nachgegangen und unaufhörlich vor der Thür meines tückischen Herzens angeklopft, auch mir endlich von außen einen treuen Führer zugeschickt hätte, der meine wankende Seele durch die Kraft, so in ihm mächtig war, aus vielen Stricken errettet und auf den richtigen Pfad gebracht. Dieß war der weiland Herr Professor Arnold." Bald aber fieng er nun an, nicht bloß die Rechtgläubigen (Orthodoxen), sondern auch den ganzen evangelischen Lehrbegriff auf das Bitterste anzufechten.

In diesem seltsamen Mann war, nach Hoßbach's Schilderung, große Gelehrsamkeit in theologischen, arznei- und naturwissenschaftlichen Gegenständen mit einem starken Hange zur Mystik und mit einer unbändigen Gemüthsart so unglücklich gepaart, daß er, indem er die vielen Gebrechen der Kirche seiner Zeit heilen wollte, nur noch größere Verwirrung hervorbrachte. Er setzte die Religion lediglich in Liebe und Selbstverleugnung und behauptete, zur Theologie sey gar kein Studium erforderlich, weil Gott selbst Theologen mache; er schrieb bloß dem innerlichen Worte Gottes eine Lebenskraft zu; dem Leiden Christi sprach er die versöhnende Kraft ab und leugnete die Gerechtigkeit aus dem Glauben, leitete dagegen die Wiedergeburt von dem innerlichen Lichte her, und behauptete die Möglichkeit einer absoluten Vollkommenheit des Menschen in diesem Leben. Dabei verwarf er Kindertaufe, Beichte und Absolution und sah das h. Abendmahl, das jeder wahre Christ austheilen könne, für nichts an, als für eine Verkündigung des Todes Jesu und für ein brüderliches Liebesmahl.

Sein äußeres Schicksal war eben so stürmisch, als sein Gemüth. Er konnte weder zu Gießen noch zu Straßburg seinem Wunsche gemäß

eine Professur erlangen, und lebte meist als Arzt und Naturforscher im Privatstand in Hessen, seinem Vaterland. 1698 nämlich ergriff er das Studium der Medicin und legte sich auf Alchymie, wobei er nach acht Monaten eine Tinktur erlangt haben soll, durch die er so viel Gold machen konnte, daß er ein Landgut von 50,000 fl. zu kaufen im Stand war. Er konnte dieß aber nicht behaupten, und gieng 1705 nach Berlin, wo er am Stein der Weisen mit sehr unglücklichem Erfolg arbeitete. Dort wurde er im J. 1707 auf Betrieb des schwedischen Hofs, den er ehrenrührig angetastet hatte, gefänglich eingezogen, doch gegen Caution wieder frei gelassen. Hierauf begab er sich im Jahr 1710, nach kürzerem Aufenthalt in Frankfurt, nach Holland, wurde zu Leyden Doktor der Medicin, und lebte eine Zeitlang als Arzt in Amsterdam, wo er die berühmt gewordene „Dippel'sche Arznei" erfand. Der Ruf seiner medicinischen Kenntnisse und seiner Goldmacherkunst verschaffte ihm beim König von Dänemark die Stelle eines Kanzleiraths und Vicepräsidenten zu Altona, aber seine heftige und schmähsüchtige Sinnesart brachte ihn in eine Criminaluntersuchung, die damit endete, daß er im J. 1719 die Verbrennung seiner Schriften auf öffentlichem Markt durch den Henker mit ansehen und dann in Ketten nach der Insel Bornholm zu immerwährendem Gefängniß gehen mußte.

Im J. 1726 erhielt er jedoch die Freiheit wieder, kam dann als Arzt zum König von Schweden nach Stockholm; weil er aber auch hier eine ärgerliche Schrift herausgab und die Reichsstände einen Mann nicht dulden wollten, der die evangelische Kirche so lästerlich angefeindet hatte, mußte er Schweden bald wieder verlassen, und kam in demselben Jahre noch als Kanzleirath nach Berleburg in der Grafschaft Wittgenstein in Westphalen. Hier war er das Haupt des dortigen Separatistenvereins. Im Jahr 1730 kam Zinzendorf zu diesen Separatisten, um sie auf den wahren und einzigen Grund der Seligkeit zu führen. Da geschah es, daß Zinzendorf's Vorträge auch Dippeln durchs Herz giengen und eine Zeitlang wohlthätig auf ihn einwirkten. In dieser Zeit dichtete er das Bußlied: „O Jesu sieh darein" (Nro. 291.). Allein sein ungebrochener Sinn, seine Selbstsucht und seine unglückselige Spottsucht führten ihn bald wieder von der rechten Bahn ab und gestatteten der Versöhnungspredigt Zinzendorf's keinen dauernden Einfluß. Weil man ihn um diese Zeit öfters für todt ausgab, so stellte er im J. 1733 einen Bericht in Form eines Patents an das Licht, worinn er meldete, daß er vor dem J. 1808 nicht sterben werde. Er lebte aber nicht mehr lange — und starb in seinem separatistischen Sinne zur Berleburg im J. 1734, wo er am 25. April, ganz unvermuthet, des Morgens todt in seinem Bett gefunden wurde.

Zinzendorf sagte von ihm: „was Spener nicht erweint, das wollte Dippel erlachen."

(Quellen: Philipp Jak. Spener und seine Zeit, von Wilhelm Hoßbach. II. Thl. Berl. 1828. S. 116—120. — Baumgarten's Geschichte der Religionsparteien. S. 1119 ꝛc. — Besonders aber: Dippel's Leben von Ackermann. Leipz. 1781.)

Arnold, Gottfried, wurde geb. 5. Sept. 1666 zu Annaberg im Meißnischen Erzgebirge, dem Geburtsort Joh. Frenzel's, wo sein Vater Präceptor an der Stadtschule war. Erst fünf Jahre alt verlor er schon seine Mutter und hatte bei den geringen Mitteln seines Vaters gar frühe allerlei bittere Entbehrungen durchzumachen, so daß er schon im dreizehnten Jahre durch Stundengeben seinen Unterhalt sich selbst erwerben mußte. Er wurde damals schon, wie er selbst sagt, „von „der göttlichen Weisheit immerdar merklich gerührt und gezogen, auch „öfters nachdrücklich und empfindlich gezüchtiget". Im Jahr 1682 bezog er das Gymnasium zu Gera und drei Jahre darauf die Universität Wittenberg, die durch ihre Streitsucht für das orthodoxe Lutherthum damals vor allen andern Universitäten hervorragte. Von seinen Studentenjahren erzählt er selbst, daß er durch die heftige und rechtmäßige Lust zum Studieren vor andern Lüsten und Lastern der Jugend bewahrt und durch die mehr als heidnischen Exempel der Lehrer und Studenten nicht verführt worden sey. Während seiner vierjährigen Studienzeit studierte er mit dem größten Heißhunger und glänzendsten Erfolg; die Versuchungen des Ehrgeizes und was sich Ungöttliches dabei mit untermengte, suchte er redlich durch fleißiges Gebet zu dämpfen. Besonders in der Welt- und Kirchengeschichte, die auch lebenslänglich sein Hauptfach blieb, erwarb er sich eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit.

Nach vollendeten Studien wurde er im J. 1689 Hofmeister in einigen adelichen Häusern zu Dresden. Hier wirkte Spener bedeutend auf ihn ein; er besuchte dessen Erbauungsstunden gar fleißig. Dadurch wurden ihm die Augen geöffnet über das Verderben der Kirche und er mit einem praktisch-christlichen Geiste erfüllt. Aber Spener's Geist der Milde, Weisheit und Unparteilichkeit gieng nicht auf den heftigen und zu Uebertreibungen geneigten Schüler über. In schroffem Sinne strafte er mit Wort und Wandel die Sünden seiner Umgebungen und der unbequem gewordene Zeuge Jesu wurde daher schnell und unversehens entlassen. Auf Spener's Empfehlung kam er nun im J. 1693 als Hofmeister nach Quedlinburg zu Stiftshauptmann von Stammen, bei dem er sich vier Jahre lang aufhielt. Hier schrieb er im J. 1695 „das erste Marterthum" und im J. 1696 „die erste Liebe zu Christo oder wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben". Sein für das Heilige glühendes Gemüth wandte sich nämlich unwillig von dem Anblick der ihn umgebenden Zerrüttung des christlichen Lebens hinweg und suchte Befriedigung in der Betrachtung des Zustands der ersten christlichen Kirche. Dieses von lebendigem Glauben und sittlichem Ernst und Eifer durch-

glühte Buch gefiel Spenern so wohl, daß er es als Probst zu Berlin nach seinen Predigten den Zuhörern männlichen Geschlechts auf der Bibliothekstube vorlesen ließ.

Arnold ward dadurch so rühmlich bekannt, daß ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt sogleich im folgenden Jahre 1697 aus eigenem Antrieb auf die Professur der Geschichte nach Gießen berief. Mit brennendem Eifer warf er sich hier in sein neues Amt. Er fieng an, sein mit dem größten Aufwand von Gelehrsamkeit ausgeführtes Werk, die berühmte „Kirchen- und Ketzerhistorie" zu schreiben, wovon der erste Theil 1699, der andere 1700 zu Frankfurt a. M. erschien. Dadurch veranlaßte er zwar eine lebendigere und geistvollere Behandlung der Kirchengeschichte, und wies, wie kein Anderer vor ihm, auf das Schönste und Wichtigste in der Geschichte des Reiches Gottes hin; allein er war darinn ungerecht und parteiisch gegen die äußere Kirche; bei aller Gelegenheit entschuldigte er die Ketzer und Enthusiasten, und suchte sie als Verkannte zu Ehren zu bringen; wo er aber der Kirche, besonders auch der lutherischen, und ihren Theologen etwas aufbürden und zu ihrem Nachtheil schreiben konnte, säumte er sich nicht. Mit den darinn ausgesprochenen Grundsätzen sah er nun Alles um ihn her, besonders auf der Universität Gießen, im grellsten Widerspruch. „Täglich wuchs mein Ekel vor dem hoch-„trabenden, ruhmsüchtigen Vernunftwesen des akademischen Lebens," — sagt er selbst — „bei allen Verrichtungen, Collegien, Disputativ-„nen und andern Vorgängen fühlte ich die empfindlichsten Gemüths-„schmerzen. Alle Worte und Werke gaben mir lauter Stiche in mein „zerschlagenes Gemüth, weil ich sogar Alles Christo und seiner Nie-„drigkeit, Liebe und Einfalt, ja dem lebendigen Glauben und dem ganzen „Wege des Heils entgegenstehen sah. Wenn ein treues Gemüth unter „solchen Anstalten, die großentheils dem wahren Sinn und Evangelio „Christi zuwider sind, bleiben und dennoch seinem Gott auch redlich „und ungehindert dienen will, so ist leicht zu erachten, ob es seinen „Zweck und ein von der Welt unbeflecktes Herz erhalten könne. Welch „ein Elend ist es um die gemeine, mit Recht sogenannte Welt-„weisheit! Wenn nun eine von Christo ergriffene Seele bei solchen „Handlungen seyn und mit examiniren, votiren, gratuliren, der-„gleichen Dinge in allen Stücken billigen, doch aber dabei so viel „Mißbrauch des Namens Gottes, Ehrgeiz, Geldbegier und andere „Sünden erblicken soll: wie möchte sie dann ihr Gewissen anders „bewahren, als daß sie ihr Mißfallen durch Enthaltung bezeugte?"

Deßhalb legte er auch schon nach einem Jahre, ehe noch seine Kirchen- und Ketzerhistorie im Druck erschien, seine Professur in Gießen im J. 1698 nieder. In dem „offenherzigen Bekenntniß", das er zur Rechtfertigung dieses Schritts veröffentlichte, gesteht er weiter noch, er habe gefunden, daß er dieses Amt nicht aus reiner Liebe für dasselbe gesucht, sondern daß allerlei Nebenrücksichten mit-

untergelaufen, insbesondere Ehrgeiz, Nahrungssorgen und Kreuzesflucht. Darum wollte er in der Kraft des großen „Durchbrechers aller Bande" diese Bande durchbrechen (vergl. Nro. 418, bes. V. 5.) und zog von Gießen weg nach Quedlinburg, wo er bis zum J. 1700 in dem Hause seines alten Freundes und nachmaligen Schwiegervaters, des Hofdiakonus Joh. H. Sprögel, in zurückgezogener Stille lebte.

Als seine Ketzerhistorie nun gedruckt erschien, hatte er wegen der darinn ausgesprochenen separatistischen Gesinnungen und gar mancher ungerechter Uebertreibungen, die er nachher selbst bereute, viel Anfechtung durch die Theologen zu erfahren; es wird überhaupt noch nie ein bekehrter, geistvoller Theologe heftiger und unerbittlicher verfolgt worden seyn, als er. Besonders durch seine in Quedlinburg geschriebene und zu Leipzig im J. 1700 gedruckte Schrift: „das Geheimniß der göttlichen Sophia", worinn er in auffallenden, mystischen und phantastischen Ausdrücken das verborgene Leben mit Christo in Gott beschreibt und die himmlische Weisheit Gottes in Christo, nach Art des Buchs der Weisheit und des Hohenlieds, als jungfräuliche Person behandelt, kam er vollends in das Geschrei „eines Schwärmers". Es ist eine beschauliche Mystik, die sich hier bei ihm kund giebt und bei der er, in die Tiefen des christlichen Gefühls versenkt, eine über alle Sinnlichkeit und bildliche Erkenntniß erhabene, unmittelbare Anschauung Gottes, welche für den Menschen die rechte Heiligungskraft und in ihrer Ausübung nichts anderes, als lauter göttliche Liebe sey, für das Höchste ansah. Weil er sich nun aber auch des Kirch- und Abendmahlgehens in Quedlinburg enthielt, und mit Joh. Conr. Dippel Freundschaft pflog, so fieng die dortige Geistlichkeit einen öffentlichen Streit mit ihm als sektirerischem Unruhstifter an, und gab ihm zum Theil unerweisliche Stücke Schuld, wie z. B. daß er eine Feuersbrunst veranlaßt habe.

Die verwittwete Herzogin von Sachsen-Eisenach berief ihn deßhalb gegen Ende des J. 1700 als Hofprediger nach Altstädt, damit er dort mit voller Gewissensfreiheit das göttliche Wort verkündigen könne. Bevor er nach Altstädt zog, hatte er sich am 5. Sept. 1700 mit der gottseligen Tochter seines alten, frommen Freundes Sprögel zu Quedlinburg verheirathet, obgleich er in seinem Buch von der göttlichen Sophia und anderwärts den ehelosen, der Gemeinschaft mit dem Herrn allein gewidmeten Stand, als einen besonders segensvollen, gepriesen und behauptet hatte, er könne und wolle nicht heirathen, da er mit der heiligen Sophia eine so feste Ehe geschlossen habe. Es gieng ihm hier, wie er in dem Liede: „So führst du doch" (Nro. 369, 9.) ausspricht. Manche wollten dieß, und daß er wieder ein Amt annahm, für einen Abfall vom Christenthum ansehen, und seine Gegner suchten ihn deßhalb wegen dieses Widerstreits gegen seine frühern Aeußerungen schadenfroh zu verdächtigen; er erklärte aber durch Wort

und That, daß hiedurch seine treue Anhänglichkeit an Christum nicht gestört und der durch die neue Geburt mit ihm vereinigte Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit bleibe. Namentlich aber bezeugt er, daß ihm Gottes Weisheit durch den Umgang mit dieser Gefährtin sowohl innerlich, als äußerlich viel Gnade und Wohlthat erzeigt habe, obgleich seine beiden aus dieser Ehe stammenden Kinder schon im J. 1709 in zarter Jugend dahinstarben. Auch in Altstädt, wo er bis zum J. 1705 blieb, genoß er keine ruhige Wirksamkeit. Unbedachte Aeußerungen von seiner Seite, z. B. „daß der gemeine Kirchendienst nicht allein an sich selbst unnöthig, sondern auch nach der heutigen Praxis der Lutheraner gar schädlich sey", oder: „daß der Mensch den Tempel in sich selbst finden könne und eine Seele, die Gott in sich trage, von allem Verlangen nach Kirchenversammlungen abgehe", gaben seinen leidenschaftlichen Gegnern hinreichenden Stoff, ihn überall als Sektirer und Separatisten auszuschreien, auch weigerte er sich, die symbolischen Bücher, besonders die Concordienformel, anzuerkennen.

So ward denn auf Antrieb der Orthodoxen durch die herzogliche Regierung seine Vertreibung aus Altstädt verfügt und er durch ein Dekret vom 16. Dec. 1704 unter scharfer Bedrohung des Landes verwiesen. Der König Friedrich I. von Preußen, der sich schon vor seiner Vertreibung beim herzoglichen Hof für ihn verwendet hatte, berief ihn nun als Pastor und Inspektor nach Werben in der Altmark Brandenburg, zu demselben Amt, das sein Schwiegervater Sprögel vor ihm bekleidete. Auf dieser Stelle blieb er vom J. 1705—1707, durch den König geschützt, ruhig und unangefochten. Hierauf bat die Gemeinde Perleberg in der Altmark um ihn beim König und dort verbrachte er nun noch seine letzten sieben Lebensjahre unter unermüdlicher Arbeit am Evangelium, Liebe gebend und Liebe nehmend. Er war selbst ruhiger geworden und mehr abgeklärt, und hatte nun auch von außen mehr Frieden, wie er selbst innerlich zu größerem Frieden gekommen war. „Mit großem Fleiß und Treue," sagt einer seiner Biographen, „mit Weisheit und unverdrossenem Muth hat er „sich nun der Erbauung seines Nächsten, sonderlich der ihm anvertrauten Gemeinden angenommen, und vornämlich dahin gearbeitet, „daß das falsche Christenthum entdeckt und zernichtet, die seligmachende „und lebendige Erkenntniß Jesu Christi aber den Seelen möchte beigebracht werden, in welcher Treue, Liebe und herzlichen Sorgfalt er „dann gleich einem Lichte sich selbst je mehr und mehr verzehret." Solche außerordentliche Thätigkeit, bei der er zugleich während seines Lebens achtundfünfzig verschiedene Werke schrieb, und darunter Folianten, von welchen ein einzelner Band 1000—1500 Seiten umfaßt, rieb seine Körperkraft auf.

Im J. 1713 wurde er von einer scorbutischen Krankheit, wahrscheinlich in Folge seiner sitzenden Lebensart, befallen, durch die er so sehr geschwächt wurde, daß selbst ein Besuch des Carlsbads im folgenden

Jahr ihn nicht herstellte. Da bereitete ein unversehener, roher Gewaltstreich seinem so vielfach erschütterten Leben ein schnelles Ende. Es war am Pfingstfest 1714, als preußische Werber, gerade während Arnold seiner Gemeinde das h. Abendmahl nach der Morgenpredigt austheilte, plötzlich mit Trommelschlag in die Kirche drangen und einige Jünglinge vom Altar hinweg zur Fahne schleppten. Dieser Unfug an heiliger Stätte gab dem ohnehin geschwächten Seelsorger den Todesstoß. Im Innersten alterirt, gieng er von seiner verscheuchten Heerde nach Hause, und als er, trotz seiner großen Schwachheit, am folgenden Tage noch eine Leichenpredigt hielt, ließ der Bürgermeister den Meßner hinter den geliebten Prediger auf die Kanzel stehen, um ihn, wofern er umsänke, sogleich in seinen Armen aufzufassen. Er vollendete jedoch seine Predigt noch, obwohl mit schwacher Stimme, „einem ehrlichen Krieger gleich, der bis zum letzten Athemzug seinen Posten behauptet". Todesmüde kam er in sein Zimmer zurück, und blieb drei Tage lang auf einem Lehnstuhl unter kindlichem Gebetsumgang mit Gott. Darnach legte er sich endlich aus großer Mattigkeit im Schlafrock aufs Bett und blieb daselbst in einem vergnügten, heitern Gemüthszustand. Kam Jemand zu ihm, so ermahnte er ihn sehr ernstlich zur ernsten Verleugnung und zum Ausgang aus der Welt und zu einem rechten Durchbrechen in die göttliche Gnade. Unter vielem Andern sagte er einmal: „Ich hätte nicht gemeint, daß Gott mich so ruhig auf meinem Todtbett machen würde," und bald hernach zu seiner Frau: „Wie wohl! wie wohl! Ach wie wohl ist mir! — Siehst du nicht die Engel? — Ach! wie schön!" Nachdem er eine Erquickung zu sich genommen, sprach er: „Ich esse Gott in allen Bissen Brod's", denn er schmeckte im Genuß der irdischen Speise, wie gut, wie süß, wie kräftig und heilsam das ewige göttliche Wort und Wesen sey.

So freudig er bis dahin war, in so tiefe Angst und schwere Anfechtung sollte er aber noch gerathen. In solcher Angst mußte ihm seine Frau, da er nicht auf dem Rücken liegend beten wollte, im Bett auf die Kniee helfen, worauf er also sprach: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir! Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Einige Stunden vor seinem Ende, da ihn Jedermann schon für todt hielt, richtete er sich auf einmal in seinem Bett ganz allein auf und rief mit lauter Stimme: „Frisch auf, frisch auf! Die Wagen her und fort!" Darauf ward er stille und verschied ganz sanft unter Gesang und Gebet einiger treuen Freunde am 30. Mai 1714, erst siebenundvierzig Jahre alt. Kurz vor seinem Ende hatte er noch mit sehr beweglichen Worten gesagt: „Die Gerichte der letzten Zeiten werden unerträglich seyn."

Die ganze Stadt folgte seinem Sarge mit Thränen um den geliebten Seelsorger und Prediger, der unter ihnen als ein Vorbild der Weisheit, Demuth und Friedfertigkeit gewandelt hatte und dem das

Zeugniß Offenb. Joh. 2, 3. gebührt. Prälat Hiller, ein Sohn des sel. Ph. Fr. Hiller äußerte: „Ich wünsche mir Arnolds Werke, sein Gebet und Glaubensstärke und sein schönes Todes-Nu!"

Seine erste poetische Schrift erschien schon im J. 1697 unter dem Titel: „Göttliche Liebesfunken aus dem großen Feuer der Liebe Gottes in Christo Jesu entsprungen. Frankfurt a. M."; sie ist fast ganz vergriffen. In seiner mystischen Schrift: „Das Geheimniß der göttlichen Sophia. Leipz. 1700" streute er viele Lieder ein unter dem Titel: „Poetische Lob- und Liebessprüche von der ewigen Weisheit nach Anleitung des hohen Lieds Salomonis" in zwei Abtheilungen, wovon die zweite Abtheilung noch den besondern Titel führt: „Neue Liebesfunken" ꝛc. Von ihm gibt es auch ein größeres und kleineres Gesangbuch. Albert Knapp, der dreiundneunzig Lieder von ihm mit einigen Nachbesserungen herausgegeben hat, gibt über die gedankenreichen Arnold'schen, aus den edelsten Tiefen des christlichen Gefühls und inniger Frömmigkeit hervorgequollenen Lieder, die zu dem Edelsten und Köstlichsten gehören, was die geistliche Dichtkunst hervorgebracht, folgendes Urtheil ab: „Ihr Charakter ist heiliger Ernst, glühende Sehnsucht und Liebe, große, lebendige Herzenserfahrung und Verschmähung aller weltlichen Eitelkeit. Wenn wir aber in Zinzendorfs Liedern die kindliche Andacht, wie eine helle, rauchlose Flamme, freudevoll gen Himmel steigen sehen, so zeigt sich bei Arnolds Gesängen mehr noch eine verschlossene, ringende Gluth, die in fröhliche Flammen auszuschlagen sucht, aber noch von allerlei gährenden Elementen, gleich einem schmelzenden, kochenden Metall, umfangen ist. Der Unterschied dieser genannten Dichter liegt wohl darinn, daß Zinzendorf das Geheimniß der freien Gnade Christi weit tiefer ergriffen hatte, während der gleichfalls wiedergeborene Arnold mehr einseitig und vielleicht zu früh auf Christum, sofern er uns zur Heiligung gemacht ist, hinstrebte, und, weil ihm der kindlich heitere Geist durch die Versöhnung weniger aufgegangen war, seine Kraft vornämlich in der mystischen Vereinigung mit Gott vermittelst schwerer Kämpfe und Verleugnungen verzehrte, um auf diesem härteren Wege das einzubringen, was ein hell und gründlich in der Versöhnung lebendes Herz weit leichter und seliger ergreifen lernt."

(Quellen: Reiz, Historie der Wiedergeborenen, 4ter Thl. — Gottfr. Arnolds geistliche Lieder, bearbeitet, herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung Arnolds versehen von Albert Knapp. Stuttg. 1844.)

An Arnold reiht sich, wiewohl aus einer etwas spätern Zeit, an —

Tersteegen, Gerhard, der edle Mystiker der reformirten Kirche und mit Joachim Neander ihr trefflichster Liederdichter. Er steht übrigens, wie Dr. Lange richtig bemerkt, mit seiner mystischen Tiefe und Seligkeit in Gott so eigenthümlich da, daß ihn die reformirte Kirche seiner Zeit kaum fassen konnte.

Er wurde den 25. Nov. 1697 in der Stadt Mörs in West-

phalen geboren und war der Sohn eines gottſeligen Kaufmanns, der bald nach ſeiner Geburt ſtarb. Frühe ſchon zeigte er vorzügliche Fähigkeiten und machte in der lateiniſchen Schule beträchtliche Fortſchritte. Häusliche Umſtände beſtimmten ſeine Mutter, ihn, ſtatt ſtudieren, die Kaufmannſchaft erlernen zu laſſen. Vier Jahre, von ſeinem fünfzehnten Jahr an, erlernte er dieſelbe bei einem Bruder ſeiner Mutter in Mühlheim an der Ruhr. Hier wurde er bereits im ſechszehnten Jahre von der Gnade Gottes gerührt und bekehrt. Der Umgang mit einem chriſtlich geſinnten Kaufmann nämlich machte einen ſolchen Eindruck auf ſein junges Herz, daß er ganze Nächte mit Beten, Leſen und Nachdenken zubrachte. Den Ausſchlag gab aber vollends bei ihm ein denkwürdiges Ereigniß auf einer Reiſe nach Duisburg. Auf derſelben wurde er nämlich plötzlich von heftigen Kolikſchmerzen überfallen, die ihm den Tod drohten; da warf er ſich auf die Kniee und ſprach im Gebet zu Gott, er möge ihm ſein Leben noch länger friſten, damit er Zeit habe, ſich auf die Ewigkeit gehörig vorzubereiten; mit einemmale waren ſeine Schmerzen verſchwunden, ſo daß ihn dieß nun aufs kräftigſte bewog, ſich dem ſo guten und gnädigen Gott ganz zu übergeben, ohne den mindeſten Vorbehalt.

Nach vollendeter Lehrzeit ſuchte ſich Terſteegen ein ſtilleres Gewerbe, da er bei ſich wahrnahm, daß die Kaufmannſchaft ihm zu viele Zerſtreuungen verurſache und ſein Wachsthum in der Gnade hindere. Er verſuchte es zuerſt mit der Leineweber-Profeſſion, allein ſeine ſchwächliche Geſundheit nöthigte ihn, davon abzuſtehen; nun erwählte er das Seidebandmachen und hielt Niemand um ſich, als ein kleines Mädchen, das ihm die Seide wickelte. Mühlheim an der Ruhr blieb nun lebenslänglich ſein Wohnort.

Seine Lebensart war ganz ſtill und einfach, ſeine Kleidung und Nahrung gering; meiſt genoß er bloß Mehl, Waſſer und Milch, und trank weder Thee noch Caffee. Bei ſeinem geringen Einkommen war er doch ſehr wohlthätig gegen die Armen. Das Haus, das er von ſeiner Mutter erbte — ſeine Miterben und Anverwandten, bei denen er wegen ſeines Wandels in der Nachfolge des armen Lebens Jeſu ſo verächtlich war, daß ſie ihn kaum mochten nennen hören, richteten es ſo ein, daß ihm nicht Geld, ſondern das Haus zufiel, damit er nicht alles weggeben möchte — verkaufte er an ſeinen Bruder und wandte das dafür erlöste Geld größtentheils an die Armen, ſo daß er oft ſelbſt in's Gedränge kam, wenn er mehrere Wochen krank darnieder lag und von ſeinen Anverwandten weder Pflege noch Hülfe erhielt. In ſolchen Prüfungen blieb aber ſein kindliches Vertrauen auf des himmliſchen Vaters Fürſorge feſt und unbeweglich.

Allmählich führte ihn der Herr auch in innere Leiden und Dunkelheiten, wobei er ihm ſeine empfindliche Gnade entzog. Fünf Jahre lang dauerte dieſe Finſterniß, wobei er ſogar einmal zu zweifeln anfieng, ob ein Gott ſey (vgl. Nro. 416: „Mein Erlöſer ſchaue doch").

Allein auf diese Finsterniß folgte ein desto helleres Licht, so daß er nun um so entschiedener und mit kräftigerer Salbung von der Liebe Gottes, unseres Heilandes, zeugen konnte. Auf einer Reise in eine benachbarte Stadt nämlich bekam er eine Mittheilung Gottes in seinem Innwendigen, die er mit Worten nicht ausdrücken konnte. Da hatte nun die in vorigem Jahre von ihm (nach V. 7 von Nro. 416) ersehnte Stunde geschlagen. Sein Herz war jetzt völlig beruhigt und die versöhnende Gnade Jesu Christi ward ihm überzeugend vor seine Augen gestellt. Bei dieser Gelegenheit dichtete er das schöne, leider im Würt. Gesangbuch fehlende Lied: „Wie bist du mir so innig gut, mein Hoherpriester du." Um diese Zeit geschah es auch, daß er mit seinem eigenen Blut eine edle Verschreibung an Jesum aufsetzte, die in der Sammlung seiner Werke noch zu lesen ist und deren Kern im sechsten Vers des Lieds Nro. 140 „Ruhe hier mein Geist" liegt.

Ein Jahr darauf, im J. 1725, ließ er auf Anrathen eines christlichen Freundes ein wenig von seiner strengen Lebensart nach und nahm einen Freund, Heinrich Sommer, zu sich, den er das Bandweben lehrte. Mit diesem arbeitete er nun täglich zehn Stunden am Bandwebestuhl, zwei Stunden wurden auf das einsame Gebet verwendet und Abends schrieb oder dichtete er. Damals entstand „der Frommen Lotterie" und ward der Anfang „des geistlichen Blumengärtleins inniger Seelen", einer Sammlung von Schlußreimen, Betrachtungen und Liedern, über allerhand Wahrheiten des innwendigen Christenthums gemacht.

Im J. 1727, da er dreißig Jahre alt war, fieng er an, nach wohlgelegtem Glaubensgrund, auch in den Privatversammlungen zu reden, welche in Mühlheim von dem gottseligen Pfarrer Theodor Undereyk, der den Joachim Neander zum Leben in Gott erweckt hatte, gestiftet worden waren. Auch an vielen andern Orten hielt er Erbauungsvorträge. Er that dieß mit einer solchen Herzlichkeit und einer solchen Fülle eigener Ueberzeugung, daß er dadurch ungemeinen Segen stiftete. Erweckte wurden durch seine süßen Reden im guten Sinn befestigt und viele Unveränderte, selbst rohe Menschen wurden von der durchdringenden Kraft seiner Rede oft so gerührt und erschüttert, daß sie zu einer gründlichen und dauerhaften Bekehrung gelangten. Eine große Menge Seelen erholte sich nun mündlich und schriftlich bei ihm Raths, so daß er seine Bandwebprofession niederlegen mußte. Vorher hatte er mehrere Anträge von Freunden, die ihm große Summen Geldes zur Verwendung stellen oder ihm lebenslänglichen Unterhalt zusichern wollten, ausgeschlagen; nun nahm er einige Liebesgeschenke von seinen vertrautesten Freunden an, soweit er zu seinem Unterhalt und zur Unterstützung der Armen bedurfte. Um nicht ganz ohne Arbeit zu seyn, verfertigte er Arzneien zur Austheilung an Freunde und Arme, die zuletzt so häufig begehrt wurden, daß er einen Gehülfen anstellen mußte.

Im J. 1746 bezog er mit einigen seiner Anhänger ein eigenes Haus und hatte nun eine bequemere Gelegenheit, für Kranke und Arme auf seine Kosten kochen zu lassen; auch miethete er ein Häuschen, in welchem er die vielen Fremden aus der Schweiz, Holland, England, Schweden ꝛc., die durch seine, immer mehr sich verbreitenden Schriften zu ihm gezogen wurden, und sonstige auswärtige Freunde beherbergte; dasselbe erhielt daher den Namen „Pilgerhütte". Er erwarb sich die größte Liebe durch sein liebreiches Wesen, durch seine Tragsamkeit und Geduld mit den Schwachen und Strauchelnden (Nro. 218, 9.), durch seine besondere Weisheit, einen Jeden zur Offenherzigkeit zu bringen, durch sein mitleidiges Theilnehmen und Trösten bei allerlei Proben und Versuchungen. Ein' bedrücktes Herz gieng nicht leicht ohne Trost und Stärkung von ihm. So half er dem einen für seine kranke Seele, dem andern für seinen kranken Leib, daß man ihn mit Recht „der Armen und Verlassenen Leibarzt" nennen konnte. Das Verlangen der Seelen wurde deßhalb auch so groß nach ihm, daß er oft zehn bis zwölf Tage in der Gegend, besonders im Bergischen, bis Barmen, umherreisen mußte und vom Morgen bis Abend mit Menschen umringt war. Er wäre gern unerkannt gereist; allein man paßte ihm unterwegs auf und brachte ihn in die nächste Kornscheuer, wo schon eine Anzahl von Leuten auf ihn wartete, um ihn zu hören. War er zu Haus, so wurde seine Stube nie leer; es waren oft zwanzig bis dreißig bekümmerte Seelen zugleich bei ihm. Bei den Versammlungen, die er hielt, waren oft 300 bis 400 Menschen gegenwärtig, und weil das Haus bis an die Thüre voll war, so nahmen sie Leitern, um damit in die Fenster zu steigen. So sehr er aber von heilsbegierigen Seelen aufgesucht ward, so wenig suchte er die Anlässe, sich sehen und hören zu lassen. Bei seiner Grundneigung zur Abgeschiedenheit und Stille kostete es ihn immer eine Selbstüberwindung, wenn er sich Andern hingeben mußte. Er sagte einmal zu einem Freunde, mit dem er in eine Versammlung gieng, um dort zu sprechen: „ich wollte mich lieber vor allen Menschen verbergen, als mich vor ihnen sehen und hören lassen." Er that es auch nur, um nicht dem Willen Gottes zu widerstreben. Sein Grundsatz war: „gerne bei den Kindern, am liebsten bei'm Vater." Dabei war er so demüthig, daß er von seinen Freunden nicht „Vater" genannt seyn wollte, und einmal zu Leuten, die sehr an ihm hiengen, sagte: „es beuget mich sehr, daß ihr Euch an meiner schlechten Person so viel gelegen seyn lasset," ein andermal auch: „ich wünschte gern, daß der Name Gerhard Tersteegen von allen Menschen vergessen und hingegen der Name Jesus in aller Menschen Herzen tief eingeprägt würde."

„Gott ist die Liebe" — war das Triebrad aller seiner Bewegungen. Daher war auch seine ganze Beschäftigung vom Morgen bis zum Abend, Gott und dem Nächsten zu dienen. Ungeachtet seiner

schwächlichen Gesundheit war er unermüdet mit Reden, Schreiben, Rathen, Helfen. Er verzehrte seine Kräfte im Dienste seines Herrn. Als einst eine Freundin zu ihm kam und sein ganzes Angesicht mit einem matten Schweiße bedeckt sah, sagte er zu ihr: „ich bin so schwach, habe viele Besuche und viele Briefe zu schreiben und noch sechs Briefe liegen unerbrochen da!" Da hierauf die Freundin aus Mitleid weggehen wollte, um ihm Ruhe zu lassen, sagte er lächelnd: „O nein! bleibe du hier; Tersteegen muß nicht geschont werden, der muß keine Ruhe haben." Und da er sah, daß sie traurig ward, stand er auf, gieng in der Stube umher, sang mit fröhlicher Stimme zween Verse und fuhr hernach im Gespräch weiter fort. Kaum hatte er oft des Morgens seine schwachen Kräfte gesammelt, so ward er von ganzen Haufen Rathsuchenden überfallen. Oft blieb er, der Kränkliche, bei den Kranken halbe und ganze Nächte.

Ob er wohl wenig Zeit hatte, sich auf seine geistlichen Reden vorzubereiten, so war in ihnen doch Licht und Ordnung. Im J. 1751 schrieb er eine seiner Reden über 2 Cor. 5, 14. selbst auf, nachdem er sie gehalten, und ließ sie drucken. Diese Rede wurde nun so begierig gelesen und so weit verbreitet, daß das Verlangen nach seinen übrigen Reden groß wurde und sich zuletzt acht Schreiber oben im Hause an einem besondern Ort setzten, damit sie alles wohl hören und aufschreiben konnten, was er in der Versammlung redete. So wurden dreißig Reden von ihm gesammelt, die unter dem Titel: „geistliche Brosamen" im Druck erschienen.

Dadurch wurde aber der Zulauf zu seinen Erbauungsstunden nur noch viel größer, so daß er in seinem Hause fünf bis sechs Zimmer mit seiner Stimme erfüllen mußte. Diese Anstrengung verursachte ihm im J. 1756 einen Leibschaden, der ihn nöthigte, öffentliche Reden in großen Versammlungen und weite Reisen zu unterlassen. Dagegen ritt er noch hie und da in benachbarte Orte oder gieng zu Fuß dahin und beschränkte sich auf das Reden in kleinern Kreisen. Mit dieser Wirksamkeit verband er noch die, welche ihm die Abfassung seiner weithin sich verbreitenden Lieder und Schriften darbot.

Sein ganzes Leben, und besonders die letzten dreißig Jahre desselben, waren ein immerwährendes Kränkeln; außer diesen Leibsbeschwerden, die er übrigens mit solcher Tapferkeit ertrug, daß er einmal bei den heftigsten Zahnschmerzen ausrief, er habe Geduld nöthig und dennoch das Lied sang: „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn" ꝛc., hatte er noch allerlei andere Bitterkeiten zu schmecken, welche bald die schiefen Urtheile schwacher Freunde, bald die harten Beschuldigungen und Spöttereien seiner Gegner ihm verursachten. So ward er namentlich auch beschuldigt, daß er die Leute von der Kirche, vom Abendmahl, vom Ehestand (er selbst blieb ledig) abhalte, worüber er sich jedoch vor der Geistlichkeit seines Ortes rechtfertigte, so daß diese ihn an seinem Wirken nicht hinderte. Das Alles aber ertrug er

mit einer ausgezeichneten Geduld, und manchen Feind verwandelte er durch seine Sanftmuth, Herzlichkeit und Weisheit in einen Freund.

Seiner Schwächlichkeit ungeachtet konnte er bis in den Merz 1769, also bis in sein vierundsiebenzigstes Jahr, thätig seyn, obgleich sein Körper durch Anstrengung und Leiden oft dergestalt geschwächt war, daß er wie ein Todter aussah. Im Mai 1768 hatte er noch die siebente Ausgabe seiner Lieder besorgt, wobei er in der Vorrede dd. 10. Mai sich also vor dem Herrn aussprach:

Zeuch, bis mein Alles wird in Dich seyn eingeführet,
Du kräftiger Magnet, der meinen Grund berühret,
Mit Deiner Gotteslieb,
Daß durch verborgnen Trieb
Des Geistes Hunger ewig nun
In nichts, was Du nicht bist, kann ruhn.
Es ist ihm viel zu eng, Dich selber muß er haben,
In Deinem Element muß er den Hunger laben.
Zeuch mich aus mir und aller Kreatur,
Es koste was es will, zeuch, zeuch mich nur.
Laß reißen alle Bande,
Bis daß ich selig lande
In Dich, den Hafen meiner Ruh.
Da thu ich dann die frohen Augen zu;
Da höret auf mein Hunger, Durst und Lauf,
Weil ich Dich selber kann im Seelengrund umfassen:
Mein Wille lieget da gebrochen und gelassen,
Mein Mund aus Ehrfurcht schweigt,
Mein Geist sich innig beugt,
Und sich zum Eigenthum, zu Deinen Füßen schmieget,
Erfährt dann, was es heißt, dieß Wort:
„Ich bin vergnüget."

Endlich wurde er von der Wassersucht befallen, die ihm große Noth und Engbrüstigkeit verursachte, so daß er die meiste Zeit im Lehnstuhl zubringen mußte. In diesem Zustand litt er außerordentlich, doch hörte man kein ungeduldiges Wort aus seinem Munde, ja man sah nicht einmal eine ungeduldige Miene an ihm. Wenn er nach einem Schlummer von einigen Minuten wieder aufwachte, so seufzte er gemeiniglich: „O Gott! o Jesu! o süßer Jesu!" Zu einem Jeden, das ihn besuchte, redete er noch nach der Beschaffenheit seiner Umstände gar tröstlich und erbaulich. So sagte er zu einer sich von ihm verabschiedenden Frau: „O Schwester! Der Weg ist ein guter Weg, folge nur dem Lamme getrost nach, wo es mit dir auch hingehen möchte!" Endlich fiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem man ihn nicht mehr erwecken konnte und in diesem schlummerte er auch hinüber, so daß man kaum sagen konnte, welches sein letzter Athemzug gewesen. Die Umstehenden aber meinten, eine Menge Engel um sich zu haben, die seine Seele mit Freuden aufnähmen und in das ewige Reich der Wonne, Friede und Herrlichkeit triumphirend einführten, wo er nun dem Herrn ein neues Lied im höhern Ton anstimmen wird. Er starb 5. April 1769.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 218. 263. 586.

Der selige Jung Stilling, der seine Wirksamkeit noch in der Nähe beobachtet hat, urtheilte von ihm, daß nur wenig Menschen, seit der Apostel Zeit, in solcher Einfalt und solcher Kraft des Geistes Christi Menschenseelen geworben hätten für das Reich des Herrn, als Tersteegen.

Tersteegen hielt sich zu keiner Sekte oder Partey, so sehr auch namentlich die Herrnhuter durch persönliche Versuche Zinzendorfs und Doblers ihn an sich zu ziehen suchten. „Mein Sinn und Religion ist „diese," sagte er, „daß ich als ein durch Christi Blut mit Gott Ver„söhnter mich im täglichen Sterben, Leiden und Beten durch den Geist „Jesu herausführen lasse aus mir selbst und allem Geschaffenen, um „Gott ganz allein zu leben in Christo Jesu, und diesem meinem Gott „durch Glaube und Liebe anhangend hoffe ich mit demselben Ein Geist „zu werden und aus seiner puren Erbarmung in Christo die ewige „Seligkeit zu erlangen. Mit Allen, die unter allerlei Volk also ge„sinnt sind, habe ich einerlei Religion." Dieß war der Sinn dieses ächten Mystikers. Seine Mystik war der schmale Weg des innern Betens, Sterbens und geheimen Lebens mit Christo in Gott, der Quelle des Lebens. Dabei war er frei von aller Schwärmerei und stolzer Einbildung, sein Sinn war einfach und lauter. Er übte sich beständig im Schauen auf Gott allein, damit er durch dieses Anschauen immer mehr erleuchtet werde zum Wandel in der Liebesehrfurcht. Er glaubte mit voller Gewißheit, daß Gott auf eine besondere Weise in ihm gegenwärtig sey (vgl. Nro. 263: „Gott ist gegenwärtig"). In der Vorrede zum geistlichen Blumengärtlein stellt er den Kern des wahren Evangelii also dar: „Uns von Natur grundverdor„benen Adamskindern ist in dem sanften Namen Jesus Immanuel die „sanfte, wallende Liebe Gottes inwendig in unserem Herzensgrund „wieder eröffnet und unaussprechlich nahe geworden. Weil nun das „Reich Gottes so nahe herbei, ja inwendig in uns gekommen ist, so „dürfen wir gar keinen weitern Umweg mehr machen durch vieles „Wissen und eigenes Wirken, sondern wir können durch diesen eröff„neten, neuen, lebendigen Weg fein gerade eingehen in das Heiligthum „der innigen und ewigen Gemeinschaft Gottes. Wir lassen uns durch „diese tief verborgene, nahe Gottesliebe ausführen aus aller betrüg„lichen Lust dieser Welt und dem quälenden Leben der Selbstheit und „geben zu dem Ende unser Herz und Willen so bloß und blind dieser „innigen Liebe gefangen, daß sie unser Ein und Alles sey, und uns „führe nach ihrem freien Belieben. Sehet da die ganze Sache! So„dann bleibt und wird man nur immer mehr ein einfältiges Herzens„kindlein, übt sich frei, ohne Kunst, im Innebleiben, Lieben, Leiden „und Ueberlassen, und wird dergestalt aus lauter Gnade gerecht und

„hat Gemeinschaft mit dem Vater in seinem Sohn Jesu Christo, „1 Joh. 2, 28."

Darum sind auch seine Lieder durch und durch beseelt von den Grundgedanken: „Gott ist gegenwärtig" und „Gott in uns"; darum sind sie der reinste Ausfluß der innigsten Gemeinschaft mit Gott und Christo und bei ihrer unnachahmlichen Tiefe doch voll Klarheit und Einfalt. Dr. Lange sagt über ihren äußern Werth: „Die Innigkeit „und Festlichkeit des christlichen Gefühls schafft sich bei ihm oft die „reinsten und holdesten Formen, die an Göthe's Dichtungsformen „erinnern."

Er dichtete im Ganzen 111 geistliche Lieder, die zusammengestellt sind in dem Buch: „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen oder kurze Schlußreimen, Betrachtungen und Lieder über allerhand Wahrheiten des inwendigen Christenthums, zur Erweckung, Stärkung und Erquickung in dem verborgenen Leben mit Christo in Gott. 1731." Dreißig Jahre nach seinem Tod hatte dieß bereits die zehnte Auflage und jetzt die vierzehnte erlebt. Er selbst hatte noch im J. 1768 die siebente Ausgabe besorgt.

Ganz fassen und verstehen wird seine Lieder nur — wie er selbst sagt — „ein Gemüth, das durch die Abtödtung seines Fleisches, „seiner Sinnen, seiner Affekte, seiner Begierden und seines Willens „sehr innig, geistlich und stille gemacht, wie auch durch die Ver„leugnung der mannigfaltigen Ueberlegungen der Vernunft sehr ver„einfältigt und kindlich geworden ist."

Er gab auch heraus: „Gott geheiligtes Harfenspiel der Kinder Zion, bestehend in einer starken Sammlung auserlesener und geistreicher Lieder als J. Neandri und vieler andern alt und neuer Autoren." — „Kleine Perlenschnur." — „Das verborgene Leben mit Christo in Gott." — „Weg der Wahrheit." — „Lebensbeschreibung heiliger Seelen."

(Quellen: Geistliche und erbauliche Briefe über das innwendige Leben und wahre Wesen des Christenthums von W. Gerh. Tersteegen. 2ter Bd. III. Thl. Spelldorf 1799. — Gerhard Tersteegens Lebensbeschreibung. Solingen 1775.)

2) Die Pietisten.

Sie sind der reinste und edelste Zweig aus dem Spener'schen Stamm. Speners wohlthätiger Einfluß auf Belebung wahrer Frömmigkeit zeigt sich nämlich in seinem schönsten Lichte bei den auf dem Boden der Kirche stehenden Kirchenlehrern, welche, angeregt durch Speners Wirksamkeit im östlichen Deutschland, vornämlich in Sachsen, während der Jahre 1666—1691, statt von der Kirche sich abzusondern, wie die Mystiker und Separatisten, sie von innen heraus durch lebendigen Schriftglauben zu beleben, zu erwärmen und zu erneuern

suchten. In Dresden nämlich hatte Spener* stets eine Anzahl von Kandidaten des Predigtamtes um sich, die er in der heilsamen Führung dieses Amtes unterwies. Solche Schüler Spencers fiengen nun auf verschiedenen Universitäten, besonders in Leipzig, die sogenannten biblischen Kollegien zu halten an, in welchen sie die h. Schrift, die fast gar nicht mehr getrieben wurde, mit gottseligen Ermahnungen erklärten, um dadurch vor Allem die Studierenden zu gründlicher Erkenntniß des Worts Gottes und zu wahrer Gottseligkeit anzuleiten. Dieß erregte große Bewegung und Theilnahme unter Studierenden und Bürgern und das ganze darniedergelegene Bibelstudium kam in großen Flor. Zugleich zeigten die Besucher dieser Kollegien eine auffallende Veränderung in ihrem Lebenswandel, daß sie dem wüsten, akademischen Leben entsagten und sich durch ernstes Studium und Uebungen der Frömmigkeit zu würdigen Kirchendienern vorbereiten wollten, auch den neuen Geist, der sie beseelte, äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden, oft mit allerlei Uebertreibungen, darzulegen suchten.

Dieß erregte bei den Andern vielfaches Gespötte und so kam für sie der Spottname „Pietisten" auf, der dadurch erst recht in Gebrauch kam, daß 1689 Carpzov in Leipzig bei einer Leichenpredigt für einen solchen Studierenden, Namens Martin Born, worinn er diese frommen Versammlungen angriff, diesen Namen zum erstenmal öffentlich gebrauchte und der Professor der Poesie, Joachim Feller, ein für diese Beerdigung gefertigtes Leichengedicht mit den Worten anfieng:

„Es ist jetzt Stadt-bekannt der Nam der Pietisten;
was ist ein Pietist? der Gottes Wort studiert
und nach demselben auch ein heilig Leben führt."

Als es nun Spenern, nach viel Streit über Pietismus und nach anfänglicher Austreibung der pietistischen Lehrer von manchen Universitäten, mit Hülfe des Thomasius gelang, gerade die ausgezeichnetsten unter diesen Lehrern, einen August Hermann Franke, Paul Anton und Joachim Justus Breithaupt im J. 1691 an der neuerrichteten Universität Halle als Professoren der Theologie angestellt zu sehen, so wurde von nun an Halle der Sitz des Pietismus. Spener sah hier seine kühnsten Wünsche in Betreff der Universitäten verwirklicht, denn diese in seinem Geist wirkenden Männer machten die praktisch erbauliche Schrifterklärung zur Hauptsache in der Theologie, verbannten aus derselben die Philosophie und setzten einen ungekünstelten, biblischen Vortrag an die Stelle der bisherigen gelehrten Streitkunst; dabei beschäftigten sie sich desto mehr mit Uebungen der Frömmigkeit auch in besonders dazu gehaltenen Versammlungen und

* Vgl. W. Hoßbach's Schilderung in der Schrift: „Spener und seine Zeit. Berlin 1828."

predigten, ganz in Speners Weiſe, laut klagend über die in der evangeliſchen Kirche herrſchenden Mißbräuche. Dabei drangen ſie auf einen von der Welt ſich abſondernden Wandel und beſtritten zwar in einem ſtreng ſittlichen und chriſtlichen Geiſt, doch nicht ohne übertriebene Strenge, manche körperliche und geiſtige Genüſſe, die man ſeit Luther faſt allgemein für zuläſſig gehalten hatte, den Tanz, das Theater, den Scherz, das Lachen, den Beſuch von Geſellſchaften, das Tragen koſtbarer Kleider, das Spazierengehen, Fechten, Karten- und Kegelſpiel ꝛc. — die ſogenannten Mitteldinge.

Es währte nun nicht lange, ſo waren „Hallenſer", „Pietiſten", „Spenerianer" gleichbedeutende Namen; ihre Gegner nannten ſich ſelbſt „Orthodoxe" und hatten in Wittenberg ihren Hauptſitz. Denn die dortigen Lehrer hielten ſich, weil ſie auf Luthers Lehrſtuhl ſaßen, ſchon lange für berufen, über der Reinheit der lutheriſchen Lehre zu wachen. Dieſe beſchuldigten die Pietiſten der Verfälſchung der reinen Lehre und warfen ſie mit den Schwarmgeiſtern zuſammen, ſo daß ſich darüber faſt alle Lehrer der deutſchen evangeliſchen Kirche in zwei Parteyen theilten und fünfzig Jahre lang heftig geſtritten wurde.

Dieſer Halle'ſche Pietismus war aber, wie Hoßbach es darlegt (Thl. II. S. 199 f.): „eine ganz andere Erſcheinung, als jenes ängſtliche, trübe, geſetzliche, am Einzelnen und Unbedeutenden hangende „Weſen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Bußübungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende „geiſtliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geiſtloſe, phantaſtiſche „Spiel mit einer angelernten, nicht aus der Fülle eines chriſtlich bewegten Gemüthes hervorquellenden Frömmigkeit, in welches er ſpäter „ausartete und welches, auch zu unſerer Zeit hervorgetreten, durch den „Namen „Pietismus" als etwas Verwerfliches bezeichnet wird. Der „ſogenannte Pietismus Speners und der Hallenſer war äußerlich angeſehen nichts anderes, als die ſtrenge ſittliche Richtung auf ein „thätiges, im Glauben und in der Liebe lebendiges Chriſtenthum, „entgegengeſetzt der begriffsmäßigen Starrheit der herrſchenden Lehre „und der unfruchtbaren Kälte des chriſtlichen Lebens; innerlich aber „ruhte er auf der theologiſchen Grundanſchauung von dem in der „menſchlichen Natur liegenden Verderben, zu deſſen Hinwegſchaffung „es einer höhern, als natürlichen Kraft bedarf, die in Beziehung auf „die Lehre als Erleuchtung, in Beziehung auf das Leben als völlige „Erneuerung durch das Wort und den Geiſt Gottes ſich darſtellt und „eine wahre innerliche Frömmigkeit erzeugt, die nicht allein die immer „lebendige Quelle der Sittlichkeit, ſondern auch das weſentlichſte Erforderniß aller wahren Theologie iſt." Dieß der wahre Pietismus der Hallenſer, bei dem die entſchiedene Richtung auf das Innerlichſte und Lebendigſte im Chriſtenthum das Charakteriſtiſche iſt.

Eine edle Schaar von geiſtlichen Dichtern gieng nun aus den Reihen dieſer Halle'ſchen Pietiſten hervor, die, wie überhaupt, ſo auch

besonders durch ihre frommen Lieder segensreich und nachhaltig auf die Neubelebung der deutschen evangelischen Kirche wirkten und sich viele Freunde auch in andern Ländern gewannen. Der Grundcharakter der Lieder aller dieser Pietisten ist die bildliche Darstellungsweise, die Vertrautheit mit den Ausdrücken und mit dem Geiste der h. Schrift, ein herzliches, eifriges Verlangen nach einem wahren und liebethätigen Christenthum, heiliger Ernst, ein warmes, christliches Gefühl und ein edler Tiefsinn. Doch nahm die pietistische Liederdichtung außer Halle und dem nächsten Kreis, der sich um die Hallenser gebildet hatte, hauptsächlich in zwei Ländern eine besondere Schattirung an, in Würtemberg und in der Oberlausitz.

Nach diesen Gesichtspunkten sind also die pietistischen Liederdichter in drei Hauptgruppen, deren jede ihre besondere charakteristische Merkmale hat, zu sondern, nämlich in Halle'sche, in Würtembergische und in Oberlausitzer Pietisten.

A. Die Halle'schen Pietisten.

In der Halle'schen Dichterschule tritt gleichfalls ein Unterschied hervor zwischen den Dichtern der frühern und spätern Zeit. In der frühern Zeit tragen die Lieder das Gepräge der Einfachheit und gesunden Frömmigkeit, in der spätern treten Ausartungen des frommen Gefühls und Uebertreibungen hervor. Das Jahr 1720 ist hiefür als der Wendepunkt anzusehen.

a) Die ältere Halle'sche Dichterschule. Von 1691—1720.

Der Geist, der diese Schule durchweht, geht hauptsächlich von August Hermann Franke aus, ihr Hauptsänger aber ist Anastasius Freylinghausen. Dieser ist es auch, der in dem Gesangbuch, das er zum Gebrauch für die Sing- und Betstunden im Halle'schen Waisenhause veranstaltete und wovon der erste Theil im J. 1704, der zweite Theil im J. 1714 erschien, die schönsten Liedererzeugnisse dieser Schule gesammelt hat. In diesen Liedern herrscht Innigkeit und Klarheit und der Sinn eines einfältigen und lebendigen Christenthums, wie sich dieß schon in den Liedern der zunächst um Spener sich reihenden Dichter gezeigt hat; „die Frömmigkeit und Heiligung ist dabei von der Gefühlsseite und als Wachsthum in gottgefälligem Wirken" behandelt, ihnen eigenthümlich ist aber mehr oder minder ein „Dringen auf täglichen Bußkampf in Tödtung des alten Adam durch Wachen, Singen und Beten und auf das hieraus fließende Theilhaftigwerden der göttlichen Natur." Die über Spener hinausgehende Lehre, daß jeder Christ durch einen schweren Bußkampf zu dem beseligenden Genusse der göttlichen Gnade hindurchdringen müsse, ward nämlich mehr und mehr in Halle einheimisch, während Spener sich noch in

seinen theologischen Bedenken III. 588. dagegen also ausgesprochen hatte: „daß ein Jeglicher zu seiner Wiedergeburt durch eine solche „Verwesung gehen müßte, daß die Seele eine Weile ebenso wenig „Labsal von innen und außen empfinde, als Christus an dem Kreuz, „saget mir die Schrift nirgends."

Neben Freylinghausen und Franke ragen in dieser Schule besonders auch noch Richter, Herrnschmidt und Schröder hervor. Die Reihe dieser Dichter eröffnet:

Franke, August Hermann, der Stifter des Halle'schen Waisenhauses und Professor der Theologie zu Halle. Er wurde den 12. Merz 1663 zu Lübeck geboren. Dort war sein Vater Doktor der Rechte und Syndikus beim Domkapitel, kam aber im J. 1666 als Hof- und Justizrath nach Gotha, wo er starb, als sein Sohn, August Hermann, erst sieben Jahre alt war. Dieser war ein lernbegieriger Schüler, dem Studieren, wie er selbst sagt, beständig das liebste Geschäft gewesen. Eine fromme, früh verstorbene Schwester wies ihn früh zum Beten an, so daß er in seinem zehnten Jahr sich von seiner Mutter ein eigenes Kämmerlein einrichten ließ, damit er hier in der Stille lernen und beten könnte. Als er nun in Leipzig von 1684—1687 studierte, hatte er bereits einen ernsten, Wahrheit suchenden Sinn, aber er arbeitete doch noch mehr bloß auf Erweiterung seiner Erkenntniß, als auf ein wahres Leben im Glauben hin. Selbst, da er im J. 1686 als Privatdocent mit Paul Anton anfieng, in Speners Geist, der ihn hiezu in Dresden, wo er ihn öfters besuchte, unterwiesen hatte, jene Bibelstunden (**collegia philobiblica**) zu halten, suchte er noch, wie er selbst gesteht, den Frommen, wie der Welt zu gefallen; „meine Theologie war im Kopf und nicht im Herzen," sagt er selbst.

Als er jedoch auf seiner Bildungsreise, die er im J. 1687 antrat, nach Lüneburg kam, trug sich etwas besonderes mit ihm zu. Es wurde ihm eine erst mehrere Wochen später zu haltende Predigt über Joh. 20, 31. aufgetragen; beim Studieren auf diese Predigt, in der er vom wahren und lebendigen Glauben handeln wollte, kam er zu der Erkenntniß, daß ihm dieser Glaube selbst noch fehle; er fühlte seine Sünden und daß der Unglaube oder bloße Wahnglaube die Ursache davon sey. Dadurch kam er in einen heftigen Seelenkampf und wollte schon die Predigt absagen; doch rief er Gott um Rettung aus diesem elenden Zustande an und an einem Sonntag, da er mehreremal auf den Knieen und unter Thränen also gebetet hatte, erhörte ihn der Herr plötzlich, alle seine Zweifel verschwanden und er ward versichert in seinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu und „ward wie mit einem Strom von Freude überschüttet." Mittwochs darauf hielt er nun mit großer Herzensfreudigkeit die Predigt; es hieß jetzt bei ihm, wie 2 Cor. 4, 13. zu lesen steht, und er bezeugt es selbst: „von hier an ist es mir mit dem Christenthum ein Ernst und leicht geworden, alles ungöttliche Wesen und alle weltlichen Lüste zu verleugnen."

Von da an rechnet also Franke seine Bekehrung, weßwegen er Lüneburg seine geistliche Geburtsstadt nennt, wo Gott in seinem Herzen den Brunnen der lebendigen Erkenntniß Jesu Christi gegraben habe.

Eingedenk des Worts: „Wenn du dich bekehrest, so stärke deine Brüder," kehrte er um die Fasten 1689 mit brennendem Eifer für den Herrn nach Leipzig zurück und fieng nun aufs Neue die biblischen Vorlesungen zu halten an, nachdem er sich mit Spener in Dresden zuvor hierüber besprochen hatte. Besonders als er den zweiten Brief an den Timotheus erklärte, hatte er oft 300—400 Studierende als Zuhörer; viele bekehrten sich herzlich. Bald aber erhob sich ein heftiger Sturm gegen diese biblischen Vorlesungen, zumal da die Kollegien der Professoren darüber leer gelassen wurden. Man beschuldigte Franke der Heuchelei und des Hochmuths und nahm es ihm übel, daß er den Weg zur Seligkeit nicht so leicht darstelle. Es entstand der erste Streit gegen die Pietisten, wie Franke und seine Schüler hier zuerst genannt wurden, und die Folge war, daß besonders auf Benedikt Carpzov's Betrieb im J. 1690 die biblischen Vorlesungen verboten wurden. In demselben Jahr begab sich Franke von Leipzig weg nach Dresden zu seinem lieben Spener.

Bald aber, im Juni 1690, wurde er als Diakonus nach Erfurt berufen, wo er an Dr. Breithaupt, Vorsteher des Consistoriums und Professor und Prediger daselbst, einen treuen, gleichgesinnten Freund und Mitarbeiter fand. Hier predigte er ganz in Speners Geist und drang, statt bloß auf äußerlich ehrbaren Wandel und Erkenntniß, auf Erneurung des Herzens, lebendigen Glauben und heiliges Leben. Seine Predigten machten so gesegneten Eindruck, daß eine große Menge und selbst Katholiken von Erfurt und der Umgegend herbeiströmten, und manche der Letztern zur evangelischen Kirche übertraten. Dieß erregte Neid und Feindschaft. Evangelische Weltleute und eifernde Katholiken vereinten sich nun zu Franke's Sturz und suchten es bei dem katholischen Churfürsten von Mainz, der damals noch Landesherr von Erfurt war, dahin zu bringen, daß Franke abgesetzt werde. Man suchte den Vorwand, er verbreite ketzerische Bücher; er erhielt nämlich viele Büchersendungen, um Neue Testamente und Arndt's „wahres Christenthum" zur Belehrung des unwissenden Volks zu verbreiten. Ein solches Packet wurde aufgegriffen und Franke vor den Rath gefordert, um der Beschuldigung überführt zu werden; als nun aber auf Franke's Geheiß vor dem Rath das Packet eröffnet wurde, so enthielt es — lauter Bibeln, so daß seine Verkläger sich schämen mußten und verstummeten. Dem unerachtet aber erschien plötzlich ein churfürstlicher Befehl, „Franke sey aus Erfurt zu entfernen, da man dort nicht den Urheber einer neuen Sekte dulden könne." Franke beschwerte sich anfangs dagegen vor dem Rath, und als man ihm rieth, lieber selbst seine Entlassung einzureichen, antwortete er, was Sprüchw. 28, 1. zu

lesen steht. Auf dieß wurde er ohne Weiteres seines Amtes, ohne Urtheil und Recht, entsetzt und ihm befohlen, innerhalb zwei Tagen die Stadt zu verlassen. Franke aber war froh, um des Namens Jesu willen zu leiden; sein Wohnhaus war in diesen zwei Tagen angefüllt mit Abschiednehmenden, da er in der Kirche nicht mehr Abschied nehmen durfte; diese ermahnte er aufs beweglichste, zu beharren bis ans Ende. Am 27. Sept. 1691, nachdem die Bürger und Schulkinder mehreremals vergeblich Bittschriften für ihn eingegeben hatten, verließ er sofort Erfurt „in der Empfindung des überschwänglichen Trostes des heiligen Geistes" — wie er selbst sagt — um zu seiner Mutter nach Gotha zu gehen. Unterwegs dichtete er das herrliche Lied: „Gottlob ein Schritt" (Thl. II. zu Nro. 584).

Wenige Monate darauf aber, im December 1691, wurde er durch den Churfürsten von Brandenburg als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an die neugestiftete Universität Halle und zunächst als Prediger in Glaucha, der Vorstadt Halle's, berufen. Sein neues Predigtamt übernahm er im Febr. 1692, und zwar in einer äußerst verwilderten Gemeinde, voll arbeitsscheuer Ueppigkeit und bitterer Armuth. An der Stelle, wo er später sein Waisenhaus erbaute, stand eine Menge Bier- und Tanzhäuser für die Hallenser. Da die Universität erst im J. 1694 förmlich eingeweiht wurde und er erst von da an seine Professur zu besorgen hatte, so konnte er sich unterdessen ausschließlich seinem Beruf als Seelsorger und Prediger an dieser Gemeinde widmen. Im J. 1695 nahm er den edlen Johann Anastasius Freylinghausen als seinen Pfarradjuncten an und im J. 1715 wurde er Pastor an der St. Ulrichskirche in der Stadt Halle selbst, wohin ihm auch Freylinghausen von Glaucha aus folgte.

In diesen beiden Berufskreisen, als Prediger und als Professor der Theologie, wirkte er in großem Segen, also daß Daniels Worte Kapitel 12, 3. ihm gelten. Die ganze Stadt kam durch seine Leben weckenden Predigten in Bewegung; alles strömte nach Glaucha und die Stadtkirchen wurden leer. Den ersten Funken des Segens nach langem vergeblichen Arbeiten ließ ihm Gott in der verwilderten Glauchaer Gemeinde aufgehen durch die Erbauungsstunden, die er daselbst anfieng. Um besser wirken und zum Besuch des Abendmahls ermahnen zu können, opferte er sein zeitliches Interesse, indem er seit 1699 auf das herkömmliche Beichtgeld nach Speners Sinn ganz und gar verzichtete. Sowohl in seiner Gemeinde, als auch außerhalb derselben suchte er durch Abfassung und Vertheilung kleiner, zu christlicher Erbauung dienender Schriften, Traktate genannt, wahres, lebendiges Christenthum zu wecken. Als Professor der Theologie beförderte er vor Allem das Bibelstudium und regte unter den Theologen wieder das Interesse für biblisch-praktisches Christenthum an. Sein Grundsatz dabei war: „die Kraft und Frucht der Erkenntniß muß sich darin zeigen, daß das Herz gebessert werde. Ein Quent-

„chen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen, als ein Centner des „bloßen geschichtlichen Wissens, und ein Tropfen wahrer Liebe ist mehr „werth, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." Unter den Studenten selbst entstand dadurch eine solche Erweckung, daß oftmals Landsleute oder Tischgesellschaften sich vereinigten, um zusammen zu beten oder die Bibel zu lesen.

Eine solche Wirksamkeit Franke's mußte natürlich den Haß der orthodoxen Partey aufs Höchste steigern; neben vielen theologischen Kämpfen hatte Franke besonders auch und zunächst mit der Stadtgeistlichkeit zu Halle, die ihn wegen des großen Zulaufs in seiner Kirche beneidete, zu kämpfen. Diese warnten vor dem Gang in Franke's Kirche, wie vor dem Gang zur Hölle, verbreiteten die schmutzigsten Erzählungen über die Abenderbauungsstunden, die Franke hielt, und reichten sechsundzwanzig Klagepunkte gegen ihn ein, so daß eine churfürstliche Untersuchungscommission kam, die aber zu Franke's Ehre endete. Alle solche Anfechtungen schreckten ihn aber nicht zurück, er sah vielmehr ein Zeichen darinn, daß der Herr sich zu seiner Arbeit bekenne und verwies mit innerer Freudigkeit auf die Worte des Herrn: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Alles Weitere überließ er Gott und diesen gottgelassenen Sinn hat er aufs Schönste in dem Lied: „Was von außen," Nro. 372, ausgesprochen.

Wirklich gab sich Franke auch an den Früchten aufs Schönste zu erkennen und sein Gottvertrauen zeigte sich aufs Herrlichste in der Gründung seiner wohlthätigen Stiftungen, besonders des Waisenhauses. Wöchentlich an einem bestimmten Tage kamen die Glauchaer Armen an seine Thür, um Brod zu betteln. Als er sie nun einmal im J. 1694 zusammenkommen ließ und aus dem Worte Gottes examinirte, fand er die größte Unwissenheit und Rohheit bei ihnen. Da trieb er Geld auf, um für die Armen das Schulgeld zu bezahlen, aber die Kinder giengen doch nicht zur Schule. Nun hieng er eine Büchse in seiner Wohnstube auf, schrieb seine Absicht darüber und die Bibelsprüche 1 Joh. 3, 17. und 2 Cor. 9, 7. Einmal legte der Commissionsrath Knorr vier Thaler und sechzehn Groschen in die Büchse. „Das ist ein ehrlich Kapital," sagte hierauf Franke, „davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen." Sogleich kaufte er für zwei Thaler Bücher und bestellte einen dürftigen Studenten, um die armen Kinder in seinem Hause und unter seiner Aufsicht täglich zwei Stunden zu unterrichten. Anfangs gieng es schwer, die Kinder verkauften die Bücher und blieben weg. Allein er ruhete nicht, und bald war seine Armenschule so blühend, daß er einige Zimmer miethen und noch mehr Studenten als Lehrer anstellen mußte. Nun erhielt er viele Unterstützungen. Als er jedoch mit Schmerzen sah, daß bei manchem Kinde zu Hause das wieder verdorben wurde, was in der Schule gebauet war, so wünschte er besonders bei den Waisenkindern unter diesen Armen für ihre ganze

Erziehung zu sorgen. Zuerst brachte er neun Waisenkinder bei guten Leuten unter und sorgte auch für Speisung armer Studenten. Als aber die Zahl der Waisen und der armen Studenten immer mehr wuchs und ihm immer reichlichere Geldunterstützungen zuflossen, so kaufte er bis zum Jahr 1697 zwei Häuser. Als auch diese zu klein wurden, so legte er auf dem Platz, wo die vielen Bier- und Tanzhäuser standen, am 13. Juli 1698 im Namen Gottes den Grundstein zu einem großen Waisenhaus.

Der Bau dieses Hauses ist ein Werk des Glaubens und des Gebets. Als sich schon beim Anfang des Baues viele Schwierigkeiten zeigten, seufzte er einmal in seinem Kämmerlein zu Gott um Hülfe, und als er sich hierauf auf den Bauplatz begab, reicht ihm ein Arbeiter eine eben erst aus dem Schutt hervorgezogene Münze mit der Umschrift: „יְהוָה Conditor Condita Coronide Coronet," d. i. „Jehova der Erbauer vollende den Bau". Dieß richtete ihn wieder auf, daß er ganz fröhlich weiter baute. Er mußte jedoch von Woche zu Woche von der guten Hand Gottes erwarten, was ihm dargereicht wurde zur Fortsetzung des Bau's. Gott ließ aber diese Hoffnung auch nicht zu Schanden werden. Obgleich ihm oft alles Geld ausgegangen war, kam dennoch stets zur rechten Zeit eine Unterstützung, so daß im J. 1700 und 1701 das ganze Gebäude von den Waisenkindern und armen Studenten bezogen werden konnte. Er rühmet es: „Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brod zubröckelt, was die Nothdurft erfordert." Es ist erhebend, die von Franke selbst erzählten, vielfachen Beispiele zu lesen, wie Gott jedesmal, wenn während des Bau's und in den nächstfolgenden Jahren der ersten Einrichtung die Geldnoth aufs Höchste gestiegen war, sein Gebet erhörte und ihm mit Liebesgaben, die gerade zur rechten Stunde kamen, zu Hülfe eilte (vgl. Thl. II. zu Nro. 372). Durch solche gnädige Hülfe Gottes, der die Herzen der Menschen, Vornehmer und Geringer, Reicher und Armer, Bekannter und Unbekannter, zu Franke's Unterstützung lenkte, konnte es geschehen, daß seine Anstalten, klein im Glauben, wie ein Senfkorn gepflanzt, groß und herrlich einherwuchsen, so daß sie schon zur Zeit seines Todes ihren gegenwärtigen Umfang hatten, und im Waisenhaus allein 143 Waisenkinder unter zehn Aufsichtspersonen erzogen, 2207 Kinder und Jünglinge in den verschiedenen Schulen von 175 Lehrern unentgeldlich unterrichtet und 150 Schüler und 225 arme Studenten aus der Kasse des Waisenhauses täglich gespeist wurden. Außer dem Waisenhaus kam noch eine Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke ꝛc. hinzu, so daß die Gebäude alle zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden. Ein solches Werk sah Franke mit Gottes Hülfe aus einem Kapital von 7 Gulden unter seinen Augen und Händen aufsteigen. Er gab aber Gott allein die Ehre und setzte an das Haupt-

portal des Waisenhauses die Ueberschrift: Jesaj. 40, 31. Freilich hat ihn die feindselige Welt auch über diesem Werke angefochten, er baue zu kostbar und großartig, reiche schlechte Kost, unterschlage Gelder ꝛc., so daß eine Regierungscommission das Waisenhaus untersuchte. Er aber gieng gerechtfertigt daraus hervor und hatte Gottes Lohn im Herzen.

Neben diesem gottseligen Werk, womit auch ein Pädagogium für Kinder höherer Stände verbunden war, hat er namentlich auch noch mit seinem Freund Canstein eine Bibelanstalt gegründet zur Verbreitung wohlfeiler Bibeln an die Armen, aus der bis heute zwei Millionen Bibeln abgegeben wurden; zugleich beförderte er das Missionswerk und sandte den Erstling unter den evangelischen Missionaren, Bartholomäus Ziegenbalg, im Jahr 1706 zu den Heiden an die Malabarische Küste.

Das Alles vermochte der Glaube und die Gottes- und Menschenliebe, von der dieser fromme Mann durchdrungen war. Ueber sein häusliches Leben bezeugt ein christlicher Freund, daß sich alle in Eph. 4, 32. empfohlene Tugenden in seinem Hause gefunden, und er auch hier im Kleinsten sich als ein Diener Gottes bewiesen. Er lebte nämlich dreißig Jahre, seit 4. Juni 1694, in einem glücklichen Ehebund mit Fräulein Anna Magd. v. Wurm. Sein Sohn, Gotthilf August, wurde noch zu seinen Lebzeiten Doktor und Professor der Theologie zu Halle, und seine Tochter verheirathete sich im J. 1715 mit seinem frommen Pfarradjunkten Freylinghausen. Evangelisch war sein ganzer Wandel, sanft und liebreich sein Umgang.

In den letzten Jahren seines Lebens kamen auch Krankheitsleiden über ihn; er litt an einem peinlichen Uebel des Harnzwangs. Als ihn diese Krankheit endlich aufs heftigste und tödtlich anfaßte, ließ er sich das Lied singen: „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn." Auch erquickte er sich am Vorlesen von Ph. Nikolai's Freudenspiegel des ewigen Lebens, wovon er mehrmals bezeugte, daß ihm dieses ein süßes Labsal gebe. Nachdem er in seinen letzten Tagen noch viel gebetet und kurz vor seinem Tode in die Worte ausgebrochen war: „Meine Seele hat sich gefasset in ihn; Herr, ich warte auf dein Heil," entschlief er am Trinitatisfeste den 8. Juni 1727. Sein Gedenkspruch war: „**Quocunque die ante aeternitatem uno stamus pede,**" d. i. „jeden Tag stehen wir mit einem Fuße vor der Ewigkeit."

Viele Lieder hat er nicht gedichtet, aber desto salbungsreichere.

(Quellen: A. H. Franke. Eine Denkschrift zur Säkularfeier seines Todes von Dr. Guerike. Halle, 1829.)

Freylinghausen, Johann Anastasius, Franke's treuer Gehülfe und Tochtermann. Er wurde am 2. Dezember 1670 zu Gundersheim im Fürstenthum Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. In seinen Kinderjahren, als ihn seine fromme Mutter im Christenthum unterrichtete, machten die Beschreibungen vom jüngsten

Gericht und von der Qual der Verdammten den tiefsten Eindruck auf ihn; er weinte zuweilen Nachts im Bett wegen der ewigen Höllenpein der Gottlosen; hörte er Jemand fluchen, so ward er in die äußerste Furcht versetzt. Sein Großvater mütterlicher Seits, zu dem er im zwölften Jahre nach Lübeck kam, wo derselbe Prediger war, hielt ihn viel zum Bibellesen und Auswendiglernen von Psalmen an, was ihm später, obwohl er damals noch nicht viel davon verstand, wohl zu Statten kam. Im J. 1689 bezog er die Universität Jena, wo er in der letzten Zeit mit einem durch Dr. Breithaupt in Erfurt erweckten Studenten Homeyer zusammenwohnte und von ihm veranlaßt Luthers, Arndt's und Spener's Schriften zu lesen begann, daraus er, wie er sagt, „einigen Aufgang des Lichts verspürte." Weil man nun damals so viel von Franke's „ernstlichen Predigten" in Erfurt reden hörte, so entschloß er sich, mehr erst noch aus Neugierde, mit noch andern Studierenden um Ostern 1691 eine Reise nach Erfurt zu machen. In diesen Predigten Franke's und Breithaupt's war ihm, wie er sagt, Alles als eine neue Sprache ganz annehmlich zu hören; sie giengen ihm so süße ein und er erkannte den Unterschied zwischen den seither gehörten so, daß er auf Breithaupt's Einladung, in seinem Hause zu wohnen und eine ansehnliche Hofmeistersstelle zu übernehmen, beschloß, nach Erfurt zu ziehen. Seine Eltern mahnten ihn jedoch ab, über den Erfurter „irrigen und verführerischen Männern, die im Christenthum zu weit giengen, sein Glück und seine Beförderung im Vaterland nicht zu verscherzen." Doch wirkte Breithaupt, an den Freylinghausen der Eltern Brief gesandt hatte, endlich ihre Erlaubniß aus, und so zog er nun nach Erfurt. Einsmals las aber sein Vater auf einer Reise den Namen seines Sohnes in dem sogar am Galgen angeschlagenen Verzeichniß der Pietistenschüler, die man zu Erfurt von allen Kanzeln ausgeschlossen habe; auf dieß sandte er seinen ältern Sohn ab, den verirrten Bruder sogleich von Erfurt abzuholen. Dieser aber führte seinen Bruder zu dem gerade von Erfurt abziehenden Franke, welcher in seiner Glaubensfreudigkeit einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er bei den Eltern selbst ein Fürsprecher Franke's ward, und es nicht lange anstand, bis das ganze Haus gläubig wurde, und nun selbst auch als pietistisch verschrieen war.

Nun erlaubten die Eltern ihrem Sohne, mit Franke im J. 1692 nach Halle zu ziehen und dort seine Studien zu vollenden. Nachdem er diese vollendet, kehrte er nach Gundersheim zurück, predigte dort fleißig und wurde im J. 1693 Privatlehrer. Nach einiger Zeit aber berief ihn Franke, im Dez. 1694, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr, als seinen Vikar, was er freudig annahm. Hier hatte er Franken in seinem Predigtamt an der Glauchaer Kirche zu unterstützen. Er hielt stets die sonntäglichen Nachmittagspredigten, die Wochenpredigten, die öffentlichen und Privatkinderlehren, viele Erbauungsstunden in der Kirche, gab Unterricht in den Schulen des Waisen-

hauses und hielt den Studierenden eine Vorlesung in der Predigtkunst; auch unterstützte er Franken in seinem ausgedehnten Briefwechsel. Bei all dem war es seine vornehmste Sorge, „sich selbst und die ihn hören, selig zu machen."

In dieser untergeordneten, vielgeschäftigen Stellung beharrte er zwanzig Jahre lang, von 1695—1715, ohne einen Kreuzer Gehalt zu beziehen, da Franke Alles auf die Armen und die Wohlthätigkeitsanstalten verwenden mußte. Die schönsten Aussichten auf genügende Versorgung wies er ab, und arbeitete so an der Seite seines Freundes zum wesentlichsten Nutzen der Universität und des Waisenhauses um des Herrn willen als ein wahres Muster christlicher Geduld, Genügsamkeit und Selbstverleugnung. Er durfte aber freudig bekennen: „Dennoch habe ich in der Zeit bei Niemand Schulden machen dürfen, sondern immer noch so viel übrig gehabt, daß ich Nothleidenden etwas zuwenden konnte." Von ihm kann man mit Recht sagen: „Er hat nicht das Seine gesucht, sondern das, was Jesu Christi ist."

Als endlich Franke im J. 1715 von der Predigerstelle in der Glauchaer Vorstadt nach Halle selbst an die St. Ulrichskirche berufen wurde, erhielt Freylinghausen die erste öffentliche Anstellung, bereits fünfundvierzig Jahre alt, und verheirathete sich mit Franke's einziger Tochter, Johanna Anastasia, deren Taufzeuge er gewesen war und die ihre Taufnamen nach den seinigen erhalten hatte. Im J. 1723 wurde er nach Dr. Herrnschmids Tod Subrektor des Pädagogiums und Waisenhauses. Aus Bescheidenheit bewarb er sich nie um eine Professur der Theologie. Er war überhaupt so demüthig und anspruchslos und trug so wenig zur Schau, was in ihm war, daß er einmal trefflich mit den Worten geschildert wurde: „er ist gleich den vollen Gefässen, die sich von den leeren dadurch eben unterscheiden, daß sie am wenigsten klingen."

Nachdem im J. 1727 Franke heimgegangen war, dessen „rechte Hand" er gewesen und dem er, wie es Paulus seinem Timotheus nachrühmt, wie ein Kind dem Vater am Evangelio gedient, wurde er sein Nachfolger im Pastorat an der St. Ulrichskirche und im Direktorat des Waisenhauses und Pädagogiums. In größtem Segen führte er das von Franke angefangene Werk fort, so daß gegen sein Ende die von Franke gestifteten Anstalten die schönste Blüthezeit erreichten. In seinen Predigten stellte er den durch Liebe thätigen Glauben an Christum, den Versöhner und Heiland der Welt, als Grund und Wurzel aller christlichen Tugenden dar, eine eigenthümliche Anmuth und Sanftmuth zog in seinem Vortrag Jedermann an. Franke verglich seine Vorträge oft mit einem anhaltenden, sanften Regen, der tief eindringe. Seine Theologie gründete er ganz auf die h. Schrift und besonders auf die apostolischen Briefe; die Bibel lag beständig neben ihm, wenn er arbeitete.

Auch ihm war sein Kreuz zubeschieden. Er litt viel an sehr

heftigen Körperschmerzen, die er aber oft durch seine angestrengte Thätigkeit zu besiegen wußte. Beim empfindlichsten Zahnweh, das ihn oft nöthigte, seine öffentlichen Arbeiten auszusetzen, pflegte er geistliche Lieder zu dichten, so namentlich das Lied: „Geduld ist noth, wenn's übel geht" und „Mein Herz gib dich zufrieden" (Nro. 474). Sein Freund Wigleb sagte daher einmal: „Wenn unser Freund Zahn„schmerzen hat, so sollte man sich allemal freuen, denn, wenn die „Hennen schreien, so hat man davon allemal ein Ei zum Besten." Nach einem im Segen vollbrachten Tagewerk starb er am 12. Febr. 1739 in einem Alter von neunundsechzig Jahren.

Unter allen aus dem Pietismus hervorgegangenen Dichtern ist er der ausgezeichnetste und für den Kirchengesang bedeutendste. Er selbst hat vierundvierzig geistliche Lieder gedichtet, von denen manche im Würt. Gesangbuch zu vermissen sind. Ihr Grundton ist, nach Wunsen, die Sehnsucht des Glaubens in Liebe und Hoffnung und in redlichem Kämpfen und Dulden. Dr. Lange bezeugt: „seine bessern Lieder „sind durch Reinheit der Erkenntniß, Innigkeit des Gefühls, klare „Bestimmtheit des Gedankens, Schönheit und Feier des Ausdrucks „ausgezeichnet." Er war auch ein guter Musikverständiger und schuf die charakteristischen „Halle'schen Melodien".

Besonders verdient hat er sich gemacht durch sein Gesangbuch, dessen erster Theil im J. 1704 und dessen zweiter Theil im J. 1714 unter dem Titel erschien: „Geistreiches Gesangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten der unbekannten Melodien in sich enthaltend." Später, nachdem jeder dieser zwei Theile viele, immer wieder vermehrte Auflagen erlebt, z. B. Thl. I. im J. 1733 die 17te mit 758 Liedern, wurde es im J. 1741 in Einem Band von Dr. Gotthilf August Franke herausgegeben. Ein von Freylinghausen selbst besorgter und für den kirchlichen Gebrauch in Glaucha gefertigter Auszug mit 1056 Liedern erschien im J. 1718. Es war damals und noch längere Zeit in religiösen Privatversammlungen und bei Haus- und Privat-Andachten Erweckter sehr gebraucht.

(Quellen: Leben und Charaktere einiger gelehrter und frommer Männer des vorigen Jahrhunderts von Dr. Georg Christian Knapp. Halle, 1829. — Franke's Stiftungen. II. Band. 3. Stück von G. C. Knapp. — Leben und Charakter des J. A. Freylinghausen von August Herm. Niemeyer. Halle, 1786.)

Breithaupt, Dr. Joachim Justus, geb. im Febr. 1658 zu Nordheim im Hannöver'schen, wo sein Vater Superintendent war. In seiner Jugend machte einst der Anblick des frommen Abts Dathäus einen solchen Eindruck auf sein empfängliches Herz, daß er in eine abgelegene Kammer eilte und Gott kindlich anrief, er möchte ihn doch auch einen solchen Mann werden lassen, wie dieser. Bei der Abreise ließ ihn der Abt rufen und sagte zu ihm gleichsam als Antwort auf sein Gebet: „Mein Sohn! bete und studiere fleißig; du sollst auch ein solcher Mann werden, wie ich bin." Der Eindruck hievon blieb

ihm sein Lebenlang. Zu Helmstädt studierte er Theologie von 1676 an, und hielt sich auch eine Zeitlang bei Spener in Frankfurt auf.

Nachdem er sodann einige Zeit im J. 1680 Conrektor zu Wolfenbüttel gewesen, sofort auch in Kiel Vorlesungen gehalten hatte, wurde er durch einen recht augenscheinlichen Ruf Gottes Hofprediger und Consistorialrath beim Herzog von Sachsen-Meiningen. Unter dem Beistand des gottseligen Herzogs konnte er hier recht im Segen wirken. Einem alten Vertrag gemäß mußte aber der Herzog seinen ihm lieb und werth gewordenen Beichtvater an die Stadt Erfurt abtreten. Die Trennung ward beiden Theilen herzlich sauer.

So zog Breithaupt denn nun im J. 1681 nach Erfurt, wo er zugleich Vorsteher des Consistoriums und Professor der Theologie wurde. Er verwaltete sein Predigtamt ganz in Spener's Sinn mit großem Segen, trieb die Katechismuslehre fleißig und erweckte durch seine öffentlichen Kanzelvorträge und durch Privaterbauungsreden viele Seelen, brachte auch das verfallene Beichtwesen in bessern Stand. Als nun Franke als Diakonus nach Erfurt kam, erneuerten beide Männer ihre schon auf der Universität gehabte Bekanntschaft und schlossen sich in gleichem Sinn und zu gleichem Wirken eng aneinander an. Der Sturm, der sich nun hauptsächlich gegen Franke erhob, traf auch Breithaupt empfindlich, und auf eine für ihn besonders beleidigende Art wurden „die pietistischen Conventikel" oder Privaterbauungszusammenkünfte Franke's und Breithaupt's verboten. Besonders auch durch die Katholiken hatte er in seinem Amte harte Bedrückungen zu erfahren; am meisten aber wurde er durch Franke's ungerechte Vertreibung schwer betrübt.

Er ließ sich aber in seinem Wirken zu Gottes Ehre nicht irre machen, und stärkte sich durch's Gebet. „Alle meine Sachen gehen schwer," sagte er einmal, „aber durchs Gebet wird Alles bei mir durch- und ausgekocht. Im Gebet stärkt Gott dergestalt, daß, was ich dann mit ihm anfange, gehen oder brechen muß." Er war überhaupt ein großer Beter. Er betete für die ganze Kirche, für seine Obern und Freunde, am eindringlichsten aber für seine Feinde. Besonders gern betete er auf den Knieen. Einsmals, als er längere Zeit wegen Gichtschmerzen, die ihn schon damals und vollends sein Lebenlang plagten, seine Füße nicht mehr regen konnte und es nun endlich mit ihm besser geworden war, sagte er: „Ach, sehet einmal meine Füße an, ich kann sie wieder im Gebet vor Gott beugen und dem Zurufe Davids folgen: „Kommet, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat.""

Nicht lange nach Franke's Abgang, schon im Herbst 1691, wurde der ebenfalls nun heftig angefochtene und sogar am Leben bedrohte Breithaupt als erster Professor der Theologie, Direktor des theologischen Seminariums und magdeburgischer Consistorialrath an die neue Universität Halle berufen. Da die Universität noch ganz neu war,

so hieng es hauptsächlich von ihm ab, welcher Geist auf ihr herrschend werden sollte; er legte es aber in Verbindung mit seinen beiden Collegen, dem alten lieben Freund Franke und P. Anton, darauf an, sie zum Wohnsitz und zur Mutter eines lebendigen, thätigen, auf die heilige Schrift gegründeten Christenthums zu machen. Er hatte anfangs auch, wie Franke, mit der Hallischen Stadtgeistlichkeit, die über Pietismus schrie, viel zu kämpfen; sie stießen sich besonders an dem biblischen Collegium, das er Sonntags Nachmittags den Studierenden hielt. Auch war die Universitätskirche, in der er predigte, so voll, als Franke's Kirche zu Glaucha.

In der Folge wurde er auch noch magdeburgischer Generalsuperintendent und Abt zu Kloster Bergen. Da traf er nun überall die heilsamsten Einrichtungen mit unermüdeter Thätigkeit. Er betrieb eine durchgreifende Verbesserung des Schulwesens, errichtete auf Filialien neue Predigerstellen und leitete die ihm untergebenen Prediger mit einer seltenen Liebe, Weisheit und Geduld. Dabei bildete er viele Jünglinge auf gottselige Weise zum Kirchendienst heran. Die, welche ein Predigtamt begehrten, prüfte er gründlich, ob ihre Absichten lauter und rein wären, und ob sie mit Wahrheit sagen könnten: „Ich glaube, darum rede ich." — „Versuchet Euch doch selbst, ob ihr im Glauben stehet" — darauf drang er auch hier, wie in seinem so beginnenden Liede Nro. 326. Ehe noch die öffentliche Prüfung begann, redete und betete er mit ihnen einzeln auf seinem Zimmer. Leichtsinnige, heuchlerische und unsittliche Leute zum Predigtamt zu ordiniren, war er durch Nichts in der Welt zu bewegen. Dabei nahm er sich aber doch der Irrenden voll väterlicher Liebe an.

Er hatte ein Herz voll Liebe gegen Jedermann, vor Allem gegen die Armen, auf die er alle seine Ersparnisse verwendete; gegen die, welche ihm dienten, war er ein gar leutseliger Herr. Seine Demuth machte ihn auch für die Geringsten zugänglich. Klavierspiel und heilige Dichtung waren seine Erholung nach seinen vielen Amtsgeschäften, um derenwillen er Sommers und Winters um vier Uhr aufstand. Als mit herannahendem Alter seine Gichtschmerzen immer heftiger wurden, trug er sie doch mit standhafter Geduld, und wenn ihm je einmal bei allzu großer Heftigkeit des Schmerzes ein Seufzer entfloh, so bestrafte er sich alsbald selbst und sagte zu den Umstehenden: „Ach! Kinder, ärgert Euch an mir doch nicht, daß ich so ungeduldig bin." Wegen seiner vielen Geschäfte fand er, wie er selbst sich ausspricht, keine Zeit, sich eine für sein Temperament und Amt geeignete Frau auszuwählen. So blieb er ledig und sorgte allezeit allein für das, was dem Herrn angehörte und gewann durchs Wort der Wahrheit viel tausend geistliche Kinder und Kindeskinder, die dort am Tage der herrlichen Offenbarung Jesu Christi seine Krone seyn werden. Er starb den 16. Merz 1732 zu Bergen. In seinem Testament hatte er verordnet, daß seine ansehnliche Bibliothek versteigert

und aus dem dadurch gelösten Gelde ein Stipendium für arme Studierende aufgerichtet werde. Sein Symbolum war mit Bezug auf seinen Taufnamen: **Justus ut palma florebit**«. Psalm 92, 13.

Manche seiner geistlichen Lieder verfaßte er auf den Knieen; darum weht auch aus ihnen ein ernster, lauterer Christensinn. Sie erschienen vom Jahr 1767—1771 zu Halle in drei „Sammlungen heiliger Lieder."

(Quellen: C. P. Leporin's Memoria Caplatoniana. 1725. — v. Dreihaupt, Beschreibung des Saalkreises. Thl. II. S. 594 ꝛc. — Nachrichten von der Amtsführung rechtschaffener Prediger. 5. Band.)

Lange, Dr. Joachim, geb. zu Gardelegen in der Mark Brandenburg den 26. Okt. 1670, wo sein Vater Bürgermeister war. Seine fromme Eltern hielten ihn frühe zur Gottesfurcht an. Als er fünfzehn Jahre alt war, machte eine heftige Feuersbrunst, die 150 Gebäude, und darunter auch sein elterliches Haus, in Asche legte, einen so tiefen Eindruck auf sein Herz, daß er, während das Feuer noch in hellen Flammen stand, den ernstlichen Vorsatz faßte, sich vor dem höllischen Feuer zu hüten und sich Gott so viel mehr aufzuopfern. Weil seine Eltern dadurch in die größte Dürftigkeit gerathen waren, nahm ihn seiner Mutter Bruder eine Zeitlang zu sich nach Quedlinburg; 1689 sodann kam er nach Magdeburg, wo er an dem frommen Christian Scriver einen trefflichen Beichtvater bekam. Sofort bezog er die Universität Leipzig und wurde hier der Stubengenosse A. H. Franke's, der ihn unentgeldlich zu sich nahm. Dort hielt er sich zu den frommen Studierenden, die Casp. Schade's, P. Anton's und Franke's biblische Vorlesungen besuchten. Er war zwar im Vertrauen auf Gott bloß mit acht Reichsthalern nach Leipzig gezogen, und doch war er stets vergnügt, weil seine Seele so reichliche Nahrung hatte. Franke verschaffte ihm auch im Hause des Thomasius eine Privatlehrerstelle, was ihm zu großer Unterstützung gereichte. Nachdem nun Franke und Breithaupt Professoren in Halle geworden waren, studierte er auch noch in Halle, wo er wieder mit Franke, dem er zunächst wohnte, einen gesegneten Umgang hatte.

Im J. 1693 kam er sodann zu dem Geheimenrath v. Canitz in Berlin, diesem edlen Freunde Spener's, dessen einzigen Sohn er als Hofmeister zu unterrichten hatte. An Spener und Casp. Schade bekam er hier treffliche Führer auf dem Weg der Gottseligkeit. Hernach wurde er längere Zeit Lehrer, theils in Cöslin, theils am Friedrichswerder Gymnasium in Berlin, wo er sich durch seine Gelehrsamkeit sehr berühmt machte. Da geschah es, daß seinen Augen der Staar und völliges Erblinden drohte. In seiner Angst hierüber trieb ihn ein Wort seines Bruders zum Gebet; der schrieb ihm nämlich: „Traue nur Gott! denn Gott ist lauter Auge, der dir dein Gesicht ohne Abnahme auf die Zeit deines Lebens erhalten wird." Wirklich ward er auch geheilt, so daß er noch im siebenundvierzigsten Jahr ohne Brille

angestrengt lesen konnte. Er hatte aber darunter nur so verlangender sich ausstrecken gelernt nach Jesu, dem süßen Licht (vgl. Nro. 553: „O Jesu, süßes Licht"). Er pflanzte seinen Schülern angelegentlich Liebe zum Wort Gottes ein, denn er sagte oft, ein gewissenhafter Schulmann sey kein bloßer Sprachmeister, sondern habe es mit unsterblichen Seelen zu thun, und müsse deren geistlicher Vater werden.

Endlich im J. 1709 wurde er als Professor der Theologie nach Halle berufen, wo er nun seines lieben Franke's und Breithaupt's, Anton's und Herrnschmidt's College wurde. Er wurde ein berühmter Theolog, und führte allerlei gelehrte Streitigkeiten, besonders auch mit A. Bengel hinsichtlich dessen Erklärung der Offenbarung, wobei er viel Heftigkeit und Derbheit zeigte. Er war von 1701 an, schon als Rektor in Berlin und noch mehr als Professor in Halle, in den pietistischen Streitigkeiten der gelehrte Vorfechter des Pietismus, besonders gegen Löscher, den Vorfechter der Orthodoxen, und gegen Christian Wolf. Durch seine große Gelehrsamkeit, welche gewöhnlich den Theologen seiner Partei weniger zu eigen war, überragte er alle die gelehrten Gegner des Pietismus und leistete demselben auf dem gelehrten Kampfplatz die besten Dienste. Doch war er zu bitter und schmähete zu sehr. Seine Hauptschriften sind: Der „Antibarbarus. 1711", und „die Gestalt des Kreuzreichs Christi in seiner Unschuld. 1718."

Oefters war er Prorektor der Universität und wußte, gleich als er es das erstemal im Jahr 1721 war, durch sein kräftiges Auftreten die zügellosen Halle'schen Studenten zur Ordnung zu bringen. So war er stets unter allen Umständen ein kräftiger Streiter des Herrn, und verfocht göttliches und menschliches Recht beherzt und ohne Menschenfurcht. In seinen letzten Jahren verlor er den sonst so großen Beifall, was ihm sehr nahe gieng. Am Himmelfahrtstag 7. Mai 1744 durfte er Christo die Nachfahrt halten.

Sein Wahlspruch war: „φρονιμως και ακεραιως," „klug und ohne Falsch."

Seine Lieder erschienen zuerst in Freylinghausens Gesangbuch.

(Quellen: Dr. Joachim Lange's Lebenslauf, von ihm selbst verfaßt. Halle, 1744. — Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 453—472.)

Herrnschmidt, Dr. Johann Daniel, geb. 11. April 1675 in der Schwäbischen Reichsstadt Bopfingen, jetzt zu Würtemberg gehörig, wo sein Vater Prediger war. Im Jahr 1698 bezog er die Universität Halle, gerade, als dort Franke, Breithaupt und Anton in den ersten Jahren ihres Wirkens für Weckung des wahren, lebendigen Christenthums standen. Von letzterem, von Dr. P. Anton, wurde er ins Haus und an den Tisch aufgenommen. Durch den christlichen Geist, der ihn in dieser Zeit überall anwehte in den Hörsälen und auf den Kanzeln, wurde er bald in eine nähere Gemeinschaft mit Gott gezogen und zur Uebung des thätigen Christenthums angeleitet,

Er wurde einer der erweckten Studenten. Gegen das Ende seiner Studienzeit ließ ihn Franke am Pädagogium Unterricht geben und nahm ihn an seinen Tisch auf, benützte ihn überhaupt als Gehülfen bei verschiedenen Geschäften und vertraute ihm die Seelenführung einiger jüngern Studenten an. Er war ein gar eifriger, frommer und gewissenhafter Jüngling, so daß er sich das Vertrauen und die Liebe Aller gewann.

Der Wunsch seines alten Vaters, der Diakonus in Bopfingen war, und dem es nun schwer fiel, seinem Amte nachzukommen, rief ihn im Frühling 1722 aus dem lieben Kreis der Hallischen Freunde als Pfarrvikar ins elterliche Haus zurück. In demselben Jahr noch rückte sein Vater auf die Pfarrstelle und er sodann auf die Helfersstelle in Bopfingen vor. Auf dieß verheirathete er sich mit Kath. Schwarz, mit der er zwanzig Jahre lang eine rechte Christenehe führte, die mit dreizehn Kindern gesegnet war. Auf dieser Stelle hatte er schwere Kriegsdrangsale durchzumachen; der spanische Erbfolgekrieg nämlich fiel gerade in diese Zeit und versetzte ganz Schwaben und besonders die Gegend um Bopfingen in Jammer und Schrecken. In den Jahren 1703—1704 verlegten die Preußen ihren Feldspital nach Bopfingen, in den sodann nach der Schlacht bei Höchstätt eine Menge verwundeter Preußen gebracht wurde. Diese hatte er nun Tag und Nacht als Seelsorger zu berathen. Er that dieß aber treulich, ohne zu ermüden, und Gott verlieh ihm dazu gnädiglich die nöthigen Leibes- und Seelenkräfte.

Im J. 1712 wurde er auf einmal, und ohne all sein Zuthun, von dem Fürsten zu Nassau-Idstein als Superintendent und Consistorialrath nach Idstein berufen. Er trat diese Stelle erst an, nachdem er darüber zuvor seine ehemaligen Lehrer in Halle befragt hatte und verwaltete sie vier Jahre lang mit größter Treue und Klugheit.

Im J. 1716 erbat sich ihn Franke, nachdem er von der Pfarrstelle zu Glaucha an die zu St. Ulrich in Halle versetzt worden war, beim König von Preußen als Professor der Theologie und Gehülfen an der Direktion des Waisenhauses zu Halle. Hier wirkte er, wiewohl kurz, bloß sieben Jahre, doch im Segen. Demuth und Aufrichtigkeit leuchteten ihm aus den Augen und gewannen ihm, bei all seinem ernsten Wesen, doch schnell alle Herzen. Durch sanfte Gemüthlichkeit übte er auf Alle, die mit ihm zu thun hatten, eine solche Gewalt aus, daß nicht leicht Jemand in seiner Gegenwart leidenschaftlich zu reden und zu handeln fortfahren konnte. Als Prediger und Gelehrter besaß er treffliche Gaben; die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum war ihm der Kern der ganzen christlichen Lehre, die er auf dem Katheder und auf der Kanzel vortrug. Besonders auch auf seinem Krankenbett trieb er diesen Artikel am liebsten.

Er hatte sich zwar bei einer Familie von acht lebendigen Kindern kümmerlich und knapp zu nähren, allein durch seinen lebendigen Glau-

ben war er von allen Sorgen befreit und rühmte mit Freudigkeit von der Treue des Herrn, daß er durch sie nie Mangel gehabt habe. Seine Hülfe war der Gott Jakobs. Wie er auf ihn sich verließ und sein Mund von seinem Lobe überströmte, davon sind seine Lieder „Lobe den Herren, o meine Seele" (Nro. 29), und „Gott will's machen" (Nro. 375), die schönsten Denkmale.

Sein Tod erfolgte zwar frühe wider Aller, nur nicht wider seine Erwartung. In den Erbauungsstunden, die er im Waisenhaus hielt, erklärte er im J. 1722 jedesmal nichts, als Sprüche, die vom ewigen Leben handelten. Zuletzt hatte er mit großer Freudigkeit am 23. Januar 1723 den Text Offenb. 22, 1—4. abgehandelt und bereits einer christlichen Freundin mitgetheilt, daß er das nächstemal die ganze Materie vom ewigen Leben mit der Erklärung des Textes Offenb. 22, 20. beschließen wolle. Er sollte diese Erbauungsstunde noch halten dürfen, damit aber auch seine Thätigkeit in diesem zeitlichen Leben beschließen. An demselben Abend noch ward fast sein ganzes Haus, und er mit, von einem heftigen Katarrhfieber befallen. Am siebenten Tage der Krankheit stand es anscheinend so gut bei ihm, daß er sagte: „Gott hat mein Herz gestärket; wenn's die Väter wüßten, würden sie mit mir ihn loben, doch sie thun es schon ohnedem. Wäre es sein gnädiger Wille, nun auch dem Leibe etliche Stunden Ruhe zu geben, würde ich mich völlig erholen. Ich will dann erwarten, was Ihm zu thun beliebt." Allein bald schwand alle Hoffnung auf Genesung und er verschied, noch nicht ganz achtundvierzig Jahre alt, am 12. Febr. 1723. Nach achtzehn Stunden folgte ihm seine treue Lebensgefährtin im Tode nach.

Er ist einer der besten geistlichen Liederdichter unter den Pietisten und hat im Ganzen siebenzehn Lieder gedichtet, darunter manche ächte Kernlieder; sie wurden in Freylinghausens Gesangbuch aufgenommen.

(Quellen: Pregizer's gottgeheiligte Poesien auf das Jahr 1723. S. 525—537.)

Richter, Dr. Christian Friedrich, der fromme Arzt am Hallischen Waisenhaus, geb. zu Sorau in der Niederlausitz im J. 1676; er studierte in Halle zuerst Medicin und später auch Theologie. Im Jahr 1698 machte ihn Franke zum Inspektor seines Pädagogiums. Zu Ende des Jahrs 1699 aber stellte er ihn als praktischen Arzt am Waisenhause an. Als Franke im Jahr 1700 von einem Kranken, Namens H. Burgstaller, den er auf seinem Sterbebette besuchte, verschiedene chemische Manuscripte und zugleich die Versicherung erhalten hatte, man werde darinn auch eine Anweisung zu einer aus Gold zu bereitenden, vorzüglichen Arznei finden, trug er seinem Arzte Richter auf, in Gottes Namen einmal die Zubereitung dieser Arznei zu versuchen. Die ersten Versuche mißlangen und es wurden beträchtliche Summen vergebens aufgewandt. Endlich aber gelang der chemische Proceß. Die dadurch gewonnene sogenannte »essentia dulcis« be-

währte sich nun an vielen, langwierigen und schweren Krankheiten als ein außerordentliches Arzneimittel, das so starken Absatz fand, daß es dem Waisenhaus großen Gewinn brachte und viel zu dessen Emporbringung beitrug. Die Beschreibung davon ist in einem, unter dem Titel: „Höchst nöthige Kenntniß des Menschen," im J. 1715 zu Halle erschienenen, Arzneibuch zu lesen.

Sein Bruder, **Dr. Christian Sigismund Richter**, der mit ihm diese Arzneien bereitete, setzte ihm in der Vorrede zu dessen trefflicher Schrift: „Erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seelen, von deren Verderben und Wiederherstellung", die er nach dem Tode des Bruders 1718 herausgab, das schöne Denkmal: „In seinem Leben war „sein Hauptzweck, in die wahre Liebe Gottes und seines Heilandes „einzudringen und in der seligen Gemeinschaft Gottes zu wandeln. „An der Welt scheinbarer Herrlichkeit aber, ihren Schätzen und Lust„barkeiten, hatte er kein Gefallen (vgl. Nro. 354: „O wie selig"); er „hielt auch ein sonst wohl verdientes Lob von andern Menschen für „eitel. Denn er suchte keinen Ruhm vor Menschen, sondern trachtete „vielmehr je und je ein mit Christo in Gott verborgenes Leben zu „führen (vgl. Nro. 344: „Es glänzet"). Er jagte mit ganzem „Ernste nach beides dem innerlichen und äußerlichen Frieden (vgl. „Nro. 334: „Mein Salomo dein"). Reich zu werden in der Welt, „hatte er sich nie in den Sinn kommen lassen. Meines Wissens hat „er nie in seinem Leben einen Menschen für seinen Feind gehalten; „seine Freunde liebte er aufrichtig und beständig, und wenn sie ihm „zu nahe traten, wie in dieser Unvollkommenheit wohl geschehen kann, „überwand er's mit Geduld und Sanftmuth. Seinen Nächsten, wel„chen er für unschuldig hielt, vertheidigte er bei oller Gelegenheit, wenn „er auch darüber etwas hätte leiden sollen. Sein einziges Vergnügen „bestand darinnen, daß er den Nothleidenden und Armen zu dienen „Gelegenheit hatte und seinem himmlischen Vater für alle erzeigte „Güte im Geistlichen und Leiblichen in der Stille danken konnte."

Er schrieb mehrere gottselige Traktate, auch eine merkwürdige medicinische Abhandlung über die Kreuzigung Christi. Deßgleichen verfaßte er auch mehrere geistliche Melodien, z. B. „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen" — „Wirf ab von mir das schwere Joch".

Er hatte es oft vorhergesagt, er werde in der Blüthe seiner Jahre dahin sterben. Schon in einem Liede, das er zehn Jahre vor seinem Tod, am 6. Nov. 1701 dichtete, sang er:

„Gottes Stimme läßt mich wissen,
Die in meinem Herzen schallt,
So vor Freude in mir wallt,
Daß ich soll die Weisheit küssen:
Denn in Kurzem wird geschehʼn,
Daß ich werdʼ zur Hochzeit gehʼn."

Er hat mein Gebet erhört
Und mir meinen Wunsch gewährt,
Denn er hat mir meine Tage
Auf mein Bitten abgekürzt
Und des Satans Streich gestürzt.

Und so geschah es auch. Er fieng bald zu kränkeln an; solches Leiden achtete er aber als seinen rechten „Gottesdienst" (vgl. Nro. 488: „Gott, den ich"), und nachdem er in der letzten Nacht seines Lebens noch mit großer Freudigkeit und Ernst von dem Frieden Gottes in der glaubigen Seele geredet hatte, starb er, erst fünfunddreißig Jahre alt, am 5. Okt. 1711, freudig und getrost, denn er wußte festiglich:

„Ich mag leben oder sterben,
Daß ich nicht mehr kann verderben."

Er war ein wahrhafter Gottesgelehrter und gesegneter Arzt, ein wahrer Jünger Christi, in dessen Schule er die verborgene Weisheit gelernt und eine tiefe Einsicht in die geheimen Wege Gottes, nebst vieler Erfahrung, erlanget hat.

Davon zeugen auch seine dreiunddreißig geistliche Lieder voll ächter christlich-biblischer Mystik; sie behandeln mit köstlicher Salbung die tiefsten christlichen Grundgedanken von der Wiedergeburt und Heiligung, vom Leben im Lichte und im Elemente des göttlichen Erbarmens, vom Wandel im kindlichen Geiste der Gotteskindschaft und der herzinnigsten Liebesverbindung mit dem Herrn. Sie erschienen nach seinem Tode, gesammelt in einem Anhang zu der oben erwähnten Schrift: „Vom Ursprung und Adel der Seele. Halle, 1718." In das Freylinghauser Gesangbuch wurden vierundzwanzig aufgenommen. Bunsen sagt von seinen Liedern: „sie sprechen ein dem Angelus Silesius verwandtes, aber mehr betrachtendes, tiefchristliches Gemüth aus, sie sind inhaltschwer und doch lieblich." Dr. Lange sagt von ihm: „Er ist lehrreich und doch lyrisch, von bedeutender Tiefe, so, daß er oft nicht zum reinen, vollendeten Ausdruck seiner Anschauungen kommt."

Wolf, Dr. Jakob Gabriel, geb. zu Greifswalde im J. 1684. Er wurde im J. 1716 außerordentlicher und im J. 1742 ordentlicher Professor der Rechte und preußischer Hofrath in Halle und war ein gottesfürchtiger, glaubiger Jurist, der mit den Männern des Glaubens in Halle im innigsten Herzensverkehr stand. Er starb am 6. August 1754.

Seine geistlichen Lieder, achtundzwanzig an der Zahl, hat er in der Jugend, meist in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Halle und noch vorher gedichtet; neunzehn derselben erschienen zum erstenmal schon gedruckt im zweiten Theil von Freylinghausens Gesangbuch vom J. 1714.

Zerstreut in verschiedenen Gegenden Deutschlands lebten folgende Freunde, Schüler und Anhänger dieser Hallischen Gottesmänner:

Schröder, Johann Heinrich, geb. 1666 in Hallerspringe im Fürstenthum Calenberg in Hannover. Er war in seiner Jugend, als er zu Leipzig studierte, ein Schüler Franke's. Ums Jahr 1700 wurde er Pfarrer in Möseberg bei Wollmirstädt im Magdeburg'schen, wo er — nicht im J. 1714, sondern nach der allgemeinen Kirchenzeitung vom J. 1829 — im J. 1728 starb.

Er hat nur fünf Lieder gedichtet, darunter aber zwei der ausgezeichnetsten Kernlieder, „Eins ist Noth" und „Jesu hilf siegen", die er ums Jahr 1697 gedichtet hat.

Schmidt, Johann Eusebius, geb. zu Hohenfeld in Thüringen, im Jahr 1670, war zu Leipzig ein Schüler Franke's, mit dem er zeitlebens aufs innigste befreundet blieb, und kam im J. 1697 als Prediger nach Siebleben bei Gotha, wo er, sechsundsiebenzig Jahre alt, im J. 1745 starb.

Er hat zweiundvierzig tiefgefühlte, fromme Lieder gedichtet, die in Freylinghausens Gesangbuch stehen.

Lackmann, Peter, gleichfalls ein Schüler und Freund Franke's; sein Geburtsort und Geburtsjahr sind unbekannt. Anfangs war er Pfarrer zu Wenningen im Lauenburgischen, ums J. 1704 Pfarrer in Wagria, und später Oberpfarrer und Schulinspektor zu Oldenburg im Holstein'schen. Er war ein eifriger Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reich und trieb überhaupt apokalyptische Studien. Er starb im Sept. 1713.

Seine Lieder gab, nebst eigenen, sein Sohn — Adam Heinrich Lackmann († als Professor der Geschichte zu Kiel im J. 1753) — unter dem Titel heraus: „Geistreiche Gedichte zur Erweckung heiliger Regungen, großentheils aus ganzen Sammlungen — — erlesen, zum Theil aber jetzo allermeist ans Licht gestellet. Homb. 1730."

Winkler, Johann Joseph, geb. 23. Dez. 1670 zu Luckau im Meißen'schen Gebiet in Sachsen. Er war mit Spener, als dieser in Berlin wirkte, bekannt und vertraut. Zuerst war er Nachmittagsprediger an der St. Petrikirche zu Magdeburg, später Feldprediger, als welcher er Feldzüge in den Niederlanden und Italien mitmachte. Dann wurde er Diakonus und seit dem J. 1714 Oberprediger an der Domkirche zu Magdeburg; seit 1716 auch Consistorialrath. Er nahm an den von König Friedrich I. von Preußen veranstalteten Unionsverhandlungen zwischen den Lutheranern und Reformirten thätigen Antheil und hatte hierüber viele Anfechtungen zu leiden.

Bei einer Anwandlung von Todesfurcht dichtete er nach 2 Mos. 15, 16. das Lied: „Mein treuer Hirt, wie komm ich doch hinüber? mir grauet vor dem finstern Todesthal." Hier bezeugt er dem Herrn:

Du zogst mich aus der dicken Finsterniß,
Ich folgte dir mit Herzensfreud
Und ließ der blinden Welt die schnöde Herrlichkeit.

Du hast mich durch die Wüste durchgetragen,
Da mancherlei Verführung mich gedrückt:
Dein süßer Trost hat in so manchem Zagen
Mein mattes Herz mit neuer Kraft erquickt.
Weiß ich von mancher Trübsalslast,
So weiß ich auch, wie du mir beigestanden hast."

Er war ein Mann voll christlichen Tiefsinns und starb am 11. Aug. 1722 ohne weitere Todesfurcht mit dem Ruf: „So geht's zum neuen Zion hin. Hallelujah! Gottlob, daß ich hinüber bin."

Die zehn gediegenen Lieder, die er gedichtet hat, stehen in Freylinghausens Gesangbuch.

Deßler, Wolfgang Christoph, geb. am 11. Febr. 1660 in Nürnberg, wo sein Vater, Nikolaus Deßler, Goldschmied war. Er erlernte zuerst die Goldschmiedkunst, mußte dieselbe aber wegen Kränklichkeit und Schwächlichkeit aufgeben, und bezog nun die Universität Altdorf, mußte aber auch das eigentliche Studieren wegen seiner kränklichen Umstände aufgeben. In Nürnberg, wo er sich nun aufhielt, machte er die Bekanntschaft des berühmten Erasmus Finx aus Lübeck (**Francisci**), der ihn in der christlichen Dichtkunst unterwies, und dem er bei Herausgabe verschiedener Werke an die Hand gieng, da er viel Sprachkenntnisse besaß. Er übersetzte viele ausländische Werke ins Deutsche. Als es mit seiner Gesundheit sich zu bessern schien, übernahm er im J. 1705 zu Nürnberg die Conrektorstelle bei der Schule zum h. Geist. Doch kamen bald wieder Krankheitsleiden über ihn; ein Schlagfluß hinderte ihn zwei Jahre lang, seiner Schule vorzustehen.

In seinen letzten Lebensjahren stiegen seine Leiden, er litt viel an Steinschmerzen, und bekam fünf Jahre vor seinem Tode ein Geschwür auf der Brust, das ihn dem Tode nahe brachte und nur durch eine Geschwulst am Schenkel gehoben ward, die ihm aber nun gleichfalls die heftigsten Schmerzen verursachte. Da war wohl durch Wüsten seine Reise (vgl. Nro. 339: „Wie wohl ist mir"), er lehnte sich aber mit stiller Ergebung und in schöner, christlicher Geduld auf den Herrn und eilte aus solch dunkler Schwermuthshöhle den Armen seines himmlischen Seelenfreundes zu, den er in edlen, tiefsinnigen Liedern besang. Endlich gieng er nach einem leidensvollen Lauf zur „Sicherheit und Ruhe" ein, am 11. Merz 1722.

Er hat im Ganzen sechsundsechzig Lieder gedichtet, die in drei verschiedenen Liedersammlungen, die er herausgab, sich befinden, nämlich in: 1) „Gottgeheiligter Christen nuzlich ergezende Seelenlust unter den Blumen göttlichen Wortes. Nürnb. 1692,". — mit fünfundzwanzig Liedern über auserlesene Sprüche und eben so viel Melodien, die zum Theil er selbst, zum Theil Benedikt Schultheiß, Organist in Nürnberg, componirt hat; 2) „Funken der Liebe Jesu. 1712", und 3) „Blut- und Liebesrose oder Passionsandacht," wovon

Dr. Marperger im J. 1723 zu Nürnberg die zweite Auflage besorgt hat. Sie enthält zwanzig Passionsgesänge.

(Quellen: Der umständliche Lebenslauf desselben in der Auflage seiner „Seelenlust" vom J. 1726.)

Gotter, Ludwig Andreas, geb. 26. Mai 1661 in Gotha, wo sein Vater Oberhofprediger und erster Superintendent war. In seiner Vaterstadt war er anfangs als geheimer Sekretär und dann als Hof- und Assistenzrath zum Friedenstein angestellt. Ueber seinen Lebensgang konnte sonst nichts näheres aufgefunden werden, als daß ihm eine große Herzensdemuth nachgerühmt wird und er ein frommer, geistreicher Mann aus Franke's Schule war. Als einst beim Druck seiner „erbaulichen Passionsbetrachtungen" im J. 1735 sein Name angedeutet war, wollte er alle seine Lieder verbrennen, weil doch, wie er sagte, wenn gleich etwas Erbauliches in ihnen anzutreffen, die Nennung seines Namens die Erbaulichkeit hindern dürfte. So schrieb er darüber im J. 1735 an den bekannten Hymnologen Caspar Wezel, der ihn persönlich kannte und „als christlich-frommen Politikus" rühmt. Er starb den 19. Sept. 1735.

Das vollständige Manuscript seiner 231 Lieder findet sich in der gräflich Wernigerode'schen Bibliothek. Einzeln erschienen sie vom J. 1697 an und sind durch eine ganz besonders salbungsreiche Herzlichkeit ausgezeichnet. Er übersetzte den ganzen Psalter Davids in bekannte Melodien und brachte die ganze Passion Christi in Ein erbauliches Lied von siebenundsechzig Strophen, das eben unter obigem Titel gedruckt wurde. Vierundzwanzig seiner Lieder wurden in das Freylinghausen'sche Gesangbuch aufgenommen.

(Quellen: Caspar Wezel's Analecta hymnica. 2ter Bd. 1tes Stück. 1756.)

Crasselius, Bartholomäus, geb. 21. Febr. 1667 bei Meißen in Sachsen, ein Schüler Franke's. Zuerst war er Pfarrer zu Nidden in der Wetterau, nachher zu Düsseldorf in Rheinpreußen. Sein Todesjahr ist unbekannt; nach Einigen ist es das Jahr 1724.

Er dichtete neun Lieder, darunter herrliche Kernlieder; Nro. 122: „Heiligster Jesu", das in Arnolds göttlicher Sophia steht, soll auch von ihm seyn; ebenso: „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr".

Müller, Michael, geb. im J. 1673 in Blankenburg am Harze in Niedersachsen. Von früh auf zog ihn der Herr durch Leiden und Trübsale aller Art von der Welt weg zu ihm, daß er auf dem stillen, Ruh- und Friedenssteg ausgieng vom irdischen Vaterland und mit dem Blick auf den himmlischen Morgenstern das ewige Vaterland suchte (vgl. Nro. 147: „Auf, Seele, auf"). Unter Franke und Breithaupt studierte er die Theologie in Halle. Er war zwar von Kindheit an kränklich, kaum aber hatte er ausstudiert, so wurde er im J. 1697 von mehreren heftigen Blutstürzen befallen, so daß er auf dem Krankenbette eine lange und schwere Leidensschule durchzumachen hatte. Stets am Rande des Grabes stehend lernte er die Klugheit einer

ernsten Sterbensbereitschaft. Endlich konnte er eine Hauslehrerstelle bei der v. Gaisberg'schen Familie auf dem Schlößchen Schanbeck zu Kleinbottwar in Würtemberg annehmen. Er hatte hier die Tochter des Hauses zu erziehen. Neben diesem Geschäft, das er mit aller Treue versah, suchte er auch auf die Erwachsenen in seiner Umgebung durch tägliche Betstunden segensvoll einzuwirken, und war wegen seines stillen, frommen Wandels und liebreichen Wesens allgemein geschätzt und geliebt. Die Blutstürze kamen aber von Zeit zu Zeit immer wieder, bis er endlich, zu Ende Februars 1704, so bedenklich erkrankte, daß sein nahes Ende vorauszusehen war.

Sein Sterbebette wurde für seine Freunde, die stets um ihn waren, und einen jüngern Bruder, der sich zu Großbottwar in einer Apotheke aufhielt, zu einer rechten Glaubensschule, denn sein stilles und geduldiges Leiden und seine Sterbensfreudigkeit gereichten Allen zur größten Erbauung und Glaubensstärkung, so daß namentlich der Bruder dadurch ganz für den Herrn gewonnen wurde. Gleich zu Anfang der Krankheit sagte Müller: „Ich bin zu Beidem gleich bereit, zu leben und zu sterben, möchte Keines vor dem Andern erwählen. Ich will nur, was Gott will." Als die Freunde ihm ihr Mitleiden bezeugten über seine schmerzensvolle Lage, sprach er zu ihnen: „Ach! freuet Euch vielmehr, daß meine gebrechliche Hütte vollends zusammensinkt und ich bald erlöset werde von dem Leibe dieses Todes. Ich klage über nichts, mein Herz ist vielmehr voll Dank gegen den Herrn, der mich armen Sünder so wunderbar und gnädig von Jugend auf bis diese Stunde geführt." Als es nun immer schneller mit ihm dem Ende zugieng, verabschiedete er sich noch von seiner Herrschaft und ermahnte die Anwesenden mit großem Ernst zu ungeheuchelter Gottesfurcht und thätigem Christenthum, indem er sagte: „Ach! lieben Freunde! es ist gefährlich, mit bloßem Wissen und allerlei äußerlichen Formen der Frömmigkeit sich aufzuhalten. Es gelangt Niemand zur wahren Weisheit, der nicht allem eigenen, obwohl bestscheinenden Wissen, Wollen, Können und Wirken gänzlich abstirbt und sich mit Verleugnung alles Scheinwesens und aller Heuchelei in der lautern Glaubenseinfalt hingibt." Kurz vor seinem Ende blickte er die Umstehenden mit starren Blicken an und rief: „Haltet Glauben, haltet Glauben!" (vgl. V. 6 — Orig. V. 10 — in Nro. 117) und entschlief sodann, wie er es zuvor gesagt, Abends sechs Uhr am 13. Merz 1704. Sein Leichentext war Hiob 16, 19. Neben der Kirche zu Kleinbottwar wurde sein müder Leib begraben.

Seine Lieder erschienen unter dem Titel: „Psalter Davids nach mehrentheils bekannten Gesangmelodeyen reinmweiß übersetzt. Stuttgart 1700." Nach seinem Tod erschienen im J. 1706 von ihm: „Geistliche Erquickstunden". Vierunddreißig seiner Psalmlieder wurden in das Freylinghausen'sche Gesangbuch aufgenommen.

(Quellen: Reitz, Historie der Wiedergeborenen. 6ter Band.)

Muthmann, Johann, geb. zu Reimersdorf im Fürstenthum Brieg in Schlesien den 28. Aug. 1685. Als er auf der Schule zu Oels war, nahm ihn der berühmte Sinapius als Abschreiber an und ließ ihn an dem Unterricht Theil nehmen, den er einigen jungen Edelleuten ertheilte; er bedauerte aber stets, daß in der Schule die h. Schrift so wenig betrieben werde, die überhaupt damals in jener Gegend rar war. Als ihn in seinem zwanzigsten Jahr die Jesuiten in ihr Garn zu ziehen suchten, flüchtete er sich eiligst nach Leipzig mit nicht mehr als fünf Thalern in der Tasche. Er hatte aber hier schon die treue Durchhülfe Gottes reichlich zu erfahren. Gott erweckte ihm nämlich, während er dort studierte, viele Wohlthäter; manches verdiente er sich auch durch Stundengeben, und so konnte er die dringendsten Bedürfnisse befriedigen, lernte dabei mit Wenigem vergnügt zu seyn und blieb vor Ausschweifungen bewahrt. Er hielt auch einmal in Leipzig mit einigen Jesuiten auf öffentlichem Markt ein Religionsgespräch, in dem er mit Ehren bestand.

Nach seinem Abgang von der Universität wurde er Diakonus in Kronstadt, und ob er gleich Christum und sein Evangelium damals noch nicht aus eigener Herzenserfahrung kannte, so erwarb ihm doch seine Beredtsamkeit und sein gefälliges Wesen den Beifall und die Liebe Aller, so daß er gute Tage hatte, darüber aber zu wenig an seine eigene Bekehrung dachte, und deßhalb später oft ausrief: „Herr! gedenke nicht meiner Kronstädt'schen Blindheit und Untreue!" War es doch auch das demüthige Gefühl, das ihn stets begleitete: „An meiner Treu ermangelt mancherlei." Es gieng aber auch damals schon für ihn nicht ohne Anstoß ab; weil er nach dem Sinne der Halle'schen Lehrer an den Tanzbelustigungen keinen Antheil nahm, ward er von Manchen eines tadelnswerthen Pietismus beschuldigt.

Von Kronstadt kam er im J. 1707 als Pfarrer nach der Stadt Teschen im östreichischen Oberschlesien. Hier mußte gerade wieder den Evangelischen statt der von den Katholiken genommenen Kirchen eine neue Kirche gebaut werden. Am 9. Juni hielt er unter einem voll Aepfel hängenden Baume — dem Sinnbild seines fruchtbaren Wirkens — mitten in einem Garten die Einweihungspredigt für die zu erbauende Kirche und begann am 4. Aug. sein Amt. Von diesem Amte schreibt er selbst: „Es war meine hohe Schule. Ich habe „hier nach und nach so viele Zeugnisse von der Treue Gottes erlebt, „daß davon ein sehr erwecklicher Traktat geschrieben werden könnte „(der schönste Traktat hierüber ist aber sein Loblied auf die Treue Got„tes: „Gott ist getreu, er selbst", Nro. 46). Das Amt war eines der „wichtigsten. Die vierzigtausend Seelen, welche sich zur Kirche in „Teschen halten, leben sehr zerstreut, manche in einer Entfernung „von zehn bis zwölf Meilen, an der Gränze von Polen, Ungarn und „Mähren. Sie reden, lesen, schreiben polnisch, deutsch, böhmisch und „sind ungleichen Landes und Gemüthsart. Einige wohnen in Städten,

„Andere in adelichen Dörfern und Höfen, wieder Andere auf hohen „Gebirgen. Sie haben verschiedene Gerichtsbarkeit. Fast kein Ort ist „rein evangelisch, eine Menge lebt in gemischter Ehe, was tausenderlei „Gewissensnoth verursacht. Die Unwissenheit war um so größer, da „die Leute seit mehr, als fünfzig Jahren, regelmäßige evangelische „Predigt und Unterricht entbehrt hatten. Aberglaube und Sitten„losigkeit hatten sich schrecklich verbreitet. Dazu war die Armuth un„beschreiblich groß. Ich aber war ein unerfahrener, unbekehrter Jüng„ling von vierundzwanzig Jahren. Doch gelobet sey mein Erbarmer, „der mir eine wichtige Lektion nach der andern aufgab. Arbeit gab „es genug, und Gottlob! ich war von Natur munter, zu aller Arbeit „bereit und unerschrocken bei Widerspruch und Verfolgung. Zunächst „mußte das Volk zum Lesen ermuntert werden. Vierzig- bis fünfzig„jährige Personen griffen zum ABC-Buch. Ich sorgte für gute Bücher. „Die Hirtenkinder setzten sich auf dem Felde zusammen, um mit ein„ander zu lesen und zu singen. An Sonntagen gab's oft sieben„bis achttausend Zuhörer und bis gegen zweitausend Communikanten. „Die Wochentage wurden zum Reisen verwendet, wobei die Kranken „besucht und für alte und gebrechliche Leute Bibelstunden gehalten „wurden. Daß man dieselben als pietistische Conventikel verschrie, „durfte nicht beachtet werden. Ich fühlte aber, daß ich viel Licht, „Kraft und Gnade von Oben bedurfte, das trieb mich zum Gebete „und ich durfte ausnehmende Proben der Treue Gottes „erfahren. Seine Treue that unaussprechlich viel an „meiner Seele (V. 4 in Nro. 46). Sie trieb mich an, mit Furcht „und Zittern meine eigene Seligkeit zu schaffen, mit Kraft und Nach„druck das Evangelium zu verkündigen, zu beharren in der Fürbitte „und Danksagung, mit Ernst zu zeugen gegen Alles, was der Seele „an der Gemeinschaft mit Gott hinderlich seyn konnte; sie lehrte mich, „meinen jugendlichen Neulingseifer zu bezähmen und mit barmherziger „Liebe an den mir anvertrauten Seelen zu arbeiten; sie demüthigte „mich, offenbarte mir meine Selbstgefälligkeit (V. 3) und gab mir „großen Segen durch den Umgang mit rechtschaffenen Christen, ins„besondere mit meinem inniggeliebten Kollegen, Mitbeter und Mit„streiter Steinmetz (dem nachmaligen Abt des Klosters Berge bei „Magdeburg) (V. 4) und schützte mich in vielen Lebensgefahren „(V. 2)."

So zählt er selbst die Proben von Gottes Vatertreue auf, die er an Seele und Leib erfahren durfte. Eine merkwürdige leibliche Bewahrung durch die treue Hand Gottes durfte er auch im Mai 1717 erfahren. Er hatte sich bei einer acht Meilen weit gehenden Reise zu Kranken durch vierzig Kranke, die er auf der Heimreise noch in Seiberwitz zu berathen hatte, verspätet, so daß es Abend wurde, als er die durch den geschmolzenen Schnee stark angeschwollene Else durchreiten mußte. Sein Pferd ward vom Strome fortgerissen und es

war an dem, daß Mann und Pferd von den Wellen verschlungen worden wären; er aber rief: „Herr Jesu, hilf!" und sein Pferd, das er anspornte, schwang sich glücklich noch an's Ufer herauf. Da sang er, wie neugeboren, fröhlich das Lied: „Nun lob mein Seel den Herren" (Nro. 30) und als er wohlbehalten heimkam, sah er nach seiner Uhr; sie war voll Wassers und stand auf neun Uhr fünfundvierzig Minuten; gerade in diesem Augenblick hatte sich zu Hause seine Frau auf die Kniee niedergeworfen und für ihn gebetet.

Solche treue Durchhülfe Gottes hatte er auch in seinem Bräutigamsstand zu erfahren. Er hatte sich nämlich mit Eva Josepha v. Schimonsky, der Tochter eines katholischen Landstandes, verlobt, deren Mutter aber evangelisch war. Dabei hatte er nicht auf zeitliches Vermögen, sondern auf christliche Tugenden gesehen. Der alte Adel aber und die angesehenen Verwandten der Braut wollten die Heirath um jeden Preis hindern und wirkten ein Verbot aus. Es war dieß im J. 1713. Da träumte ihm, es gebe ihm Jemand ein schwarz eingebundenes Buch, welches drei Kapitel enthielt; das erste handelte vom Glück der Menschen, das zweite von ihrem Unglück und das dritte von dem göttlichen Trost im Unglück. Ueber dem letztern Kapitel stunden folgende alte Verse, die er sonst vorher und nachher nirgends gelesen oder gehört zu haben sich entsinnen konnte:

„Hat dich schon dein lieber Gott
Was verlassen in der Noth:
So bleibt er dir doch getreu,
Und macht von der Noth dich frei!"

Etwa eine halbe Stunde, nachdem er von diesem Traum erwacht war, eilt ein alter Freund des Hauses, ein Edelmann, daher, der ganzen Familie anzukünden, wie man gegen die Töchter Arges im Schilde führe. Augenblicklich floh die Mutter mit ihren Töchtern nach polnisch Biala und er begleitete sie. Von da flüchteten sie vor dem Haß des katholischen Adels nach Wien, wo sie sich über dreizehn Wochen lang unter manchen Prüfungen, aber auch unter manchen Erfahrungen der Treue Gottes, aufhielten. Niemand glaubte mehr, daß die Heirath zu Stande komme. Da faßte er mit seiner Braut den Entschluß, einen Tag zum Fasten und Beten auszusetzen und die Sache in einem Gebet dem Allmächtigen, der allein helfen konnte, vorzutragen. Dieß geschah den 13. Dec. 1713 und gerade der 13. Dec. 1714 ward der Erhörungstag, an welchem die erste günstige Wendung in ihrem Geschick eintrat. Am 15. beteten sie noch einmal ein solches, von Muthmann selbst aufgesetztes Gebet für die vollends glücklich zum Ziele gelangenden Wünsche ihres Herzens, und siehe da! die Erhörung kam dießmal schon nach einem Monat; gerade am 15. des nächsten Monats, am 15. Jan. 1715, unterschrieb der Kaiser das Erlaubnißdekret ihrer Verheirathung. Da sah er die Verheißung Matth. 18, 19. recht schön erfüllt, und nun wurden sie im Februar

genannten Jahrs getraut. An der Seite dieser ihm von Gott so treulich zugeführten und erhaltenen Frau lebte nun Muthmann viele Jahre in Teschen und wirkte daselbst im Segen und unter dem Schutze Gottes. Im J. 1722 durchreiste er einen großen Theil Deutschlands, um für seine arme Gemeinde zu sammeln und predigte deßhalb an vielen Orten, besonders auch zu Isny und Reutlingen. In letzterer Stadt am 25. Okt. 1722.

Da erhoben zwei Kollegen, Schmidt und Henschel, denen der große Ernst, mit dem Muthmann auf ein lebendiges, wahres Christenthum drang, zuwider war, eine Klage bei der östreichischen Regierung wider ihn, er sey in pietistische Irrthümer gefallen, und verdrängten ihn dadurch im J. 1730 mit dem frommen Rektor Sagarneck und noch zwei andern an der Gnadenkirche zu Teschen angestellten Predigern, dem nachmals vielberühmten Abt Steinmetz und Sassadius, als Pietisten und Schwärmer vom Amte. Das unverdiente Schicksal dieser Männer erregte aber allenthalben so große Theilnahme, daß sie bald wieder ehrenvolle Anstellungen erhielten. Nachdem sich Muthmann mit den übrigen Mitverbannten, der Zahl nach, sammt Frauen und Kindern, dreißig Personen, ein Jahr lang brodlos bei dem frommen Grafen Henkel in Pölzig, der ihnen eine Zufluchtsstätte bot und bei dem auch Bogazky einige Zeit verweilte, aufgehalten, wurde er im J. 1731 Diakonus zu Grawa bei Saalfeld und bald darauf im J. 1732 Diakonus in Saalfeld selbst, endlich im J. 1739 Pfarrer und Superintendent in Pößneck im Herzogthum Sachsen-Coburg-Saalfeld.

Da geschah es einsmals, daß er zu Schlöttwein, unweit Pößneck, um Michaelis 1747 Kirchenvisitation zu halten hatte. Er fuhr dorthin mit seiner Frau. Zum Schluß des Predigtgottesdienstes, in dem über die h. Engel gepredigt wurde, ließ er aus dem Lied: „Herzlich lieb hab ich dich" (Nro. 346) den dritten Vers singen, der also anhebt: „Ach Herr! laß dein' liebe Engelein am letzten Ende die Seele mein in Abrahams Schoos tragen." Als dieser gesungen war, stellte er mit der Gemeinde noch das gewöhnliche Examen an, wobei er Röm. 14, 17. 18. zu Grunde legte. Als er nun an das Wort „Freude im h. Geist" kam, und, nachdem er von dem Gnadenreich gesprochen, noch über das Reich seiner Herrlichkeit und die Freude in demselben reden wollte, fieng er plötzlich an, zu stammeln und zu sinken. Es hatte ihn ein Schlag getroffen. Er ward sofort in die nahe Pfarrwohnung gebracht, wo er nach zwölf Stunden vollends von seinem Erlöser völlig aufgelöset wurde, nachdem er bloß noch das Wörtlein „Ruhe" von sich hatte hören lassen. So gieng er in die ewige Ruhe. Sein Symbolum war: „Gott ist getreu!" — wie es auch an der Spitze seines Liedes Nro. 46 steht. Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 30. 46. 346.

Es sind von ihm fünf Lieder bekannt, wovon vier sich in dem

zu Magdeburg im J. 1738 gedruckten Büchlein: „Einige Scherflein zum Heiligthum in etlichen schriftmäßigen Liedern" befinden; sie stehen auch in den Cöthnischen Liedern; das fünfte: „Zeuch uns nach dir, so laufen wir" befindet sich im Wernigeroder Gesangbuch vom J. 1746.

(Quellen: Das kleine, von ihm selbst verfaßte und seine wichtigsten Lebenserfahrungen enthaltende Büchlein: „Die göttliche Treue, aus vieljähriger, eigener Erfahrung bemerkt und mittelst Darlegung einiger Zeugnisse demüthig erwogen. Pößneck. 1740." — J. J. v. Moser, Beitrag zu einem Lexikon jetzt lebender Gelehrten. 1740.)

Emilie Juliane, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 19. Aug. 1637 zu Rudolstadt. Sie war die Tochter des Grafen Albert Friedrich von Barby und der letzte Sprößling dieses Geschlechts, das mit ihr ausstarb. Im J. 1665 vermählte sie sich mit Albrecht Anton, Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt. Bei der Belagerung von Philippsburg im J. 1676 wurde ihr ein Sohn, August Friedrich, erschossen, worauf sie das rührende Klaglied dichtete: „Es lieget, Gott, mein Herz gepresset". Als eine fromme und geistreiche Frau, allgemein geschätzt, starb sie den 2. Dez. 1706.

Sie dichtete im Ganzen 587 Lieder, darunter: „Wer weiß, wie nahe mir" (Nro. 590). Ihre Gedichte erschienen nach ihrem Tode unter dem Titel: „Der Freundin des Lammes geistlicher Brautschmuck. 1714." Selbst gab sie noch heraus: „Tägliches Morgen-, Mittags- und Abendopfer. Rudolstadt. 2te Aufl. 1699."

Lange, Ernst, geb. in Danzig im J. 1650, wo er auch als Bürgermeister im J. 1727 starb. Knapp nennt ihn einen „edlen, tiefsinnigen Mann voll Geist und Kraft".

Er hat viele, seither nicht genug bekannte Lieder gedichtet, welche in zwei Sammlungen erschienen: „LXI gottgeheiligte Stunden in so viel Liedern. Danzig 1711," und „die Psalmen in deutsche Lieder übersetzt. Danzig 1720" (nach Art des Lobwasser). Vierundzwanzig Lieder stehen in Freylinghausens Gesangbuch, und neun im Wernigerode'schen vom J. 1746.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2r Bd. 1756. 1s Stück.)

Schlicht, Levin Johann, geb. 23. Okt. 1681 zu Calbe in Sachsen, wo sein Vater Archidiakonus war. Er konnte schon im zehnten Jahr lateinisch reden und studierte später in Halle. Im J. 1700 machte ihn A. H. Franke, als einen frommen und in den alten Sprachen ganz besonders bewanderten Jüngling, zum Lehrer an seinem Pädagogium in Halle. Im J. 1708 wurde er Rektor der Sander'schen Schule zu Altbrandenburg, in demselben Jahre noch Pfarrer im Flecken Parey und zuletzt im J. 1716 Prediger an der St. Georgenkirche zu Berlin, wo er am 7. Jan. 1723 an einem Schlagfluß starb.

Greding, Johann Ernst, geb. 30. Juni 1676 in Weimar,

Anfangs war er Rektor der evangelischen Schule zu Hanau und später Pfarrer in Altheim bei Hanau — ein frommer Mann voll herzlicher Liebe zum Gekreuzigten. Sein Todesjahr ist unbekannt.

b) Die jüngere Halle'sche Dichterschule. Von 1720—1740.

Bei den jüngern Dichtern des Halle'schen Pietismus zeigt sich gegenüber der größern Einfalt und Natürlichkeit der frommen Gefühlsäußerungen, wie sie noch bei der ältern Halle'schen Schule zu finden ist, fast durchaus mehr oder weniger eine gewisse Ueberspannung in Sprache und Gedanken — eine „Verzärtelung der Frömmigkeit." Die Nachwirkung der zweiten schlesischen Schule ist bei manchen dieser Dichter, die, wie z. B. Bogazky und Woltersdorf, in Schlesien lebten, unverkennbar. Zunächst zeigt sich dieß in der starken Anwendung der bildlichen oder sinnlich allegorischen Darstellungsweise; es findet ein übertriebener Gebrauch alttestamentlicher Bilder statt, und manche andere Bilder von Christo, als dem „Lämmlein", vom Bräutigam und der Braut, werden allzu sehr ausgemalt; auch ist die Sprache überhaupt oft zu dunkel, geschraubt und unverständlich. Die Gefühlswärme fängt an, zur süßlichen Empfindelei zu werden, besonders, wenn vom Blute und den Wunden Christi die Rede ist. Es ist hier bereits das Vorspiel der durch Zinzendorf angeregten Herrenhut'schen Dichtungsart; so besonders bei Woltersdorf, Lehr und Allendorf, während Bogazky, obgleich dunkel in seiner Sprache, sich mehr an die ältern Dichter anschließt, Rambach dagegen vermittelnd auftritt und sich mehr an die Dichter der kirchlichen Richtung anschließt, indem er dem Uebergreifen und Uebersprudeln des Gefühls das Gleichgewicht hält durch das bei ihm vorwiegende, didaktische Element und die mehr auf das Allgemein-Kirchliche gerichtete Betrachtung. Lernen wir nun einige der bedeutendsten dieser Dichter nach ihrem Leben kennen:

v. Bogazky, Carl Heinrich. Er wurde geb. 7. Sept. 1690 zu Jankowe, dem Rittergut seiner Eltern, in Niederschlesien. Sein Vater, Joh. Adam v. Bogazky, war kaiserlich östreichischer Obristlieutenant. Schon in seinem fünften Jahr verließ ihn sein Vater, der in das Feld zog und mit dem er von da an nicht mehr zusammenlebte. Seine Mutter und Großmutter aber, deren Erziehung er nun ganz überlassen war, waren fleißige Beterinnen und der Segen ihres Gebets ruhte auf ihm. Schon als achtjähriges Kind fieng er an, aus dem Herzen und mit eigenen Worten zu beten.

Als vierzehnjähriger Knabe wurde er Page am Hofe zu Weißenfels. Mangel an Geld hinderte ihn damals, die verführerischen Gesellschaften der andern Pagen mitzumachen und eine vierteljährige Krankheit, in die er verfiel und während der er die ganze Bibel durchlas, brachte ihn zu dem ernsten Entschluß, Gott redlich

zu dienen und nichts zu thun, was er als Sünde aus der Bibel erkannt habe. Darüber hatte er nun von seinen Kameraden allerlei Spöttereien zu erdulden; er aber verfaßte, während diese die Zeit mit eitlen Dingen verderbten, Reimgebete und geistliche Lieder, indem er den Inhalt der Gebete, die er betete, in Verse brachte und sich so ein eigenes Gebetbüchlein anlegte.

Sein Vater wollte ihn durchaus zum Soldaten machen, auf seine Bitten stand er aber davon ab und gestattete ihm, sich in Breslau auf die Universität vorzubereiten. Dort war er ein fleißiger Kirchgänger und wurde eines Tags durch eine Predigt „von der Freude im h. Geist", die er in Scrivers Seelenschatz las, so sehr von einer geistlichen Freude ergriffen, daß er dachte: „ich wollte, ob ich gleich noch ein ganz junger Mensch war, mein ganzes Leben so eingeschlossen bleiben, wenn ich dieser Freude nur oft könnte theilhaftig werden." Er lernte so fleißig, daß er dadurch wohl den Grund zu seiner nachherigen Kränklichkeit und Schwachheit legte.

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr kam er endlich durch die Unterstützung des Grafen Reuß v. Köstriz, Heinrich XXIV., zum Studieren und bezog nun als Studierender der Rechtswissenschaft im J. 1713 die Universität Jena. Auch hier bewahrten ihn Kränklichkeit und andere Umstände vor den Gefahren des rohen und wüsten Studentenlebens, und namentlich die Predigten des Dr. Buddeus waren recht gesegnet an seinem Herzen. Da geschah es einsmals, im J. 1714, daß ihn sein alter Wohlthäter, der Graf Reuß, zu sich nach Köstriz kommen ließ und dort auf seinem Zimmer mit ihm niederkniete und betete; dieß, und der christliche, fromme Geist, den er im ganzen Hause des Grafen wahrnahm, machte den größten Eindruck auf ihn. Als ihm nun der Graf rieth, einen Besuch bei Franke in Halle zu machen, so gieng er dorthin, obwohl noch ganz erfüllt von allerlei Vorurtheilen gegen Franke und das Gift seiner Lehre, von dem man so viel sprach. Dort hörte er Franke und die andern gottseligen Lehrer predigen, erkannte dieser Männer christliche Gesinnung und gieng, gereizt durch das Beispiel vieler vornehmer frommer Leute, die er im Gasthof traf und nach dem Essen zusammen beten sah, zu Franke auf seine Stube, ihm zu bezeugen, wie er nun ganz dem Herrn zum Opfer und Eigenthum sich hingeben wolle. Dieser kniete mit ihm nieder zum Gebet und segnete ihn unter Handauflegung ein. Als er nun am Weihnachtsfest 1714 zum zweitenmal nach Halle gieng und einer Erbauungsstunde anwohnte, die Franke seinen Hausgenossen hielt, durchdrang ihn die göttliche Kraft also, daß er ausrief: „O! es müssen ewig höllische Flammen über mir zusammenschlagen, wenn ich wieder untreu würde und abwiche!"

An Ostern 1715 zog er nun ganz auf die Universität Halle und faßte am Grabe seiner Mutter, die fern von ihm schnell weggestorben und zu deren Beerdigung er gereist war, den Entschluß, nun

die Theologie zu studieren. Zuvor hatte er aber noch einen für sein kindliches Herz schweren Kampf mit seinem Vater zu bestehen. Dieser hatte ihm im östreichischen Militär eine Cornetsstelle verschafft. Als er aber beharrlich dieß von sich wies, brach sein Vater allen Verkehr mit ihm ab. Allein er tröstete sich mit Psalm 27, 10. und fieng im J. 1716 das Studium der Theologie unter ernstlichem Gebet an und setzte es bis zum J. 1718 fort. Wenn er aus einer Vorlesung kam, kniete er nieder und betete. So waren ihm alle Tage recht selige und gesegnete Tage, wie er selbst sagt, „rechte Bräutigamstage". Während er vorher in der Bibel nur lauter Moral und Pflichten suchte, erfuhr er jetzt allenthalben Christum und sein süßes Evangelium, und dieses, so wie ganz besonders der hohe Artikel von der Rechtfertigung, wurde ihm immer heller aufgeschlossen. In dieser Zeit schrieb er auch bereits sein „güldnes Schatzkästlein" über die herrlichen evangelischen Sprüche, die ihm immer lebendiger und tröstlicher wurden. Es erschien im J. 1718 zu Breslau.

Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nun nicht, ein öffentliches Predigtamt zu übernehmen, denn wenn er nur eine halbe Stunde ununterbrochen in einem Zimmer reden sollte, so griff dieß sein Haupt so an, daß er nicht schlafen konnte. Deßhalb verwandte er seine ganze Lebenszeit auf Privatseelsorge, Schriftstellerei und Reden in Privatversammlungen. Als Adelicher wußte er besonders bei adelichen Herrschaften, die er auf Reisen durch Schlesien, Böhmen und Sachsen aufsuchte, für die Sache Christi zu wirken und viele Vornehme für den Herrn zu gewinnen. Selbst auf dem Reisewagen unterließ er es nicht, von Christo zu zeugen und den Leichtsinn zu strafen.

Längere Zeit hielt er sich zu Glaucha in Schlesien auf, wo er bei der Errichtung eines Waisenhauses durch den frommen Pfarrer Mischke sehr thätig war und dem Waisenhaus und den Armen all seine Habe verschenkte, so daß er nicht einmal genug Wasche mehr für sich übrig hatte. Hier verehelichte er sich auch am 26. Febr. 1726 mit der, durch ihn bekehrten Tochter seiner Mutterschwester, Eleonora, geb. v. Fels. Mit ihr führte er ein schönes Gebetsleben, und obgleich sie allerlei Mangel in ihrem Hausstand hatten, so hielten sie sich doch im Gebet stets an Psalm 127, Phil. 4, 6. und Matth. 6, 8. und der Herr half immer wieder durch. Bogatzky war oft so arm, „daß er nicht mehr als zwei sogenannte Gröschel hatte", aber Gott erweckte stets mitleidige Herzen, daß er es freudig bezeugen konnte: „ich erfuhr es recht, daß meine Haushaltung seine Haushaltung war."

Am 11. Nov. 1734 verlor er diese treue Lebensgefährtin, die ihm zwei Söhnlein hinterließ, und von da an lebte er im Wittwenstand größtentheils zu Saalfeld an dem frommen herzoglichen Hofe. In seiner Betrübniß bekam er einmal durch den Spruch: „Also hat Gott die Welt" ꝛc. eine gar besondere Stärkung; er sagte

den Spruch wohl dreißigmal hinter einander her, wie die Kinder, und je mehr er ihn so hersagte, desto mehr ward er im Glauben gestärkt, so daß er dachte: „ei nun! damit willst du auch einmal in den Tod gehen und mit diesen Worten dich trösten."

Im J. 1746, als er sechsundfünfzig Jahre alt war, zog er endlich auf Gotthilf August Franke's Antrag, der ihm freie Wohnung, Licht und Holz versprach, ins Waisenhaus nach Halle und bezog dort sein Stüblein, erquickt durch den Spruch: Offenb. 21, 3. Hier hielt er nun den Studierenden regelmäßige Erbauungsstunden, reiste zur Erbauung der Seelen in der Gegend umher und schrieb seine jetzt noch an so vielen Herzen gesegneten Schriften, z. B.: „die christliche Hausschule" — „das Gebetbuch für alle Tage des Jahrs" — „das tägliche Hausbuch der Kinder Gottes". Er war, obgleich ängstlich und verlegen, durch sein sanftes, theilnehmendes, herzliches und wohlwollendes Wesen sehr beliebt und als Jugendfreund, der er bis ins hohe Alter blieb, von den jungen Leuten wie ein Vater geschätzt. Eine große Summe Geldes, die er durch ein Vermächtniß erhalten hatte, verwendete er ganz für die Förderung des Reichs Gottes (vgl. 208: „Wach auf du Geist") und zum Besten des Waisenhauses. Bei zunehmendem Alter gab er seine Erbauungsstunden auf; in seinen letzten Jahren wurde er zwar immer kränklicher und schwächer, aber sein Geist blieb ruhig und heiter und sein Sinn war auch in seiner letzten Krankheit auf Den gerichtet, dessen Dienst und Verherrlichung er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Sein ganzer Sinn ist am schönsten in seinem Lied Nro. 414: „O Gottes Sohn" ausgesprochen. Im freudigen Aufsehen auf den Herrn, der ihn im Frieden und in wahrer Treue zu sich nahm (vgl. Nro. 444: „Welche Stund im ganzen Leben"), starb er als ein Simeon von vierundachtzig Jahren am 15. Juni 1774.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. zu Nro. 5. 414. 444. 499. 495.

Er ist ein edler Dichter, der sich den Besseren der frühern Zeit würdig an die Seite reiht. Geistesfeuer und Glaubenswärme spricht erregend aus seinen Liedern, nur ist ihr Ton nicht volksmäßig genug, und oft auch nicht allgemein verständlich. Seine Lieder erschienen zu Halle im J. 1749 zum erstenmal gesammelt unter dem Titel: „Uebung der Gottseligkeit in allerlei geistlichen Liedern"; die dritte Auflage vom J. 1771 enthält 411 Lieder.

(Quellen: C. H. v. Bogatzky's Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Dr. Knapp. Halle 1801.)

v. Bonin, Ulrich Bogislaus. Er wurde an der Ostsee zu Cartzin bei Cöslin in Hinterpommern geboren am 28. Sept. 1682. Als adelicher Fähndrich trat er schon in seinem achtzehnten Lebensjahr in den Kriegsdienst und machte mehrere Feldzüge mit. Nachdem er zehn Jahre lang Soldat gewesen war, verließ er im J. 1710, durch das Lesen der erbaulichen Schriften A. H. Franke's und Bunians

erweckt, den Soldatenstand und entschloß sich, obwohl schon achtundzwanzig Jahre alt, in Halle noch die Theologie zu studieren. Hierauf wurde er Hofmeister in dem reichsgräflich Reuß-Ebersdorf'schen Hause, wo er den jungen Grafen Heinrich und dessen Schwestern Erdmuth Dorothea, die nachmalige Gattin des Grafen v. Zinzendorf, und Benigna Maria, die wir sogleich als geistliche Liederdichterin näher kennen lernen werden, zu erziehen hatte. Nachdem der junge Graf als Heinrich **XXIX.** zur Regierung gelangt war, wurde er von dem gräflichen Hofe zu Ebersdorf als Rath angestellt, in welcher Stellung er auch als ein christlicher Rathgeber und treuer Diener bis an sein Ende verharrte. Er war ein Mann von tiefer Frömmigkeit, den Joh. Jak. Moser „seinen alten vertrauten Freund und Gevatter" nennt. Im zweiundsiebenzigsten Jahr gieng er heim, 9. Jan. 1752.

Die geistlichen Gedichte dieses „alten Jüngers Christi", die viel Aehnlichkeit mit den Liedern Bogatzky's haben, erschienen zuerst einzeln vom J. 1725 an und wurden von ihm unter dem Titel: „Poesien von Theophilus Pomeranus. Greiz 1727" herausgegeben. Fünf Lieder davon stehen in Freylinghausens Gesangbuch.

(Quellen: v. Bonin's erbauliche Schriften nebst dessen Leben. 3te Aufl. Leipz. 1760.)

Benigna Maria, Gräfin von Reuß-Ebersdorf, wurde geb. zu Ebersdorf den 15. Dez. 1695. Ihr Vater war der Reichsgraf Heinrich **XXVIII.** von Reuß-Ebersdorf, der ihr von Kind auf eine christliche Erziehung gab und für seine Kinder den frommen Bonin als Hofmeister berief. Bei vortrefflichen Gaben erwarb sie sich bald ausgedehnte Kenntnisse und wurde selbst der lateinischen, griechischen und ebräischen Sprache mächtig. Wider solche Vorzüge an Stand und Geburt, Gaben und Gelehrsamkeit, wodurch sie leicht zu eitler Selbstüberhebung hätte verleitet werden können, hieng ihr aber der Herr, der ihre Seele liebte und suchte, sehr weislich und heilsam an ihrem Leib auf verschiedene, ganz sonderbare und empfindliche Weise ein Gegengewicht an, welches sie von der Welt ab- und dem Himmel zuzog, und er hat auch seinen Zweck an ihr so vollständig erreicht, daß sie eine ungemein demüthige und liebevolle Jüngerin Jesu wurde. Sie blieb ihr Lebenlang im ledigen Stande und zog sich nach ihrer Eltern Tod vom Hofe ihres Bruders, der als Heinrich **XXIX.** zur Regierung der Reuß'schen Lande kam, auf das Land zurück nach Pottiga, einem Dorf in der Herrschaft Lobenstein, wo sie in einem herrschaftlichen Hause lange Jahre ein stilles Leben führte, verborgen in Christo. Johann Jakob Moser lernte sie dort, als er im J. 1740 sich in Ebersdorf niederließ, näher kennen und erbat sie sich zur Taufzeugin bei der Taufe seines jüngsten Sohnes im J. 1747, wie er auch stets in einem gesegneten und erbaulichen Briefwechsel mit ihr stand.

Drei Stücke nennt Moser, welche ihm in ihrem Umgang eine

große Ehrerbietung gegen sie begründet haben, nämlich: „1) eine gründliche Herzensdemuth; 2) eine in Gott mit aller Macht eindringende Gabe des Gebets. Wenn sie mit mir oder einigen andern Vertrauten sich vor Gott hinlegte, habe ich mein Lebtag dergleichen Gebet nicht gehört, da sie, wenn sie anfieng, recht warm oder brünstig im Geist zu werden, mit Gott so redete, daß die tiefste Demüthigung vor diesem allerhöchsten Wesen und die kindliche Freudigkeit und Dreistigkeit eine solche edle Mixtur machten, dabei ich mich oft erinnerte, so werde der selige Lutherus gebetet haben, als ihm Veit Dietrich und Andere mit so großer Bewegung ihres Herzens heimlich zugehöret; 3) eine demüthige und sanftmüthige Liebe. Kinder Gottes von Bauern- wie von edlen Geschlechtern waren ihr gleich lieb; so fest und treulich sie auch über der einmal erkannten Wahrheit hielt und sich weder zur Rechten noch Linken bewegen oder in eine oder die andere Form ziehen ließ, so war sie doch dabei gegen alle Personen von allen Parteien, von denen sie glauben konnte, daß ein rechtschaffener Grund oder auch nur Anfang bei ihnen sey, von Herzen liebreich, glaubte und hoffte immer das Beste." So hatte sie auch wider den Grafen v. Zinzendorf, der im J. 1722 ihre Schwester, Erdmuth Dorothea, geehlichet hatte und somit ihr Schwager war, Vieles einzuwenden, so daß sie in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens keinen Verkehr mehr mit ihm hatte, denn ihr Geist war tief in den Staub gebeugt über die von ihm, wie sie meinte, angerichtete Zerrüttung der evangelischen Kirche, und weil, wie sie sagte, „die eigene Aufblähung ihn zur Wasserblase mache"; aber dennoch begegnete sie ihm und seinen Anhängern in Worten und Schriften immer wieder ungemein sanftmüthig und geduldig. Sie lebte ein seliges Leben in Christo unter stetem Wachen und Beten in kindlichem Glauben, wie sie auch oft zu sagen pflegte: „nichts zu viel, das man glaubt. Laßt uns nur fortglauben, beten und lieben." So schrieb sie einmal an Moser: „O wie glückselig sind wir, daß Jesus Christus unser wahres Alles seyn will und ist. Er werde es auch vollends gar in allen Fächlein, Kräften und Bewegungen, die in uns sind." An ihrem Geburtstag, den 15. Dez., dem Ignatiustag, schrieb sie im J. 1746 an eben denselben: „In dem Kalender ists immer Ignatiustag, welches mir sehr angenehm, um der Worte willen, die diesem Johannitischen Jesusjünger zugeeignet werden: „„**Sentio in me fontem, aquam scaturientem dicentemque: veni ad Patrem**, d. i. ich spüre in mir eine Quelle, die mit Wasser überfließet und spricht: Komme zum Vater."" Ja, ja, ich komme, und mein Leben soll ein Laufen seyn zu diesem allerliebsten Vater in Christo Jesu. Das quellende und sprechende Wasser lehret und verkläret Vater und Sohn, es machet eine Ueberkunft aller göttlichen Wahrheiten ins arme Herz. Bei diesem Brunnen des Lebendigen und Sehenden will ich bleiben und keine löcherige achten."

Auf ihr Ende wurde sie durch lang anhaltende, unaussprechliche Leiden des Leibes vollends zubereitet und in dem Ofen des Elends auserwählt und dem Bilde Jesu auch darinn ähnlich gemacht. Wenige Wochen vor ihrer Auflösung schrieb sie von Pottiga aus dd. 4. Juli 1751 noch an Moser: „Ich bin sehr verlassen, von Gott aber keines„wegs. Meine Umstände werden von Jedem jämmerlicher befunden, „als man es sich vorstellen kann, ich bin ganz ungestalt und zugleich „ein Wunder, daß ich noch lebe. Aber, o wie lang, wie lange! bis „ich durch und dahin komme, wo der Zweck unseres Lebens, Leidens „und Glaubens erreichet ist; doch ich werde ihm noch danken, daß er „meines Angesichtes wahre Hülfe und mein, mein ganz eigener Gott „und Heiland ist, daß er mir überschwänglich hält und halten wird, „was sein Wort den mit ihm Leidenden verspricht, und er schenkt mir „auch Zufriedenheit und sein offenes Herz, da ich zum Segen aus„und eingehen kann. — Zinzendorf soll zu Ebersdorf seyn; ich „frage nicht und will nicht wissen, was er beginnet: es gehet doch „nicht besser in der Welt; was geht die mich sammt ihren Kindern — „und auch Ketzern an? Jesus ist allein mein Objekt!" Am 30. Juli 1751 hatte sie vollends die schrecklichsten Schmerzen auszustehen, die fast unerträglich waren, so daß sie winselte wie ein Kind. Endlich aber in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. Aug. ist sie stille geworden und hat gesagt: „Nun ist meine Zeit da; ich habe nun den Heiland gesehen!" und darnach: „Nun spannt an!" worauf sie bald in den Armen einer ihrer glaubigen Mägde ganz sanft eingeschlafen. Ihr treuer Bonin, der ihren Tod meldet, fügt bei: „sie gehört gewiß zu denjenigen, von welchen Offenb. 7, 14. 15. geschrieben steht."

(Quellen: J. J. Moser's monatliche Beiträge zur Förderung des wahren Christenthums. Jahrg. 1752. 1tes bis 3tes Stück. 1753. 5tes Stück.)

Rambach, Dr. Johann Jakob, geb. 24. Febr. 1693 zu Halle. Von Kind auf liebte er Gott und gehorchte seinen Eltern, die bald nach seiner Geburt zu lebendiger Erkenntniß Christi gelangten und ihn christlich auferzogen. Es waren unbemittelte Handwerksleute. Weil ihm nun alles Lernen so leicht wurde und er in der Schule die besten Anlagen zeigte, so wollten sie ihn studieren lassen. Er besuchte daher das Gymnasium in der Vorstadt Glaucha. Schon hatte er sich die vorzüglichsten Schulwissenschaften erworben, da kam ihm der Gedanke in die Seele: „du bist arm und von geringer Herkunft, du verursachst deinen Eltern große Kosten, die ihnen sauer werden; es gehört lange Zeit dazu, ein wahrer Gelehrter zu werden; du mußt aber so bald als möglich deinen Eltern behülflich werden, sie und ihre Kinder zu ernähren." Er verließ daher, vierzehn Jahre alt, das Gymnasium und begab sich in seines Vaters Werkstätte an die Hobelbank, um das Schreinerhandwerk zu erlernen. Nie sah man an ihm eine Spur des Mißvergnügens über diesen Entschluß.

Nur zwei Jahre jedoch blieb er beim Schreinerhandwerk. Da erfuhr auch er: „Gottes Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken." Als er nämlich einst mit seinem Bruder eine gefertigte Arbeit auf das Schloß Moritzburg zu tragen hatte, verrenkte er sich den Fuß, so daß er viele Monate nicht mehr arbeiten und gehen konnte. In dieser Zeit las er seine Schulbücher wieder durch und die Erinnerung an alles Erlernte machte ihm große Freude. Als nun die Aerzte erklärten, er werde das Schreinerhandwerk nicht mehr treiben können, entschloß er sich auf Zureden seiner Eltern und Lehrer in Gottes Namen wieder zum Studieren. Mit erstaunlichem Fleiß holte er das Versäumte wieder nach und konnte schon nach vier Jahren, im J. 1712, das akademische Studium beginnen. Um einer etwas schweren Sprache und angeborenen Heiserkeit willen, glaubte er, nicht Geistlicher werden zu können und wollte Medicin studieren. Durch die Vorstellung jedoch, daß er sich im Lehramt nützlich machen könne, wenn ihm auch das Predigen beschwerlich werden sollte, ließ er sich bewegen, Theologie zu studieren, und so ward der evangelischen Kirche einer der größten und brauchbarsten Theologen des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Während seiner ganzen Studienzeit wandelte er unsträflich, geleitet von Weisheit und Gottesfurcht, und mied die Fallstricke der Jugend. Nach drei Jahren nahm ihn Dr. Michaelis zum Mitarbeiter bei Herausgabe einer hebräischen Bibel an. Hierauf setzte er noch zu Jena seine Studien fort, wo Dr. Buddeus als ein Vater an ihm handelte und ihn in seinem Hause wohnen ließ, in dem er mit Spangenberg noch ein Jahr zusammen war. Er begann Vorlesungen zu halten, die wegen ihrer Deutlichkeit, Gründlichkeit und Erbaulichkeit großen Beifall fanden, so daß er im J. 1723 als Professor nach Halle berufen wurde.

Der Beifall, den er hier bei den Studierenden fand, war so groß, daß sein Lehrzimmer, der große Singsaal im Waisenhaus, oft mit 400—500 Zuhörern angefüllt war. Alle vierzehn Tage hatte er auch zu predigen, wobei er stets die Regel Franke's befolgte: „in jeder Predigt auf die Spur hinzuweisen, welcher die Zuhörer nur nachgehen dürften, um gründlich umgeändert, rechte Christen und ewig selig zu werden." Er suchte als Theolog hauptsächlich durch Lehre und Wandel zu erbauen. Während die Meisten um ihn her über spitzfindige Menschenmeinungen sich stritten, lag ihm die Verbesserung des Unterrichts der Jugend in der Religion vor Allem am Herzen. Er war auch ein wahrer Kinderfreund und gehört zu den besten Jugendschriftstellern seines Zeitalters. Besonders bekannt ist sein „wohlunterwiesener Informator oder deutlicher Unterricht von der Unterweisung und Erziehung der Kinder".

Er selbst aber erfüllte auch als dankbares Kind die Pflichten gegen seine armen Eltern. Mit innigster Freude unterstützte er sie und zog sie bei allen wichtigen Veränderungen seines Lebens zu Rath,

so daß er sich nicht bälder zu etwas entschloß, als bis sie ihre Einwilligung gegeben hatten. Im J. 1724 hatte er sich mit Johanna Elisabetha, einer Tochter des Halle'schen Professors Dr. Joach. Lange, verheirathet, die ihm zwei Kinder gebar und nach sechs Jahren schon starb. Er rühmt von ihr in einem herrlichen „Denkmal der Liebe", das er ihr setzte: „die Gnade hatte ihre natürliche Freundlichkeit geadelt, ihr Herz mit wahrer Demuth geziert und ihre Nieren mit Keuschheit umgürtet"; sie regierte das Haus als eine ächt christliche Hausfrau, fern von Geiz und Verschwendung; mit ihrer Liebe zum Worte Gottes war eine zärtliche Liebe auch zu den geringsten Kindern Gottes verbunden und sie gehört zu den seltenen Seelen, von denen man vermuthen kann, daß sie ihre Taufgnade treu bewahret haben (vgl. Thl. II. Nro. 463). Obgleich Rambachs Schwiegervater einer der hitzigsten Kämpfer in den pietistischen Streitigkeiten war, hielt doch er sich völlig frei von der ungestümen Parteiensucht und von all den Verketzerungen und Schmähungen, die hier im Schwange giengen. Thätiges Christenthum zu befördern, blieb sein Hauptzweck; in seinen Grundsätzen richtete er sich allein nach Gottes Wort. Er pflegte oft zu sagen: „ein Gottesgelehrter muß durch die h. Schrift gebildet werden." Wenn er gelästert, verspottet und verleumdet wurde, that er es nicht wieder. Eifer in der Rechtglaubigkeit war bei ihm unzertrennlich mit Herzensgüte und Rechtschaffenheit verbunden.

Nachdem er im J. 1730 zum zweitenmal sich verheirathet hatte mit Anna Elisabetha Büttner, kam er im J. 1731 als Professor nach Gießen. Er schied am 14. Juli von Halle mit der Ahnung, daß er bald werde für immer von hinnen scheiden müssen. In Gießen fand er Vieles nicht so, wie in Halle, wo er mitten unter gleichgesinnten Collegen und Freunden lebte. Man wußte hier wenig von dem Ernst eines lebendigen Christenthums, seinen freimüthigen Tadel war man nicht gewohnt und Neid und Mißgunst umlauerten ihn. Er hatte daher hier manchen Spott und Widerspruch zu erfahren; allein er blieb still und gelassen, und arbeitete in seinem Berufe mit unermüdlicher Treue fort. Was ihn hierinn stärkte, war das Gebet; er war ein großer Beter. Sein Freund Fresenius bezeugt von ihm: „Groß war seine Kraft im Beten. Wenn er in seinem Amt öffentlich „ein Gebet verrichtete, so geschah es mit einer solchen Innbrunst, daß „Jeder, der ihn beten hörte, bekannte, der Geist der Gnade und des „Gebets sey reichlich über ihn ausgegossen gewesen. Ich schätze die „Stunden glücklich, da ich mich mit ihm in seinem Kämmerlein im „Gebet vor Gott sammeln konnte. Hier merkte man, wie sich alle „Kraft, die in ihm war, vom heiligen Eifer wider die Sünde, vom „Glauben, von der Liebe, von der Sorge in seinem Amt, von der „Verleugnung der Welt und vom Verlangen nach dem Himmel con„centrirte und äußerte. Besonders wenn er für Fürst und Land,

„für Kirche und Schule betete, war er nicht anders anzusehen als „der Hoheprieſter des A. Teſtaments, welcher, wenn er vor den „Herrn trat, nicht anders erſchien als mit dem Bruſtſchildlein, „worinn die Namen der zwölf Stämme eingegraben ſtanden." Auch bezeugen Alle die, welche ihn für ſich ſelbſt haben beten hören, ſeine große Demuth vor Gott. Da zerfloß ſeine Seele in Empfindungen ſeiner Unwürdigkeit vor Gott und er bezeugte aus dem Innerſten derſelben mit großer Lebhaftigkeit, daß er ohne Gott nichts ſey und vermöge, daß er allein durch Gottes unverdiente Gnade zu ſeinen wichtigen Aemtern, Glück und Ehre gelangt ſey und durch ſie allein auch darinn müſſe erhalten werden. Er that auch gerne Jedem Gutes, meiſt im Verborgenen, ſo daß erſt nach ſeinem Tode ſeine ausgebreitete Gutthätigkeit recht bekannt wurde. Im J. 1734 ſollte er erſter Profeſſor der Theologie zu Göttingen werden. Allein der Landgraf von Heſſen ließ ihn nicht ziehen, und ſo blieb er auf ſeinem Poſten.

Das Jahr darauf legte ihn aber ein hitziges Fieber aufs Krankenbett, das er auch ſogleich als ſein Sterbebett erkannte. Wenige Tage zuvor hielt er noch die Oſterfeſtpredigt (10. Apr.), in der er „das offene und leere Grab Chriſti" darſtellte und im Eingang die Worte Hiobs Kap. 17, 1. „das Grab iſt da" erklärte. Seine Ahnung beim Abſchied von Halle traf jetzt ein. Seine beſtändige Rede war nun: „Gott mache es, wie es ihm gefällt." Mit Thränen im Auge ſegnete er ſeine vier unerzogenen Kindlein, betete für ſie und bereitete ſich in der Stille auf ſeinen Abſchied. Seiner Frau, die ihn fragte, was er noch im Stillen ſeufze, antwortete er: „Ich bete die dritte Bitte: „Herr, dein Wille geſchehe. Bete du ſie auch und wirf dein Anliegen auf den Herrn." Eine halbe Stunde nachher, als er bemerkte, wie tief ſeine Frau ſich bekümmere, ſagte er: „Hörſt du, wie unſer Jakob (zwei Jahre alt) in der Stube unten ſo lieblich ſingt:

„„Er kann und will dich laſſen nicht,
Er weiß ja wohl, was dir gebricht!""

Der Knabe ſang aber nicht, ſondern ſchrie eben und der Vater legte ſeiner Stimme dieſe tröſtlichen Worte unter. Er wollte nun ſeine Kinder nicht wiederſehen und von keinen irdiſchen Angelegenheiten mehr reden, damit er in völliger Richtung des Herzens auf Gott und in ungeſtörten Gedanken an den Himmel ſterben möchte. Einmal ließ er ſich, als er vom nahgelegenen Thurm ein Lied abblaſen hörte, das Lied: „Wie wohl iſt mir, o Freund der Seele, wenn ich in deiner Liebe ruh" (Nro. 339.) beſonders noch blaſen. Je näher ſein Ende kam, deſto heftiger betete er, namentlich zu wiederholtenmalen die Worte: „Ach lieber, himmliſcher Vater! wenn es dein heiliger Wille „iſt, ſo erhalte mir meinen Verſtand bis an mein ſeliges Ende und „bewahre mich vor aller Verwirrung." Aus der Ferne ließ er ſich auch noch ſeinen Freund Freſenius holen, um ſich mit ihm zu erbauen. Gott erhörte ſein Flehen und erhielt ihn bei Verſtand, ſo daß er

betend im frohen Andenken an Christum sterben konnte. Als Fresenius vor sein Bett trat und ihn fragte: „Hältst du dich noch beständig an Jesum?" war sein letztes Wort: „omnino ita est! Ja, ich halte mich an meinen Jesum und bin bereit, zu ihm zu gehen." Nachdem er das gesagt, verschied er 19. April 1735. Fresenius hielt ihm die Leichenpredigt über Offenbarung 3, 7 u. 13.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 85. 339.

Seine Lieder erschienen vom J. 1720 an zuerst vereinzelt und dann gesammelt in den Sammlungen: „Poetische Festgedanken. Jena. 4te Aufl. 1726," mit einunddreißig Liedern; die 1. Aufl. enthielt bloß vierzehn. — „Geistliche Poesien. Gießen. 1735." 2 Theile mit Cantaten, Sonnetten und achtzehn geistlichen Liedern. Er besorgte auch das neu eingerichtete Hessen-Darmstädter Kirchengesangbuch vom Jahr 1733, zu welchem er 112 neue Lehr- und Sittenlieder dichtete, weil er in den seitherigen Gesangbüchern einen großen Mangel daran wahrnahm. Er ist einer der vorzüglichsten Liederdichter seiner Zeit, voll Geistestiefe im Bund mit der schönsten Klarheit; zwar waltet der Lehrton bei seinen Liedern vor, aber es ist nicht der trockene, sondern der durch die Glaubensfrische belebte Lehrton. Bunsen sagt von Rambachs Liedern: „Sie bilden ein schönes und sehr nöthiges Gleichgewicht gegen den überwiegenden Hang der meisten Sänger dieser Zeit zur Gefühlsdichtung und Selbstbetrachtung. Er hat der lyrischen Subjektivität und der kirchlichen Allgemeinheit nebeneinander ihr Recht angedeihen lassen." Dr. Lange urtheilt: „eine freiere Bildung, „Sinn für den dogmatischen Gedanken und eine ausgezeichnete poetische „Gabe ließen seine Lieder in einer weiter geförderten Gestalt erscheinen."

Sein Enkel ist der bekannte Herausgeber der Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche, A. J. Rambach.

(Quellen: Dr. J. J. Rambach's Lebenslauf von M. Daniel Büttner. 3te Aufl. Leipz. 1737.)

Allendorf, Johann Ludwig Konrad, wurde geb. im J. 1693 zu Josbach bei Marburg. Er war zuerst Hofprediger zu Cöthen, wo er mit Lehr, dem Hofmeister der Prinzessin und nachherigen Diakonus daselbst in inniger Herzensfreundschaft lebte. Im J. 1759 wurde er Pastor zu St. Ulrich und Scholarch in Halle, wobei ihm zugleich die Stelle eines Stolberg-Wernigerode'schen Consistorialraths übertragen wurde. Als solcher starb er zu Halle am 3. Juni 1773.

Er dichtete 132 „Liebeslieder auf Christum das Lamm Gottes und den Bräutigam der glaubigen Seelen," in welchen ein besonderer Schwung herrscht. Zugleich ist er der Herausgeber der sogenannten Cöthnischen Lieder. In Verbindung mit Lehr gab er nämlich zu Cöthen kleine Liedersammlungen „zur Privatermunterung" heraus, in welchen je etliche eigene, so wie Lieder von Kunth (s. u.), von Sam. Lau († 1746 als Superintendent zu Wernigerode) und Andern standen. Diese kleinen Liedersammlungen erhielten von dem Orte

ihrer Entstehung und dem Wohnsitz ihres Herausgebers den Namen „Cöthnische Lieder"; der Ton des Hohenlieds und dessen Liebessprache herrscht in weichen, oft allzusüßlichen Klängen in denselben vor. Sie sind auf dem Boden der Kirche die nächsten Verwandten der Herrenhut'schen Lieder. Die erste Sammlung erschien im J. 1733 zu Cöthen unter der Titelbemerkung: „Allen gottliebenden Seelen, die ihr einziges Vergnügen in seiner Vereinigung suchen, zur Erbauung", hierauf erschien eine weitere Sammlung im J. 1736 zu Königsberg mit Approbation der theologischen Fakultät, und im J. 1740 zu Stargard unter dem Titel: „Stimmen aus Zion." Die vollständigste Sammlung erschien zu Halle im J. 1768. Wir haben daraus folgende Lieder im W. Gesangb.: Nro. 316. 52. 388. 98. 190. 318. 334. 132. 544. 412. 504. 397. 339. 336. 631. 641. 19. 332. 84. 309. 414.

Lehr, Leopold Franz Friedrich, wurde geb. 3. Sept. 1709 zu Kronenberg bei Frankfurt a. M., wo sein Vater als Nassau-Idstein'scher Hofrath lebte; seine Mutter war eine geborne Michelsen; sie mußte ihn, um den Zudringlichkeiten fremder Religionsgenossen auszuweichen, auswärts taufen lassen und deßhalb auch frühe schon vom elterlichen Hause weg auf das Gymnasium nach Idstein schicken, wo er bis in sein achtzehntes Jahr, bis zum J. 1727, blieb. Seine Lehrer waren zwar recht wohl mit ihm zufrieden, weil er folgsam, artig und fleißig war und gut lernte; er selbst aber war um so weniger mit sich zufrieden, denn er legte nachmals das Geständniß ab, daß sein Sinn in dieser Zeit bei all dem eitel und im Irdischen befangen gewesen sey. Doch hatte schon im J. 1717 der kräftige Segen, den einst unter Handauflegung A. H. Franke bei einem Besuch in seinem elterlichen Haus über ihn als achtjährigen Knaben sprach, sein Herz angefaßt, so daß er das lebenslänglich nicht vergessen konnte. Zu einem ernstlichen Vorsatz, sich Jesu mit Leib und Seele hinzugeben, kam es bei ihm aber erst kurz vor seiner Abreise von Idstein. Als er da nämlich von dem Prorektor Hecht, seinem seitherigen treuen Lehrer, Abschied nahm, ermahnte ihn dieser voll Eifer und Liebe zu einer rechten Furcht des Herrn, was bei ihm einen tiefen Eindruck machte und Einfluß auf sein ganzes Leben hatte. Dazu kam nun noch, daß er bald darnach, gerade ehe er auf die Hochschule ziehen wollte, an das Sterbebett seines Vaters berufen wurde. Während er bei dem todtkranken Vater ein halbes Jahr verweilte, empfieng er manche heilsame Ermahnungen und lernte einsehen, wie der Glaube an Christum allein im Tode Ruhe und Frieden gewährt. So ward das in Idstein begonnene Bekehrungswerk am Sterbebett des Vaters mächtig gefördert. Er wurde an demselben oft so sehr bewegt, daß er Tag und Nacht in Thränen fast zerfloß, und oft und viel auf den Knieen um die Gnade Gottes rang. Er erzählt selbst: „So oft ich meines Vaters „Leichnam angesehen, ist es mir gewesen, als ob derselbe sich auf„richte und zu mir sage: „„Eile, eile, mein Sohn, und errette deine

„Seele, und siehe nicht hinter dich!“ So von Gott in der Herzenstheologie zuvor schon zubereitet, bezog er im J. 1729 die Hochschule Jena, um Theologie zu studieren; er hatte hier besonders den Dr. Buddeus zum Lehrer und Pfleger seines neu erwachten christlichen Lebens. Nach einem Jahr gieng er sodann nach Halle, wo er J. J. Rambach und den jüngern Franke als Lehrer hatte und sich vornämlich an Freylinghausen anschloß. Er unterrichtete in seinen Freistunden dessen Kinder und hielt daneben auch im Waisenhause gesegnete Erbauungsstunden für Erwachsene.

Im Juli 1731 berief ihn die Fürstin von Anhalt-Cöthen zum Hofmeister der Prinzessin. Erst nach langem Beten und reiflichem Erforschen des Willens Gottes konnte er sich dazu entschließen; er bekam aber zuletzt eine solche innere Ueberzeugung, dieß sey der Wille Gottes, daß er im Oktober endlich mit Entschiedenheit sagte: „Wenn „ich auch zu Cöthen in eine Hölle gehen sollte, so will ich doch hinein; „denn mein Gott und Jesus wird mit mir gehen, mir in Allem beistehen und selbst Alles durchführen.“ Er verwaltete nun dieses Amt neun Jahre lang mit großem Segen; er that Alles um Christi willen und im Hinblick auf Christi Vorbild; je mehr dieß erkannt wurde, desto lieber wurden auch seine Ermahnungen von seiner fürstlichen Schülerin und ihren Eltern, deren Vertrauen und Liebe er in hohem Grad zu genießen hatte, aufgenommen. Dabei war sein ganzes Benehmen äußerst liebreich, mild und freundlich, voll Aufrichtigkeit und Bescheidenheit. Sein Wirkungskreis war ihm so lieb geworden, daß er es ablehnte, als ihn im J. 1736 die Prinzessin von Würtemberg-Neustadt zum Stiftsprediger in Wallöe in Dänemark, wo sie Aebtissin war, machen wollte; auch später noch schlug er manchen andern Ruf aus, z. B. nach Halle und nach Köstriz, wohin ihn der mit ihm befreundete Bogatzky empfohlen hatte. Einen besonders lieben Freund fand er in dem Hofprediger Allendorf zu Cöthen, mit dem er sich zu gemeinschaftlichem Wirken für das Reich Gottes in der Nähe und Ferne verband. Sie verabredeten daher auch die Herausgabe von Sammlungen frommer Lieder um wohlfeilen Preis, die sich denn auch als „Cöthnische Lieder“ unter dem Volk weit verbreiteten. Er selbst lieferte hiezu reichliche Beiträge.

Im J. 1740 wurde er Diakonus in Cöthen. Wie er dieses Amt antrat, davon erzählt sein Freund Allendorf also: „Ich kann nicht ohne die innigste Bewegung meines Herzens daran gedenken, wie Lehr sich beim Antritt seines Amtes bezeugte; er krümmte sich, wie ein Würmling in dem Staub, und klagte sein Unvermögen dem Herrn mit heißen Thränen; mir war nicht anders, als wenn der Herr zu ihm spräche: „„Ich weiß deine Armuth, du bist aber reich.““ — Es war ihm eine Herzenslust, nun Gottes Wort und die Liebe Christi, die er in süßen Liedern seither gepriesen hatte, auch von der Kanzel herab predigen zu dürfen. Er bemühte sich nach der Regel des Apostels

Paulus, so viel es ohne Verletzung der Wahrheit geschehen konnte, Allen Alles zu werden; freundlich und eifrig strebte er diesem Ziele zu und gewann sich dadurch Aller Herzen; in schönster Eintracht stand er auch mit seinem Pastor Zeideler am Dienst des Worts Gottes. Der Fürst und die Gemeinde liebten ihn so sehr, daß sie ihn nicht ziehen lassen wollten, als er im J. 1742 auf sehr dringliche Weise auf eine auswärtige Superintendentenstelle berufen wurde. Er selbst schwankte lange hin und her; da traf er einst auf einem Spaziergang einen Hirten bei seinen Schafen auf dem Feld, welcher bitterlich weinte. Als er ihn um die Ursache seines Kummers fragte, antwortete der Hirte: „Ich habe gehört, daß der Herr Diakonus uns verlassen will. „Nun bin ich so alt geworden und habe mich noch nicht bekehrt, und „Gott hat jetzt sein Werk in mir angefangen; wenn Er nur so lange „bliebe, bis ich recht bekehrt bin." Dieß bewegte ihn so, daß er sich alsbald entschloß, zu bleiben und die Superintendentenstelle auszuschlagen, denn er hielt die einzige Menschenseele, die er retten konnte, für höher im Werth. Bald darauf, im Juli 1742, verheirathete er sich mit Christina Maria Stilk, der Tochter eines Kaufmanns zu Magdeburg; sie kamen als Brautleute noch miteinander dahin überein, sich nach 1 Cor. 7, 29. vor aller übertriebenen, Gott den gebührenden Vorzug raubenden Anhänglichkeit bewahren zu wollen.

Am 18. Jan. 1744, als er noch nicht ganz zwei Jahre verheirathet war, reiste er mit seiner Frau nach Magdeburg. Seine Predigt, die er zuvor noch am Neujahrstag in Cöthen hielt, klang wie eine Abschiedspredigt, und auch während der Reise stiegen Todesahnungen in ihm auf. Nachdem er zu Kloster Bergen, dem Wohnsitz des ehrwürdigen Abts Steinmez, eine Erbauungsstunde über Hohel. 2, 3. gehalten hatte, sagte er zu seinem Schwiegervater: „Kloster Bergen hat meine letzte Kraft empfangen." Bald darauf überfiel ihn im Hause seines Schwiegervaters zu Magdeburg eine heftige Krankheit. Während einer Predigt nämlich, die er auch zu Magdeburg hielt, war er in einen außerordentlichen Schweiß gerathen, so daß sich wenige Stunden darnach der weiße Friesel an ihm zeigte. Er erkannte alsbald die Tödtlichkeit der Krankheit und sagte zu seiner Frau: „Ich bin jetzt von meiner Heimath als im Hinwegeilen!" Sein Biograph erzählt: „Sein Krankenbette wurde nun zur Kanzel, von der aus er wo möglich noch eindringlicher predigte, als zu Cöthen. Je mehr sein Ende nahte, desto merklicher wuchs seine Glaubenskraft." Als der Hofmedikus, den ihm der Herzog zugeschickt hatte, vorschlug, man könne ihn noch auf einem Wagen mit vier Pferden nach Haus schaffen, sprach er mit lächelnder Miene: „meine Hoffnung und Hülfe stehet nicht auf dem Wagen mit vier Pferden; doch will ich Vorsorge auch nicht mißbilligen, denn will der Herr haben, daß ich da bleiben soll, so will ich gern achtzig Jahre alt und grau werden, wie dieses Tuch," und deutete dabei auf sein Schnupftuch. „Sein Wille geschehe." — Eine

Stunde kam jedoch noch über ihn, da der Gedanke an seine Predigersünden die Freudigkeit seines Glaubens trübte; er ließ aber mit Ringen im Gebet nicht nach, bis daß er im gewissen Gefühl der Vergebung aller seiner Sünden sagen konnte: „Gottlob, auch mich nimmt Jesus an!" Auf dieß wurde er ganz heiter und gab seinen Freunden auf, seiner Gemeinde in Cöthen zu sagen, er sey auf die Versöhnungsgnade, die er geprediget, gerne und fröhlich gestorben. Der Abt Steinmez besuchte ihn noch kurz vor seinem Ende. Auf die Frage: „Ob er wüßte, wie es Simeon zu Muth gewesen," sagte er: „O ja! ich weiß, was es für eine Seligkeit ist, wenn man Jesum fassen und damit in die Ewigkeit gehen kann." Der Gedanke, „mein Heiland nimmt die Sünder an," über den er einst so schön gesungen (vgl. Nro. 309), gab ihm solche innerliche Ergötzung, in der er auch sanft zum Heiland aller Sünder hinüberschlummerte am 26. Jan. 1744, erst vierunddreißig Jahre alt. Sein letztes Wort war: „Mein Lamm!"

Er dichtete geistreiche und sehr erweckliche Lieder, die zuerst vom J. 1735 an vereinzelt in öffentlichen Gesangbüchern und besonders in den kleinen Cöthnischen Liedersammlungen erschienen, und sodann später vollständig gesammelt wurden unter dem Titel: „Himmlisches Vergnügen in Gott und Christo, bestehend in geistlichen Gedichten, von Samuel Helmich zusammengetragen. Halle, 1757." Schade, daß die Lieder: „Der schmale Weg führt doch gerad ins Leben", und „Ich eile meiner Heimath zu" keine Aufnahme im W. Gesangbuch fanden.

(Quellen: Leben und Lieder L. F. F. Lehr's von G. C. Giese, Pfarrer zu Kesseldorf in Schlesien. Leipz. 1746; abgedruckt aus den Klosterberg'schen Sammlungen nützlicher Materien. 1. Thl. 5. Stück.)

Kunth, M. Johann Sigmund, wurde geb. 5. Okt. 1700 zu Liegnitz in Schlesien. Er studierte vom J. 1723 in Jena, Wittenberg und Leipzig Theologie, wurde sofort im J. 1730 Pfarrer zu Pölzig im Altenburgischen, wohin nach seinem Abzug Lehr berufen werden sollte; 1737 kam er als Pfarrer nach Löwen im Fürstenthum Brieg und wurde endlich noch Superintendent in Baruth in der Oberlausitz, wo der Reichsgraf von Solms sein Patronus war. Hier starb er im Jahr 1779.

Er dichtete drei Lieder, welche im Wernigerod'schen Gesangbuch vom J. 1746 und in den Cöthnischen Liedersammlungen von 1733 an erschienen. Er gab auch heraus: „Weihnachts- und Katechismuspredigten. Breslau, 1740."

(Quellen: Caspar Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. 1756.)

Scheitt, Dr. Christian Ludwig, geb. 1709 in Waldenburg im Hohenlohe'schen Fürstenthum gleichen Namens, das jetzt zu Würtemberg gehört. Er war Hofrath und Bibliothekar in Hannover, wo er im J. 1761 starb. Seine Lieder stehen in den Cöthnischen Liedersammlungen.

Woltersdorf, Ernst Gottlieb, durch Lehr zum geistlichen Leben erweckt, wurde geb. 31. Mai 1725 zu Friedrichsfelde bei Berlin, als der sechste unter den zehn Söhnen des dortigen Pfarrers Gabriel Lukas Woltersdorf, der ein treuer Diener des Worts Gottes und ein für das Seelenheil seiner Kinder christlich besorgter Vater war. In früher Jugend schon brach er durch einen unglücklichen Fall von einem Wagen den Arm, der zwar wieder geheilt wurde, aber ihm lebenslänglich ein Zeichen der heilenden Liebe seines Gottes blieb. Im Jahr 1735, als er das zehnte Jahr erreicht, kam er mit seinem Vater, der Prediger an der St. Gertrudenkirche geworden war, nach Berlin. Hier bereitete er sich bis in sein siebenzehntes Jahr im Gymnasium zum grauen Kloster auf das Studium der Theologie vor. Er war ein stiller Jüngling, still floß auch sein Leben dahin ohne auffallende, gewaltige Begebenheiten. Im J. 1742 bezog er mit seinem ältern Bruder die Universität Halle, wo ihnen der besorgte Vater im Waisenhaus eine Stätte verschafft hatte. Der Segen A. H. Franke's, der auf diesem Hause ruhte, gieng auch auf Woltersdorf über. Unter der Leitung der Professoren Joachim Lange, Michaelis, Baumgarten und Knapp legte er einen guten Grund in der Gottesgelehrtheit, neben dem, daß er sich durch Informationen an einer der untersten deutschen Schulen des Waisenhauses seinen Unterhalt sicherte und zum Jugendlehrer heranbildete. Er führte zwar hier mit seinem Bruder einen unsträflichen, mit manchen schönen Werken geschmückten Wandel nach dem Wort Gottes, aber sein Christenthum war doch bloß ein äußerliches. Da geschah es, daß er gegen das Ende des Jahrs 1742 den Diakonus Lehr von Cöthen in der biblischen Vorlesung des Diakonus Niemeyer einen Vortrag von der Liebe Jesu halten hörte, der den innersten Grund seines Herzens traf. Jetzt erst ward ihm die Liebesfülle Christi recht lebendig und führte ihn zugleich zu tiefer Erkenntniß seines Sündenelends. Bei allem guten äußern Schein darüber in seinem Gewissen beunruhigt, verfiel er anfangs, statt sich Christo ganz zu ergeben, auf ein gesetzliches Wirken, durch das er sich der Liebe Christi erst werth machen wollte. „Ich wurde endlich müde und matt," sagt er selbst, „weil ich keine Kraft in meiner Seele erlangte. Ich meinte immer, mein Herz müsse erst besser gestellt seyn, wenn ich Jesum als Heiland ansehen sollte. Endlich verloren alle zu mir das Zutrauen und hielten mich für unlauter. Da gieng ich wie ein verirrt und verloren Schaf und zuletzt schwand mir alle Hoffnung einer wahren Bekehrung." So rang der achtzehnjährige Jüngling fast anderthalb Jahre lang in hartem, ängstlichem Glaubenskampf nach dem Frieden Gottes in Christo. Endlich brachte ihn ein im christlichen Glaubensleben erfahrener Freund von allem eignen Wirken ab und wies ihn allein zu Christo durch den Glauben, worauf er zu großem Frieden gelangte und die Liebe Gottes nun reichlich in sein Herz ausgegossen wurde. Als Frucht dieses Kampfes blieb ihm Zeitlebens der feste,

frohe Glaube, „daß ich einen Heiland habe!“ den er so schön in dem Liede: „Komm mein Herz“ (Nro. 256) ausspricht.

Nun da er den Frieden Gottes in Christi Wunden schmeckte, fieng er an, wie er selbst sagt, „einige Verslein von dem süßen Blute „seines Erlösers aufzusetzen,“ nachdem er bei seiner von Kindheit auf in ihm regen Neigung zur Dichtkunst bis ins siebenzehnte Jahr den Schöpfer in den Creaturen nach dem ersten Glaubensartikel unter Broke's Vorgang in Liedern, die er jetzt „todte Werke“ nannte, besungen und während jener Kampfeszeit das Dichten vor Kummer ganz vergessen und seine Harfe an die Weiden gehänget hatte.

Nach vollendeten Studien wäre er gern ganz in Halle geblieben, allein die Aerzte riethen ihm wegen seines durch vieles Studieren geschwächten Unterleibs im Frühjahr 1744 eine größere Reise, auf der er christliche Prediger und Gottesmänner aufsuchte, besonders auch den Abt Steinmez zu Klosterbergen und den Superintendenten Lau in Wernigerode. Er sammelte sich dadurch viele Erfahrungen für sein christliches Leben und zeigte große Neigung zur Brüdergemeinde zu treten, was ihm aber sein erfahrener Vater abrieth. Nach dieser Reise kam er zu Ende des Jahrs 1744 als Hauslehrer und Vikar zu dem Prediger Stilke in Zerrenthin bei Prenzlau in der Ukermark, wo er täglich drei Kinder zu unterrichten und alle Sonntage zu predigen hatte. Anfangs mußte er fühlen, wie schwer sich's predigt, wenn Niemand hören will; aber das Predigen war ihm nie eine Last, sondern „ein Privilegium, eine Freude und Seligkeit,“ wenn er gleich darüber viel Haß und Anfeindungen zu erdulden hatte. Er getröstete sich aber mit Joh. 15, 18. und die Arbeit des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings erweckte allmählich viele Seelen selbst in der weitern Umgebung. Im J. 1746 kam er auf Empfehlung des Hofpredigers Zachariä nach Drehna in der Niederlausitz als Hauslehrer des jungen Grafen v. Promnitz, den er zu Christo heranzog und dem er später seinen bekannten „fliegenden Brief“ zueignete. Hier hatte er zugleich zu predigen, dabei aber einen schweren Stand, weil er den vielen sektirerischen Richtungen unter den dortigen Erweckten entgegenwirkte. Um auch den in der Umgebung von Drehna wohnenden Wenden das Heil in Christo ans Herz legen zu können, trieb ihn die brennende Liebe zum Herrn, die wendische Sprache zu erlernen, worauf der Herr ihm eine Thüre aufthat auch unter diesem Volke.

Zu Anfang des Jahres 1748 erhielt er eine Aufforderung, in der Stadt Bunzlau im schlesischen Fürstenthum Liegnitz eine Gastpredigt zu halten; Andreas Rothe, Prediger in dem benachbarten Thommendorf, hatte ihn der Gemeinde, die einen Gott erleuchteten Prediger wünschte, als den rechten Mann empfohlen. Er hielt sich anfangs dazu für zu jung, tröstete sich aber mit Jerem. 1, 6. 7. und gieng hin. Seine am 18. Febr. gehaltene Gastpredigt machte einen solchen Eindruck, daß er mit großer Stimmenmehrheit zum zweiten

Stadtpfarrer erwählt wurde. Die Gegenpartey wußte es aber dahin zu bringen, daß er erst am 23. Okt. in sein Amt eingeführt werden konnte. Mittlerweile führte er ein wanderndes Predigerleben unter den benachbarten Gemeinden.

In dieser Zeit wachte auch der Trieb, dem Herrn Lieder zu dichten, erst recht in ihm auf. Er hatte nämlich das Leben des unterdessen verstorbenen Diakonus Lehr und bald darauf auch das des seligen Lau zu lesen bekommen und ward dadurch so ergriffen, daß er in einem Dankpsalm an seinem Geburtstag 1748 den Herrn bat:

„Lehr und Lau sind abgeschieden; ich dein Würmlein bleibe hier,
Darum bitt ich: Milder Gott! laß mich ihren Geist beerben,
Und in meinem Maaß, wie sie, glauben, lehren, leben, sterben.
Nachtigallen singen herrlich; Lehr war Gottes Nachtigall,
Zeigtens doch schon seine Reden und noch mehr der Lieder Schall.
Dieses bat ich Jesum auch: Laß mein Dichten wohl gelingen,
Laß mich so wie Lehr und Lau segensreiche Lieder singen."

Daß dieses Gebet augenscheinlich erhört worden, erkannte er selbst darinn, daß er in den ersten Jahren seines Amtes, da ihn die Geschäfte fast hätten ersticken sollen, eine solche Vermehrung seines h. Dichtertriebes bei sich verspürte, daß er selbst nicht wußte, wie es zugieng. Er sagt selbst von seinen Liedern: „Ich habe sie vom Herrn „empfangen. Ich muß gestehen, daß mir's oft wie ein Brand im Herzen „gewesen ist, der mich trieb, dem Herrn und seinem Volk von dieser „und jener wichtigen Sache ein Lied zu singen. Ich nahm mir vor, „ein Lied in gewöhnlicher Größe zu schreiben, aber da ich hineinkam, „sind 40, 50, 100, 200 und mehr Verse fertig worden. Manchmal „konnte die Feder dem schnellen Zuflusse nicht folgen. Oft mußte ich's, „wenn ich so hintereinander fortgeschrieben, erst überlesen, wo ich wissen „wollte, was es wäre und mich selbst wundern, daß das stand, was „ich wirklich fand. Oftmals hatte ich keine Lust, aber es war, als „müßte ich wider Willen schreiben." So sind seine Lieder aus dem Herzen gequollen und nichts Gemachtes, denn er selbst sagt einmal: „Es ist gewiß eine sehr elende Arbeit, geistliche Lieder zu dichten ohne „den Geist Gottes."

Gleich seine Antrittspredigt nun über Jerem. 1, 7. verursachte große Bewegung unter der Gemeinde. Seine Widersacher suchte er durch Liebe zu gewinnen. Im Mai 1749 segnete sein alter Vater sein Ehebündniß mit der Tochter des Predigers Zietelmann in Flieth ein. Der Herr, dem' sie gemeinschaftlich dienten, war mit ihnen. Bald zeigte sich auch in der Gemeinde ein großer Hunger und Durst, so daß seine kirchlichen Lehrvorträge nicht ausreichten und er neun verschiedene Erbauungsversammlungen und eine zehnte für die Landbewohner einrichten mußte. Das Reich Gottes litt Gewalt und es schien, als ob das Feuer Christi die ganze Stadt entzünden wollte. Selbst unter freiem Himmel, in dem bunzlauer Stadtwald, mußte er manchmal

predigen, weil die Kirche nicht Raum genug hatte. Besonders seit Weihnachten 1749 nahm diese allgemeine Erweckung ihren Anfang, wovon er selbst gesteht, es sey wie beim Fischzug Petri gewesen, daß das Netz zerreißen wollte. Dabei lag er aber mit Furcht und Zittern allezeit unter glaubigem Anhangen zu den Füßen des Herrn, daß Gott ihn nicht fallen lasse und er sein Amt recht verwalte, allein zu des Herrn Ehre. Bald zeigten sich auch Verirrungen und sektirerische Richtungen. Diesen aber arbeitete er kräftig und erfolgreich entgegen durch gründliche Belehrung auf dem Grunde der allen Irrthum und Sektirerei kräftig bekämpfenden symbolischen Bücher der lutherischen Kirche. Insbesondere aber nahm er sich auch der Kinder, „der zarten Lämmlein", an, gedenkend an den Befehl des Herrn — Jes. 45, 11. Das war ihm seine liebste Arbeit; er that auch gegen sie ganz als ein Kind, um desto leichter ihre Seelen Jesu zuzuführen und betete fleißig mit ihnen. Auf den Unterricht der Confirmanden verwandte er namentlich vielen Fleiß; er besprach sich mit Jedem allein. Besonders seit einer Confirmation im J. 1751 erweckte er die jungen Seelen so sehr, daß von nun an die Neuconfirmirten alle Sonntage zu ihm kamen, wozu sich dann noch viele Kinder gesellten, so daß er einen großen Saal miethen und im folgenden Jahr die große Schaar in zwei Parthien theilen mußte, mit deren Jeder er wöchentlich eine Betstunde hielt. Er sah davon recht liebliche Früchte und gar oft versammelten sich die Kinder für sich selbst auch in ihren Häusern häufleinweise zum Gebet. Für die Kinder arbeitete er aber auch als Schriftsteller, wovon in seinen Psalmen manche treffliche Kinder- und Jugendlieder, sein Bunzlauer Katechismus und besonders sein „fliegender Brief an die Jugend über das Glück früher Bekehrung," der bald ganz Deutschland durchflog, schönes Zeugniß geben. Wenn er so den Tag über sich müde gearbeitet hatte, nahm er die Stille der Nacht dazu, Lieder und Psalmen zu dichten und erbauliche Schriften zu schreiben, die weit über Bunzlau hinaus und selbst über die Gränzen Deutschlands im Segen wirkten und noch wirken.

Im J. 1754 übernahm er noch eine weitere Arbeit im Vertrauen auf den Herrn. Er ließ sich nämlich durch die Bitten des frommen Maurermeisters Zahn in Bunzlau, der selbst ein Waisenkind gewesen und mit Begierde die Nachrichten vom Halle'schen Waisenhaus las, bewegen, die Leitung der von diesem Manne gegründeten kleinen Waisenanstalt zu übernehmen. Durch seinen Aufruf wurden bald viele Wohlthäter dieser Anstalt zugewendet und Woltersdorf konnte am 5. Apr. 1755 den Grundstein zu einem förmlichen Waisenhaus legen, wobei er über Jesaj. 40, 26—31. redete. Auch dieses Haus wand sich, wie sein Vorbild zu Halle, unter den merkwürdigsten Proben der göttlichen Vorsehung durch sehr schwierige Umstände hindurch; besonders waren die Kriegsjahre 1757 und 1758 schwere Prüfungsjahre. Als in Folge einer im letztgenannten Jahr ausgebrochenen

hitzigen Krankheit der Stifter des Hauses, Zahn, und der Waisenvater, Jänisch, starben, übernahm Woltersdorf selbst die Stelle eines Waisenvaters und Direktors und besorgte alle Geschäfte des Hauses allein. Er war aber allezeit freudig versichert, der Herr werde so herrlich helfen, daß sich Alles noch verwundern werde. Und wirklich bestand auch das Haus im J. 1760 aus 104 Personen mit fünf studierten Lehrern; es stand da als ein „Triumph des Glaubens über den Unglauben," was auch Woltersdorf's Thema bei der Weihrede am Tag der Grundsteinlegung gewesen war.

Seine Liebestreue gegen sein liebes Bunzlau bewies Woltersdorf auch dadurch, daß er mehrere an ihn ergangene Rufe auf ehrenvolle Stellen mit ansehnlichem Gehalt ausschlug, obgleich er bei einer zahlreichen Familie von sechs Kindern viel mit äußerer Noth und Armuth zu kämpfen hatte. Er fühlte sich unzertrennlich an Bunzlau und das Waisenhaus durch den Herrn gebunden. Allein schon das folgende Jahr war das letzte seines Lebens. Er hatte sich eigentlich im Dienst des Herrn verzehrt. Obwohl er seit 1760 viel an seinem kränklichen Leibe zu leiden hatte, so rastete er doch nicht, und wollte wirken, so lange es Tag ist. Sonntags, den 13. Dez. 1761, starb sein lieber Mitarbeiter, der Stadtpfarrer Järschky; in der Wehmuth über diesen Tod brachen seine Kräfte. Er verrichtete an selbigem Tage zwar noch sein kirchliches Amt und hielt, obwohl er Mittags schon über Frost klagte, Abends doch seine Kinderstunde noch mit Munterkeit. Er sprach darinn mit den Kindern gar herzlich vom Tod und ließ das Lied singen: „Die Zeit ist nunmehr nah." Aber schon in der Nacht bekam er ein heftiges Fieber und am andern Morgen lag er an der Milzentzündung todtkrank darnieder. Er hatte die heftigsten Schmerzen, war aber dennoch munter im Geiste und sagte die Stelle 2 Cor. 1, 8. ꝛc. mehreremal zu Freunden, die ihn besuchten. Am 17. traf ihn ein Schlagfluß; die Schmerzen nahmen zu, seine Klagen aber ab. Als seine Frau mit einem seiner Kindlein weinend am Bette stand, sagte er mit Glaubensfreudigkeit: „Wenn du sonst keinen andern Kummer hast, als diesen —!" Sofort lag er nun still. Abends aber redete er viel, jedoch so leise, daß man nur die Worte aus dem vierten Vers seines Liedes: „O Ursprung des Lebens," verstand:

„Hallelujah! es jauchzet, es singet, es springet das Herz,
„Es weichet zurücke der traurige Schmerz!"

Nachdem er noch ein wenig Suppe gegessen hatte, gab er auf die Frage seines Bruders: „Nicht wahr, das Manna schmeckt wohl besser?" mit lächelndem Blick noch die Antwort: „Wenn man dich genießet, wird Alles versüßet." Das waren seine letzten Worte, und als die Glocke sechs Uhr schlug, entschlummerte er sanft, erst sechsunddreißig Jahre alt. Anderthalb Stunden zuvor hatte er gefragt, ob es noch nicht sechs Uhr sey.

So war sein Ende, wie sein Leben, sanft, gottergeben, glaubens-

muthig, lobesdurstig, liebesfreudig. Seine zärtlich geliebten Lämmer, die Confirmandenkinder, welche zur Stunde seines Todes gerade zum Unterricht im Haus versammelt waren, erfuhren zuerst, daß, der sie so zärtlich geliebt, heimgegangen sey. Ihr Jammergeschrei erfüllte das Pfarrhaus, trug durch alle Gassen die Trauerbotschaft und erfüllte alle Häuser mit Wehklagen und Jammern. Für seine Wittwe und seine sechs unerzogene Kinder sorgte der Herr, indem er Seelen erweckte, die sich ihrer Dürftigkeit annahmen. So wurde seine Zuversicht nicht zu Schanden, die er oft aussprach, wenn er sein letztes Stück Brod mit den Armen theilte, der Herr werde die Seinigen keine Noth leiden lassen.

Neben fünfunddreißig erbaulichen Schriften, die er verfaßte, dichtete er 211, und mit den Nachträgen 218 geistliche Lieder, die meisten zwischen 1748 und 1751, und gab sie, namentlich die mit vierzig und mehr Versen, zuerst einzeln im Druck heraus. Hierauf ließ er sie nach Art der Cöthnischen Lieder in zwei Sammlungen, die eine vom J. 1750, die andere vom J. 1751, unter dem Titel: „Evangelische Psalmen," erscheinen. Von besonderer Innigkeit und herzbewegender Wärme sind unter denselben manche seiner Kinder- und Jugendlieder, und es ist nur zu beklagen, daß das W. Gesangbuch Lieder von ihm, wie: „Bleibt, Schäflein, bleibt", oder: „Blühende Jugend" nicht besitzt. Woltersdorf ist ein lebendiges Zeugniß der dichtenden Kraft des h. Geistes in der lutherischen Kirche. Er sagt selbst, es sey ihm unumstößliche Wahrheit, daß zwar alle vernünftige Regeln der Dichtkunst sehr gut seyen, daß aber dennoch das Göttliche in der Dichtkunst nicht anders, als auf den Knieen, erlernt und umsonst gegeben werde. Er lebte ganz in der freien Gnade des Evangeliums als in seinem Element, und so war er einer der treuen Glaubenszeugen, welche sich der Herr vor der Zeit des großen Abfalls vom lautern Heilsweg, vor dem mächtigen Eindringen des Unglaubens und der Gleichgültigkeit in seine Kirche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf die Zinnen der Kirche gestellt hatte. Gegen die in der nächsten Periode uns kundwerdende Richtung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, die er zu seinen Lebzeiten noch mächtig hereindringen sah, hat er das ernste Wort gesprochen: „Wenn ihr's „gut machen wollet, so dichtet ihr moralische Fabeln oder ihr be„trachtet den herrlichen Schöpfer und besingt seine große Majestät. „Wie kommt es aber, daß ihr die heimliche Weisheit des herrlichen „Evangelii von Jesu Christo, der gekommen ist, die Sünder selig zu „machen, so selten oder gar nicht in euren Gedichten finden laßt? „Ihr müßt den Schönsten unter den Menschenkindern noch nicht ge„sehen haben; ihr habt ohne Zweifel die Herrlichkeit seiner Blut„rubinen, außer welcher kein ander Heil ist, noch nicht erblickt."

Die Sänger der Cöthnischen Lieder, und besonders Lehr, waren ausgesprochenermaßen seine Muster in der geistlichen Liederdichtung.

Daher auch bei ihm oft der süßlich tändelnde Ton und salomonische Hirtengeschmack nach Art des Hohenlieds. Er neigt sich sogar noch entschiedener zu der Herrenhuter Weise, wie er selbst auch gesteht, daß man ihn, weil er sich vieler ungewöhnlicher Redensarten und sinnlicher Bilder bediene, zu den Herrenhutern rechne. Die Erlösung durch das Blutvergießen des Lammes Gottes ist auch ihm die Hauptsache und seine Lieder sind der Abdruck eines nur in den Wunden des Lammes seine Zuflucht suchenden und dort sich sicher fühlenden Gemüthes. So hat er über die Worte: „Laß meine Seel ein Bienelein auf deinen Rosenwunden seyn," ein großes Lied gedichtet mit dem Titel: „die Gläubigen als Bienen auf den Wunden Jesu", und ein anderes mit dem Titel: „Beständiger Genuß des blutigen Verdienstes Jesu", worinn es z. B. heißt: „Dein Blut ist süßer Freudenwein" u. s. w. Es waren auch in seiner Gemeinde viel Herrenhutisch Gesinnte. Er protestirt übrigens gegen seine Zusammenstellung mit den Herrenhutern, da er den Plan dieser Gemeinde im Lehren und Handeln nicht billige. Im Uebrigen vertheidigt er aber die dunkeln ungewöhnlichen Redensarten und das starksinnliche Reden von Blut und Wunden des Erlösers, denn durch die Sinne sollen die Herzen bewegt werden; wenn nur die Sache in ihrem Maaße bleibe und nicht ein übertriebenes, schwulstiges, unanständiges, ekelhaftes, unverständliches oder gar lächerliches Wesen herauskomme.

(Quellen: Die evangelischen Psälmen v. E. G. Woltersdorf. Von neuem gesammelt und mit des Verfassers Lebenslauf vermehrt von Dr. C. F. Schneider. 2. Aufl. Dresden. 1842.)

B. Die Würtemberger.

Der von Spener ausgestreute Samen fand in Würtemberg einen so empfänglichen Boden, wie fast in keinem andern deutschen Lande. Hier hatte nämlich der geistreiche und fromme Valentin Andreä, Spezial zu Calw und später Hofprediger Eberhards III., zuletzt Prälat von Bebenhausen und Adelberg († 27. Juni 1654), durch sein lebendiges und kräftiges Wort, das er predigte, und durch seine zahlreichen Schriften das Feld wohl zubereitet und tiefe Eindrücke hinterlassen. Er war der Vorläufer Spener's, ein Theolog, der von dem Grundsatz ausgieng, daß das wahre Christenthum nicht in todtem Wissen und Lehrmeinungen bestehe, sondern in der Verbindung des kindlichen Glaubens mit der im Leben sich beweisenden gottseligen Gesinnung. In diesem Sinne hatte er mit unermüdlicher Thätigkeit durch das Licht der lautern evangelischen Wahrheit den lebendigen evangelischen Sinn in den Gemüthern angefacht, und das große Ziel, nach dem er in allen seinen Schriften rang, war, das in Kirche, Staat und Wissenschaft eingebrochene Verderben durch Verbindung der lautern Schrifterkenntniß mit einem rechtschaffenen Wandel auszurotten und seine Zeitgenossen von der unfruchtbaren Orthodoxie zum thätigen

Glauben zu erheben. In diesem Sinn rief er auch zur Begründung einer strengen Kirchenzucht die Kirchenkonvente ins Leben. Zugleich hatten sich in Würtemberg die Bücher Johann Arndt's vom wahren Christenthum in außerordentlicher Ausdehnung verbreitet.

So konnte es nicht fehlen, daß Spener gleich bei seinem ersten Hervortreten als Reformator der kranken Kirche in Würtemberg den größten Anklang fand. Die angesehensten Lehrer der Gottesgelehrtheit auf der Landesuniversität Tübingen, Dr. Christoph Reuchlin († 1707) und Andreas Adam Hochstetter († 1718), lehrten in dem gottseligen Sinne Speners, dessen vertraute Freunde sie waren, und förderten sein Werk; ersterer hielt im J. 1706 Privaterbauungsstunden in seinem Hause, die bald viele Nachahmung fanden. Zu Calw, im Hause des Vorstehers der Handelscompagnie, Mose Dörtenbach, zu Eßlingen, Großbottwar, Leonberg und andern Orten bildeten sich solche Versammlungen. Viele Geistliche begannen in Speyer's Geist und Sinn zu predigen und ihr Amt zu verwalten. Vor Allen leuchtet der Hofprediger Hedinger hervor, der ganz in Spener's Fußstapfen trat und wie dieser am Dresdener Hofe, so am Stuttgarter als fürstlicher Beichtvater und Hofprediger für ernstes und gottseliges Christenthum ohne Menschenfurcht wirkte. Der berüchtigte Sporergeselle, Johann Georg Rosenbach, der seit 1701 mit mächtigem Bekehrungseifer mehrere deutsche Länder durchzog, und schroff die kirchlichen Mißbräuche, besonders auch das Predigtamt angriff, fand, fast überall ausgestoßen, wie z. B. in Heilbronn und Großbottwar, Schutz bei Hedinger, der ihn in seinem Hause Erbauungsstunden halten ließ.

Im Anfang mischte sich nun auch in Würtemberg bei Manchen mehr oder weniger Schwärmerei und Separatismus mit ein; auch mehrere junge Geistliche, z. B. Gmehlin, Diakonus zu Herrenberg,* und die Repetenten Schmoller und Bauer, zeigten einen rücksichtslosen Eifer gegen die herrschende Orthodoxie und gegen bestehende Kirchenordnungen, und verloren ihre Aemter, weil sie zuletzt bedenkliche separatistische Bewegungen unter dem Volke veranlaßten. Das Consistorium trat daher anfangs gegen den Pietismus auf; es wurden Commissionen nach Tübingen, Bottwar, Calw ꝛc. zur Untersuchung der Privatversammlungen geschickt, mehrere Geistliche des Landes verwiesen, und endlich im J. 1707 alle Privatversammlungen unter Androhung der Landesverweisung verboten. Schon am 28. Febr. 1694 hatten die am Buchstabenglauben klebenden orthodoxen Theologen ein Edikt Eberhard Ludwigs zu bewirken gewußt, wodurch wegen der pietistischen Streitigkeiten den Lehrern der Theologie ein pünktliches Verharren bei der Lehre der symbolischen Bücher eingeschärft und den Kirchen- und Schuldienern, Alumnen u. s. w. eine besondere Lehrvorschrift in Betreff der besonders angeregten Lehrpunkte vom tausend-

* Geb. 1677 zu Pfullingen; er dichtete das Lied: „Ach treib aus meiner Seele."

jährigen Reich, innern Licht u. s. w. ertheilt wurde, wobei sie ohne weiteres Skrupuliren zu bleiben schuldig seyen, so lieb einem Jeden sey Gottes Huld und die fürstliche Gnad."

Die starre buchstäbliche Orthodoxie stellte sich aber in Würtemberg vergeblich der kräftigen Wirksamkeit des pietistischen oder frommen Geistes entgegen, der sich unter einer Menge von Kirchen- und Schullehrern, und besonders auch in der Masse des Volks, immer mehr verbreitete. Im J. 1722 erhielt die würtembergische evangelische Kirche eine schöne Frucht von Spener's Saat, die Einführung der feierlichen Taufbundeserneuerung oder Confirmation nach vorangegangenem Unterricht aus Gottes Wort. Von besonderer Bedeutung war aber ein im theologischen Stift zu Tübingen entstandener brüderlicher Verein der Stipendiaten nach dem Vorbild der von A. H. Franke und P. Anton in Halle und Leipzig gestifteten Vereine unter den Studierenden; der Bund galt praktischer Schriftkenntniß und lebendigem Christenthum. Aus diesem Verein giengen Männer hervor, die bald die wichtigsten Posten der Kirche und der höhern Lehranstalten einnahmen. Neben Georg Konrad Rieger, dem gesegneten Stadtspezial von Stuttgart († 1743), und Andern, gieng hauptsächlich Albrecht Bengel, der nachmalige Klosterpräceptor und Prälat, aus diesem vom Geist des Halle'schen Pietismus erfüllten Verein hervor. Bengel's Einfluß und Geistesthätigkeit verschaffte dem Pietismus den Sieg in Würtemberg und er ist eigentlich als der Vater der würtembergischen pietistischen Schule anzusehen. Nachdem er im J. 1713 bei Franke in Halle sich aufgehalten, der im J. 1717 einen längern Besuch in Würtemberg machte, bildete er achtundzwanzig Jahre lang in der Klosterschule zu Denkendorf treffliche Schüler für den Dienst der Kirche, indem er sie in gottseligem Sinne vor Allem zur Liebe des Herrn und seines Wortes durch praktische und gründliche Schriftkenntniß zu wecken wußte. Aus dieser Pflanzschule für das Reich Gottes giengen Männer hervor, wie der Prälat Oetinger zu Murrhardt († 1782), der Consistorialrath und Prälat Joh. Christian Storr (s. u.), Ph. Matth. Hahn, Pfarrer in Kornwestheim und Echterdingen († 1790), Joh. Ludw. Fricker, Pfarrer in Dettingen unter Urach, der Stammvater der religiösen Gemeinschaften auf der Alp († 1766), Ph. Dav. Burk (s. u.), Prälat Joh. Christoph Glöckler in Anhausen († 1768), Cosmann Fr. Köstlin, Oberpfarrer in Eßlingen, der Kanzler Jeremias Fr. Reuß († 1777), der Pfarrer Flattich in Münchingen († 1797), der Zucht- und Waisenhauspfarrer Beckh zu Ludwigsburg († 1780), ꝛc.

So fand der Pietismus durch Bengel's Ansehen und seine ausgezeichneten Schüler selbst bei der Geistlichkeit des Landes, zumal unter den Vorstehern der Kirche, die thätigsten und eifrigsten Beförderer und Beschützer, und blieb auf lange hinaus selbst im Consistorium und der Synode herrschend. Bengel hatte einmal geäußert: „Ich begreife

nicht, was man gegen die Privatversammlungen hat. Warum soll denn Jeder für sich bleiben und fromm seyn? Es ist eben, wie wenn Leute über Feld gehen und ich wollte ihnen befehlen: Gehet ja nicht mit einander, sondern je Einer einen Büchsenschuß hinter dem Andern." Zwar verfolgte Herzog Carl Alexander von 1733—1737 den Pietismus „als ein Uebel und Unkraut, was in der Folge große Gefahr und Nachtheil nach sich ziehen könne," aufs Strengste, so daß er eine Frau von Molk, den Pfarrer von Dürrmenz und den von Zainingen nebst dem dortigen Schultheißen auf die Festung und des letztern Pfarrers Frau ins Ludwigsburger Arbeitshaus bringen ließ, „als hochmüthige Gleißner, die wider die Obrigkeit lehren und Zwietracht unter ihre Gemeinden säen." Allein im J. 1743 wurde ein Generalrescript erlassen, das die Privatversammlungen gestattete und mit großer Weisheit ordnete, und schon im J. 1734 hatte die theologische Fakultät zu Tübingen auf das Gutachten des frommen Professors Dr. Christian Eberhard Weißmann († 1747) dem in Sachsen und den meisten andern Ländern verketzerten und angetasteten Grafen von Zinzendorf und der Sache seiner Brüdergemeinde gute Aufnahme bereitet und sich zu seinen Gunsten ausgesprochen, so daß er in Tübingen zum geistlichen Stand übertrat, worauf später manche würtembergische Geistliche, wie z. B. Steinhofer, Oetinger ꝛc., in genaue Verbindung mit der Brüdergemeinde traten.

Doch traten die Würtemberger Pietisten, fest auf dem Boden der Kirche fußend, entschieden auf die Seite der Halle'schen Pietisten; Bengel kam in Zerwürfniß mit der Herrenhuter Gemeinde und bei dem vorherrschend kirchlichen Sinn sahen Viele die Brüdergemeinde als ein den Separatismus begünstigendes „Kirchlein in der Kirche" mit einigem Mißtrauen an, so besonders auch der christliche Staatsmann Joh. Jakob v. Moser. Die gediegenste, gründlichste Schriftbildung, der entschiedenste Bibelglaube mit edlen mystischen Elementen durchwebt und ein reger kirchlicher Sinn sind die hervorstechendsten Züge der würtembergischen pietistischen Schule; dem ganzen Alt-Würtemberg ward dadurch der Stempel eines kernhaften Bibelchristenthums aufgedrückt.

Die geistliche Dichterschule nun, die auf diesem Boden emporwuchs, hat zum Vorläufer den Hofprediger Hedinger, zum Vater und Stifter den Prälaten J. A. Bengel, zum Hauptsänger den Pfarrer Ph. Fr. Hiller. Während bei der Halle'schen Dichterschule auch auf ihrer ersten Entwicklungsstufe eine gewisse Weichheit des Gefühls und etwas Düsteres, ein zu subjektives Zurückgehen in die innere Natur und daher auch weniger Volksthümliches sich zeigt, bei der weitern Entwicklung aber gar Ueberspannung des Gefühls und tändelnde, widerlich-süßliche Auswüchse desselben eintraten, was zuletzt bei den Herrenhutern die höchste Spitze erreichte: so

zeigt sich bei den Würtemberg'schen Dichtern eine mehr kirchliche und volksthümliche Haltung, — denn Volk und Kirche waren in Würtemberg mehr vom Geiste der Frömmigkeit durchdrungen, eine gesunde, kernhafte Bibelsprache und eine kräftige Frömmigkeit; der Kern der biblischen Wahrheiten ist volksmäßig und nach dem ganzen schwäbischen Charakter gemüthlich dargelegt; die „keusche Schrifterklärung Bengel's voll Kraft und heiterer Gediegenheit" — wie Knapp sie nennt — prägt sich in ihren Liedern überall aus und die Bengel'sche Mystik versenkte die Sänger seiner Schule weniger in die geheimnißvollen Tiefen des Erlösungsgangs innerhalb der menschlichen Natur, wie dieß bei einem Angelus Silesius und Tersteegen der Fall war, sondern gieng vielmehr hauptsächlich auf die Dinge, die da kommen sollten mit der Schlußentwicklung des Reichs Gottes, und weckten so eine begeisterte, lebendige Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit und das ernste Gefühl der Nähe des Herrn. Wie ferne sich aber diese Dichter von allen Ueberschwänglichkeiten des Gefühls zu halten wußten, ist aus Hiller's Vorrede zum Liederkästlein S. VIII. zu ersehen, wo derselbe sich also äußert: „Ich habe mich der Einfalt beflissen. Uebertriebene Ausdrücke einer fliegenden Einbildung, gar zu gemeinschaftliche und vertrauliche Redensarten von Christo als einem Bruder, von Küssen und Umarmen, von einzelnen Seelen, als ob eine jede besonders eine Braut Christi wäre, kindische Liebkosungen gegen Jesu als einem Kindlein, habe ich vermieden und ernsthafte Gemüther werden mir diese Ehrerbietung gegen die Majestät unseres Heilandes nicht tadeln." Neben Hiller steht als einer der gediegensten und fruchtbarsten Dichter dieser Schule Joh. Jak. v. Moser, der edle Staatsmann und Patriot, und wir treffen unter diesem Dichterkreis die edelsten, ehrwürdigsten Väter der würtembergischen Kirche.

Diese Dichterreihe eröffnet —

Hedinger, Dr. Johann Reinhard, geb. zu Stuttgart den 7. Sept. 1664, wo sein Vater Kanzleiadvokat war. Er verlor ihn schon in seinem vierten Lebensjahr und bekam sodann an dem Kanzleiadvokaten Joh. Bernhard Schmoller in Stuttgart einen Stiefvater, der ein frommer, für die christliche Ausbildung seines Stiefsohnes eifrig besorgter Mann war. In einem Alter, da andere noch spielen, ergriff er die Grundwahrheiten des Christenthums mit Feuer und zeigte einen ganz besondern Trieb, Gott einmal in seinem Hause zu dienen. In seinem fünften Jahre konnte er schon in das Gymnasium eintreten, und auf die Frage des Lehrers: „was willst du werden?" antwortete er frischweg: „ich will ein Doktor der Theologie werden." Daß das kein kindischer Einfall war, bewies er alsbald durch Gehorsam und Fleiß. Im dreizehnten Jahr kam er in die Klosterschule zu Hirsau und zwei Jahre darauf in die zu Bebenhausen. Er war ein recht besonderes und ausnehmendes Exempel eines vor Gott und allen Menschen angenehmen und werthen Jünglings. Vor der Zeit wurde

er wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in das theologische Stipendium zu Tübingen befördert, von wo er, nachdem er in allen Fächern ruhmvoll bestanden, in den Dienst der Kirche übertrat. Nachdem er an einigen Orten Vikariatsdienste geleistet, begleitete er im J. 1687 den würtembergischen Prinzen Johann Friedrich als Reiseprediger und Sekretär nach Frankreich und im J. 1688 den Prinzen Carl Rudolph nach England, wo er von den dortigen Männern Gottes, Boyle, Wotton ꝛc., ungemein viel gelernt zu haben bezeugt. Auch bereiste er später, von seiner Regierung mit Geld unterstützt, Norddeutschland, Holland, Dänemark und Schweden, um christliche Gelehrte und Prediger kennen zu lernen. Hier suchte er namentlich auch Spener auf. Nachdem er zurückgekehrt war, mußte er im J. 1692 als Feldprediger mit dem Administrator Friedrich Carl gegen die Franzosen ziehen, wo er bei dem unglücklichen Treffen vor Oetisheim mit Verlust all seines Gepäcks sich nach Heilbronn flüchten mußte und schwer erkrankte. Im J. 1694 verheirathete er sich mit Christina Barbara, Tochter des Stadt- und Amtsvogts Zierfuß in Kirchheim u. T., mit der er in einer überaus glücklichen, friedsamen, wiewohl kinderlosen Ehe lebte.

In demselben Jahre wurde er vom Landgrafen zu Hessen-Darmstadt als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Gießen berufen, wo er nach zwei Jahren Dr. der Theologie wurde und auch das Universitätspredigtamt versah, durch welches er in der Gemeinde mit großem Segen wirkte. Er kam dort in den Verdacht, ein Gegner des Pietismus zu seyn, weil er gegen die groben Auswüchse einer sich fälschlich zu den Pietisten rechnenden Partei eiferte.

Der Ruhm seiner großen Gelehrsamkeit verbreitete sich allenthalben, so daß man im Vaterland daran dachte, ihn zurückzurufen. Der unterdessen zur Regierung gekommene Herzog Eberhard Ludwig berief ihn in seinem vierunddreißigsten Jahr, im J. 1698, als seinen Hofprediger und Beichtvater und zugleich als Consistorialrath und Probst von Herbrechtingen nach Stuttgart. Er war ein von Gott in jeder Hinsicht ausnehmend gesegneter Mann von hoher Statur und edler Gesichtsbildung, in seiner Jugend jungfräulich schön, von außerordentlicher Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit, und konnte sich in deutscher und lateinischer Sprache mit gleicher Zierlichkeit und Geläufigkeit ausdrücken, ein Schmuck des Vaterlands und der Kirche. Ganz besonders zeichnete er sich durch eine edle Freimüthigkeit aus und bewies sich als einen unerschrockenen, mit dem Geist von oben gewappneten Diener Gottes an dem von den Lastern jener Zeit angesteckten Hof des jungen, leichtsinnigen Herzogs. Mit solchem in Gott gestärkten, unerschrockenen Muth redete er gleich bei seiner Antrittspredigt am 13. Aug. 1699 in der Hofkirche zu Stuttgart, indem er über Jer. 17, 16. predigte und dem Herzog zurief: „**serva, princeps, animam tuam,**“ bewahre, großer Fürst, der

Seele theures Pfand, das Gott mit seinem Blut so kostbar hat erworben." Er bat sich zugleich die Gnade aus, frei vor seinen Fürstenstuhl hintreten und ihn demüthigst erinnern zu dürfen, was sein zeitliches und ewiges Wohl befördern könne. Zudem verhehlte er es nicht, „daß einen treuen Propheten ein herzliches Grauen ankommen müsse, der in die jämmerliche Zerrüttung des Hoflebens nach dem gemeinen Schrot mit erleuchteten Augen öfters eingesehen." Wie er hier gepredigt, so that er auch. Er scheute sich nicht, seinem Herzog, dessen Leichtsinn so ernster Warnung bedurfte, oftmals ergreifende Vorstellungen zu machen. Gar Manches lebt davon noch im Munde des Volkes.

So wollte er einmal im Amtsornat dem Herzog wegen einer ärgerlichen Maßregel, die dieser hatte eintreten lassen, seine Bedenken vortragen. Die Wachen, denen der Herzog, dieß ahnend, befehlen ließ, Niemand zu ihm einzulassen, stellten sich, als Hedinger sich von ihnen nicht abweisen ließ, mit gekreuzten Gewehren vor den Eingang. Er aber faßte die Waffen mit sanfter, ruhiger Kraft, drückte sie hinunter, schritt über sie weg und trat vor den Herzog. Dieser zog sich vor ihm von einem Gemach ins andere zurück, bis er endlich stille stand und auf Hedinger's ergreifende, aus Gottes Wort genommene Vorstellungen jene Maßregel außer Wirksamkeit setzte. Ein anderesmal, als der Herzog einer Dame zu lieb an einem Sonntagsmorgen vor dem Gottesdienst ausfahren wollte und von seinem Schloß gerade an der Hofkirche vorüberfuhr, stellte sich ihm Hedinger im amtlichen Ornat in den Weg und erinnerte ihn daran, wie schwer er sich durch ein solches Beispiel von Sonntagsentheiligung an Gott versündige. Vor den Pferden stehend sprach er zu dem finster blickenden Herzog: „Wenn Euer Durchlaucht mit einem Käpplein voll Bluts gedient ist, so fahren Sie nur zu; ich fürchte den Tod nicht!" Der Fürst kehrte, in seinem Gewissen getroffen, um und mußte den um sein Seelenheil eifernden Seelsorger hochachten.

Solche Glaubenskraft und Furchtlosigkeit gebrauchte er aber nicht allein gegen seinen Fürsten und dessen Höflinge, die ihn öfters verspotteten, sondern bei vorkommenden Fällen auch gegen seine Mitconsistorialen. Unter Anderem brachte er so die ersten Thaler zur Erbauung des Stuttgarter Waisenhauses zusammen. Er hielt denselben nämlich einmal bei Besetzung einer Pfarrstelle eine ernstliche Anrede, wie erschrecklich es seyn würde, wenn sie die Thaler, mit welchen der im Uebrigen würdige Candidat ihre Stimmen erkauft habe, für sich behalten wollten. Uebrigens war er ein Mann voll Liebe und wohlthuender Salbung, der sich seiner Gemeinde mit herzlicher Sanftmuth annahm und durch dessen Dienst viele Seelen zu Christo bekehrt wurden. Gegen Andersdenkende, gegen schwache und irrende Brüder verfuhr er aufs Gelindeste.

So wirkte er fünf und ein halb Jahre lang auf seiner wichtigen

Stelle. Er hielt treulich, was er in seiner Antrittspredigt ausgesprochen hatte, „wie es sein einziges Vorhaben sey, seine noch übrige Lebenszeit für die Bekehrung so vieler armer Seelen, für die Ausbreitung der allerheiligsten Lehre Gottes, für die Befestigung seiner seligmachenden Wahrheit und für das Heil der streitenden Kirche treulich zu arbeiten, muthwillens Keinen durch Vorenthaltung der heilsamen Wahrheit zu versäumen und dazu wo möglich den geraden Weg zu gebrauchen. Solche Freudigkeit, Gott und der Kirche zu dienen, werde er sich durch keine Menschenfurcht und Liebe rauben lassen; Ehre und Schande, gute und böse Gerüchte seyen in seinen Augen geringe Reizungen, von dem gelegten Grunde zu weichen." Er ermahnte daher auch hohe und niedrige Glieder seiner Hofgemeinde öffentlich und privatim. Standhafter Muth gegen Hindernisse und Bedrohungen, aber auch tausendfacher Kampf und Bekümmernisse begleiteten jeden wohlbedachten Schritt, den er in der Kraft des Herrn zu treuer Ausrichtung seines Amtes that. Es ist von ihm bezeuget: „mit dringender und bis in den Tod brennender Liebe gegen seinen Fürsten und sein Haus, mit unendlicher Bekümmerniß seiner Seele um den Schaden Josephs, mit unerschrockenem Muth und standhaftem Herzen gegen allen Widerspruch, Hohn und Widerstand der bösen Geister und Menschen in allen Ständen, mit freudigem und nach seiner von Gott besonders empfangenen Gabe verwunderlich-beredtem Aufthun seines Mundes stand er seinem Beruf bis an sein Ende vor." Außerdem wirkte er in großem Segen durch seine vielen Schriften und besonders durch die Herausgabe seines mit Anmerkungen und Erklärungen versehenen N. Testaments.

Von großer Arbeit und rastloser Geistesanstrengung reifte sein Leib früher, als man es ahnen mochte, dem Grab entgegen. Er aber war kaum vierzig Jahre alt und doch der Welt so müde, daß er innigst verlangte, bald zu seinem Jesu aufgenommen zu werden. Am 15. Dez. 1704 erkrankte er an einem heftigen Fieber, wobei ihn sogleich die volle Gewißheit seines baldigen Hingangs durchdrang. Ein halbes Jahr zuvor aber war er schon durch die Schrecknisse des Todes gedemüthigt worden und starb dadurch, ehe er starb. Darum ergoß er sich nun auch in freudige Lobpreisungen Gottes, denn es war für ihn der größte Triumph, sterben zu dürfen, da er Phil. 3, 11. sich zum Ziel gesteckt hatte; es war ihm jetzt, wie er selbst sagt, alle Todesfurcht wie hinweggestrichen, daß er sprach: „Freuet Euch, ihr Christen, die Predigt, daß es die Gerechten gut haben, gilt noch. Diesen Gewinn bringet die Gottseligkeit, daß rechtschaffene Christen sich vor dem Tod nicht fürchten dürfen. Ein Spott! ein Spott aus dem Tod ist worden!" Doch sollte er auch etwas von der Bitterkeit der Anfechtung zu schmecken bekommen. Es machte ihm nämlich zu schaffen, daß er einmal in einer gewissen Sache nicht genug gethan und sich von einer falschen Klugheit habe bethören lassen. Da bekannte er und

wollte es allen Predigern kund gethan wissen, „falsche Klugheit gebe „keine Freudigkeit auf dem Todtenbett; was er in glaubiger Frei„müthigkeit, ohne Menschenfurcht und Eigendünkel je geredet, das „mache ihm jetzt ein freudiges Gewissen; habe er bisher mit einem „Schwert dreingeschlagen, so wolle er, wenn Gott ihn in's Leben zu„rückführen sollte, mit zweien dreinschlagen und sich nichts davon „abhalten lassen, sondern es sogleich auf's Abschaffen ankommen „lassen." Ein andermal sagte er auch, wie dieß A. H. Franke, der mit ihm befreundet war, nachmals seinen Zuhörern in der Neujahrslektion des J. 1721 berichtete: „Er rechne, daß er nur zehn Jahre gelebt habe, nämlich in dem Leben, das aus Gott ist und nach der davon empfundenen Kraft." Bald aber ward er wieder mit einem solchen Strom himmlischer Freudigkeit überschüttet, daß sein Mund voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens ward. Von Zeit zu Zeit ließ er den Kapellmeister Schwarzkopf zu sich bitten, daß er ihm auf der Harfe geistliche Lieder anstimmte und Macht- und Glaubenslieder sang. Als ihm nun dieser einmal das Lied: „Jesu hilf siegen ꝛc." angestimmt hatte, rief er fröhlich aus: „Viktoria! Viktoria! der Sieg ist errungen!" Dann ermahnte er die Seinigen, die er vor sein Bett berief, mit seinem gewohnten Ernst und Feuer, sich immer mehr von dem kaltsinnigen oder lauen, kraft-, lieb- und fruchtlosen Christenthum, gegen das er auch das kernkräftige Lied: „Das was christlich ist ꝛc." (Nro. 392) gedichtet hatte, abzuwenden und Christo in lebendigem Glauben nachzufolgen. Am letzten Tage seines Lebens geschah es, daß sein Freund und College, der Hofprediger Dr. Joh. Friedrich Hochstetter, zu ihm eintrat, als er sich gerade auf der Harfe das Siegeslied: „Mit Fried und Freud" spielen ließ. Dem rief er freudig entgegen: „**Inter jubila moriar**, mit Jubelgesang will ich sterben"; that dann noch ein herzliches, priesterliches Gebet für sein Vaterland, seine Kirche, seinen verirrten Herzog und verschied sofort sanft und stille am Morgen des letzten Weihnachtsfeiertags, der gerade ein Sonntag war, in der Hälfte seiner Jahre, erst vierzig Jahre alt, am 28. Dez. 1704. So ist er im Glauben und Frieden dahin gefahren, und hat mit seinem Tod versiegelt, was er in seinem Leben gezeuget hatte. Hochstetter hielt ihm am 30. Dez. die Leichenpredigt über Phil. 1, 21., die später gedruckt wurde unter dem Titel: „Wahrer Christen hohes Glück in ihrem Leben und Sterben." An seinem Leichensteine auf dem äußersten Kirchhof zu Stuttgart war die von ihm selbst aufgesetzte Grabschrift zu lesen:

Vermodert diese Hütten,
So lebt mein Geist ja noch;
Was könnt ich beßres bitten,
Als Freiheit von dem Joch?
Getrost, ich scheide munter,
Das Beinhaus lacht mich an,
Ich fühl' des Glaubens Zunder,
Zu geh'n die finstre Bahn.

Der Herr ist meine Freude,
Der siegelt meinen Stein,
Dem bleib ich, wann ich scheide
Und faule ganz allein.

Weitere Lebens- und Charakterzüge von ihm vgl. Thl. II. zu Nro. 13. 1. 166. 417. 600. 392. 439.

Er dichtete im Ganzen neunundvierzig Lieder, die theils in seinem Gesangbuch: „Andächtiger Herzensklang in dem innersten Heiligthum Gottes. Stuttg. 1700, 1705 und 1713," theils in seinem „Passionsspiegel. Stuttg. 1702 und 1716" und in seinem „Gesang- und Gebetbuch sammt Lebensregeln. Stuttg. 1700" stehen. Seine Lieder sind, obwohl oft zu blumen- und bilderreich, voll Geist und Feuer, voll heiligen Ernstes und edler Gedanken. Die Grundgedanken, die sie alle wie ein rother Faden durchziehen, sind ein aus der Wiedergeburt quellendes Christenthum, stündliche Wachsamkeit und lauterer Wandel vor Gott, brennende Liebe zu Jesu und vorzüglich ein ihm eigenthümliches Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu seyn.

(Quellen: Christoterpe von A. Knapp. 1836. S. 269—330. — M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien. — Lebenslauf Hedinger's in der dritten Auflage seines „andächtigen Herzensklangs. 1713."

Hiller, Friedrich Conrad, geb. zu Stuttgart im J. 1662. Hier lebte er über dreißig Jahre lang, bei der herzoglichen Kanzlei als sogenannter „Kanzleiadvokat" angestellt. Er war ein frommer Jurist und ein guter Christ dabei, der mitten in den trockenen Berufsgeschäften seine Seele viel mit himmlischen Gedanken ergötzte und „neben Handhabung der weltlichen Rechten auch Christo in seinem Reich begehrte zu dienen und den Lauf des göttlichen Worts und Gottesdienstes zu befördern". Er war verheirathet mit Margaretha geb. Zorer, die ihm am 21. Juni 1687 eine Tochter, Juliane Rosine, gebar; dieselbe wuchs unter der christlichen Erziehung ihrer frommen Eltern zu einer gottseligen Jungfrau heran und wurde mit den Trostsprüchen der h. Schrift und allerlei Liederversen so vertraut, daß ihre Eltern sie oft im Schlaf ganze vollständige Liederverse des kräftigsten Inhalts, z. B. „der am Kreuz ist meine Liebe," singen hörten. Ihr Vater leitete sie so eifrig zum Bibellesen an, daß sie die h. Schrift sammt Luthers Randglossen sechsundfünfzigmal in ihrem Leben durchgelesen hat. Sie verheirathete sich nach dem Tod ihrer Eltern, die sie bis an's Ende kindlich und treulich pflegte, im J. 1732 mit M. Joh. Gottfried Neuhäuser, Pfarrer zu Obertürkheim, und starb als kinderlose Wittwe am 17. Jan. 1787. Noch in ihrem Alter rühmte sie dankbarlich von ihren Eltern: „Sie haben mir den Weg zur Seligkeit so rein und lauter gezeigt, wie ihn die Apostel Christi gehabt und wie er in der Augsburg'schen Confession enthalten ist, und haben mich überhaupt bis zu ihrem Tod zu allem Guten treulich angehalten, denn es ist ihre größte Sorge gewesen, daß ihre Kinder

selig werden möchten." Ein solch treuer, christlich besorgter Vater war also Fr. Conrad Hiller. In seinem Leben war er gar oft und viel krank, und in solchen Umständen suchte er den Herrn und erquickte seine Seele durch die heilige Dichtkunst, für die ihm reiche Gaben anvertraut waren. Im J. 1726 gieng er in einem Alter von vierundsechzig Jahren, seine Frau und Kinder zurücklassend, in seines Herrn Freude zum „schönen Jerusalem".

Im Ganzen dichtete er 172 geistliche Lieder, die er gesammelt herausgab unter dem Titel: „Denkmal der Erkenntniß, Liebe und Lob Gottes in neuen geistlichen Liedern, auch Arien und Cantaten nach Anleitung des Catechismus Lutheri, inngleichen Sonn-, Fest- und Feiertäglicher Kirchentexte mit musikalischer Composition und Sinnbildern dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und h. Geist zu Lob, Preis und Ehren aufgerichtet von Fr. Conr. Hiller. Stuttg. 1711." Den einzelnen Liedern sind die Noten vorangedruckt; die Compositionen, meist arienmäßige Weisen, sind von dem damaligen Kapellmeister und Stiftsorganisten Johann Georg Störl, der in demselben Jahr auch das Choralbuch zu Hedinger's Gesangbuch herausgab. In der Vorrede, die unter dem 13. Mai 1711 geschrieben ist, sagt Hiller: „Da ich bei einigen Jahren her meinen ordentlichen Berufsgeschäften Unpäßlichkeit halber öfters nicht abwarten können, wollte ich die edle Zeit nicht vergeblich hinstreichen lassen, sondern vielmehr mich durch ein solches Geschäft in meinem Christenthum erbauen." In der Zuschrift, die er seinem Werke voranstellt, heißt es: „Meinem Blutbräutigam Jesu Christo, wahren Gottes- und Mariensohn, dem einigen Heiland der Welt, übergibt diese Arbeit mit der Zuschrift:

Ich lege Dir
In Demuth für,
Was du mir hast zuvor gegeben,
Und bitte dich:
Herr! laß doch mich
Nach deinem Rath und Willen leben —

der durch Gottes Blut von Sünde, Tod, Teufel und Höll erlöste F. C. Hiller."

Ehrenreich Weißmann, damaliger Stiftsprediger und Consistorialrath in Stuttgart, später Prälat in Maulbronn, sein durch Frömmigkeit und gleiche Liebe zu Christo mit ihm verbundener Gönner und Freund, der Vater des frommen Christian Eberhard Weißmann zu Tübingen, leitete dieses Liederwerk Hillers unterm 8. Juni 1711 mit einem Vorwort ein, worinn er über seinen Herzensfreund folgendes Zeugniß ablegt: „Den frommen und Christo treu gelehrten Juristen haben wir beizuzählen den **Autorem** dieses Buchs, **Juris Consultum** und bei Hochfürstl. Würt. Kanzlei lang und wohlmeritirten **Advocatum ordinarium**, als welcher, was er etwa für **horas subscisivas** seinen politischen Berufsgeschäften abbrechen

können oder wo ihn Gottes Hand auf's Krankenbett darniedergeleget und ihm Anlaß gegeben, seine betrübte Seele mit himmlischen Gedanken zu ergötzen, die meiste Zeit dahin gewandt, die Wahrheit der christlichen Religion auf katechetische Manier zu untersuchen und die ganze Connexion des evangelischen Glaubensbekenntnisses in schönen, holdseligen Liedern und Gedichten vorzustellen." Dazu setzt er dann gar wahr und lieblich hinzu: „Ein frommer Jurist und Rechtsgelehrter im weltlichen Reich des Kaisers ist wohl ein Prophet, Priester, Engel und Heiland zu nennen."

Unter Hiller's Liedern finden sich manche Kernlieder, die sich schnell den Eingang in die Würt. Kirchengesangbücher zu verschaffen wußten und beim Volke sich bald einbürgerten. Noch zu seinen Lebzeiten wurden mehrere seiner Lieder, besonders Nro. 629: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine" in das für die Hofkirche angeordnete Gesangbuch vom J. 1725 aufgenommen und das im J. 1741 eingeführte Würt. Landesgesangbuch enthält sodann bereits deren mehrere. Er selbst gibt sie für nichts, als für „schlechte, einfältige Catechismuslieder" aus.

Seine Vettern waren der Professor der Theologie und orientalischen Sprachen, Matthäus Hiller zu Tübingen und der Kammerrath Joh. Markus Hiller in Stuttgart.

(Quellen: Fr. Conr. Hiller's Denkmal der Erkenntniß ꝛc. Stuttg. 1711 — und der Lebenslauf seiner Tochter nach handschriftlichen Nachrichten im Christenboten. 1845. Nro. 23.)

Wieland, M. Johann Martin, geb. in Biberach ums J. 1685, aus demselben Geschlechte der oberschwäbischen Reichsstadt, aus dem auch der gepriesene deutsche Dichter Christoph Martin Wieland stammt, der als der Sohn eines Biberacher Predigers im J. 1733 daselbst geboren wurde. Im J. 1705 wurde er in Tübingen, wo er Theologie studierte, Magister, bei welcher Gelegenheit er unter dem Vorsitz des Dr. Reuchlin, welcher seinen bisher bewiesenen christlichen Jugendfleiß herzlich rühmet, eine Dissertation oder gelehrte Abhandlung schrieb und öffentlich vertheidigte, welche nach 1 Petr. 2, 9. „von der Würde der Christen" handelte. Nach vierjähriger Vikariatszeit übertrug ihm im J. 1711 der Oberstwachtmeister der Garde zu Fuß, Johann Ernst Friedrich v. Gaisberg, Herr zu Schaubeck und Kl. Bottwar, die Pfarrstelle zu Kl. Bottwar, anderthalb Stunden von dem Städtchen Marbach am Neckar, dem Geburtsort Schillers, in dem freundlichen, fruchtbaren Bottwar-Thale gelegen. Dieß war seine erste und einzige Stelle, auf der er vierzehn Jahre lang als ein treueifriger Hirte und Prediger wirkte. Mit seinem Gutsherrn, der ein frommer, gottseliger Mann war, stand er in lieblicher Herzensgemeinschaft. Als dieser nun einmal nach seiner Rückreise von Tübingen, wo er sich längere Zeit aufgehalten hätte, diesen seinen bis in den Tod treu gewesenen Pfarrer, der schon seit fünf Jahren kränkelte und dem Tod entgegen-

reiste, das erstemal wieder sah und sprach, so sagte er zu ihm: „Herr Pfarrer, ich und er werden dieser Tage mit einander sterben.“ Und so geschah es. Wieland starb den 22. Merz 1725 an einem Donnerstag; seine Handschrift hört in den Kirchenbüchern schon mit dem 19. Juni 1720 auf, an welchem Tage sein eigenes Kind als letztes von seiner Hand ins Taufbuch eingetragen ist. Der Gutsherr aber starb vierzehn Tag darauf am 5. April in der Osterwoche 1725, gleichfalls an einem Donnerstag. Der Pfarrer Christian Batz von Großbottwar hielt die Leichenpredigt.

(Quellen: M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien. Tübingen. 1725. S. 86 und Anhang S. 38. 1721. S. 341 — und handschriftl. Nachrichten.)

Bengel, Dr. Johann Albrecht, geb. 24. Juni 1687 zu Winnenden, wo sein Vater, Albrecht, der mit einer Urenkelin des Reformators Joh. Brenz verheirathet war, als Diakonus lebte. Er verlor denselben, da er erst sechs Jahre alt war, durch eine ansteckende Krankheit, welche dieser bei einem Krankenbesuche in dem Filial Hertmannsweiler geerbt hatte. Damit verlor der junge Bengel zwar eine Stütze seiner Wohlfahrt, aber nicht des himmlischen Vaters Vorsorge. Ein Freund seines Vaters, Spindler in Stuttgart, nahm ihn zu sich und ließ ihn das dortige Gymnasium besuchen. Schon zu der Zeit, als er seinen Vater verlor, stand er in einem herzlichen, kindlichen Gebetsumgang mit dem Herrn und hatte viele göttliche Rührungen an seiner jungen Seele zu erfahren. In der Stadtkirche zu Winnenden waren mehrere Sprüche aus dem Brief an die Römer angeschrieben; die bereiteten dem Knaben eine ganz besondere Freude. Die Kraft des göttlichen Worts drang dergestalt in sein kindliches Gemüth ein, daß bei ihm ein kindliches Vertrauen zu Gott, ein Ernst im Beten, ein Verlangen nach einem bessern Leben, ein Vergnügen an der h. Schrift und eine heilige Scheue vor dem Bösen entstand. Er zog in diesen jungen Jahren schon das Ernsthafte dem Tändelnden, das Göttliche allem Andern vor; allen geräuschvollen Zerstreuungen abhold, war er gern in der Einsamkeit mit ernsten Gedanken und selbst in seinen Freistunden mit dem heiligen Bibelbuch beschäftigt. Er war eine von den seltenen Seelen, die von Kindheit auf in ihrer Taufgnade bleiben. Frühe schon hatte er aber auch allerlei innerliche Anfechtungen, zwischen die hinein er jedoch, besonders bei seinen ersten Gängen zum h. Abendmahl, von der Leutseligkeit Gottes die innigsten Friedensblicke bekam. Als seine Mutter sich zum zweitenmal mit dem Klosterverwalter Glökler in Maulbronn im J. 1703 verheirathet hatte und er dort von Stuttgart aus öfters Besuche machte, zog ihn der nachmalige Prälat Weißensee, der damals Klosterpräceptor in Maulbronn war, an sich und wirkte heilsam auf ihn ein.

Im Herbst des Jahrs 1703 kam er in das theologische Stift zu Tübingen. Hier hatte er an Dr. Christoph Reuchlin und Andreas

Adam Hochstetter gottselige Lehrer in der Theologie und im lebendigen Christenthum, die ihn nach Spener's und Franke's Grundsätzen unterrichteten. Zugleich war gerade zu der Zeit im Stift unter den ältern Stipendiaten ein ungemeiner Eifer für die Gottseligkeit rege und ein Kreis gottesfürchtiger Jünglinge hatte sich nach dem Vorbild der Studierenden zu Halle und Leipzig zu einem brüderlichen Verein für praktische Schriftkenntniß und lebendiges Christenthum verbunden. Diesen schloß sich der junge Bengel von ganzer Seele an. In dieser Zeit geschah es auch, daß die Zweifel, welche bei Wahrnehmung so vieler Abweichungen unter den verschiedenen Ausgaben der h. Schrift in ihm aufstiegen, ihn gewöhnten, bei seinem Schriftstudium nicht nur fleißig zu beten, sondern auch mit der genauesten Pünktlichkeit auf alle Einzelnheiten des göttlichen Wortes zu merken. So legte er hier schon den Grund zu seinen spätern ausgezeichneten Arbeiten über das N. Testament.

Nachdem er im Herbst 1706 seine Studien vollendet hatte, wurde er zu Anfang des nächsten Jahrs Pfarrverweser in Mezingen unter Urach, im J. 1708 Repetent im Stift zu Tübingen und 1711 bis 1713 Stadtvikar in Stuttgart, als gerade sein Lehrer Dr. Hochstetter Oberhofprediger daselbst war. Den Schlußstein erhielt seine religiöse Jugendbildung durch eine von ihm im Sommer 1713 unternommene gelehrte Reise durch Deutschland, wo er sich namentlich bei A. H. Franke in Halle längere Zeit aufhielt. Von dem Segen, den diese Reise für ihn hatte, schreibt er selbst von Halle aus: „Ich „schätze es für eine große Gnade Gottes, daß ich so viele herrliche, „lebendige Beispiele davon sehen kann, was die Kraft des Herrn aus „den Menschen zu machen vermag. Bis dahin war ich fast nur für „mich allein ein Christ, hier aber lerne ich einsehen, was es um die „Gemeinschaft und die Verbindung der Heiligen ist."

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland im Sept. 1713 wurde er Präceptor unter den Klosterschülern zu Denkendorf und hielt daselbst am 7. Dez. 1713 seine Antrittsrede über das sein ganzes Erziehungs- und Unterrichtsgeschäft in's hellste Licht setzende Thema: **„de certissima ad veram eruditionem perveniendi ratione per studium pietatis**, d. i. über den Fleiß in der Gottseligkeit als das zuverläßigste Hülfsmittel zur Erwerbung ächter Gelehrsamkeit." Dieses Lehramt verwaltete er in Denkendorf achtundzwanzig Jahre lang, von seinem sechsundzwanzigsten bis vierundfünfzigsten Lebensjahr, mit unausgesetztem Fleiß und im größten Segen. Es war ihm so wichtig und theuer, daß er mehrfache Berufungen auf ein theologisches Professorat in Tübingen und im Ausland ablehnte. Er zog in dieser Pflanzschule für den Kirchendienst treffliche Schüler und ächte Pflanzen der Gerechtigkeit heran, denn er suchte die Klosterjugend zur Ehrerbietung gegen heilige Dinge zu gewöhnen und ihnen frühe einen Samen von denjenigen Sachen beizubringen, die ihnen mit der

Zeit beim Kirchendienst am brauchbarsten seyn möchten. Mit seinem Lehramt in Denkendorf war auch ein Predigtamt verbunden, welches er als eine wahre Herzenssache mit entschiedener Vorliebe versah. So gelehrt er schrieb, so einfach und natürlich, fast katechetisch, predigte er, so daß auch Kinder und gemeine Leute ihn ohne Mühe verstehen konnten; sein Endzweck dabei war nicht der Beifall der Menschen, sondern die Ehre Gottes, die Liebe zu Jesu und das Heil der Menschen. Am liebsten trieb er dabei die Grundwahrheiten von Glauben, Liebe und Hoffnung und nahm seine eigenen Herzensbedürfnisse zum Maaßstab dessen, was er in seinen Predigten als Seelennahrung bot. Neben etwa 1200 Briefen, die er des Jahrs als Rathgeber vieler angefochtenen Seelen an Leute von hohen und niedern Ständen, in der Nähe und Ferne, zu schreiben hatte, führte er mit seltener Gelehrsamkeit und tiefen Geistesblicken geschriebene schriftstellerische Arbeiten aus. Man zählt deren dreißig, wovon hauptsächlich von unvergleichlichem, bleibendem Werthe sind seine Schriften über die Kritik des N. Testaments, in denen er es sich zur Aufgabe machte, den reinen, unverfälschten Text des N. Testaments aufzufinden, damit Niemand, wie es ihm als jungem Stipendiaten gegangen war, durch die verschiedenen Lesarten Zweifel bekäme an der Göttlichkeit der Schrift; ferner seine Erklärung des N. Testaments — Gnomon — nach dessen Vollendung er mit freudigem Dank gegen den Herrn die zwei ersten Verse des Lieds: „Höchster Formirer der löblichsten Dinge" (vgl. Würt. Gesangbuch von 1741, Nro. 287) absang; endlich seine Schriften über die Offenbarung Johannis und die biblische Zeitrechnung, wobei er freilich die Zeit des Kommens Jesu genau auf das Jahr hinaus berechnet haben wollte und sich täuschte, da die Zeit und Stunde der Vater sich selbst vorbehalten hat. Doch weckte er dadurch in weiten Kreisen eine Bereitschaft und Sehnsucht auf jenen großen Tag, und lebt deßhalb heute noch im Mund des Volks als ein Prophet.

Im April 1741, als er fühlte, daß seine Kräfte dem Lehrberuf nicht mehr gewachsen seyen, legte er sein Klosterpräceptorat nieder und wurde Prälat zu Herbrechtingen, wo er in stiller Einsamkeit lebte und um so ungestörter dem Predigtamt sich widmen konnte. Er hielt hier so eindringliche Predigten, daß die Leute mit Verwunderung und Freude sprachen: „Solche Predigten haben wir in unserem ganzen Leben noch nie gehört." Auch hielt er vielen begierig gewordenen Seelen Erbauungsstunden über die Offenbarung Johannis, welche er dann unter dem Titel: „sechzig Reden über die Offenbarung," drucken ließ. Sie sind ein Lieblingsbuch der würtembergischen Gemeinschaften geworden. Im J. 1749 wurde er sofort Consistorialrath und Prälat von Alpirsbach, wodurch er aus seiner Einsamkeit heraus zur Leitung der höchsten Angelegenheiten der vaterländischen Kirche berufen ward und seinen Wohnsitz

nach Stuttgart verlegen mußte. In diesem Wirkungskreis that er viel zur geistigen Belebung der äußerlichen Kirchenverfassung; er beklagte oft das vorherrschende weltliche Regiment in der Kirchenverwaltung und hatte den Seufzer allezeit auf dem Herzen: „Ach! daß die Hülfe aus Zion käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete." Neben dem, daß er in der Landschaft und im Consistorium saß, bemühte er sich auch, einer kleinen Privatgemeinde in Stuttgart zu dienen und hielt Erbauungsstunden in seiner Wohnung. Auch bot er Gesunden und Kranken, die nach der evangelischen Wahrheit sich sehnten, aus der reichen Fülle seiner christlichen Erkenntniß und Erfahrung mit der freudigsten Bereitwilligkeit Belehrung, Ermahnung und Trost. Seine äußere Erscheinung schon flößte Ehrfurcht ein und es wird erzählt, wie einst ein Jüngling dadurch erweckt worden sey, daß er ihn mit der Stirne, auf der das Wort „Ewigkeit" zu lesen gewesen sey, unter den Großen des Landes an des Fürsten Tafel sitzen sah.

In demselben Segen wirkte er auch in seiner Familie. Er war nämlich seit dem J. 1714 mit Johanna Regina, Tochter des Landschaftseinnehmers Fr. Seeger, verheirathet, die ihm zwölf Kinder gebar, wovon sechs den Vater überlebten. An ihr hatte er eine Gehülfin, wie er sie suchte, die bereit war, mit ihm im Aufblick zum Herrn Freude und Leid zu theilen. Gegen seine Kinder war er ein weiser, liebevoller Vater und hielt mit ihnen regelmäßige Hausandachten, wobei er besonders Arndt's wahres Christenthum, Franke's Predigten und Dr. Heinr. Müller's Erquickstunden benützte.

Er war sein Lebenlang schwächlich und kränklich, eigentlich schon von Geburt an, denn er wurde jäh getauft. Die letzte Krankheit aber kam über ihn im Oktober 1752. Sein Kranken- und Sterbebett war ein wahrer Ausdruck seines ganzen Lebens. Nicht allzu viel Worte, aber desto mehr Kraft. Es schien, er habe gleichsam Alles zusammengespart auf die letzte Abschiedsstunde. Denn in dieser legte er, obgleich leiblich ganz schwach, bei der Feier des h. Abendmahls, das er mit den Seinigen genoß, mit vielen Worten und großer Kraft sein Glaubensbekenntniß ab, und sprach eine halbe Stunde lang die Beichte und ein herzliches Gebet für Kirche und Vaterland und alle Menschen, so daß die, welche es hörten, es die Tage ihres Lebens nicht vergessen haben. Man sang dabei den zehnten und eilften Vers aus dem Lied: „Wer weiß, wie nahe" (Nro. 590). Er aber bezeugte: „Mein Grund ist das Vertrauen, welches ich in Kraft des h. Geistes auf das Hohepriesterthum Jesu setze, in welchem mir Alles geschenkt ist." Als ihm im letzten Augenblick noch zugerufen wurde: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich, dein bin ich todt und lebendig, mach mich, o Jesu, ewig selig," so zeigte er bei den Worten: „dein bin ich" mit der rechten Hand auf die

Brust, seine Einstimmung damit anzuzeigen und entschlief hierauf still und sanft am 2. Nov. 1752, fünfundsechzig Jahre alt. Dr. Wilh. Gottlieb Tafinger, der Stiftsprediger zu Stuttgart, hat ihm die Leichenpredigt gehalten über Ebr. 7, 24. 25.

Weitere Lebens- und Charakterzüge von ihm vgl. Thl. II. Nro. 13. 40. 141. 144. 307. 395. 590. 28. 349. 629.

Er hat im Ganzen zehn Lieder voll Geistestiefe und Kraft gedichtet.

(Quellen: Dr. J. A. Bengel's Leben von M. J. Chr. F. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar (Bengel's Urenkel). Stuttg. 1832. 2te Aufl.)

Weißensee, Philipp Heinrich, ein Freund Bengel's, wurde geboren im J. 1673 zu Vichberg, wo sein Vater bei fünfzig Jahre lang Pfarrer und zugleich gräflich Limpurg'scher Consistorialrath war. Im J. 1697, nachdem er in Tübingen sein theologisches Studium vollendet und an einigen Orten vikarirt hatte, wurde er Pagenpräceptor zu Stuttgart und im J. 1703 Klosterpräceptor in Maulbronn. In demselben Jahr hatte sich Bengel's Mutter als Wittwe mit dem dortigen Klosterverwalter Glökler verheirathet. Er fand nun an dem jungen Bengel, der als Gymnasist oft zu seinen Eltern nach Maulbronn kam, großes Gefallen und zog ihn mit väterlicher Liebe an sich. Es bildete sich so auch zwischen Beiden ein inniges und herzliches Verhältniß, daß sie auch später noch, besonders vom J. 1716 an, nachdem Bengel gleichfalls Klosterpräceptor in Denkendorf geworden war, durch wöchentlichen Briefwechsel die vertrauteste Freundschaft mit einander pflogen und über Alles, was Amt, Herz und Haus betraf, sich schrieben. Die Würze aller ihrer Unterredungen war die gemeinschaftliche Liebe zu dem gemeinschaftlichen Herrn. In Maulbronn verheirathete er sich mit Maria Dorothea, geb. Schreiber, mit der er in guter und glücklicher Christenehe lebte. Doch kamen auch Drangsale über sie, besonders die Kriegsnoth machte ihnen viel Sorge, so daß er mit seiner schwangern Frau im Mai 1707 bei dem verheerenden Einfall der Franzosen, umschwärmt von beständigem Kriegslärmen und unter allerlei Drangsal, sich nach Hall flüchten mußte. Unterwegs war der Wagen, in dem sie fuhren, zweimal umgestürzt. Das Beten aber, das sie fleißig trieben, rettete sie aus diesen Nöthen (vgl. Nro. 265: „Jesu hilf beten", V. 4).

Das Jahr darauf, im J. 1708, kam Weißensee als Klosterpräceptor nach Blaubeuren, wohin er mitten im Winter mit einem neugebornen Kindlein durch eine vom Feind ausgesaugte Gegend reisen mußte, so daß die Eltern sammt ihrem Kindlein öfters ohne Bett im Stroh und auf der Erde liegen mußten. Sechzehn Jahre lang wirkte er hier als Präceptor und von 1724 an noch vier Jahre als Prälat dieser Klosterschule für die Heranbildung künftiger

Diener am Worte Gottes, welches er denselben tief ins Herz einprägte. Namentlich bildete er hier im J. 1717 und 1718 den fünfzehnjährigen Klosterschüler Friedrich Christoph Oetinger, den bekannten nachmaligen Prälaten von Murrhardt († 1782), in dem er jene unbegränzte Hochachtung vor dem Worte Gottes und der darinn verborgenen Weisheit weckte und bei dem er damals schon den Grund zu jener tiefen mystischen Richtung legte, wodurch er sich später bemerklich machte. Oetinger erzählt nachmals selbst in seiner „Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten", er sey zu Weißensee im J. 1717, da er in's fünfzehnte Jahr gegangen und jener Professor gewesen, in's Kloster nach Blaubeuren gekommen, da seine Mutter ganz eingenommen gewesen sey von der Politesse, Geschicklichkeit und Anmuth im Vortrag Weißensee's. „Weißensee," fährt er weiter fort zu berichten, „war nicht nur daheim in der Naturgeschichte, „sondern er war auch ein tiefer mystischer Theolog, der excellenteste „Poet in Würtemberg, der schönste Redner, der akkurateste Geometer. „Dieser brachte mir ganz neue Ideen bei von der Mystik, von dem „Gebete, auch von Telemachs Zucht durch Mentor, welches französische „Buch er mit uns gar schön traktirte. Bald hernach kam A. H. „Franke nach Blaubeuren. Dieser reformirte dem Weißensee seine „mystischen oder Arnold'schen Ideen und hielt den Alumnen schöne, „eindringliche Reden." Mit welcher Lehrtreue Weißensee sein Amt an den jungen Zöglingen des Predigtamts verrichtete, ist besonders auch daraus zu ersehen, daß er die löbliche Gewohnheit hatte, jeden Alumnus täglich nach dem Abendgebet zu fragen, wie er seinen Tag zugebracht, was für Züge Gottes an sein Herz gekommen, was für Gedanken und Entschließungen er auf die gute Seite lege? Doch Gott wollte auch ihn noch immerfort in die Lehre nehmen. Er hatte in Blaubeuren die schmerzensvolle Prüfung durchzumachen, seine zwei einzigen hoffnungsvollen Söhne durch einen frühzeitigen Tod sich entrissen sehen zu müssen. Er trug aber dieses schwere Geschick mit stiller Ergebung in den Willen des Herrn. Ein einziges Töchterlein bloß blieb ihm noch übrig, mit dem er, als einem neugeborenen Kindlein, in Blaubeuren aufgezogen war — die nachmals berühmt gewordene Dichterin Magdalena Sybilla Riegerin (vgl. unten), welche er nun für seinen Sohn erklärte und deßhalb auch in die Schrift nicht bloß, sondern in die Natur- und Weltgeschichte und in die Ton- und Dichtkunst einführte. Er erlebte die Freude, sie am 31. Aug. 1723 mit dem damaligen Vogt, Emmanuel Rieger in Blaubeuren, trauen und manche glückliche Jahre in der nächsten Nähe ihren und ihres Gatten Umgang genießen zu können.

Im August 1727 jedoch wurde er als Prälat oder Abt von Hirsau in den engern Ausschuß der Landschaft nach Stuttgart berufen. In einem auf seinen Abzug von Blaubeuren gedichteten ruhmvollen Abschiedsgedicht wird er gerühmt als —

„— ein Mann von Glauben und Gewissen,
Von schöner Wissenschaft, von Wahrheit, Treu' und Ehr',
Der stets auf Gottes Ehr', des Nächsten Heil beflissen,
Der sich um Zions Brüch' und Josephs Schaden mehr
Als eignen Nothfall kränket" ꝛc.

Als Prälat von Hirsau, mit welcher Stelle auch der Sitz im Consistorium verbunden war, ordinirte er im J. 1738 in der Klosterkirche zu Hirsau in Gegenwart des Reichsgrafen Heinrich **XXIX.** von Ebersdorf den wohlbekannten **M.** Fr. Christoph Steinhofer, der als Klosterschüler von Blaubeuren seine treue Pflege zu genießen hatte und zuletzt als Dekan in Weinsberg im J. 1761 starb, zum Hofprediger in Ebersdorf. Er war auch einer der ersten, der sich in Würtemberg des Missionswesens und der Heidenbekehrung annahm; er brachte für die Missionäre an der malabarischen Küste in Ostindien viele reichliche Collekten zuwege. Als der gewaltthätige Herzog Carl Alexander von Würtemberg, der in östreichischen Diensten zur katholischen Kirche übergetreten war, im J. 1737 mit dem Umsturz der kirchlichen Verfassung des evangelischen Würtembergs umgieng und mit Hülfe der Jesuiten das Land wieder katholisch machen wollte, so daß man schon von der Uebergabe der Stuttgarter Stiftskirche und der Klöster im Lande an katholische Priester sprach, wurde auf Weißensee die Schmach gelegt, er sey einer von denen, welche sich bereits zum Abfall erboten haben. Das gährende Volk wies mit Fingern auf ihn; er aber litt diese unverdiente Schmach geduldig, und sein treuer Schüler Oetinger, der damals Repetent im Stift zu Tübingen war, lag in derselben Nacht, 13. Merz 1737, da der Herzog so plötzlich und auf so furchtbare Weise sein Leben endete, daß das Volk jetzt noch meint, er sey durch eine böse, geisterhafte Gewalt getödtet worden, auf seinen Knieen mit jungen christlichen Freunden und betete mit besonderem Eifer und unwiderstehlicher Gewalt zum Herrn um Erlösung von der drohenden Noth des Vaterlands, bis er mit der Gewißheit der Erhörung im Herzen gegen zwei Uhr um Mitternacht, zur selben Stunde, da der Herzog starb, aufstehen und rufen konnte: „Nun lasset uns Gott loben und danken, wir sind erhört, Rettung ist da!"

Man scheint aber um jenes Verdachtes willen Weißensee nach dem Tod des Herzogs nicht mehr gern in Stuttgart gesehen zu haben, und versetzte ihn deßhalb im J. 1740 als Probst und Generalsuperintendenten in das Kloster Denkendorf. „Durch Glücksspiel und Menschenhaß" sey er auf diese Stelle gekommen, schreibt seine Tochter, die unterdessen wieder mit ihrem Vater in Stuttgart zusammenleben konnte, wohin ihr Mann im J. 1731 als Amtsvogt befördert worden war. In Denkendorf hatte er noch einige Monate den Genuß, mit seinem lieben Bengel, der dort noch Klosterpräceptor war, als dessen Vorgesetzter und Mitarbeiter zusammen zu seyn, bis Bengel im J. 1741 als Prälat nach Herbrechtingen kam. Er verlebte nun

vollends seinen Lebensabend in stiller Gottesruhe, und der Herr sättigte ihn mit langem Leben und zeigte ihm sein Heil. Seine Frau, mit der er allezeit in guter, friedevoller Ehe gelebt und die mit ihm grau geworden, gieng ihm zuerst in die Ewigkeit voran. Siebenundsechzig Jahre alt zog er nach Denkendorf, und vierundneunzig Jahre alt zog er von da heim in die ewige Gottesstadt. Er starb am 6. Januar 1767 als der ehrwürdige Vater und Senior der evangelischen Kirche Würtembergs und liegt in der Denkendorfer Klosterkirche neben seiner Frau begraben.

Er hat das Büchlein des Thomas a Kempen von der Nachfolge Christi nach der ihm inwohnenden vortrefflichen Gabe in der geistlichen Poesie in deutsche Verse gebracht, das aber wenigstens im Jahr 1718, wo er es schon vollendet hatte, noch nicht im Druck erschienen war. Seine Lieder finden wir in des würtembergischen Hofkaplans Grammlich († 1728) „Betrachtungen", und in Samuel Urlsperger's, frühern Hofpredigers in Stuttgart und spätern Predigers in Augsburg († 1772), „Unterricht für Kranke und Sterbende. Stuttg. 1723." Im erstern Buche ist Nro. 3. 9. 10. 11. 13. 14 und in letzterem Nro. 7 von ihm gedichtet.

(Quellen: Anhang der zweiten Sammlung der geistlichen und moralischen Gedichte von Magd. Syb. Riegerin. 1746. — Oetinger's Selbstbiographie, herausgegeben von Dr. Julius Hamberger. Stuttgart, 1845. — Pregizer's gottgeheiligte Poesien. 1718. Vorrede. — 1727. S. 280—285.)

Frommann, Dr. Johann Ulrich, in Bengel's Jugendjahren Prediger in Tübingen, wo er am 28. Nov. 1669 geboren wurde. Sein Vater war Dr. und Professor der Rechte, Joh. Andreas Frommann, ein Mann voll Rechtes, der Gott und sein heiliges Wort herzlich geliebt, ernsthaft und doch dabei sehr liebreich gewesen und am 7. Febr. 1690 starb. Seine Mutter war Anna Tabitha, die Tochter des Dr. und Professors der Philosophie, Johann Ulrich Pregizer in Tübingen, von dem er auch seinen Taufnamen erhielt. Er hatte noch drei Geschwister, Johann Christian, Expeditions- und Kirchenrath, der vier Jahre als Geißel für das Vaterland in Straßburg festgehalten wurde, Johann Andreas, Prof. jur. und später Geheimerath und Visitator der Universität († 1730), und Maria Barbara, verheirathet an Dr. Mich. Graß, Dr. und Prof. der Rechte in Tübingen († 1732). Zwischen diesen vier Geschwistern war allezeit die festeste Vereinigung und Verbindung in herzlicher und aufrichtiger Liebe, so daß man von ihnen sagen konnte, was Psalm 133 steht. Nachdem Johann Ulrich, der mittlere unter seinen Brüdern, im J. 1693 seine Studien in Tübingen vollendet hatte, trat er eine gelehrte Reise an und besuchte auch noch andere Universitäten, wie Jena, Leipzig, Altdorf. Auf der Leipziger Universität hielt er sich zwei Jahre lang auf und schloß sich besonders an Rechenberg und Joh. Olearius an. Dann durchreiste er noch mit seinem Bruder, Jo-

hann Andreas, Norddeutschland und suchte namentlich auch Spener in Berlin, und Franke und Breithaupt in Halle auf.

Nach seiner Rückkehr im Merz 1698 wurde er Diakonus zu Böblingen und in demselben Jahr noch in gleicher Eigenschaft nach Tübingen befördert. Nachdem er dieses Amt in großem Segen dreizehn Jahre lang verwaltet hatte, wurde er im J. 1711 außerordentlicher und vierter Professor der Theologie, Abendprediger und Superattendent des theologischen Seminars zu Tübingen, bei welcher Gelegenheit er eine Disputation »**de stultitia Atheismi**« hielt. Am 24. Mai 1698 hatte er sich mit Justina Dorothea, Tochter des Klosterverwalters Johann Isaak Andler zu Bebenhausen, verheirathet. Aus diesem glücklichen, in Gott gesegneten Ehebund entsproßen ihm zwei Söhne, Johann Andreas und Johann Ulrich, welch letzterer in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Consistorialrath in Stuttgart neben Tafinger war.

Als im Monat Juli des Jahrs 1715, wenige Monate vor seinem frühen Tode, einige seiner Verwandten, die bei ihm auf Besuch waren, sich verabschiedeten und ebendamals die Pauperes (Currentschüler) vor seinem Haus das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," sangen, berief er alle acht Knaben in sein Haus und ließ sie in Gegenwart der scheidenden Freunde dieß Lied ganz aussingen, indem er sprach: „Wer weiß, ob wir Alle wieder gesund und lebendig in dieser Zeitlichkeit zusammenkommen?" Am Sonntag darauf, Morgens früh, redete er auch mit seiner geliebten Ehefrau von neuen herannahenden Trübsalen sehr bedenklich und bezeugte sein Verlangen nach der seligen Himmelsruh. Am 17. Nov. desselben Jahres 1715 nun, **Dom. 22 p. Trinitatis**, hielt er in anscheinend bester Gesundheit und Körperkraft in der Georgenkirche die Abendpredigt, die vom wahren Christenthum handelte. Da bekam er plötzlich in der Mitte der Predigt eine gebrochene Stimme. Er selbst, solches an sich spürend, sagte: „Unser Zustand leidet es nicht, die Predigt länger auszuführen," und schloß mit dem bekannten Liede: „O Gott, du höchster Gnadenhort" (Nro. 124 im W. Gesangb. von 1741). Weil aber noch einige Personalien abzulesen waren, die er selbst lesen wollte, ehe er von der Kanzel gieng, so faßte er dieselbigen in die Hände und machte den Anfang zu lesen, fieng aber zugleich an, von einem Schlag getroffen auf die linke Seite zu sinken, daß er sich mit der rechten Hand an der Kanzel halten mußte. Darauf liefen mehrere Personen herbei, ihn mit den Armen zu halten und herabzutragen. Unter unbeschreiblichem Jammern der zugegen gewesenen christlichen Gemeinde über ihren so plötzlich dahingefallenen, werthgeschätzten Seelsorger und Prediger wurde er nun ins nächste Haus und von da, Abends sieben Uhr, in seine eigene Wohnung getragen. Die linke Seite war ganz gelähmt.

Da lag er nun auf dem Sterbebett. Nachdem er doch wieder den Gebrauch seiner Stimme erlangt hatte, strömte sein Mund

fort und fort über von glaubigen, kräftigen Worten. Sein Erstes, das er ausrief und immer wiederholte, war sein Wahlspruch: „Des Herrn Wille geschehe!“ Obgleich man ihn bat, er solle seiner schonen und mit vielen Reden sich nicht bemühen, fuhr er dennoch aufs Erbaulichste fort, aus Gottes Wort zu reden und stromweise den guten Schatz seines Herzens auszuschütten, indem er sprach: „Das Wort Gottes sey seiner Seele Nahrung.“ Die Abnahme seiner Kräfte, die er von Tag zu Tag, von Stund zu Stund mehr spürte, nannte er die Predigt, die der Herr ihm nun halte. Oefters rief er aus: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die ihm Gewalt thun, reißen es an sich (Matth. 11.).“ — „O! es ist eine wichtige Sach' ums Sterben,“ sagte er zu seiner Schwester hingewandt. „Das Christenthum ist ein großer Ernst und das Himmelreich muß Gewalt leiden. Ja! sterben ist ein wichtiges Werk!“ Als seine Schmerzen immer heftiger wurden, bekannte er, Jesus sey sein Trost und Licht; gegen seines Erlösers Leiden, der eine Dornenkrone getragen, halten die seinigen doch keinen Vergleich aus. Dabei ergötzte er sich an dem Wahlspruch seines Ahns, des Kanzlers Pregizer: „Der Herr wird es ersehen auf dem Berge.“ Dann ermahnte er noch die Umstehenden, unter denen auch sein älterer Bruder und Dr. Johann Andreas Hochstetter waren, kräftig, bei solch menschlicher Hinfälligkeit ihre Ruhe und ihr Heil allein im Herrn zu suchen, zumal da es sonst eine so schwere Sache ums Sterben sey, und nachdem er dann auch ein herzliches Bekenntniß seines lebendigen Glaubens abgelegt und für die Seinigen, so wie für das Wohl seines Vaterlands, laut und eindringlich gebetet hatte, entschlief er am 21. Nov. 1715, erst sechsundvierzig Jahre alt.

Der Kanzler der Universität, Johann Konrad Reuß, hielt ihm eine Gedächtnißrede und Dr. Johann Andreas Hochstetter die Leichenpredigt über Psalm 73, 23—26., woraus er vorstellte „das aufrichtige Christenherz Nathanaels ohne Falsch“ und meldete, Frommann sey ein Exempel eines solchen, den der Herr bei seiner rechten Hand gehalten und geleitet, welcher sein einiges, höchstes Gut allein in seinem lebendigen Gott gesetzt und gesucht und um dessen höchst vergnügende Gemeinschaft und herrlichen Genuß in seinem Leben und Sterben sich bekümmert hat. Die ganze Gemeinde, die in großer Liebe an ihm hieng, betrauerte tief seinen Verlust, und seine Schüler erließen einen dichterischen Nachruf, worinn es unter Anderem über ihn, den sie nur ihren „Cyander“ nannten, so heißt:

Es floß dein sel'ger Mund von Trost und theuren Lehren
Gleich einer Felsenquell mit großem Nutzen aus. —
Du bist nach dem von Gott in dich gelegten Pfund
Uns Allen, kurz gesagt: Calovius im Lesen,
Im Vortrag Seligmann, im Eifer Arndt gewesen.
So schlafe selig denn, Elias unsrer Zeit!

Sein Gedächtniß, als das Gedächtniß eines Gerechten, blieb noch lange im gesegnetsten Andenken in der Gemeinde und auf der Hoch-

schule. Sein Schwager und Gevatter, Georg Konrad Pregizer, Prof. der Theol. und Diakonus in Tübingen, rief noch lange in jedem Jahrgang seiner gottgeheiligten Poesien beim Datum seines Todestags, 21. Nov., das Andenken an ihn seinen Lesern ins Gedächtniß, und pflanzte immer wieder eine frische Dichterblüthe auf sein Grab. So singt er im Jahrgang 1718 von ihm:

„Sein Tugendnam lebt noch, Nathanael stirbt nicht,
Eyander glänzet schon drei Jahr in Gottes Licht.
Wer Jesu auch so treu, wie er, standhaft gewesen,
Der stirbt nicht, wann er stirbt, im Tod wird er genesen."

(Quellen: Programmata exequialia Tubingensia — ein Folianten-fascikel auf der Stuttgarter Staatsbibliothek. — Jöchers Gelehrten-Lexikon. 1750. — M. G. C. Pregizers gottgeheiligte Poesien. 1717. — 1718 ꝛc.)

Tafinger, Dr. Wilhelm Gottlieb, Bengel's Freund und College, wurde am 1. Mai 1691 zu Vaihingen an der Enz geboren, wo sein Vater Vogt war. Er stammte aus einer östreichischen Familie, welche Kaiser Carl V. in den Adelsstand erhoben hatte. Der Urgroßvater, kaiserlicher Rath und östreichischer Landrechner, hatte sich des Evangeliums wegen von Oestreich nach Würtemberg geflüchtet. Schon als einjähriges Kindlein hatte er die Drangsale des Kriegs zu erfahren; seine Eltern flüchteten ihn bei dem Raubeinfall der Franzosen im J. 1692, nachdem sie rein ausgeplündert waren, auf einem Kissen in's freie Feld. Das Jahr darauf wurden ihnen ihre zwei Häuser, die sie in Kirchheim und in Vaihingen besaßen, jenes durch Zufall, dieses durch Feinde eingeäschert. Sie zogen sich nun auf ihr kleines Gut in Kleinglattbach, das ihnen allein noch geblieben war, aber wegen des Kriegs ganz wüst lag, zurück. Von hier aus besuchte der Sohn die eine halbe Stunde entfernte, lateinische Schule zu Vaihingen bis in sein zwölftes Jahr. Dann wurde er durch besondere Fürsprache der Herzogin ins theologische Stift zu Tübingen aufgenommen, und konnte bei seinem großen Fleiß und Lernbegierde schon im achtzehnten Jahr die theologische Prüfung erstehen. Gott hielt in seiner Jugend seine schützende Hand stets über ihm und rettete ihn viermal vom Ertrinken und zweimal bei einem gefährlichen Sturz vom Pferde.

Im J. 1709 wurde er als achtzehnjähriger Jüngling in seiner Vaterstadt Vaihingen als Vikar und von da im J. 1711 als Feldprediger angestellt; als solcher machte er unter der Heerführung des Herzogs Eberhard Ludwig drei Feldzüge mit, wobei er öfters für den erkrankten Reiseprediger des Herzogs vor demselben zu predigen hatte. Nach geschlossenem Frieden erhielt er im J. 1714 das Diakonat Bietigheim, wo er sich am 21. Aug. verheirathete mit Regina Barbara, Tochter des Andreas Adam Hochstetter, welcher als Prof. d. Theol. zu Tübingen Bengel's Lehrer gewesen und kurz zuvor vom Herzog als Consistorialrath und Oberhofprediger in Stuttgart angestellt worden war. Aus dieser Ehe entsprossen ihm

zwei Söhne, Friedrich Wilhelm, der als Professor der Rechte in Tübingen im J. 1777 starb, und Johann Andreas, welcher Professor am Stuttgarter Gymnasium war. Im Jahr 1717 wurde er Diakonus in Tübingen. Zu seinem großen Schmerz starb ihm hier am 7. Merz 1722 sein hoffnungsvolles Söhnlein, Andreas Gottlieb, schnell in der Nacht hinweg, nachdem er gerade des Vormittags über Hiob 7, 3. geprediget und sich so selbst mit den bald aufhörenden und viele ewige Freudentage nach sich ziehenden Leidensnächten unwissend, aber kräftig getröstet hatte. Im Dez. 1727 wurde er zum Reise- und Abendprediger am Hof zu Ludwigsburg ernannt, da er beim Herzog von den Feldzügen her noch in gutem Andenken stand. Am Sonntag Septuagesimä, 25. Jan. 1728, nahm er einen sehr beweglichen Abschied von seiner Gemeinde, wobei er nach 2 Tim. 4, 6. vorstellte, wie die Zeit seines Abscheidens vorhanden sey, er aber dabei nicht nur an seine Amtsveränderung, sondern auch an das Ende seines zeitlichen Lebens als ein sterblicher, hinfälliger, zumalen oftmals schwächlicher Mensch ernstlich zu gedenken habe.

Als der Hof im J. 1734 nach Stuttgart zog, wurde er Hofkaplan neben dem frommen Hofprediger und Prälaten, Johann Oechslin, und zugleich Consistorialrath. Er stieg nun allmählich zu den höchsten Kirchenämtern auf; 1738 wurde er Prälat von Herrenalb, 1742 Generalsuperintendent von Adelberg mit der Aufsicht über das Zucht- und Waisenhaus, 1744 Stiftsprediger an der Hauptkirche zu Stuttgart, in welchem Jahr Joh. Christian Storr Hofkaplan wurde. Im Jahr 1750 erhielt er zugleich mit Bengel und dem Hofprediger Eberhard Ludwig Fischer, mit welchen er im Consistorium saß, die theologische Doktorwürde. Als sich im Okt. 1752 Bengel aufs Sterbebett legte, berief ihn dieser als seinen Beichtvater, wo sodann die Fassung, mit der Bengel starb, einen tiefen Eindruck auf ihn machte, weil derselbe „seinen Wanderbündel so gut in Bereitschaft gehabt hatte". Er hielt ihm auch die Leichenpredigt. Zuvor hatte er Bengel's Forschungen über die Offenbarung Johannis für eine zwanzigjährige, vergebliche Arbeit erklärt; von da an aber hielt er ihn für einen von Gott ganz außerordentlich ausgerüsteten Mann Gottes.

Schon sechs Jahre vor seinem Tode, da er sechzig Jahr alt wurde, dachte er mit Ernst an sein Scheiden und traf eine ausführliche, schriftliche Anordnung, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden solle. Damit der Leichenredner, als welchen er sich seinen Gevatter, Storr, erlesen hatte, gebunden sey, sich aller Lobsprüche zu enthalten, schrieb er ihm nicht nur den Text (Ps. 71, 17. 18.), sondern auch den Auftritt der Predigt (2 Cor. 13, 13.), den Eingang (Ps. 119, 59.), sammt dem Vortrag und der Eintheilung, auch die Personalien sammt dem Schluß von Wort zu Wort vor, und überließ ihm bloß die Ausarbeitung und Nutzanwendung des Textes, welche mit seinem Beispiel

nicht anders erläutert werden sollte, denn daß er so gelehrt, so zu sterben verlangt habe, und die Gemeinde nochmals bitten lasse, daß sie doch die Verheißung, einzugehen in die Ruhe, nicht versäumen und ihrer Keines dahinten bleiben soll. Den Schluß der abzulesenden Personalien setzte er im Wesentlichen so fest: „Der Wohlthaten Gottes „sind viele, so daß sie nicht zu zählen sind. Wie oft Gott mein Gebet „in der Angst erhört, in meiner Schwachheit mich unterstützt, in allen „meinen Aemtern mir beigestanden, in welchen ich Vieles erfahren, die „wichtigsten Veränderungen bei Hof erlebt, auch fünf würtembergischen „Fürsten die Leichenpredigt gehalten und den beiden letzten evange„lischen Fürsten (— er schrieb dieß unter der Regierung des katholischen „Herzog Carl —) die Augen zugedrückt habe, soll ich insonderheit „nicht vergessen, und wofern etwas Gutes dabei geschehen, nicht mir, „sondern dem Namen Gottes alle Ehre geben und alle meine Ver„säumnisse, auch alle meine Fehler demüthig vor Gott abbitten, als „ich hiemit thue mit geängstetem und zerschlagenem Herzen und mit „gläubiger Zuversicht, es werde von meiner Zuhörer Blut Keines von „meiner Hand gefordert werden, weil ich das Blut Jesu vor seinen „Richterstuhl bringen will. — Wer einen Fehler an mir gesehen, der, „bitte ich, möchte desselben mit Mitleiden gedenken, das Uebel verab„scheuen und mit mir einen ernstlichen Vorsatz zur Buße fassen, und „wer etwas Gutes an mir wahrgenommen, möchte Gott darüber die „Ehre geben und um Bewahrung eines unverletzten Gewissens auf die „Stunde des Todes herzlich beten. — Meine Hinterlassenen befehle „ich dem Troste Gottes an und segne sie durch Jesum Christum noch„mals; meiner gnädigsten Landesherrschaft, der Kirche, dem Vater„land ꝛc. ꝛc., Freunden und Feinden, wenn ich deren haben sollte, „wünsche ich Gutes und flehe Gott an, daß er noch aus meiner Leiche „einen Segen erwachsen lasse, einen tiefen Eindruck von Tod und „Ewigkeit zum ewigen Seelenheil schenken, Alles, was sich ziehen „läßt, zu sich ziehen und Alle erretten, Alle hier zeitlich segnen und „dort ewig selig machen wolle."

Er starb am 23. Juli 1757, und Joh. Christian Storr, der zwei Jahre später sein Nachfolger als Stiftsprediger und Prälat wurde, hielt ihm wirklich, wie er es festgesetzt, die Leichenpredigt.

Er besorgte in Verbindung mit Spezial Joh. Christoph Bilhuber in Urach († 1762), Hofprediger Dr. Fischer und Präzeptor Hammer am Gymnasium in Stuttgart das im J. 1741 erschienene würtembergische Landesgesangbuch, wodurch er stets in Würtemberg in gesegnetem Andenken bleiben wird. In diesem finden sich einige seiner Lieder, z. B. „Zum Leben führt ein schmaler Weg" — „Gott ist ein Gott der Liebe" — „Jesu, als du erstlich kamest" — „Der Mensch lag tief in Sündennoth." —

(Quellen: Der Christenbote. Jahrg. 1833. Nro. 18 — nach handschriftlichen Nachrichten. — M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien.)

Fischer, Dr. Eberhard Ludwig, wurde geboren zu Großheppach im Remsthale am 6. Aug. 1695, wo sein Vater Pfarrer war, und später auch seine Schwester, die Mutter des bekannten Oberamtmann Huber (vgl. unt. Per. V.), als Pfarrerin lebte. Er studierte zu Tübingen und wurde dort im J. 1716 Magister. Als Repetent des theologischen Seminars rief er im J. 1723 in einem gereimten Neujahrswunsch den Stipendiaten zu:

— — „Der, den Ihr kennt und wißt,
„Und den Ihr andern auch kräftig predigen müßt,
„Ist Christus an dem Kreuz, der Grundstein unsres Lebens;
„Wer nicht auf diesen baut, der baut und lernt vergebens."

Im J. 1727 wurde er Pfarrer in Zavelstein bei Teinach im Schwarzwald, wo er am 6. p. Trinitatis seine Antrittspredigt über Röm. 15, 29—33. mit vieler Erbauung hielt. Von hier aus wurde er im J. 1732 als Professor der Poesie an das Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er zugleich Mittwochsprediger war. Im schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen heißt es von ihm: „Fischer hat sich in Tübingen vor Allen, besonders wegen seiner „Stärke in der Philologie und in den schönen Wissenschaften, hervorgethan, und hätte, wie seine Zeitgenossen sagten, darinn den Ton „angeben können. Am Gymnasium machten er und G. C. Rieger „(welcher von 1721—1733 Professor an demselben war) den „guten Geschmack wieder aufleben und hatte besonders die Dichtkunst „als eines seiner Pensen einen großen Gönner und Beschützer an ihm. „Dieser Mann wäre in jedem Fach groß geworden." Im J. 1742 wurde er an Rieger's Stelle Stadtpfarrer bei St. Leonhard, 1743 nach Rieger's Tod, im April des genannten Jahrs, an dessen Stelle Stadtspezial an der Hospitalkirche und 1744 Oberhofprediger und Consistorialrath, was er bis an sein Ende blieb. Als solcher verheirathete er seine Tochter an den Hauptmann Phil. Friedrich v. Rieger, den Sohn seines ehrwürdigen Collegen G. C. Rieger, welcher in den Jahren 1758—1762 als Oberst der allmächtige Günstling des Herzogs Carl war, von diesem aber dann so schnöd behandelt und gefangen gesetzt wurde (vgl. unt.). Neben seiner Oberhofpredigerstelle erhielt er 1746 die Abtei Hirsau, 1748 die Stelle eines Beichtvaters bei der regierenden Herzogin, der evangelischen Prinzessin Elisabethe Sophie Friederike von Brandenburg-Kulmbach, mit welcher der Herzog im genannten Jahr sich vermählte, die aber im J. 1755 das Land wieder verließ, um bei des Herzogs ausschweifendem Leben den vielfachen Mißhandlungen zu entgehen, denen sie ausgesetzt war. Zuvor machte er im J. 1753 die Reise des Herzogs mit seiner Gemahlin nach Italien mit, wovon er eine sehr anziehende Beschreibung verfaßt hat. Im J. 1750 erhielt er mit Bengel und Tafinger die theologische Doktorwürde, wurde 1752 Mitglied des größern landständischen Ausschusses und 1757 endlich Mitglied des

engern Ausschusses, wo er sodann die Abtei Hirsau mit der Abtei und Generalsuperintendenz Adelberg vertauschte.

Von dieser Zeit an begann nun für ihn eine wichtige politische Laufbahn. Der Ausschuß hatte damals sammt der ganzen Landschaft mit dem Herzog, der sich alle mögliche Uebergriffe in die Gerechtsame der Landschaft erlaubte und das alte gute Recht seines Volkes mit Füßen trat, gewaltige Kämpfe. Besonders, nachdem der rechtschaffene, freimüthige Landschaftsconsulent, Joh. Jak. v. Moser, im J. 1759 der Landschaft entrissen und auf die Festung Hohentwiel gesetzt war (vgl. unten), scheute sich der Herzog nicht mehr, offen auszusprechen, daß die Verfassung nichts mehr tauge, daß die alten Gerechtsamen bloß dem Unglück oder der Schwachheit der Fürsten abgezwungen seyen, also nichts gelten und nur noch der Wille des Fürsten „tiefniedrigst zu verehren" sey. Der schamlose Diensthandel, den der Kirchenrathsdirektor Wittleder trieb, die gewaltsamen Aushebungen zum Militärdienst, die Erpressungen, die Frohnen, der Wildschaden, erdrückten fast das Land. Da deckte der im September des Jahrs 1763 einberufene Landtag alle Greuel der bisherigen Regierungsweise auf statt dem Herzog, wie er es haben wollte, Geld zu verwilligen. Nachdem nun der Herzog die Hauptsprecher „strafwürdige Verbrecher" gescholten und den Landtag aufgelöst hatte, bevollmächtigte dieser den engern Ausschuß, alle Mittel zur Wahrung der Verfassung zu ergreifen. Hier lenkte und beherrschte nun Fischer alle Schritte des Ausschusses als ein Mann von Geist und Gewandtheit und voll Entrüstung gegen den Herzog, weil dieser seinen Schwiegersohn, den Obersten Rieger, so schmählich behandelte. Auf sein Betreiben reichte der Ausschuß am 30. Juli 1764 eine gerichtliche Klage gegen das verfassungswidrige Benehmen des Herzogs beim Reichshofrath ein und wandte sich an die Könige von Großbritannien, Dänemark und Preußen, welche die würtembergische Verfassung garantirt hatten. Auf mehreren Landtagen wurde nun unterhandelt, wobei Fischer manchmal durch seine Klugheit und die Feinheit seines Geistes den Verhandlungen die Richtung zu geben wußte, daß das Vaterland seine Freiheit erhielt. Im Jahr 1770 sah er noch die Früchte seiner Arbeit, indem in diesem Jahr endlich, am 2. Merz, der Erbvergleich zwischen dem Herzog und der Landschaft zu Stand kam, wodurch der Herzog alle ältern Landesverträge bis 1753 sammt allen daraus fließenden Rechten und Freiheiten auch für die Zukunft anerkannte und alle seitherigen Mißbräuche abzustellen versprach. Es ist dieß die **magna charta** Würtembergs, und Fischern hauptsächlich hat sie Würtemberg zu verdanken. Manche freilich wollen es demselben verdenken, daß er ehrgeizig, wie er war, dem engern Ausschuß, welcher bei den Streitigkeiten, die dem Erbvergleich vorangiengen, eine so hohe Bedeutung und selbstständige Stellung erhielt, nun nach geschlossenem Erbvergleich zur Eigenmacht verhalf und seine Alleinherrschaft auf viele Jahre begründete, nament-

lich, daß er und durch ihn der engere Ausschuß sich weigerte, dem allgemeinen Landtag nun Rechenschaft zu geben von der seitherigen Verwendung der Landesgelder, oder der Verwaltung der sogenannten „geheimen Truche," aus der der Staatsprozeß geführt worden war, wie es die Prälaten Reuß von Lorch, Oetinger von Murrhardt, Faber von Alpirsbach und der Abgeordnete Dann von Tübingen beantragt hatten. Er starb jedoch bald darnach, ein Jahr, nachdem sein unglücklicher Schwiegersohn Rieger aus der Verbannung wieder zurückkehren durfte und der Herzog sich mit ihm ausgesöhnt und zum Commandanten von Hohenasperg gemacht hatte, im J. 1773, in einem Alter von siebenundsiebenzig Jahren.

Fischer gab eine von christlichem Ernst und Frömmigkeit zeugende Schrift heraus unter dem Titel: „Sammlung von dreißig geistlichen Betrachtungen über die christliche Lehre der Wahrheit, wie sie ist zur Gottseligkeit. Stuttgart und Ludwigsburg. 1747." In das 1741 in Verbindung mit ihm herausgegebene Würt. Landesgesangbuch wurden vier geistliche Lieder von ihm aufgenommen: „Es ist ein köstlich Ding" und „Herr Jesu der du, selbst", ersteres auf den Confirmationstag, welcher in Würtemberg am 4. April 1723 zum erstenmal gefeiert wurde, letzteres auf den Einsegnungstag eines Predigers gedichtet; sodann noch ein Lied für die Schulvisitation und Schulpredigt: „Liebster Jesu, sieh die Kinder" und ein Erndtelied: „Gott, der du groß von Gnad".

(Quellen: Das Kloster Hirsau von Stadtpfarrer Steck in Murrhardt. 1844. — Mosers schwäbische Merkwürdigkeiten. S. 372. — M. G. C. Pregizer's gottgeheiligte Poesien. 1727. S. 7—13.)

Storr, Dr. Johann Christian, ein Schüler Bengel's, wurde geboren den 3. Juni 1712 in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo sein Vater, Johann Philipp, Prediger war und durch seinen Eifer für die Rechtglaubigkeit, namentlich auch bei dem Handel mit dem schwärmerischen Sporergesellen Rosenbach, sich bemerklich machte. Er verlor zwar frühe seine Eltern, erhielt aber durch Gottes besonders über ihm wachende Vorsehung an seinem Pathen, Bürgermeister Wachs und an dem Kreisrath Wächter in Stuttgart liebevolle Pflegväter. Durch einen besondern Gnadenakt des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg wurde er in seinem vierzehnten Lebensjahr, ob er gleich ein Ausländer war, in das Kloster Denkendorf im Jahr 1726 aufgenommen, wo er an dem dortigen Klosterpräceptor J. A. Bengel einen rechten Lehrer zur Gottseligkeit bekam. Derselbe faßte auch eine besondere väterliche Zuneigung zu dem jungen Storr, die er ihm zeitlebens bewahrte. Nachdem er nun auch noch das theologische Stift in Tübingen besucht und mehrere Jahre lang Vikariatsdienste geleistet hatte, wurde er im J. 1737 Hofmeister im Hause des Regierungspräsidenten v. Gemmingen und 1739 Vikar und

Hofmeister am Hofe der verwittweten Herzogin Johanna Elisabetha, Wittwe des Herzogs Eberhard Ludwig, die, allgemein geschätzt wegen ihrer Frömmigkeit und strengen Tugend, ihren stillen Wittwensitz zu Kirchheim u. T. hatte. Im J. 1743 wurde er Pfarrer in Hirsau und nach Verfluß eines Jahres schon Diakonus an St. Leonhard zu Stuttgart, von wo aus er am 20. Nov. 1744 auf die evangelische Hofkaplanei berufen wurde, auf welcher sechs Jahre zuvor Tafinger gestanden war. In demselben Jahre verehlichte er sich mit Euphrosine Margarethe, geb. Röslin. Aus dieser mit vier Kindern gesegneten Ehe stammt Gottlob Christian Storr, der später als Professor der Theologie in Tübingen den Glauben der Väter und das schriftmäßige Christenthum in Deutschland fast allein noch aufrecht hielt und hierauf bis 1805 als Oberhofprediger und Consistorialrath in Stuttgart im Segen wirkte, und dessen Tochter die erste Frau des gegenwärtigen, um das Zustandekommen des neuesten würtembergischen Landesgesangbuchs und Kirchengebetbuchs besonders verdienten Consistorialraths, Prälaten Dr. Klaiber war.

Das amtliche Wirken seines würdigen Schülers schildert Bengel folgendermaßen: „Er hat geistliche Weisheit und Verstand, einen herz-„haften Eifer um Gottes Ehre und doch eine sanfte Manier, die Herzen „zu gewinnen, eine scharfe Urtheilskraft, bei deren Gebrauch man „kein mühsames Nachdenken, kein Haschen nach Beifall spürt, einen „deutlichen, fließenden Vortrag, ein anständiges, vorsichtiges, liebliches „Benehmen. Er hat bei Hohen und Niedern, bei Fremden und Ein-„heimischen großen Eingang, und der ungemeine Zulauf beweiset, daß „er gegen ihre Gewissen offenbar sey." Im J. 1748 hatte er in einer Predigt gegen die bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Herzogs Carl veranstalteten Lustbarkeiten eines Carnevals oder öffentlichen Maskenballs sehr stark sich ausgesprochen; denn er hielt sich in seinem Gewissen verbunden, gegen diese Lustbarkeit, die manchen Anlaß zur Sünde geben konnte, und in dieser strengen, alt protestantischen Stadt noch ganz neu war, offenes Zeugniß abzulegen, wie er auch in V. 2 seines Lieds: „Es ist etwas" (Nro. 342) gegen die Weltlust zeuget. Seine Predigt machte einen solchen Eindruck, daß Viele, welche es bereits im Sinne hatten, sich Maskenkleider machen zu lassen, dieß unterließen. Der Herzog aber wurde, da er es für einen öffentlichen Angriff auf seine eigene Person und für eine persönliche Beleidigung ansah, darüber so entrüstet, daß er ihm seine Predigt abfordern ließ und von dem Geheimenrath verlangte, Storr müsse von der Hofkaplanei entfernt werden. Der Direktor Bernhard Bilfinger wußte jedoch die drohende Gefahr von ihm abzuwenden und vermittelte die Sache. Er stellte Storr vor, er möchte in Zukunft das Carneval unberührt lassen und sich darauf beschränken, nur das Böse, das Manche dabei thun, zu strafen, hiemit thue er doch auch seinem Gewissen Genüge, und es könne ihm Niemand bei. Storr wollte sich anfangs nicht dazu ver-

stehen und sagte: „Ein Knecht dürfe nicht für die Folgen seyn, wenn er nur des Herrn Willen thue. Er könne nicht versprechen, anders zu handeln; lieber wolle er freiwillig von seiner Stelle abtreten.“ Er gerieth aber dennoch in große Verlegenheit, weil er auf der einen Seite durch sein Schweigen die redlichen Seelen nicht irre machen und auf der andern nicht eigensinnig erscheinen wollte. In dieser Noth wandte er sich an seinen väterlichen Freund Bengel, und legte ihm die ganze Sache in einem Briefe dar, den er mit den Worten schloß: „Ich kann nichts als beten: „„Rath mir nach deinem Herzen, o Jesu, Gottes Sohn““ (Nro. 599, V. 2.).“ Bengel rieth ihm: „Bleiben Sie bei Ihrer Erklärung, daß Ihnen Gottes Wille über Alles gehe, und daß Sie sich nicht vorläufig verbinden können, in allen Fällen zu schweigen, daß Sie übrigens künftig bei allen ins Einzelne gehenden Ermahnungen alle Worte aufs Sorgfältigste überlegen werden. Die besondern Ausdrücke: Carneval, Lusthaus ꝛc. können Sie ja meiden, und doch die Warnung so einrichten, daß Alle, die nicht gerne verstockt sind, die Anwendung selber machen müssen.“

Diesem Rathe folgte Storr und blieb so Hofkaplan, bis er im J. 1757 auf die Stadtpfarrei St. Leonhard befördert wurde. Von 1749—1752 hatte er die Freude, seinen treuen Lehrer Bengel in Stuttgart zu wissen und seinen Umgang gar häufig genießen zu dürfen. Im J. 1759 endlich wurde er Consistorialrath, Prälat von Alpirsbach und Stiftsprediger zu Stuttgart. Obgleich er viel an den Augen litt und auch manche andere körperliche Leiden zu tragen hatte, so war er doch nie müde, im Weinberg des Herrn zu arbeiten. Das Predigen setzte er bis in sein Alter fort, denn es war ihm eine Herzenslust; daneben hielt er auch Privaterbauungsstunden, in welchen theils Kinder, theils Erwachsene noch weitern Unterricht aus der h. Schrift von ihm begehrten. Namentlich aber schrieb er auch viele erbauliche, gottselige Schriften, die jetzt noch unter dem würtembergischen Volk in gesegnetem Gebrauche sind und in gar vielen Familien zur Privatandacht gebraucht werden; besonders zu nennen sind hier seine: „Predigten über die Episteln und feiertäglichen Evangelien. Stuttg. 1750“, sodann sein „christliches Hausbuch“ — sein „Beicht- und Communionbuch“ und die „Handbibel“. Während seiner letzten beschwerlichen und vielfachen Aemter und unter seinem zunehmenden Körperleiden studierte er mit besonderem Eifer und Liebe die prophetischen Bücher des A. Testaments, wovon er bezeugte, daß ihm dieses Studium gar viel zur Ermunterung und Erquickung, und zur Erweiterung und Erhöhung seiner Hoffnungen auf die zukünftige Welt geholfen habe.

Ein Jahr vor seinem Ende nöthigten ihn endlich seine immer heftiger werdenden Brustbeschwerden, das Predigtamt aufzugeben. Dieselben endeten zuletzt mit einer Wassersucht, die ihn zwar drei Wochen lang meistens in ein Schlummern versetzte, aber die Gegen-

wart, Ordnung und Ruhe seines Geistes doch nicht unterbrechen konnte. Sein Sohn, Gottlob Christian, zeugt von den letzten Lebenswochen seines Vaters: „Was er sprach, war zusammenhängend, war „Ausdruck seiner Hingabe an Gottes Willen und bei tiefer Demüthigung vor Gottes Heiligkeit so entfernt von ängstlicher Sorglichkeit, „so voll zuversichtlicher Voraussetzung der Erbarmung Gottes und der „Gnade Jesu Christi, daß sein Tod, wie sein Leben, der überzeugendste „Beweis war, er habe geglaubt, was er gelehrt. Gott sey gelobet für einen solchen Vater!" In solcher Herzensverfassung, in der er selbst in Wahrheit sagen konnte: „Ich dein, o Jesu, und du mein" (Nro. 342), starb er, fast einundsechzig Jahre alt, und ward „entrücket allen Leiden" am 8. Mai 1773. In demselben Jahre gieng auch der Oberhofprediger Fischer heim; dieser für Würtemberg von größter politischer, er aber von größter kirchlicher Bedeutung und ungemeinem Eifer für das Reich Gottes.

Er hat mehrere geistliche Lieder verfaßt, die in seinen erbaulichen Schriften zerstreut erschienen.

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1832. Nro. 21. — J. A. Bengel's Leben und Wirken von M. Joh. Chr. Fr. Burk. Stuttg. 1832. S. 137—142.)

Burk, M. Philipp David, Bengel's Schüler und Tochtermann, wurde geb. 26. Juli 1714 zu Neusen, wo sein Vater, Philipp Jakob, einundvierzigjähriger Präceptor war. Der Vater unterrichtete ihn in den alten Sprachen, und die Mutter, eine gottselige Frau, die Tochter des Spezials J. Ph. Höniger zu Neusen, erzählte ihm frühzeitig die Lebensgeschichten der Erzväter und Apostel, besonders aber Jesu Christi selbst, und lehrte ihn manche schöne und glaubensvolle Gebete, welche später erst wie aus einem langen Schlaf der Vergessenheit in seinem Gemüth aufwachten und ihn in dem einfältigen Glauben, der sich an Jesum hält, ungemein bestärkten. Ein so gut angefangener Unterricht trug seine schöne Früchte; die Fähigkeit des Verstandes, die Biegsamkeit des Willens und die wohlgeordneten Sitten, die sich an dem jungen Knaben zeigten, bewogen seine Eltern, unerachtet ihrer sehr geringen Vermögensumstände, ihn zum Studium der Theologie zu bestimmen. Als eilfjähriger Knabe wurde er am 13. Juni 1726 außer der Ordnung bereits in die Klosterschule Denkendorf aufgenommen, wo er Bengel als Lehrer traf und ganz still und eingezogen lebte; die Klosterschüler, die er hier traf, äußerten ihn immerzu ein wenig, was ihm oft sehr empfindlich wurde, ihn aber vor vielem jugendlichen Muthwillen bewahrte und noch mehr in die Stille gewöhnte, daß er Freude am Wort Gottes und am Arndt'schen wahren Christenthum bekam. Nach wenigen Monaten, am 21. Okt. 1726, wurde er schon in die höhere Klosterschule Maulbronn, und schon an Ostern 1729, noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt, in das theologische Stift zu Tübingen befördert. Er konnte aber erst am 13. Juni in Tübingen aufziehen, da er von einer hitzigen Krankheit befallen wurde,

in der es dem guten Gott gefiel, ihn noch kräftiger zu sich zu ziehen und vorher noch näher zum Dienst am Evangelio vorzubereiten. Namentlich blieb es ihm unvergeßlich, wie sein ehrwürdiger, alter Großvater Höniger ihn, als er wieder in der Genesung war, besuchte und ihm Joh. 5, 14. zu Gemüth führte. Er gieng jedoch die zwei ersten Jahre in Tübingen immer noch so hin, „ohne sich zu etwas Gewissem resolviren zu können;" er wäre zwar immer gern gründlich bekehrt gewesen und sah es ein, daß er sich noch nicht auf dem wahren Weg zum Leben befinde, worüber er auch viele Bestrafungen in seinem Inwendigen hatte, besonders bei gewaltigen Wettern ꝛc. Er gesteht hierüber selbst: „Wenn es auf meinen eigenen Willen angekommen wäre, würde ich gewiß mein Lebtag in meinem erbärmlichen Zustand dahin gegangen seyn." Da verfiel er zu Ende des Jahrs 1730 abermals in eine, und zwar sehr langwierige, Fieberkrankheit, worauf er dann mit vielem Ernst zum eigentlichen Studium der Theologie übertrat. Er versprach nun zwar dem Herrn mit vielen Thränen, sich hinfort seinem Dienste zu widmen; er konnte aber noch kein rechtes Vertrauen zu Jesu fassen und wurde immer wieder in Schrecken gesetzt über seine Sünden. Da entdeckte er seinen Herzenszustand einem frommen, im Christenthum sehr erfahrenen Jugendfreund und Compromotionalen, Joh. Christoph Glöckler, nachmaligem Spezial zu Tübingen († 1768 als neuernannter Prälat von Anhausen). Dieser hieß ihn das 11. Kap. des Hebräerbriefs, vom Glauben, lesen. Das that er — um die Adventszeit 1731 — und da gefiel es Gott, den 16. Vers und den 26. an seiner Seele zu segnen und ihn damit zum Leben, das aus Gott ist, aufzuwecken. Das Wörtlein „darum" in V. 16. diente ihm zu dem Schlusse, daß Gott auch seiner sich nicht schämen werde, sein Gott zu seyn, wenn er nur recht Verlangen trüge nach dem himmlischen Vaterland. Durch die Kraft dieser Worte ward selbigen Abend Alles licht in seiner Seele und er bekam ein solches Vertrauen und Freudigkeit zu Gott, daß er sich nun von allem Andern abgezogen fühlte, und sich allein an Jesum halten lernte. Hierinn half ihm Glöckler treulich weiter und von da an beharrte er auch im herzlichen Gebet und wurde immer ernstlicher bemüht, die Wahrheit zur Gottseligkeit aus Betrachtung des Worts Gottes zu erkennen und mit redlichem Gehorsam zu üben, bis er endlich zu heiterer und froher Erkenntniß des herrlichen Evangelii von Christo Jesu gelangte, in der er dann auch singen konnte:

Ich, ein weggeworf'ner Rebe,
Bin nunmehr in dich versetzt,
Daß ich jetzt des Glaubens lebe,
Und mich keine Noth verletzt.

So war er nun, als die Vikariatszeit im J. 1733 für ihn anbrach, vom Geiste Gottes herangebildet zu einem freudigen, gesegneten Zeugen von der Gnade Gottes, die in Christo Jesu erschienen ist. Auf allen seinen Vikariaten zu Nehren, Neusen, Steinenberg, Wiernsheim, Dürrmenz, Oeschelbronn, Steinheim auf dem Albuch arbeitete

er mit besonderem Fleiß und Eifer an dem Heil der Seelen, und Gott gab auch dazu das Gedeihen, besonders in Wiernsheim. Hierauf wurde er im J. 1738 Bengel's Vikar und Amanuensis zu Denkendorf, so wie Informator seiner Kinder, was er auch blieb, als Bengel im J. 1741 als Prälat nach Herbrechtingen zog. Diesen Aufenthalt bei Bengel hielt er in seinem ganzen Leben für eine von den größten Proben der göttlichen Vorsorge über ihn. Er wurde auch in diesem vierjährigen Aufenthalt in Bengel's Hause mit ihm und seinen Schriften so vertraut, und erwarb sich so sehr dessen Zutrauen, daß ihn dieser sein „anderes Ich" nannte.* Er gab daher auch die Bengel'schen Schriften heraus und schrieb ganz in Bengel's Geist und Manier einen Gnomon über das A. Testament, wie Bengel einen über das Neue geschrieben hatte.

Durch seine Anstellung als Pfarrer zu Bolheim und Diakonus zu Anhausen, im J. 1742, wurde er nun zwar aus Bengel's Haus abgerufen, trat aber bald in noch genauere Bande mit diesem ihm über Alles theuer gewordenen Hause, indem er sich am 23. Juni 1744 mit Bengel's dritter Tochter, Maria Barbara, verheirathete, die ihm in einem sechsundzwanzigjährigen, glücklichen, im Herrn geführten Ehestand vierzehn Kinder gebar. Nachdem er in Bolheim während acht Jahren unter mancherlei Schwierigkeiten, von innen und außen, an Jungen und Alten vielen Nutzen geschafft hatte, kam er im August 1750 auf die Pfarrei Hedelfingen zwischen Eßlingen und Stuttgart. Hier besonders erfuhr er die segnende Hand des Herrn, welcher sein Wort nicht leer wieder zurückkommen, sondern ausrichten ließ, wozu es gesandt war. Sowohl seine öffentlichen Vorträge in der Kirche, deren salbungsreiche Kraft auch viele Fremde herbeizog, als auch seine zahlreich besuchten Hausandachten und sein Privatumgang mit heilsbegierigen Seelen schlugen zu vielem Segen aus. Es gelang ihm auch unter Gottes herzlenkender Gnade, in Hedelfingen viele gute Ordnungen wieder in Gang zu bringen und durch anhaltende Ermahnungen und Lockungen die Gemüther seiner Gemeinde also zu stimmen, daß die sonst gewöhnlichen Tänze bei den Hochzeiten und die Kirchweihunordnungen unterblieben. Dafür blieb aber auch ihm der Haß der Welt nicht erspart; davon zeugt eine Kugel, die ihm ins Kammerfenster geschossen worden war, an dem eisernen Fensterstänglein aber matt wurde und nur die Fensterrahme zersplitterte.

Am 18. Febr. 1758 erhielt er das Dekanat Markgröningen. Auch hier war sein Dienst am Evangelio mit vielem Segen begleitet; besonders aber hatten die Pfarrer seiner Superintendenz ein ganz besonderes Zutrauen und Liebe zu ihm, die er auch selbst auf

---

* Quotidiana hujus quadriennii consuetudine ita sensum percepit meum, ut post decessum quoque meum — — variis de rebus pro me, quasi ἰσοψυχος, respondere possit. — Vorrede zum Gnomon N. Testamenti, §. 25.

allerlei Weise zu erwecken und zu befestigen suchte, allermeist durch die Einführung der sogenannten „Collegialität", indem er es veranstaltete, daß sich die Geistlichen der Markgröninger Diöces und Umgegend jeden Montag nach dem monatlichen Bußtag zu einer Pastoralkonferenz abwechselnd in Pfarrhäusern versammelten, um zur Erweckung collegialischer Liebe gemeinschaftlich zu beten, das Wort Gottes zu betrachten, die gehaltenen Predigten sich mitzutheilen, und sich über allerlei Amtserfahrungen und Dinge, die zum Bau des Reichs Gottes gehörten, zu unterreden. Stets hielt er sich im Umgang mit seinen Pfarrern wahrhaftig als ihren Bruder und Collegen, wie er überhaupt im Verkehr und bei allen seinen Amtsverrichtungen eine heitere und fröhliche Liebe zeigte. Er besaß eine besondere Fertigkeit, jedes Zusammentreffen mit Andern zu einem lieblichen Zeugniß von Christo zu benützen, und wußte namentlich auch mit gemeinen Leuten und Kindern gar herzgewinnend zu reden. Die Kinder, die er kindlich und einfältig unterrichtete, hiengen mit so großer Liebe an ihm, daß sie sich in die Wette beeiferten, ihn zu grüßen, wenn er nur über die Straße gieng, da es denn auch selten ohne gute Erinnerungen an die zarten Herzen der Kleinen abgieng. Die meiste Zeit seines Lebens, was ihm nur immer seine Amtsgeschäfte übrig ließen, verwendete er auf die Betrachtung des Worts Gottes, dessen Verbreitung in wohlfeilen Preisen unter dem Volke er sich überdieß ein Hauptanliegen seyn ließ. Damit seine Seele zu speisen, war seine einzige, wahre Freude, davon lebte er, davon floß sein Mund über, damit waren alle seine Handlungen und Reden tingiret und gewürzet, und das Leben seines Geistes stand ganz und gar in demselbigen. So verwandte er, wovon seine gnomonischen Schriften zunächst über die zwölf kleinen Propheten vom J. 1753 und über die Psalmen vom J. 1760 zeugen, viele gelehrte Studien auf die Auslegung der h. Schrift durch die im Text selbst gegründeten Zergliederungen des Textes, da er sich bemühte, unter Gebet, Aufmerksamkeit und Vergleichung der Worte des Textes selbst unter einander den wahren Sinn zu finden. Er schrieb auch eine wichtige Schrift „von der Rechtfertigung und deren Versicherung im Herzen Gottes, 1757" (zweite Auflage 1763—1765), und gab eine Predigtsammlung unter dem Titel: „Evangelischer Fingerzeig" in 7 Bänden, 1760—1766, sowie Sammlungen zur Pastoraltheologie heraus. Bei alle dem machte er auf den Ruhm eines großen Theologen nie Anspruch, es war ihm viel wichtiger, ein rechter Diener Jesu zu seyn. Er faßte überhaupt sein Herz allezeit in Sanftmuth und Demuth, und gestand es einmal selbst: „menschliche Urtheile über meine geringe Arbeit können mich, wenn sie günstig sind, nicht aufblasen. — Denn es ist Gottes Erbarmung, wenn er mir ein Wort zu seiner Ehre gelingen läßt; so können mich auch menschliche Urtheile, wenn sie widrig sind, nicht niederschlagen, noch beleidigen; denn ich fühle selbst, wo es mir fehlt. Ich habe gar keine Tasche, darein ich

das allergeringste Lob einstecken könnte. Für Scheltworte habe ich eine Tasche, welche deßhalb aufbehalten, damit, wenn mein eigenes Herz was aus mir machen will, ich durch das, was Andere an mir auszusetzen gefunden, dergleichen Gedanken niederschlagen könne. Das Hauptmittel der Demüthigung aber ist die von Gott geschenkte Erkenntniß der eigenen Nichtigkeit und Verderbniß."

So demüthig dachte der Mann, der weit und breit geschätzt war als ein ehrwürdiger Knecht Jesu Christi. Oft, wenn er mit zeitlichen Dingen, Büchern, Geld ꝛc. umgieng, fiel ihm plötzlich nicht scharf, sondern lieblich, ins Gemüth: „Ueber eine Weile gehet dieß nicht mehr an. Mit welch gleichgültigen Augen und freiem Herzen kannst du es ansehen! Was wird es dich rühren, wenn du einmal hinüber bist?" So fühlte er sich oft als einen Hinwegeilenden, wozu auch seine natürlicher Weise schwächliche Leibeshütte half. Dabei gieng es bei ihm durch mancherlei innerliche Uebungen und Läuterungen, Anfechtungen und Demüthigungen. Wie er im Leiblichen nie Vollauf, aber auch nie Mangel hatte, so gieng es in seinem inwendigen Herzenszustand zwar meist trocken, enge, sparsam, kleinlaut, durchs Gedränge durch, und doch fehlte es ihm nicht je und je an guter Gewißheit und getroster Freudigkeit. Er nannte dieß eine mittlere Art der Führung, dabei es Gott immer so ordentlich und mäßiglich mit ihm gehalten, und besang es in einem Lied: „Lebt Jemand so wie ich, so lebt er mäßiglich."

Ohne sein Zuthun wurde ihm im J. 1766 die Stadtpfarrei und Spezialsuperintendentur in Kirchheim u. T. übertragen, wo er zu Anfang des Jahrs 1767 aufzog und in der Nähe seinen Herzensfreund Braftberger, Spezial in Nürtingen, traf. Hier wartete seiner eine große Geschäftslast. Neben der Seelsorge über eine große Anzahl Beichtkinder hatte er auch viele Predigten zu halten, und der Anlauf aus der Diöces währte fast ununterbrochen fort. Dieß war ihm aber nur eine Veranlassung, den ausdrücklichen Entschluß zu fassen, „daß er sich in dem Dienst seines Herrn eben vollends aufzehren wolle." In seinem Tagebuch finden sich hierüber die denkwürdigen Worte: „Seit ich zu Kirchheim bin, hab ich einen anhaltenden sensum „im Gemüth, wider welchen ich mich immer wahre, so gut ich kann, „und kann mich dessen doch nicht gar erwehren. Es heißt immer: „„Du wirst eben unter der Last erliegen und desto bälder sterben."" „Ich bin des Abends so müd, wie ein Taglöhner. Und nie hab ich „ausgeschafft, daß nicht schon auf folgende Täge neue Lasten bestellt „wären. Meine beste Nahrung, die Meditation des Worts Gottes, „wird mir wochenweise abgespannt und entzogen. Ich will mich gerne „aufzehren, wenn nur der innerliche Mensch keinen Schaden leidet. „Ach Herr, erbarme dich! Meine Augen werden schwach. Schlaflose „Nächte stellen sich ein. Selten geht ein Tag vorbei, da ich nicht „die Gebrechlichkeit und den Nachlaß meiner Hütte empfinde. Da

„thut mir jener Trost wohl — daß die wichtigen und geplagten Leiber „aller Glaubigen einmal aus dem Staub und Moder wieder herge„stellet seyn und als umgestaltet dem verklärten Leibe ihres großen „Erlösers ähnlich sehen werden, — und verborgentlich wünsche ich, „nicht eben bald oder spät, nur aber gebührlich reif zur Ewigkeit „zu werden.“ Bei allem Druck und bei aller Schwachheit genoß er doch auch immer wieder der Unterstützung seines gnädigen Herrn, daß er nie ganz müde und verdrossen wurde, sondern sich immer wieder im Aufsehen auf Jesum ermuntern und stärken konnte im Herrn und in der Macht seiner Stärke. Als es ihm einmal gar zu schwer fallen wollte, auch fast über die Erträglichkeit seiner geschwächten Kräfte an den Seelen zu arbeiten, richtete er sich mit den Worten Pauli 2 Tim. 2, 10. wieder auf.

Endlich unterlag er unter der Last, wie er es geahnet. Nachdem er während der dreijährigen Dienstzeit in Kirchheim mehrmals mißlich scheinende Krankheiten auszustehen gehabt, überfiel ihn seine letzte Krankheit mit heftigem Fieberfrost, als er gerade — am 3. Febr. 1770 — über Ebr. 6, 7. 8. mit Zuziehung von V. 4 des Lieds: „Lobe den Herren, den mächtigen“ eine Beichtrede hielt. Es brachen einige Geschwüre in der Brust auf und seine Lunge wurde unbrauchbar. Er aber sah diese seine letzte Krankheit als einen Tiegel an, den der Herr gebrauchte, ihn von Allem loszumachen, was sich nicht auf den lauteren, einfältigen Glauben an Jesum, den Heiland, und den Zugang durch Christum zum Vater gründete. Nichts als dieses — das bekannte er oft — bleibe ihm übrig, nämlich der lautere Halt an die Gnade Gottes in Christo Jesu; was er Andern geprediget und gezeuget, das beweise sich nun als Wahrheit an seinem Herzen. „O! wenn einer auf das Todtenbett kommt“ — so rief er einmal aus — „es wird einem Alles abgestreift, das eigene Wissen, Wirken, Haben, „nichts bleibt einem übrig, als das bloße Erbarmen in Christo. „O, mein Herz möchte mir oft im Leibe zerschmelzen, daß Gott an „einen solchen armen Wurm so gnädig gedenken mag. „„Ein „Würmlein bin ich arm und klein““ — doch Gottlob nicht „„mit „Todesnoth,““ sondern mit Lebenslicht umgeben. O wie wird „mir's seyn“ — setzte er dann mit Thränen hinzu, „wenn ich mei„nen lieben Herrn Jesum, von dem ich so viel geprediget habe, das „erstemal sehen werde: wenn ich in diese Betrachtung komme, so „zerfließt mein Herz wie Wachs: — es werden doch viele Glaubige „seyn, die mich mit Freuden in die ewigen Hütten aufnehmen werden!“ So freute er sich auf sein Ende, von der Furcht vor dem Tode auch unter den größten Demüthigungen nicht angefochten. **„Non timet mortem, qui sperat vitam“** — sagte er deßhalb einmal mit heiterer Miene zu seinem ältesten Sohn, der als Vikar bei ihm war. Während er nun so selbst dem Tode nahe war, kam die Nachricht von dem Absterben seines zweiten Sohns, der in Tübingen die Medicin

studierte. Als die Seinigen, die es lange vor ihm zu verbergen suchten, ihm endlich davon Kunde gaben, antwortete er ganz gefaßt: „Es freut mich besser, daß er mit guter Hoffnung aus dieser Welt gegangen ist, als wenn er kaiserlicher Leibmedikus geworden wäre."

Endlich, nachdem es eine Weile wieder besser mit ihm werden zu wollen schien, während dessen er aber im Willen Gottes ruhend denen, die ihm eine gute Besserung wünschten, häufig erwiederte: „Es wird gehen entweder zum Leben oder zum Leben, wie mein sel. Schwiegervater zu sagen pflegte", kam sein Todestag. Vor Freunden, die ihn noch besuchten, bezeugte er etlichemal: „Ich eile meiner Heimath zu," sagte dann mit vielem Nachdruck sein eigen Lied her: „Der Herr wird mich erlösen von allem, allem Bösen," und ließ sich dann das Lied: „Jesu deine tiefen Wunden" singen und Johannis Kap. 11 und 17. vorlesen. Nach vielen gottseligen Reden, die er that, sagte er am Abend zu einigen seiner Zuhörer, die um sein Bett herstanden: „Wenn ich alle meine Zuhörer beisammen hätte, so wüßte ich ihnen nichts Anderes zu sagen, als: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit Euch Allen. Amen!" Nun, da es Nacht ward, wünschte er noch in aller Stille mit den Seinigen das h. Abendmahl zu feiern. Sein Sohn, der hiezu das Lied: „Komm, mein Herz, aus Jesu Leiden," sprach, reichte es ihm und er sprach in seinem und seiner Frau Namen ein Bekenntniß ihres sündlichen Verderbens, aber auch ihres Danks und Glaubens. Nachdem er dann die Seinen noch ermahnt und seinen Kindern das erbauliche Exempel ihrer Großmutter, Johanna Regina, der Wittwe Bengel's, die an selbigem Abend in Stuttgart begraben wurde, mit den Worten: „Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach," vorgestellt hatte, sagte er: „Es ist genug, ich muß nun ruhen." Er wollte nun auch durch keine Zwischenreden mehr gestört seyn; seine Frau und sein ältester Sohn waren allein bei ihm, so begehrte er's, und nun schlummerte er ganz sanft, noch ehe der zwölfte Stundenschlag das Ende des 22. Merz 1770 anzeigte, ohne alle Zuckungen, hinüber. Sein Wunsch von vielen Jahren her, „daß er nur ohne Geräusch in der Stille heimgehen dürfte," ward ihm gewährt, und Jesu Wort augenscheinlich an ihm erfüllt, daß, der sein Wort halten würde, den Tod nicht sehen sollte. Da im Haus und in der Nachbarschaft Alles in stiller Nachtruhe war, gelang es ihm, ganz in der Stille und von Niemand gestört, in sein rechtes Vaterland einzugehen. Archidiakonus Oſiander hielt ihm am 25. Merz die Leichenpredigt über Joh. 14, 6., welche Stelle er sich schon in Tübingen, da er als Jüngling gefährlich krank lag, in jenem wichtigen Zeitpunkt, als das geistliche Leben in seiner Seele anfing, zum Leichentext erwählt hatte. Magd. Sybilla Riegerin dichtete auf seinen Tod einen Trauergesang: „Nachgeholte Thränen bei dem Grabe eines besonders treuen Freundes." Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 366. 155. 256. 605. 123.

Sein Enkel ist der verdiente Herausgeber des besonders unter den Pietisten Würtembergs vielgelesenen christlichen Volksblattes: „Der Christenbote" und Verfasser einer „evangelischen Pastoraltheologie in Beispielen" — M. J. C. Fr. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar.

Die geistlichen Lieder, die er dichtete, finden sich theils in dem um's J. 1753 zu Eßlingen in 12. erschienenen Schriftchen: „Gnade und Wahrheit in etlichen neuen Liedern auf zerschiedene Weise gepriesen", wo Nro. 5. 7. 8. 9. 12. 13. 15 ihn zum Verfasser haben, theils in seinem „evangelischen Fingerzeig auf den wahren Verstand und heilsamen Gebrauch der gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Feiertägl. Evangelien." 6 Bände. Leipz. 1760—1766.

(Quellen: M. Ph. Dav. Burk's Lebensgeschichte, herausgegeben von M. Joh. Albrecht Burk [seinem ältesten Sohne]. Tübingen 1771.)

Hiller, Philipp Friedrich, wurde geboren am 6. Jan. 1699 in Mühlhausen an der Enz, wo sein Vater, M. Johann Jakob Hiller, Pfarrer war. Seine Mutter, die ihn von Jugend auf zur Gottesfurcht und zum Gebet anhielt, hieß Maria Elisabeth und war die Tochter des M. Daniel Griesinger, Pfarrers zu Großglattbach bei Vaihingen. Da Hiller kaum erst zwei Jahre alt war, verlor er seinen Vater durch den Tod, worauf sich seine Mutter im J. 1706 zum zweitenmal verheirathete mit Bürgermeister Weiß in Vaihingen. In seinem achten Jahre schon kam er bei dem Einfall der Franzosen, die Alles niederbrannten und mordeten, mit seinen Eltern auf der Flucht bis nach Heidenheim, in dieselbe Gegend, in der er zweiundsechzig Jahre später sein Leben beschließen sollte. Diese Flucht mag dem tieffühlenden, zarten Knaben zuerst einen Eindruck von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und von der Pilgerschaft der Christen, worüber er in seinen Liedern so viel Rührendes singt, eingeflößt haben. In seiner Kindheit wurde er auch aus mehreren augenscheinlichen Todesgefahren gerettet; namentlich war er einmal nahe daran, in der Brenz zu ertrinken, worüber er später dem Herrn sang:

— — — dann bin ich fast ersoffen,
Du zogst mich aus dem Tod; ach! mache mich getreu,
Daß ich, wie Moses war, in deinem Hause sey. (Ebr. 2, 5.)

Frühe schon ergiengen an sein weiches, empfängliches Herz allerlei liebliche Gnadenzüge des h. Geistes. Er dankt dafür bei der Herausgabe seines Paradiesgärtleins in der ersten Zueignung Jesu Christo, seinem Herrn und seinem Gott, folgendermaßen:

Ich denke noch der Zeit, da in den kleinsten Jahren
Ich deines Geistes Kraft an meinem Geist erfahren.
Mir träumet noch davon, daß aus der zarten Brust,
Die du beweget hast, vor unbekannter Lust
Ein Thränenbächlein floß, als man mir bei dem Spielen
Vom Himmel vorgesagt. Was da für Thränen fielen,
Die lege, lieber Gott, mir zum Gedächtniß bei,
So weiß ich, daß von mir auch was im Himmel sey! —

Als ich das erstemal zu deinem Tische gieng,
Da weißt du, was mein Herz für einen Funken fieng,
Von deinem Geist entzünd't: ach! lösch ihn noch nicht aus,
Ach! weihe dir mein Herz zu einem Gotteshaus.

Diesen frommen Sinn nahm er als vierzehnjähriger Knabe mit sich in die Klosterschule nach Denkendorf, wo er vom J. 1713 bis 1716 unter der Aufsicht und Geistespflege J. A. Bengel's stand. Der Umgang mit ihm ist ihm zeitlebens ein Same zu himmlischer Frucht geblieben. Bengel's Geist hatte damals schon den entschiedensten Einfluß auf ihn, der berufen war, einmal der Hauptsänger der Bengel'schen Schule zu werden. Als er jedoch im J. 1716 von Bengel weg in die Klosterschule nach Maulbronn kam, ließ er sich, wie er selbst gesteht, „eine Zeitlang in die Schlinge des Satans ziehen; Gott aber habe ihn doch nicht verstockt werden lassen, sondern nach dem Reichthum seiner Barmherzigkeit wieder zu sich bekehrt;" er gerieth durch Verführung leichtsinniger Kameraden auf Abwege, fand aber bald wieder den Rückweg zu Gott. Besonders schön preist er daher später in dem Liede: „Gott, der du Allen gütig" (Nro. 295) die vergebende, ziehende, tragende, rettende Gnade Gottes. Im J. 1719 bezog er das theologische Seminar in Tübingen; gerade als er magistriren sollte, starb sein Stiefvater, dessen Unterstützung er eben jetzt so hochnöthig gehabt hätte; die Vorsorge des himmlischen Vaters half jedoch dem armen Waisen mit Ehren durch.

Nach vollendeten Studien wurde er im J. 1724 zuerst drei Jahre lang Pfarrgehülfe in Brettach, vikarirte dann vom elterlichen Haus aus für die Speziale zu Roßwag und zu Vaihingen, später in Schwaigern, und kam sofort als Informator zu dem Marktvorsteher Müller in Nürnberg, wo er vom J. 1729—1731 verweilte. Hier geschah es, daß er, angeregt durch das schöne Lied: „O Jesu Christ, mein schönstes Licht" (Nro. 349), das P. Gerhard über ein Gebet in Arndt's Paradiesgärtlein gedichtet hatte, alle Gebete des ganzen Arndt'schen Paradiesgärtleins in Lieder brachte und herausgab unter dem gereimten Titel: „Arndt's Paradiesgärtlein vom neuen angelegt, wo der Gewissensdorn die Glaubensrosen trägt. Der erst und ander Theil verfaßt in deutsche Lieder, sowohl zu Gottes Ruhm, als auch zum Dienst der Brüder." Nürnberg bei Rüdinger, 1729, und unter demselben Titel der dritte und vierte Theil im J. 1731. Die Zuschrift ist an die würtembergische Prinzessin Luise Friederike gerichtet, das ganze Werk aber in Reimen Jesu Christo gewidmet, wo es am Schlusse der Widmung heißt:

„Der Reimer dieses Buchs, geliebtester Jesu Christ,
Heißt: der verloren war, und nun gefunden ist."

Die schönsten Gefühle seines jugendlichen Herzens sind darinn entfaltet. In Nürnberg hatte er viele, fast unerträgliche Anfechtungen,

Gott aber ließ ihm seine Erbarmung unter denselben reichlich wiederfahren.

Im Spätjahr 1731 kehrte er nach Haus zurück, wurde noch einmal Vikarius, und zwar zu Hessigheim am Neckar, und hierauf im J. 1732 als Pfarrer in Neckargröningen angestellt. Hier hatte er bei einem geringen Einkommen mancherlei Entbehrungen durchzumachen und namentlich in der nun zum drittenmal erfahrenen Flucht vor den Franzosen eine harte Nothzeit auszustehen; er mußte flüchten, da seine Frau eben in den Umständen ihrer ersten Geburt war. Er hatte sich nämlich bald nach seiner Anstellung mit Maria Regina, jüngster Tochter des Pfarrers M. Joh. Fr. Schickardt zu Hessigheim, verheirathet; mit ihr lebte er in herzlicher Liebe und ungestörtem Frieden, wie er selbst bezeugt: „Ich bat Gott um eine Gehülfin, die ihn liebte und die mich liebte und er hat mir's gewährt." In der Zueignung seines Schatzkästleins nennt er sie „Gehülfin recht nach meinem Herzen", und soll mit ihr, wie sie in der Familie Hiller's es sich jetzt noch erzählen, in siebenunddreißigjähriger Ehe stets von Einem Teller gegessen haben. Im J. 1736 wurde er unvermuthet als Pfarrer nach Mühlhausen, seinem Geburtsort, berufen. Dort hatte er bei den dem Separatismus zugethanen „Herren" (Schultheiß und Gemeinderäthen) des Orts viele Uebung in Liebe und Ernst; er pflegte davon zu sagen, daß sie ihm den Katechismus gut hätten lernen gemacht.

Nach zwölf Jahren, am 11. Juni 1748, wurde er auf die Pfarrei Steinheim bei Heidenheim befördert. Hier hatte ihm Gott ganz besonders den Weg des Kreuzes und der Demüthigung ausersehen. Nicht nur hatte er bei einer sehr zahlreichen Familie von sieben lebenden Kindern mit Armuth und Mangel zu kämpfen, sondern es erkrankte ihm auch seine Frau etlichemal tödtlich. Im dritten Jahr seiner Amtsführung zu Steinheim traf ihn der schwere Schlag, die Stimme zu verlieren, welche früher, und besonders in seinen Klosterjahren, so rein und schön und klangvoll war, daß er beinahe zur Hofmusik gezogen worden wäre. Dieser allen Aerzten unergründliche und durch keinerlei Arzneimittel zu hebende Zufall entstand in einem halben Jahr nach und nach wie eine zunehmende Heiserkeit, bis endlich der Schall der Stimme ganz dahin war und er dadurch zu allen öffentlichen Amtsgeschäften untüchtig wurde. Dieß war ihm ein vieljähriger Kummer und die empfindlichste Presse seines Gemüths, so von seiner lieben Kanzel und von dem kräftigen Wirken in seiner Gemeinde ausgeschlossen zu seyn. Sein Amt behielt er jedoch bei; für den öffentlichen Dienst mußte er aber einen Vikar annehmen. Gerade in dieser Unbrauchbarkeit jedoch machte ihn der weise Gott nicht nur Einer Gemeinde, sondern der ganzen Kirche viel brauchbarer, als zuvor. Er trieb nämlich jetzt das Studium des göttlichen Worts mit doppeltem Ernste, und mit einem David'schen, geängsteten und ge-

beugten, aber doch glaubigen Herzen dichtete er neben Anderem seine zwei „Liederkästlein". Diese Stimme drang durch ganz Würtemberg, tönt noch bis auf den heutigen Tag fort und erschallt selbst an den Gebirgen des Kaukasus, an den Ufern der Weichsel und in den fernsten Wäldern Amerika's. Während seiner verfallenen Stimme sey er, so geht die Sage, oft in seiner Gartenlaube gesessen und habe die Harfe gespielt, deren er sehr kundig war, auch manche Lieder seines Schatzkästleins aus dem Stegreif mit heißerer Stimme dazu gesungen; die Seinigen sollen sie ihm geheim nachgeschrieben und er sie sodann später verbessert und bereinigt der Oeffentlichkeit übergeben haben.

In seiner Gemeinde war er als der stimmlose Pfarrer und als unerschrockener Zeuge wider die Gottlosen allerlei „heimlichen Ränken" ausgesetzt. Er hatte, wie sein Sohn erzählt, viel Schaden, Verdruß, heimliche Tücke, offenbare Widerwärtigkeiten von dem gewaltigen, aber leichtesten Theile der Gemeinde, die er schriftlich und mündlich, öffentlich und besonders mit der Wahrheit Gottes verpflegte, auszustehen. Es hatte die Gemeinde nämlich in ihrer Mitte mehrere harte, übelwollende Glieder, welche die Krankheit ihres Pfarrers ohne Mitleiden beurtheilten und nach allerlei geheimen Umtrieben sich zuletzt an den Spezial in Heidenheim um Entfernung Hiller's wandten. Auf ihrem Wege nach Heidenheim, so geht die Sage, soll nun die in dieser Absicht abgesandte Deputation ein beschriebenes Papier gefunden haben, das ihrem Pfarrer auf einem Spaziergang aus der Tasche gefallen war, dessen Handschrift sie aber nicht kannten; auf diesem Papier sey ein vortreffliches Lied zu lesen gewesen, von dem sie ganz gerührt worden seyen, und so haben sie nicht gesäumt, es dem Herrn Spezial vorzulegen mit der Bitte, daß nicht der stimmlose Hiller, sondern ein solcher Mann, wie der, welcher dieses Lied habe machen können, ihr Pfarrer seyn sollte. Der Spezial habe bald hernach die Bürgerschaft in Steinheim auf dem Rathhaus versammelt, die Beschwerden der einen Partei ruhig angehört und ihnen sodann, nachdem sie noch einmal vorgebracht, einen solchen Pfarrer, der ein solches Lied machen könne, wünschen sie, ihren eigenen Pfarrer als Verfasser des Liedes vorgestellt, worauf sie ihn dann mit Reue und Beschämung, aber auch mit erneuerter Liebe wieder angenommen haben. Solche Feindseligkeiten suchte Hiller stets mit sanftmüthigem Ernste zu beantworten, mehr noch aber mit priesterlicher Fürbitte zu vergelten. Da sein eigenes Verhalten in Wahrheit und Gerechtigkeit war, so achtete er muthig die Gottlosen für nichts, dagegen die geringsten und verachteten Frommen mit aller herzlichen Liebe hoch. Er übte stets die Regel Matth. 10, 16. und wenn Fehler geschahen, so gewann seine Geduld jederzeit, was die Fehler hätten verderben können. Er konnte deßhalb auch in seinem Lied: „Die Beschwerden" (Nro. 337) V. 3 und 4 recht aus Erfahrung singen.

Neben seinen dichterischen Arbeiten war Hiller aber trotz seines Sprachleidens als Lehrer des göttlichen Worts nicht ganz unthätig; er hielt wenigstens Kinderlehren, wobei er Kinder und Erwachsene von Nahem befragte und selbst seine Frau zu Antworten veranlaßte. Ebenso hielt er auch „aus dringender Bekümmerniß für seine Gemeinde", wie er selbst sagt, Sonntags Erbauungsstunden in seinem eigenen Hause, wo er mit einer leiseren Sprache ausreichen konnte. Es soll wahrhaft rührend gewesen seyn, wenn der milde, geduldige Mann als Seelsorger mit einzelnen seiner Beichtkinder sprach, sich anstrengend, ihnen auch aus heiserer Kehle das Lebenswort ins Herz zu rufen. Jetzt noch soll, von dem frommen Hiller vor siebenzig Jahren gesät, ein Same gottseliger Christen in Steinheim seyn.

Eine seiner Töchter, die als verwittwete Pfarrerin Fischer von Unterhausen im J. 1828 zu Urach starb, bezeugt von ihm, „ihr lieber Vater habe in seinem Leben nicht viel geredet, aber desto mehr gethan. Er sey meistentheils auf seinem Studierzimmer gewesen und der Erforschung des göttlichen Worts obgelegen; jedoch habe er, so oft er zu den Seinigen gekommen, stets eine sehr milde, priesterliche Liebe und Freundlichkeit, manchmal auch ein kaum abgetrocknetes Auge mitgebracht, wodurch ihnen seine längere Abwesenheit gar erquicklich ersetzt worden, und es sey wohl zu bemerken gewesen, wie Vieles er insgeheim mit seinem Herrn und Heiland in dieser Welt zu thun gehabt habe; seine Kinder seyen von ihm auf der einen Seite mit fester Grundsätzlichkeit und gehörigem Ernst, auf der andern aber voll überfließender Liebe und Herzlichkeit erzogen worden." Und einer seiner Söhne, der ehemalige Pfarrer zu Eybach (ein anderer wurde Prälat zu Alpirsbach), bezeuget, „die Seinigen haben oft gesehen, wie er sich in Nöthen in dem Herrn gestärkt, und es erfahren, daß er seines Angesichtes Hülfe und sein Gott gewesen; in seinen trostlosen Umständen floß tröstender und köstlicher Unterricht, Ermahnung und Rath aus seinem Munde für sie und Viele in und außer der Gemeinde." Sein Leib war schwach und klein, aber muntere Gottseligkeit herrschte darinn und machte seinen Umgang angenehm, gewürzt und lebhaft. Wenn gleich die viele Medicin nicht zur Wiederherstellung seiner Stimme wirkte, so wurde doch seine schwache Natur und Gesundheit wider alles Vermuthen bis zu einem hohen Alter gestärkt, in welchem er stets grünend und frisch blieb. Zuletzt wurde er aber des Lebens in gutem Frieden satt und in der Welt ein ganzer Fremdling (vgl. Nro. 337, 5.). Rührend ist es, wie er in seinem hohen Alter und unter den Lasten, die ihn drückten, seinen Gott und Erhalter anruft in dem Lied seines Schatzkästleins: „Verwirf mich nicht im Alter" (Nro. 521, besonders V. 7). Er soll jedoch drei Jahre vor seinem Tode unversehens den Gebrauch seiner Stimme wieder erhalten und sie sofort zu freudiger Verkündigung des Worts Gottes noch verwandt haben.

Oefters hatte er, besonders auch in dem Liede: „Herr, meine Leibeshütte“ (Nro. 603), den Wunsch ausgesprochen, ohne langes Krankenlager aufgelöst zu werden und einen ruhigen Heimgang zu haben, was dem durch so langwierige Leiden geübten Mann wohl doppelt erwünscht gewesen seyn mag. Diesen Wunsch erfüllte ihm auch Gott. Nach Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahrs, als er die meisten seiner Kinder versorgt sah, befiel ihn am 24. April 1769 Nachts unvermuthet ein Steckfluß. Dieser lähmte die linke Seite und beraubte ihn der Sprache, so daß er nur noch zu den herbeieilenden Angehörigen sagen konnte, „es sey ihm wehe.“ Sogleich hernach stockte der Athem und er, der in gesunder Zeit so viel vorausgebetet, bedurfte nun auch im entscheidenden Augenblick keines besondern Seufzers mehr, um seinem schon lang gefundenen Gott sterbend in die Arme zu fallen.

Sein Zeitgenosse, der bekannte Prälat **M. M. F. Roos**, giebt ihm das Zeugniß: „Er war ein treuer, begabter Knecht Gottes, der nach der Anweisung Luthers durch Gebet, Betrachtung und Anfechtung ein erleuchteter Gottesgelehrter geworden ist.“ In Demuth aber wies er allen Eigenruhm von sich. In seiner Vorrede zum Paradiesgärtlein äußerte er sich so: „Auf dem Titel der ersten Ausgabe in Nürnberg steht mein Name von einer fremden Feder also: „Von einem durch „das Kreuz Probierten Freund des Heilandes“ (Ph. Fr. Hiller). „Es kommt aber meinem Sinne dieß nicht gleich. Ich heiße kein „Freund, sondern ein Knecht oder ein Gefundener des Heilandes. „Durch Kreuz bin ich, Gottlob! geloffen, und trage noch, aber pro„biert und bewährt kann ich mich nicht nennen. Ich sehe auch nicht „gerne, daß der Anfangsbuchstabe H. an dem Wort Heiland meinen „Namen bedeute. Er und ich sind unendlich ungleich.“

Die zwei Hauptliederwerke Hiller's sind „das Paradiesgärtlein geistlicher Gebeter in Liedern. 1te Aufl. Nürnberg, 1729—1731“ in oblonger Form; 2te Aufl. Tübingen, 1744, in Oktavform, und das „geistliche Liederkästlein“ in zwei Theilen, vom J. 1762 und 1767. Das erste enthält die Erzeugnisse Hiller's im jugendlicheren Alter, Lieder über die Gebete in Arndt's Paradiesgärtlein; das andere die reichen Gnadenerfahrungen des reifen, gealterten Mannes in 732 kurzen Liedern über ausgewählte Bibelsprüche. Der beste Wein wie in Kana, sagt Knapp, und die köstlichste Gabe war Hillern aufs Ende vorbehalten. Außerdem schrieb er auch „das Leben Jesu“ in Versen, eine „poetische Beschreibung des Thaues“ und gereimte „Morgen- und Abendandachten“, sowie eine mit Liedern durchwebte Schrift: „das System der Vorbilder des A. Testaments in sechs Schattenstücken“; auch ein „Beichtbüchlein.“ Neuerdings ist eine vollständige Sammlung aller Lieder Hiller's in Einem Bande, 1079 an der Zahl, erschienen (vgl. unten). Unter dieser großen Masse sind

freilich auch manche matte, als Kirchenlieder weniger taugliche Lieder, manchmal ist es auch ein bloßes Reimen eines Bibelspruchs. Allein diese Lieder tragen das Kennzeichen an sich, daß sie auf den Knieen vor Gott gedichtet sind von einem lautern und einfältigen Bibelchristen; es sind Herzensergüsse eines zu Christo, dem Sohne Gottes, bekehrten Mannes, der da sagen konnte: „Ich glaube, darum rede ich." Hiller war berufen, die Forschungen und Gaben Bengel's der Kirche und dem Volksleben vermittelst der Dichtkunst anzueignen. Jetzt noch wirken seine Lieder unter dem Volke kräftig fort, und der Grund davon ist, wie Knapp treffend sagt, „theils die Bündigkeit, mit „der er den Kern einer biblischen Wahrheit volksmäßig und mit ver„borgener Hoheit in wenige Verse zusammenfaßt, theils die Klar„heit, womit er die Grundgedanken der Schrift darlegt, theils die „keusche Besonnenheit, welche die Schrift und deren Kernsinn nie zu „übertreiben sucht und besonders auch die Liebe zu Gott und Christo „mit geziemender Ehrerbietung und nüchterner Würde verbindet." Durch letzteres namentlich zeichnete er sich vor der tändelnden, süßlichen und überschwänglichen Richtung der jüngern Halle'schen Schule und der Herrnhuter sehr vortheihaft aus.

Ueber das besonders weit verbreitete „Liederkästlein" spricht Knapp folgendes Urtheil aus: „Es weht darinn überall neben der „lautersten Ehrfurcht vor der h. Schrift eine so milde, erbarmende „Liebe und Weitherzigkeit, gepaart mit unüberhörbaren Buß- und „Gewissensstimmen, daß es sich wohl erklären läßt, warum alle „religiösen, so verschiedenen Parteien des evangelischen Würtembergs „diesem Dichter so herzlich zugethan sind und sich im gesegneten Ge„brauch dieses goldenen Kleinods vereinigen. Man findet darinn „einen Reichthum geistlicher Erkenntniß und Erfahrung in der Kraft „salomonischer Körnigkeit und Sprüchwörtlichkeit, und Fingerzeige „und Trost für die seltensten Lagen des Lebens und die geheimsten Be„dürfnisse des Herzens, daß es nicht zu verwundern ist, daß dieses „Buch seit siebenzig Jahren immerfort ohne Zahl als ein Gemeingut „der würtembergischen Christen gedruckt wird und nächst der Bibel „und Arndt's wahrem Christenthum der größte geistliche Segen auf „das altwürtembergische evangelische Volk von diesem Buch ausge„gangen ist und es unter demselben das gesegnetste Ansehen genießt. „Es spiegelt sich auch darinn ganz der eigenthümliche Geist und „Grundton Altwürtembergs ab. Wie theuer es den Altwürtem„bergern ist, zeigt der rührende Vorfall, als vor etwa zwanzig „Jahren eine würtembergische Colonie in Grusien, Madschar bei „Karaß, von einem tscherkessischen Raubzug überfallen und in die „Sklaverei geschleppt wurde. Dazumal, als man die Söhne von den „Vätern, Töchter aus Mutterarmen riß, zerschnitten die glaubigen „Eltern noch in Eile zwei Hiller'sche Schatzkästlein und gaben „ihren weinenden Kindern einzelne Blätter mit, damit sie in der Wüste,

„wohin sie nun pilgerten, noch einen Halt für die Seele und ein „himmlisches Manna hätten."

Prälat M. Magnus Fr. Roos hat in seinem „christlichen Hausbuch" die Hiller'schen Lieder, besonders die aus dem Schatzkästlein, erklärt und Morgen- und Abendandachten darüber geschrieben.

In den Brockhaus'schen Blättern, 1840, S. 1454 wird Hiller nächst Gerhard der größte Kirchendichter, und im achtzehnten Jahrhundert der größte genannt. „Paul Gerhard," äußert sich Knapp in dieser Beziehung, „ist zwar noch vollstimmiger als Hiller, Angelus Silesius übertrifft ihn durch den jugendlichen Frühlingshauch einer unnachahmlichen Gottesfreude und holden Kindlichkeit, Gottfried Arnold durch ein eigenthümliches Geistesfeuer; Hiller aber übertrifft sie durch klare Schriftmäßigkeit und biblische Einfalt, durch seine Vielseitigkeit und gediegene Kürze, durch Entfaltung vieler neutestamentlicher Grundgedanken, worunter das kindliche Lob Gottes, die tiefere Einsicht in das Geheimniß unserer Versöhnung, wie der Leiden, die in Christo sind, und das Warten auf des Herrn Zukunft die Hauptbestandtheile bilden. Kein Dichter hat das göttliche Wort so vielfach besungen, wie Hiller. Darum wirkt er auch im Bund mit diesem Wort so kräftig fort, und sein Gedächtniß wird nicht erlöschen." Unbegreiflich ist es, wie ein Aufsatz in der Hengstenberg'schen evangelischen Kirchenzeitung vom Jahr 1842 das Würt. neue Gesangbuch deßhalb tadeln mochte, daß es so viele Hiller'sche Lieder in sich schließe, und wie es denselben den Charakter als Kirchenlieder absprechen konnte. Hiller ist der geistliche Hauptsänger des evangelischen Altwürtembergs; das geistliche Volkslied in der ächten Volks- und Bibelsprache ist bei ihm zu finden, und damit gerade sind, wenn wir zurückblicken auf die Entstehung des deutschen Kirchenlieds, wenigstens die bessern seiner Lieder auch ächte Kirchenlieder.

Weitere Züge aus Hiller's Leben vgl. Thl. II. Nro. 349. 295. 376. 335. 603.

(Quellen: Christoterpe von A. Knapp. Jahrg. 1842. — Ph. Fr. Hiller's geistliche Lieder zum erstenmal vollständig gesammelt von Carl Chr. Eberh. Ehmann [jetzt Pfarrer in Truchtelfingen], nebst dem Abriß seines Lebens. Reutlingen. 1844. — Christenbote von M. Burk. Jahrg. 1832. Nro. 1. — Die ersten ausführlicheren Nachrichten über sein Leben stehen in Otto Fr. Hörner's Nachrichten von Liederdichtern des Augsburg'schen Gesangbuchs. Schwabach. 2te Aufl. 1775.)

v. Pfeil, Christoph Carl Ludwig, Freund Bengel's, wurde geboren in Tübingen im J. 1712. Sein Vater, der am 25. Mai 1722 starb, war Quirin Heinrich Pfeil, Würt. Rath und Hofgerichtsassessor, auch Bebenhausen'scher Vogt zu Lustnau, seine Mutter Anna Maria, geb. Zeller. Er war im J. 1734 Würt. Gesandter beim Reichstag und später in den vierziger Jahren Würt. wirklicher Regierungsrath und Präsident des Tutelarraths, zuletzt auch preußischer Minister und Gesandter bei dem schwäbischen und fränkischen

Kreise — ein frommer Staatsmann. Er schloß sich aufs innigste an Bengel an, dessen Ideen über die Offenbarung er sich ganz besonders zu eigen machte, so daß er eigentlich der Sänger der apokalyptischen Ideen Bengel's genannt werden kann. Er starb zu Deufstetten bei Crailsheim, wo er auf seinem Gute sich aufhielt, am 14. Febr. 1784. Seine Schwester, Christina Beata, war seit 1737 verheirathet mit W. L. Oetinger, Stadt- und Amtsphysikus in Tuttlingen.

Er dichtete viele geistliche Lieder von eigenthümlicher Art. Sie sind in zwei Hauptwerken enthalten: „Evangelischer Liederpsalter von Chr. C. L. v. Pfeil, herzogl. Würt. wirklicher Regierungsrath und **Praes. consil. Tutelaris.** Stuttg. 1747"; vorangedruckt ist ein Gutachten Bengel's dd. 10. Juni 1747, und „Apokalyptische Lieder von der offenbarten Herrlichkeit und Zukunft des Herrn. Tüb. 1753."

Riegerin, Magdalena Sybilla, Tochter des Prälaten Weißensee (vgl. S. 293), wurde am 29. Dez. 1707 zu Maulbronn geboren, als ihr Vater daselbst noch Klosterpräceptor war. Ihre Pathin war die verwittwete Frau Herzogin Magdalena Sybilla von Würtemberg, die Mutter Eberhard Ludwigs,* von der sie auch ihren Taufnamen erhielt. Von ihrer Kindheit schreibt sie selbst:

„ich sog ein Kopfweh schon an Mutterbrüsten ein
und trat gleich als ein Kind in diesen Leidensorden."

Da sie nämlich noch in Mutterleib war, hatte ihre Mutter großen Schrecken bei dem Raubeinfall der Franzosen durchzumachen; beide Eltern flüchteten, von beständigem Kriegslärm umschwärmt, nach Schwäbisch-Hall, wobei der Wagen zweimal umstürzte. Kaum war sie aber zehn Wochen zur Welt geboren, so mußte sie im Merz 1708 bei dem Aufzug ihres Vaters als Klosterpräceptor zu Blaubeuren eine beschwerliche Reise über die rauhe Alb mitten im tiefsten Schnee mitmachen, während der sie keines Bettleins oder Wiege zu genießen hatte. Diese Umstände mögen wohl der Grund der Kränklichkeit und der außerordentlichen Nerven- und Kopfleiden gewesen seyn, mit denen sie ihr ganzes Leben lang zu kämpfen hatte. Als Kind hatte sie auch einmal die bewahrende Gnade Gottes, die über ihr junges Leben wachte, recht deutlich zu erfahren; sie spielte hinter dem Kloster an dem dort befindlichen Blautopf, der Quelle des Blauflüßchens, und stürzte hinein in das tiefe Wasser; allein Gott rettete sie durch einen Maurer, der gerade auf dem nahen Dach arbeitete und sie alsbald herauszog. Weil ihrem Vater seine zwei hoffnungsvollen Söhne gestorben waren, so erklärte er sie für seinen Sohn, weßhalb er sie auch weiter führte, als es sonst bei Mädchen gewöhnlich ist; er

* Diese, die Tochter Ludwigs VI. von Hessen-Darmstadt, war selbst auch eine geistliche Dichterin. Ihre Lieder im Stuttgarter Gesangbuch oder Hedinger's Herzenklang vom J. 1713 sind: „Ach, treuer Gott, barmherzig's Herz" — „Fahr hin, o Eitelkeit" — „Hallelujah mit Freuden" — „Hier liegt mein Heiland" — „Nun so komme mein Verlangen" — „Was ist doch höher" († 9. Aug. 1712).

machte sie unter den außerordentlichsten Fortschritten nicht allein mit der h. Schrift auf's genauste bekannt, sondern lehrte sie auch Natur- und Weltgeschichte. Sie genoß so sehr seiner Liebe, daß sie fast stets um ihn blieb; unter des Vaters Anleitung sang und spielte sie auf dem Clavier und übte sich in der Dichtkunst. Ihre Körper- und Geisteskräfte entwickelten sich nun schnell, doch verließ sie von ihrer ersten Lebenszeit an das Kopfweh keine Stunde, worüber sie den Herrn mit den Worten pries:

Doch der ist treu und liebevoll,
Er hat es gut mit mir gemeint,
Mir so den Sündenweg verzäunt,
Daß ich der Höll' entrinnen soll;
Dieß sollt' mich von der Welt entfernen,
Nur Demuth und Geduld zu lernen.

Ehe sie noch sechzehn Jahre alt war, am 31. Aug. 1723, verheirathete sie sich mit Emmanuel Rieger, damals Stadt- und Amtsvogt in Blaubeuren. Sie fand an ihm einen frommen Lebensgenossen und gewissenhaften, gegen alle seine Nebenmenschen liebreichen, für Gottes Ehre eifernden Mann; er war der Bruder des theuren Gottesmannes Georg Conrad Rieger, Stadtspezials in Stuttgart, und Sohn Joh. Mich. Rieger's, Gerichtsverwandten in Cannstatt, und hatte ein Jahr lang, auf Empfehlung seines Bruders, die Kost in Weißensee's Haus, wo er dessen geistreiche und sittsame Tochter kennen lernte. Als sie den Ehebund geschlossen hatten, verfaßte er ein Gebet, in dem er Gott darüber so anredete: „In meinem Ehestande lasse mich und meine Ehegattin in deiner Furcht wandeln, lehre uns in deiner Wahrheit, erhalte uns im Glauben und Vertrauen an dich, befestige unsere Herzen in wahrer Liebe, stärke uns in der Hoffnung, stehe uns bei im Kreuz, erhöre unser Gebet, segne unsere Nahrung, und erhalte uns zum ewigen Leben." Bei dieser Sinnesart führten sie auch eine recht glückliche, von Gott mit Frieden gesegnete Ehe, und die mit zärtlicher Liebe an ihrem Vater hängende Tochter durfte so vier Jahre lang noch mit ihrem Vater zusammenleben, bis derselbe im Mai 1727 als Prälat von Hirsau nach Stuttgart berufen wurde.

Im J. 1730 kam sie nach Calw, wo ihr Mann als Rath und Vogt angestellt wurde, und in diesem Jahre war es auch, daß sie anfieng „zu Gottes Preis die Nebenstunden einzurichten und was zu reimen und zu dichten". Die schönen Früchte davon sind „andächtige Sonntagsübungen", die sie als ein herrliches Muster einer Gott und Menschen wohlgefälligen Sonntagsfeier auf jeden Sonn- und Festtag im Kirchenjahr, siebenundsechzig an der Zahl, aufsetzte. Sie sang dieselben am Clavier und bereitete damit ihrem Gatten manche Freude. Zugleich erfreute sie auch, von ihrem Manne aufgemuntert, dem sie ihre Erstlingsversuche gewidmet hatte, ihre Anverwandte und Freunde mit allerlei lieblichen Gelegenheitsgedichten, die sich durch edle Einfachheit im Schriftton auszeichnen.

Schon nach einem Jahr, im J. 1731, erhielt ihr Mann die Amtsvogtei Stuttgart, mit dem Nebenamt eines Rentkammerexpeditionsraths. So war sie nun wieder nach bloß fünfjähriger Trennung mit ihren geliebten Eltern zusammen; neun Jahre lang sollte ihr dieß vergönnt seyn, bis ihr Vater im J. 1740 abermals von ihr getrennt wurde, indem er als Prälat in's Kloster Denkendorf kam. Zuvor ward sie von allerlei Trübsalen heimgesucht, die sie aber mit Geduld und Gott ergebener Fassung trug. Die Nerven- und Kopfleiden wurden in ihrem Ehestand immer heftiger und sie hatte es zu erfahren, daß bei ihr ein gesunder und starker Geist in einem kränklichen und schwächlichen Körper wohnen mußte. Im J. 1737 hatte sie besonders viel durchzumachen an einem lang anhaltenden Magenkrampf, sie dichtete aber darunter ein Gebetslied zu Gott, worinn sie unter Anderem sagt:

„Fahr fort mit deiner Zucht, beug selbsten meinen Rücken,
Damit ich mich recht lern' in deine Wege schicken,
Und mach' mein Herz vor dir geduldig, willig, still,
Bis du den Zweck erreichst, der mein Heil schafft und will.
Heißt aber mich dein Rath, aus Mesech's Hütten fliehen —
Dein Will' ist auch mein Will' — ich werd' ihn gern vollziehen;
Hier bin ich deine Magd, mach's nur durch Jesu Blut
(Dieß einz'ge ding' ich aus) mit meinem Ende gut."

Das Jahr darauf verlor sie am 25. April ihren hoffnungsvollen Sohn, Philipp Conrad, durch den Tod. Auch hier suchte sie in der heiligen Dichtkunst vor Gott Trost und sang ein Lied, das mit den Worten beginnt:

„Nein! nein! verborgner Gott, ich will mich nicht beschweren;
Was du thust, ist und bleibt gut, heilig und gerecht."

und also schließt:

„Ach Vater! laß mir dieß zu Trost und Heil gereichen,
Aus dieser Thränensaat schaff' viele wahre Frucht;
Daß du mein Heil begehrt, sey dieß das Gnadenzeichen,
Das ist das einzige, das meine Seele sucht.
Bereite mich nun selbst auf dieser Kummererde,
Daß ich dir, wie mein Kind, auch so gefällig werde."

Wie einst in ihrer Jugend, so hielt Gott auch im J. 1742 seine schützende Hand über ihr Leben; als sie nämlich einsmals ausfuhr, giengen ihre Pferde mit dem Wagen, in dem sie saß, durch, sie wagte aber in dieser augenscheinlichen Lebensgefahr einen kühnen Sprung vom Wagen und blieb unverletzt.

Alle möglichen Heilmittel hatte sie bereits gegen ihre körperlichen Leiden versucht, aber immer fruchtlos; Alles half ihr nichts, es ward vielmehr nur immer ärger mit ihr, wie einst bei dem Weibe, das zwölf Jahre den Blutgang gehabt (Mark. 5, 25. 26.). Der vielen vergeblichen Arzneien, sammt der Lust zu leben, ganz überdrüssig, nahm sie wieder ihre Zuflucht nebst dem Gebet zur Poesie und ihrer anmuthigen Schwester, der Musik. Da bekam sie die Gedichte des fürstlich Weißenfels'schen Arztes Dr. D. W. Triller, Verfassers von 154 geistlichen Liedern, zur Hand; diese flößten ihr das Vertrauen ein, er werde ihre

Leiden am besten zu beurtheilen und zu lindern wissen. Sie wandte sich daher an ihn in einem poetischen Schreiben und klagte ihm ihre Noth. Hier schreibt sie unter Anderem von ihrer Person:

„sie sucht und findet zwar die wahre Pharmacee
in ihres Heilands Blut, in seinen tiefen Wunden,
in dieser Uebergab: Herr, nur dein Will geschеh,
so oft sie Trost bedarf, auch in den schwersten Stunden,
die stärkt sie mit Geduld, ihr schwacher Glaube siegt,
wenn gleich Vernunft und Muth bisweilen unterliegt."

Seine vorgeschlagenen Mittel thaten nun auch wirklich die erwünschte Wirkung, wenigstens so, daß die Schmerzen sich bedeutend verminderten. Zugleich bat sich Triller von ihr ihre sämmtlichen Gedichte aus, da ihr schönes Talent ihn anzog. In ihrer Bescheidenheit bedachte sie sich lange, ihm dieselben zu senden; endlich gab sie Triller's wiederholten Bitten nach, und dieser, überzeugt, welchen Dienst er dadurch den Freunden einer einfach biblischen Poesie leisten würde, gab dieselben im Druck heraus unter dem Titel: „Frauen Magd. Syb. Riegerin geb. Weißensee Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte in den Druck gegeben ꝛc. von D. W. Triller, **Phil. ac Med. Doctor** und **Archiatr. Nassoviensis. Frankf.** 1743." Es waren dieß ihre geist- und spruchreichen siebenundsechzig andächtigen Sonntagsübungen in Liedern. Sie wurden überall mit großem Beifall aufgenommen und bewogen die Universität Göttingen, die Verfasserin kraft der dieser Universität von Kaiser Carl VI. verliehenen Vollmacht zur kaiserlichen gekrönten Dichterin zu weihen und ihr den Lorbeerkranz zu übersenden. Dieß feuerte sie an, noch mehr zu dichten, und so konnte Triller bald eine zweite Sammlung ihrer Gedichte erscheinen lassen unter dem Titel: „Magd. Syb. Riegerin ꝛc. geistlich- und moralischer, auch zufällig vermischter Gedichte neue Sammlung. Stuttg. 1746."

Ein schwerer Schlag traf sie aber im J. 1758 durch den schnellen Verlust ihres geliebten Mannes, von dem sie in einem ihrer Gedichte sagen konnte:

„ein Mann nach meinem Herzen,
Ein Herz mit mir in Freud und Schmerzen."

Acht Jahre zuvor war derselbe Stadtvogt von Stuttgart und Regierungsrath geworden, in welchem Amte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder, Georg Conrad, zum größten Segen Stuttgarts wirkte, den jetzt noch bestehenden Armenfonds zur Verpflegung der Armen gründete und eine Armenordnung verfaßte. Gott war mit ihm und gab ihm Kraft und Klugheit zu seinem Werke. Schon seit 1757 hatte er sich in der Stille zum Tod bereitet, indem er die Abnahme seiner Kräfte spürte und sich ohne Vorwissen seiner Frau das Buch: „Adamis versüßte Todesbitterkeit. Leipz. 1721" gekauft und demselben Bemerkungen beigeschrieben hatte, wie z. B.: „Gib mir den Glauben Hiobs, daß ich wisse, daß mein Erlöser lebe ꝛc." Da reiste er am 6. Febr. 1758, an welchem Tage sein Schwiegervater seinen sechsundachtzigsten Geburtstag feierte, ohne seine Frau,

die eine Krankheit zurückhielt, nach Denkendorf, um mit den übrigen Kindern an dieser Familienfreude Theil zu nehmen. Ueber Tisch wurde ein Lied vorgelesen, das seine Frau auf diesen Tag gedichtet hatte, was ihn bis zu Thränen rührte. Er schrieb den Schmerz der Abwesenheit seiner Frau zu, allein plötzlich wurde er, da die Familie noch zu Tische saß, von einem Schlagfluß befallen und schnell nach Stuttgart zurückgebracht, zu nicht geringem Schrecken und Jammer seiner selbst sehr leidenden Frau, wo er dann zwei Tage darauf starb. So ward sie unerwartet schnell eine Wittwe, in welchem Stande sie noch achtundzwanzig Jahre lang zu Stuttgart lebte — als eine rechte Wittwe, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht (1 Tim. 5, 6.). Endlich durfte sie nach vollbrachtem Pilgerlauf am letzten Tag des Jahres 1786 im einundachtzigsten Lebensjahr heim zum Herrn.

(Quellen: Der von der Dichterin selbst in poetischer Form verfaßte Lebenslauf im Anhang zur zweiten Sammlung ihrer von Triller im J. 1746 herausgegebenen Gedichte. — Der Lebenslauf Emmanuel Rieger's im Christenboten. Jahrg. 1832. Nro. 7. — Jak. Brucker's Bildersaal enthält der Dichterin Bildniß von schönem, heiterem Angesicht, voll männlichen Geistes.)

v. Moser, Johann Jakob, aus einem ansehnlichen Geschlecht in Würtemberg mit dem adelichen Beinamen „von Filseck und Weilersberg", wurde geboren den 18. Jan. 1701 zu Stuttgart, wo sein Vater Expeditionsrath war. Seine Mutter, Helena Catharina, eine geb. Misler, war eine Anverwandtin des Würt. Reformators Johannes Brenz. Schon in früher Jugend zeigte er hervorragende Gaben und hatte bereits in den Knabenjahren eine große Begierde, Bücher zu schreiben, wie er auch einmal seinem Vater keine Ruhe ließ, den Ausschuß von feilgebotenen Büchern eines Buchhändlers, 1200 Stück zu einem Kreuzer per Band, meist theologischen und philosophischen Inhalts, zu kaufen. Diese las er alle durch, während seine Kameraden spielten. Die göttliche Gnadenhand bewahrte ihn in dieser Zeit mehreremal auf eine recht augenscheinliche Weise in Lebensgefahren aller Art vor dem Tod. Nach dem Tode seines Vaters, im J. 1717, bezog er als sechzehnjähriger Jüngling die Universität Tübingen, um die Rechte zu studieren. Er arbeitete hier so fleißig, daß er sich alle Morgen um zwei Uhr durch den Nachtwächter wecken ließ; schlechte und wollüstige Gesellschaft mied er und suchte dagegen fleißige und gesittete Studenten auf. Auch hier suchte ihn die erbarmende Liebe Gottes, ohne daß er es für jetzt beachtet hätte; er ward nämlich auch hier aus allerlei Lebensgefahren, namentlich einmal vom Ertrinken im Neckar, gerettet.

Schon im neunzehnten Jahr ließ er sich von eitler Ehrsucht, doch auch von dem Wunsche geleitet, seiner Mutter, die sieben Kinder zu ernähren hatte, nicht mehr lästig zu fallen, zum außerordentlichen Professor der Rechte in Tübingen machen, und hielt Vorlesungen. Er hatte jedoch manche trübe Stunde, weil sich bei dem jungen Professor keine Zuhörer einfinden wollten. Deßhalb reiste er,

nachdem er sich von dem Herzog den Regierungsrathstitel erbeten hatte, im Herbst des Jahrs 1721 mit wenigem Geld und in schlechter Figur nach Wien, um dort sein Glück zu machen. Hier fand er bald Zutritt in vielen vornehmen Häusern, besonders auch beim Kaiser Carl VI. selbst; ja, der Prälat von Göttweig bot ihm sogar aus Auftrag des Reichskanzlers ein ansehnliches Amt, und die beste Versorgung an, wenn er katholisch werden wollte. Moser berichtet hievon selbst: „Arm war ich zwar, und ich hatte damals bei „einem so ehrbaren und tröstlichen Wandel, daß man mich vielfältig „Andern zum Muster eines tugendhaften, jungen Mannes vorstellte, „keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen, ob„gleich ich mich's gegen Niemand merken ließ; aber ich lachte bei „diesem Antrag doch herzlich und sagte zu dem Prälaten: „„Der „„Handel kommt mir verdächtig vor; er biete mir gleichbald freiwillig „„auf meinen Luther so viel auf; wenn er gesagt hätte, ob ich nicht „„tauschen wolle, so hätte ich es in Ueberlegung ziehen können, da „„er mir aber, gegen Vertauschung meiner Religion mit der seinigen, „„zu der seinigen so viel zulege, so müsse seine Waare schlechter seyn, „„als die meinige."" Nachdem er nun in Stuttgart im J. 1722 sich mit Friederike Rosine, Tochter des herzogl. Oberraths J. J. Vischer, verheirathet und einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, eine Anstellung im Vaterland zu erhalten, gieng er wieder allein nach Wien, wo er am Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, einen Gönner hatte, und besorgte diesem manche schriftliche Arbeiten. Der Verdienst wollte aber nicht recht zureichen, ihn in Wien und seine Frau mit dem Kinde in Stuttgart zu ernähren. Einsmals hatte er nur noch einen einzigen Gulden und gerade hatte ihm auch seine Frau dringend um Geld geschrieben, so daß er schweren Herzens war; da ließ ihn Graf Schönborn zu sich rufen, kam ihm mit einem Hut voll Geld entgegen, das ihm der Kaiser, der gehört hätte, daß er im Gedränge sey, zustellen ließ; zugleich sicherte er ihm einen ansehnlichen Gehalt zu, worauf er nun von allen Seiten ausgezeichnet wurde. So durfte er die göttliche Hand erkennen, die, wie sie die Vögel unter dem Himmel versorgt, die nicht säen und erndten, auch ihn versorgt hatte den Tag vor Abend. Doch stellten sich bei ihm nach einiger Zeit durch seine angestrengten Arbeiten allerlei körperliche Leiden ein.

Darum, und um den gefährlichen Versuchungen zum Abfall von der evangelischen Kirche, wofür ihm stets ein hoher Preis geboten wurde, zu entgehen, nahm er den Antrag des würtembergischen Hofs, ihn als wirklichen Regierungsrath mit vollem Gehalt anzustellen, an, und ward am 25. Juni 1726 in das Collegium der Regierungsräthe zu Stuttgart als fünfundzwanzigjähriger Jüngling eingeführt. Hier zeichnete er sich durch strenge Pünktlichkeit und unerschütterliche Gerechtigkeit aus; im J. 1729 aber kam er, weil er sich dem Willen der berüchtigten herzoglichen Maitresse, Grävenitz, nicht

fügen wollte, als Professor der Rechte nach Tübingen, und lehrte dort von 1729—1732 sein Lieblingsfach, das deutsche Staatsrecht, mit außerordentlichem Beifall. Jetzt hatte er großen Zudrang, aber auch von Neidern viele Plackereien und Feindseligkeiten zu erdulden. Hier geschah es nun, daß er, der zwar stets eine gewisse Gottesfurcht in sich trug, aber doch dabei an den wichtigsten Wahrheiten der Religion zweifelte, zum lebendigen Christenthum bekehrt wurde. Ein Bedenken Spener's, der einen Naturalisten mit Joh. 7, 17. gründlich abgewiesen hatte, war davon die segensreiche Ursache. Nun erkannte er den bösen Grund seines Herzens und sah ein, daß er so nicht könnte selig werden, weßhalb er freudig nach dem Evangelium griff. Zu gleicher Zeit war auch, vor ihm verborgen, bei seiner Frau eine solche Herzensveränderung vorgegangen, und als diese Eheleute, bei denen so die Gnade Gottes eine Zeit lang verborgen gearbeitet hatte, ohne daß sie sich etwas darüber mittheilten, aus Furcht, es möchte eines dem andern hinderlich seyn, einsmals bei einer Landspazierfahrt ihre Herzen gegenseitig aufschlossen, da war ihre Freude groß, und sie liebten sich nun aus diesem Grunde ganz von Neuem und noch viel herzlicher, als jemals. Nun fiengen sie mit einander das Herzensgebet an und suchten den Verkehr mit christlichen Leuten; es sammelte sich nach und nach ein Häuflein ernster Seelen um den Professor und es bildete sich eine Erbauungsstunde, die Moser mit großem Segen hielt. Seine Vorbilder waren Spener und Franke, deren eifriger Schüler er wurde.

Neben vielem feindlichen Druck wegen seiner Schriften, weßhalb er 1732 seine Professorstelle niederlegte, gieng es bei ihm nun auch im Leiblichen durch manche Noth und Sorgen, so daß die Hausfrau oft verzagen wollte. Moser tröstete sie aber, es seyen nur Prüfungen des Glaubens. Da war er einmal fast ganz ohne Geld, so daß er dem Briefträger nicht einmal das Porto bezahlen konnte, das fünf Thaler ausmachte; aber siehe da! in dem Brief selbst lagen zehn Louisd'or, die ihm der Bischof von Hildesheim zum Geschenk machte. Dadurch ward nun das Vertrauen der Eheleute auf Gottes Hülfe so gestärkt, daß sie, wenn der Vorrath in Zukunft zu Ende gieng, ruhig die Hülfsstunde Gottes erwarteten, der sie auch nie zu Schanden werden ließ.

So ward Moser denn auch, nachdem der Herzog Alexander im J. 1733 zur Regierung gekommen war, in demselben Jahr wieder auf seine Regierungsrathsstelle nach Stuttgart berufen. Mit Thränen nahm er zu Anfang des Jahrs 1734 Abschied von Tübingen, wo er so viele Seelen für die Ewigkeit gestärkt hatte. Als er vor die Stadt gekommen war, gaben sie ihm unter Gesang und mit Segenswünschen das brüderliche Geleite. In Stuttgart erquickte er sich besonders an den Predigten des frommen Stadtpfarrers zu St. Leonhard, G. Konrad Rieger, und des Hofkaplans Oechslin. Es war-

teten aber seiner zahllose Geschäfte, die er mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit erledigte. Es wurde ihm das unter der Regierung des katholischgewordenen Herzogs Alexander doppelt wichtige und schwierige Departement der Religionsangelegenheiten übertragen. In dieser Stellung verschaffte er dem Consistorium das Recht der unmittelbaren Besetzung der Pfarrstellen, das ihm Eberhard Ludwig entzogen hatte, aufs Neue wieder, denn er hatte die Ansicht, daß nicht durch Niederdrückung, sondern durch Erhebung der Kirche auch dem Staat Segen zufließe. Gegen Separatisten zeigte er viel Milde und liebreiche Schonung. Als aber einst der katholische Graf Fugger bei Gruppenbach eine katholische Kirche und Kloster wider Fug und Recht erbaute, ließ er mit durchgreifender Entschiedenheit Kloster und Kirche schleifen. Jesum wollte er aus keinerlei Menschenfurcht verleugnen, deßwegen gieng er auch einmal, als der Herzog allen Kanzleiverwandten bei Strafe befohlen hatte, mit ihren Weibern und erwachsenen Töchtern auf dem Carneval sich einzufinden, nicht auf den Ball und ließ auch Niemand von seiner Familie dazu; der Herzog wagte es nicht, ihn darüber anzutasten. Aufgefordert durch Rieger hielt er auch als Regierungsrath Erbauungsstunden, und hatte die Freude, daß auch seine Mutter und seine Geschwister mit ihren Ehegatten in eine nähere Geistesgemeinschaft mit ihm traten.

Zu Anfang des Jahrs 1736 nahm er jedoch den Ruf nach Frankfurt a. d. O. als Professor und Direktor der Universität mit dem Titel Geheimerrath an und zog im Mai dorthin. Da sah es aber betrübt aus und alle seine redlichen Bemühungen, der Universität aus ihrem tiefen Verfall herauszuhelfen, wollten nicht anschlagen. Er hatte in seinem Amt viel Verdruß, der an seiner Gesundheit nagte, so daß er oft an heftigen Kopfschmerzen und Engbrüstigkeit, überhaupt an hypochondrischer Melancholie zu leiden hatte. In dieser Leidensschule, in der er inbrünstig nach bleibendem Frieden und Ruhe in Gott rang, geschah es, daß er in seinem inwendigen Glaubensleben einen schönen Segen davontrug; er gelangte nämlich zu einer bleibenden Versicherung der Vergebung seiner Sünden, durch die er nun ganz der Gnade leben lernte, während er seither immer noch in Selbstgefälligkeit durch eigene Werke und ein heiliges Leben schön zu werden gesucht hatte. Von da an rechnet er seinen eigentlichen Gnadenstand.

Lange schon hatte er sich gesehnt, von Frankfurt erlöst zu werden, da kam mit einemmale ein Schreiben des Königs von Preußen, vom 14. Febr. 1739, das ihn seines Amts in Frankfurt in Gnaden enthob. Er hatte nun zwar für sich und seine Familie, die aus sieben Kindern bestand, nicht zu leben; allein mit jenem Schatz der Gewißheit der Sündenvergebung im Herzen und mit dem unbedingtesten Vertrauen auf Gottes Vorsehung machte er sich mit den Seinen auf den Weg nach Ebersdorf im sächsischen Voigtlande, wo die gräflich Reuß'sche

Familie residirte und sich allerlei Gelehrte und ernstliche Christen aufhielten (s. S. 260). Hier verlebte er acht Jahre. Er hatte keine Besoldung, nur ein geringes Vermögen, und ließ dazu noch sein großes Werk über das deutsche Staatsrecht, das er hier größtentheils schrieb und durch das er sich einen Ruf in ganz Europa erwarb, auf eigene Kosten drucken, so daß es oft so knapp bei ihm hergieng, daß er einmal mehrere Wochen hindurch nur noch zwölf Kreuzer baares Geld für sich und sein Haus hatte. Und doch genoß er Ruhe und Freude im Vertrauen auf den Gott, der die Vögel nährt und die Lilien kleidet. Von hier aus hatte er in verschiedenen Landes- und Reichsangelegenheiten und im Auftrag mehrerer Fürsten mancherlei Geschäftsreisen zu machen, auf welchen ihm manche Lebensgefahr drohte. So wäre er einmal beinahe einen jähen Abgrund mit seinem Reisewagen hinabgestürzt, und ein anderesmal hatte er bei einer Ueberschwemmung sich und seine Frau auf einem morschen Balken über das Wasser zu retten. Aber auch hier half ihm Gottes wunderbare Rettershand sichtlich durch. Als jedoch in Ebersdorf, wo damals Steinhofer, der nachmalige Dekan von Weinsberg, Hofprediger war, Zinzendorf immer mehr Eingang fand und die Ebersdorfer sich gänzlich mit der Herrenhut'schen Brüdergemeinde vereinigten, gefiel es ihm nicht mehr, indem das Herrenhut'sche Wesen mit seinem einfachen und nüchternen Christenthum nicht übereinstimmte. Als nun Steinhofer ihn endlich, weil er sich unverholen dagegen ausgesprochen hatte, vom Abendmahl ausschloß, sprach er ganz erfreut: „Strick ist entzwei und ich bin frei!" und verließ Ebersdorf, um zum Landgrafen Friedrich Carl zu Hessen-Homburg zu ziehen, der ihn als Geheimerrath anstellte, um sein Schuldenwesen und die Regierungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Als dem Landgrafen aber die Beschränkungen, die Moser eintreten ließ, nicht mehr länger behagten, zog er sich nach Hanau zurück und schrieb dort mit größtem Fleiß Bücher.

Auf einen erhaltenen Antrag zog er endlich, seinen Geheimerrathstitel zurücklassend, im Oktober 1751 als einfacher Landschaftskonsulent nach Stuttgart, getrieben von redlicher Vaterlandsliebe. Anfangs genoß er selbst das Vertrauen des Herzogs Carl, der seit 1744 regierte und ihn über Vieles befragte, auch ihm einmal schrieb: „Wollte Gott, es dächte ein Jeder so patriotisch, wie der Herr Consulent und ich, es gienge gewiß Herrn und Lande wohl." Deßhalb faßte sogar, wiewohl mit Unrecht, die Landschaft ein Mißtrauen gegen ihren Consulenten und wollte sich längere Zeit in nichts mehr seiner bedienen. Als jedoch Graf von Montmartin ans Ruder kam, des Herzogs Herrschsucht ins Unglaubliche trieb und seinen schändlichen Lüsten allen Vorschub leistete, als man von der Landschaft gebieterisch „unbegränzten und unbeschränkten Gehorsam" verlangte, gab es einen fortwährenden Krieg zwischen dem Herzog und der Landschaft, welche die Verfassungsrechte nicht wollte umstoßen lassen. Weil nun hiebei Moser als Con-

sulent der Landschaft stets das Wort führen mußte und das auch unerschrocken that, so fiel der ganze Haß des Hofs und des Grafen Montmartin auf ihn. Als der Herzog einst ohne Bewilligung des Landtags Geld aus der Landschaftskasse verlangte, hatte Moser geäußert: „Ehe ich wider Pflicht und Eid handeln wollte, ehe wollte ich meinen grauen Kopf hergeben.“ Da ward er einsmals, am 12. Juli 1759, vor den Herzog nach Ludwigsburg beschieden. Als er dort im Vorzimmer so lang warten mußte, bis er angemeldet war, sagte er geschwind noch, ehe er eintrat, zu einem anwesenden Geheimensekretär:

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen.“ (Nro. 462, V. 7.)

Der Herzog kündigte ihm nun seine Gefangensetzung an wegen der respektswidrigen, ehrenrührigen Schriften der Landschaft, die er verfaßt habe. Sogleich wurde er unter Husarenbegleitung nach Hohentwiel abgeführt, wo er zwar ein ziemlich gutes Zimmer mit schöner Aussicht auf die Schweizeralpen erhielt, aber von einem sehr rauhen und lieblosen Commandanten im strengsten Gewahrsam gehalten wurde. In vier Jahren kam er nicht aus dem Zimmer; Niemand, selbst kein Geistlicher durfte mit ihm sprechen, nicht einmal der Gang in die Kirche war ihm vergönnt; kein Buch durfte er lesen. Als er heftig an Gliederschmerzen zu leiden anfieng, wollte man ihn nicht einmal pflegen; die Kost war längere Zeit nur für's Hungersterben; eingeheizt wurde im Winter so schlecht, daß er sich, ob er sich gleich mit allen möglichen Kleidungsstücken zudeckte, fast das Mark in den Gebeinen erfrieren lassen mußte. Als daher einmal der Commandant mit seinem Hund erschien, und dieses alte mürrische Thier gar freundlich gegen Moser that, sagte er, dadurch aufs Innigste gerührt, zu dem Commandanten: „Es gehe ihm, wie dem Lazarus. Weil sich die Menschen nicht über ihn erbarmen wollen, so bezeuge ihm doch dieses arme Thier sein Mitleid, so gut es könne.“ Das Härteste, was jedoch diesem Mann, dem das Bücherschreiben zur süßen Gewohnheit geworden war, begegnen konnte, war, daß man ihm gar kein Papier oder Schreibzeug gestattete. Er erhielt endlich eine Bibel und ein Steinhofer'sches Predigtbuch. Da erquickte er sich denn besonders an den Psalmen, und es giengen ihm oft die Worte bei:

„Wer da fühlet Davids Pein,
Weiß, was Davids Psalmen seyn.“

Namentlich hielt er sich an die drei letzten Verse von Psalm 91. Es war sein ernstlicher Vorsatz, als er „seine Universität Hohentwiel“ bezog, in der besten Erkenntniß und in der Gnade zu wachsen. Er hätte nun gern geistliche Lieder gedichtet, deren er schon im J. 1732 ein halbes Hundert herausgegeben hatte. Da machte er denn die Lichtputze zur Feder und die weißen Wände seines Kerkers zum

Papier. Zuerst kratzte er alle Wände mit Versen voll, so weit er hinaufreichen konnte, dann, um sie mit herausnehmen zu können, kratzte er damit sein Predigtbuch und seine Bibel voll, wo nur irgend ein leerer Raum zu finden war. Ueber tausend geistliche Lieder waren es, die er so hinkratzte und die nach seiner Befreiung gedruckt erschienen als Zeugnisse, wie tief er in der Erkenntniß Christi stand. Ein harter Schlag traf ihn im J. 1762 durch die Kunde von dem Tod seiner treuen Lebensgefährtin, die als eine edle christliche Dulderin hauptsächlich aus Kummer über ihres Mannes Schicksal dahinstarb. Auf dieß wurde er selbst an Hüftweh und Gliederschmerzen so erbärmlich krank, daß man sein Ende erwartete; auf sein Gesuch jedoch, daß ihm ein Geistlicher das h. Abendmahl reichen dürfe, wurde gar keine Antwort gegeben. Er erlangte aber seine Gesundheit auf eine ganz außerordentliche Weise wieder, obwohl er so schlecht war, daß er sich einer Krücke und eines Stocks bedienen mußte, und damit dennoch kaum einige Schritte weit sich schleppen konnte. Als er nun eines Morgens in der Bibel die Geschichte von der Heilung des Gichtbrüchigen gelesen und Jesu in seinem Herzen die Ehre gegeben hatte, daß er auch jetzt noch auf dem Thron eben dieß thun könne, wo er Glauben antreffe, kam gerade der Commandant zum erstenmal mit einem Arzt, der eine Arznei verordnete. Als diese kaum fort waren und Moser noch keine Arznei über den Mund gebracht oder ein sonstiges Heilmittel gebraucht hatte, stand er in Gedanken auf und fand zu seinem Erstaunen, daß er stehen und ohne Krücke und Stock einen Schritt — und noch einen Schritt — und endlich — das ganze Zimmer durchgehen könne ohne alle Schmerzen und von Stund an geheilt sey. Zum dankbaren Andenken nahm er nach seiner Befreiung die Krücke mit nach Haus.

Diese erfolgte nun endlich, nachdem sich die Landschaft klagend wegen dieser ungerechten Gefangenhaltung ihres Consulenten an den kaiserlichen Hof gewandt hatte. Der Herzog wollte ihn aber anfangs bloß unter der Bedingung frei geben, daß er unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen um Gnade bitte. Dieß verweigerte Moser jedoch standhaft, indem er erklärte, er könne als ein nun auf der Grube gehender Mann seine Freiheit nicht mit dem Verlust seiner wohl und sauer erworbenen Ehre erkaufen und wolle lieber Alles standhaft abwarten, was ferner vom Herzog über ihn beschlossen werde und der Herr aller Herren ihm zulassen möchte. Endlich erfolgte am 6. Sept. 1764 ein Befehl des Reichshofraths zur alsbaldigen Entlassung Moser's, die denn auch am 25. Sept. 1764 erfolgte. Er gieng noch in den Gottesdienst, wo man gerade das Lied: „Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut," sang; und reiste dann in einem wahren Triumphzug eines Märtyrers für Recht und Wahrheit nach Stuttgart. Ueberall, wo er durchkam, füllten sich die Straßen mit Leuten, die ihn segneten und zu sehen und zu sprechen begehrten.

So kam er in seinem Stuttgart wohlbehalten an, und ward wieder in sein Amt eingesetzt. Die schwere Gefangenschaft hatte seine Leibs- und Seelenkräfte nicht geschwächt, so daß er selbst sagte, es sey ihm wie dem Daniel ergangen, von dem erzählt werde: „Sie zogen Daniel aus dem Graben, und man spürte keinen Schaden an ihm, denn er hatte seinem Gott vertrauet" (Dan. 6, 23.). Er lebte nun noch einundzwanzig Jahre und der Herr „sättigte ihn mit langem Leben und zeigte ihm sein Heil", wie er nach Psalm 91. sich dessen in seinem Kerker getröstet hatte. Der Herr muß den viel geprüften und oft kränklichen Mann besonders gestärkt haben, denn selbst noch im höchsten Alter gieng er aufrecht und rasch, und hatte keine Runzel in seinem Angesicht, so daß die Fremden ihn oft den „alten Jüngling" nannten. Als im Jahr 1770 durch den Erbvergleich Frieden wurde zwischen dem Herzog und der Landschaft, kam es in der Landschaft selbst zu Streitigkeiten, indem von dem engern Ausschuß Rechenschaft über seinen Haushalt während der Landesirrungen verlangt wurde, die derselbe nicht geben wollte (vgl. S. 304 oben). Als Moser auch hier auf die Seite des Rechts und der Wahrheit trat, fiel der Haß des engern Ausschusses, der in dem Streit Sieger blieb, auf ihn, und er wurde seiner landschaftlichen Dienste entlassen; doch mußten sie ihm, wie er es gegen sie beim Kaiser durchgesetzt hatte, einen jährlichen Ruhegehalt von 1500 fl. bezahlen. Nun fieng sein Abend an, ein lieblicher Sabbath zu werden, alle Mißtöne verschwanden immer mehr und es trat freundliche Ruhe ein. Im ganzen Lande galt er hoch geachtet als ein ehrlicher Mann und selbst der Herzog wandte ihm seine Gnade wieder zu, und erklärte ihm persönlich, er wisse nun, daß er einen ehrlichen Mann, guten Patrioten und getreuen Unterthanen an ihm habe. Zwar vermißte er seine Lebensgefährtin stets schmerzlich, aber an seinen Kindern, die er aufs herzlichste liebte, ohne eine blinde Liebe zu ihnen zu haben, durfte er so viel Freude erleben, daß er selbst sagte, er dürfe sich kecklich unter die glücklichsten Väter rechnen. Bis ins hohe Alter schrieb er Bücher über Bücher, denn er war ein außerordentlich begabter Mann; er schrieb im Ganzen 500 Bände und sein Name erhielt einen europäischen Ruf.

Von Natur hatte er ein heftiges, schnelles Temperament, aber die Gnade milderte Vieles an ihm, unter deren Regiment er überhaupt sein ganzes Wesen stellte. Aufrichtigkeit und Geradheit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit waren so hervorstechende Züge bei ihm, daß sich eine Lüge, Falschheit oder Schmeichelei an ihm gar nicht denken läßt. Seine Hauptsorge aber blieb jederzeit, selig zu werden. Gegen sich selbst übte er daher ein strenges Richteramt. Er hatte nur Einen Wunsch, Gott auch im Sterben zu preisen und Andern dadurch zur Erbauung zu gereichen, wie er dieß in seinem Liede ausdrückt: „Lobend will ich schlafen gehen, loben sey mein letztes Wort."

Lieblich war denn nun auch ſein Ende. Er freute ſich recht auf ſeinen Tod, den er beim Antritt des Jahrs 1785 beſtimmt vorherſah. Er bekam heftige Steinſchmerzen, bei denen er aber nicht murrte und ſich oft mit einem ſeiner Lieder erquickte, das mit den Worten beginnt: „Ich möchte heim.“ Zu ſeinem Freund, Regierungsrath Breyer, der ihn oft beſuchte, hatte er einmal geſagt: „Sie werden ſehen, ich be„komme ein ſanftes Schlagflüßlein. Ich bitte den lieben Gott darum. „Da wird es heißen: „„Denn mein Tod wird ſeyn, als wenn ich ſchlief „„ein, weiß nicht, wie mir g'ſchicht.““ Wie iſt einem, wenn man ein„ſchläft? Man kommt vom Bewußtſeyn, und dann iſt Einer drüben. „Ach! wär' ich da! Ich ſehe den Tod als eine rechte Wohlthat an.“ Wie er ſich's gewünſcht, ſo geſchah ihm auch. Der Herr, der ihn „mit langem Leben geſättigt hatte,“ zeigte ihm nun auch noch „ſein Heil.“ Als er beim Abendeſſen ſaß und zuvor noch eine ganz beſondere Heiterkeit an ſeinem ganzen Weſen zu bemerken war, reichte er plötzlich ſeinem Freund die Hand, ſank in den Seſſel zurück und ſchlief ein. Sein Tod war das Einſchlafen des Gerechten und geſchah am 30. Sept. 1785. Den Seinigen hatte er noch hinterlaſſen: „Wenn ich geſtorben bin, ſo gönnet mir die Ruhe und ſinget: Hallelujah!“ — er durfte ja nun heim als ein Simeon von vierundachtzig Jahren.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 371. 462. 28. 608. 142.

Sein Urenkel iſt der Oberamtmann Franz Knapp in Kirchheim, der jene Lichtputze noch in Händen hat.

Er dichtete im Ganzen 1200 geiſtliche Lieder, die ein köſtliches Zeugniß ablegen von ſeiner chriſtlichen Erkenntniß und Erfahrung. Schon im Jahr 1732 gab er zu Tübingen heraus: „Fünfzig geiſtliche Lieder,“ und 1757 eine „Sammlung von fünfundvierzig Krankenliedern.“ Die tauſend Lieder, die er in ſeinem Gefängniß dichtete, gab er, ſammt den frühern, in einer Geſammtausgabe heraus unter dem Titel: „Geſammelte Lieder, ſo zum Theil ſchon vormals gedruckt, zum Theil aber bisher noch ungedruckt geweſen. 1ter Bd. Stuttg. 1766. 2ter Bd. 1767.“ Es ſind „Lieder vom wahren Chriſtenthum“ — „Lieder gegen das falſche Chriſtenthum“ — „Lieder über die gewöhnliche Beichtformel für Natürliche, Erweckte und Glaubige“ — „Lieder für allerlei Perſonen, Umſtände und Zeiten“ — „Lieder vom Kreuz und Leiden“ — „Lieder in Krankheiten, wie auch vom Tod, jüngſten Gericht, Himmel, Hölle und Ewigkeit.“ Im Jahr 1766 gab er auch noch heraus: „Lieder über Steinhofers Sonn-, Feſt- und Feiertagspredigten,“ und „Lieder über die Grundwahrheiten der evangeliſchen Religion, nach Anleitung des W. Confirmationsbüchleins.“ Daneben war er der größte Hymnologe ſeiner Zeit. Er beſaß eine Bibliothek von 250 Geſangbüchern, und wollte ſelbſt ein Geſangbuch herausgeben, das fünftauſend Lieder enthalten ſollte; es erſchienen aber davon bloß drei Theile unter dem Titel: „Evangeliſcher Liederſchatz oder

glossirtes großes Würt. Gesangbuch mit einigen Nutzanwendungen. Tübingen 1730—1732."

Auch sein ältester Sohn, **Friedrich Carl v. Moser**, der als Hessen-Darmstädt'scher Minister und Kanzler, wie sein Vater, viele Trübsale und fürstliche Kränkungen zu erstehen hatte und 1798 als Privatmann zu Ludwigsburg starb, war ein trefflicher geistlicher Liederdichter.

(Quellen: Leben Joh. Jak. Moser's von ihm selbst beschrieben. Stuttg. 1777. — Züge aus dem Leben Joh. Jak. Moser's von K. Fr. Ledderhose. Heidelberg 1843. — Das Leben seiner Frau ist beschrieben in Krafft's „neuen Mittheilungen. Straßburg 1844" und im Christenboten. 1844. Nro. 35.)

Rieger, Philipp Friedrich, geb. zu Stuttgart im J. 1723 als der älteste Sohn des dortigen gesalbten Predigers und nachmaligen Stadtspezials Georg Conrad Rieger, der damals noch Professor am Gymnasium und Mittwochprediger war, und der Regina Dorothea, Tochter des Heinrich Scheinemann, Consistorial- und Kirchenraths, Neffe der Dichterin Magdalena Sybilla Riegerin (vgl. S. 322). Sein frommer Vater streute zwar frühe den Samen der Gottseligkeit in des Sohnes Herz, starb aber (im J. 1743) zu frühe für den sprudelnden Jüngling, der nun gerade in der gefährlichsten Zeit den Vater nicht mehr als Wächter und Leiter hatte. Bei seinen trefflichen Kenntnissen und ausgezeichneten Anlagen wurde er schon in seinem neunzehnten Jahr, im J. 1742, Auditor bei einem preußischen Küraſſierregiment. Von da trat er kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs im J. 1755 in den vaterländischen Kriegsdienst und wurde Regimentsquartiermeister und Hauptmann bei dem Kreisdragonerregiment, das zu Ludwigsburg lag. Er wohnte aber zu Stuttgart, weil seine Frau, die Tochter des Oberhofpredigers Dr. Eberh. Ludw. Fischer (vgl. S. 302) diese Stadt nicht verlassen wollte. Als ihm nun einsmals der Herzog den Befehl zuschickte, sich zum Regiment zu verfügen, sah er dieß als eine Ungnade an, und dachte jetzt auf Mittel, sich beim Herzog zu empfehlen.

Dieß gelang ihm auch bald. Er war im vollen Feuer der Jugend, rasch und unternehmend, und solche Leute liebte der Herzog. Ueber Alles wußte er mit seiner heitern Laune und durch sein geistreiches Wesen Reiz und Leben auszugießen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das schöne Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, im Gang und Wesen eine angeborene Majestät, durch edle Bescheidenheit gemildert. Der junge Herzog fühlte sich vom Geist des jungen Rieger's bald genug bezaubert und es bildete sich in Kurzem ein unzertrennlich scheinendes Verhältniß zwischen Beiden. Rieger wurde des Herzogs Günstling und Gespiele, der an seinen Lieblingsabenteuern den thätigsten Antheil nahm. Als nun im J. 1757 das Kreisdragonerregiment mit den Reichstruppen in's Feld rückte, machte ihn der Herzog in den ersten

Tagen des Dezembers zum Major beim Generalstab und geheimen Kriegsrath und gab ihm verschiedene Aufträge, die er stets mit einer dem Herzog besonders angenehmen Schnelligkeit ausrichtete, wobei er ihm dann gewöhnlich etwas Neues zu erzählen wußte oder auskundschaftete, was der Herzog gern wissen wollte. So machte er sich diesem unentbehrlich, stieg bald zum Obersten, war, ohne den Titel zu haben, Vicepräsident des Kriegsdepartements, und hatte eine eigene Kanzlei und Kasse in seinem Haus, um das auszuarbeiten und auszuzahlen, was der Herzog nicht den gewöhnlichen Behörden übergeben wollte. Darüber erstattete er an den Herzog unmittelbar seine Berichte. Hatte dieser schnell Geld nöthig, so wandte er sich an Rieger, der dann oft nach einigen Stunden schon 20—30,000 fl. von bürgerlichen Familien zu Stuttgart herbeischaffte, die er pünktlich wieder befriedigte. Während aber der Herzog fort und fort im Strudel der Genüsse sich umtrieb, vergrub sich jetzt Rieger unter Akten und Büchern und widmete sich mit dem angestrengtesten Fleiß den Geschäften, deren er sich auch bald so geschickt und vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit von einiger Wichtigkeit durch seine Hand gieng. Aus einem Günstling und lustigen Gesellschafter war er nun nach Verfluß kurzer Frist erster Rathgeber und endlich Beherrscher des Herzogs und seines Landes geworden. Kein Weg zu diesem, als durch Rieger. Er vergab alle Aemter und Würden.

Dabei war er zwar dienstfertig und nichts weniger als berauscht durch die demuthsvolle Unterwerfung, mit der ihm selbst die Ersten des Landes begegneten; auch war er uneigennützig, so daß er dem, der ihm Geschenke bot, mit Stockschlägen drohte, und brauchte sein Ansehen nicht, sich zu bereichern, sondern um viele Glückliche zu machen, die ihm dann als dem Schöpfer ihres Wohlstandes huldigen sollten; dieß war der einzige Genuß, wornach er strebte. Allein dieser Ehrgeiz und Stolz, mit welchem er seinen Wirkungskreis allmählich auf alle Verwaltungsgegenstände ausdehnte, und sein feuriges Temperament, das ihn oft zu harten, unbesonnenen Handlungen hinriß, so daß er einmal einem Oberamtmann, der ihm unhöflich einen Brief beantwortet hatte, in dessen Kanzleistube mit seinem Stock eine tüchtige Tracht Schläge gab, weil der Herzog, dem er den Brief gezeigt, im Scherz geäußert hatte, ein solcher Brief verdiene eine Tracht Schläge, machten ihm viele Neider und Feinde. Durch die rücksichtslose Härte aber, mit der er den Herzog in seinen übertriebenen Militärplanen und seinem, die Rechte der Landschaft mit Füßen tretenden, verschwenderischen Treiben unterstützte, machte er sich vollends im ganzen Lande verhaßt. Als der Herzog im J. 1757 sechstausend Mann an Frankreich abgab, um sie gegen Friedrich den Großen in's Feld zu schicken, besorgte Rieger die Aushebung mit solcher Strenge, daß er die jungen Leute in den Häusern und sogar in den Kirchen überfallen und die Widerstrebenden in Ketten in die Kasernen ab-

führen ließ; als aber sofort im J. 1759 die Landschaft dem Herzog das Geld zur Unterhaltung seines übermäßig großen Soldatenstandes verweigerte, war es Rieger, der ihm rieth, das Landschaftsgebäude mit Militär zu umzingeln, und als dieß geschehen war, in den Landschaftssaal eintrat und der versammelten, eingeschüchterten Landschaft 150,000 fl. abpreßte.

Während Rieger so in der Gunst des Herzogs immer höher stieg, gieng ein anderer Günstling desselben, der Minister Graf v. Montmartin, voll Neid und Eifersucht insgeheim damit um, Rieger zu stürzen, damit er den Platz allein habe. Längere Zeit kämpften Beide mit aller Macht um den Alleinbesitz der Fürstengunst. Endlich gewann es Montmartin durch seine größere Schlauheit dem arglosen Rieger ab, der nichts von niedrigen Ränken wußte. Er bestach einen Schreiber in Riegers Kanzlei, der dessen Handschrift täuschend nachmachen konnte und es später auf dem Todtenbett bekannte, er habe für Montmartin falsche Adressen Riegers und einen falschen Brief schreiben müssen, in welchem Kleist, der General eines im J. 1762 bis Baireuth vorgedrungenen feindlichen preußischen Heers, an Rieger insgeheim die Mittheilung macht, daß er den Herzog für seine Feindseligkeit gegen Preußen in Stuttgart überfallen werde, und deßhalb mit Rieger unterhandelt. Montmartin schickte diesen Brief an Freunde nach Baireuth, die ihn dort auf die Post geben mußten, und als nun der Brief in Stuttgart angelangt seyn mußte, weckte er den darauf listig vorbereiteten Herzog, Nachts ein Uhr, daß er selbst mit ihm auf die Post gieng und den Brief wegnahm. Als er das falsche Machwerk gelesen, gerieth er in blinde Wuth und glaubte ohne alle nähere Untersuchung an Rieger's Verrätherei, von dem er wähnte, er werde dazu durch Haß gegen Montmartin und durch seinen Schwiegervater, den in der Landschaft als Prälaten sitzenden Oberhofprediger Fischer, verleitet worden seyn. Und nun brach jählings der Donnerschlag über Rieger los, der in vollkommener Sorglosigkeit davon nichts ahnete. Die Wachtparade war der gewöhnliche Ort, wo Rieger's Stolz die größten Huldigungen einnahm und er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Eben dieser Ort nun, an dem er als einem Gott sich hatte huldigen lassen, wurde zum schrecklichen Schauplatz seiner tiefsten, erbarmungswerthesten Erniedrigung. An demselben Tage noch, an dem der Herzog jenen falschen Brief durch Montmartin in die Hände gespielt bekam, am 28. Nov. 1762, schickte er einen Leibhusaren an Rieger, er solle noch vor der Parade ins Schloß kommen. Als nun dieser sich entschuldigen ließ, weil er die Nacht krank geworden sey und zur Ader lassen müsse, indem sonst ein Schlagfluß zu befürchten stehe, wurde der Herzog noch mehr in seinem Verdacht bestärkt, und ließ ihm durch einen Adjutanten sagen, er müsse, so krank er sey, auf die Parade kommen. In dem Augenblick, da Rieger aus dem Kanzlei-

bogen arglos, mit seiner gewohnten Miene, auf den Paradeplatz (den jetzigen alten Schloßplatz) heraustrat, um sich dem Herzog zu nähern, gieng derselbe raschen Schritts ihm entgegen und riß ihm unter dem Ruf: „Schändlicher Verräther!“ mit eigener Hand den Orden von der Brust, worauf Graf Wittgenstein ihm Degen und Achselschnur abnahm. Wie vom Donner gerührt konnte der Unglückliche nur noch die Worte stottern: „Ew. Durchlaucht sind falsch berichtet.“ Allein der Herzog rief: „Nur zu gut berichtet!“ stieß ihm mit dem Stock auf die Brust und brüllte: „Fort mit dem schlechten Kerl!“ Da ward nun Rieger von der Parade weg, Angesichts des ganzen Offizierscorps, in einem elenden Wagen, der am äußersten Ende des Paradeplatzes bereit stand, unter Husarenbedeckung und unter dem Hohngeschrei des Volks, das sich schnell auf den Straßen sammelte, zuerst auf die Festung Hohenasperg, und dann am 5. Dez. nach Hohentwiel abgeführt, wo schon seit drei Jahren der edle Landschaftskonsulent Moser, der die Rechte der Landschaft wider die Gewaltsstreiche des Herzogs, dessen Werkzeug Rieger war, heldenmüthig vertheidigt hatte, in Ketten und Banden seufzte.

Obrist von Reischach, der bei ihm in der Kutsche gesessen, übergab ihn dem Commandanten, Generalmajor v. Roman, der Rieger — obwohl mit Unrecht — Schuld gab, ihn beim Herzog übel angeschrieben und um sein Regiment und auf diesen Platz gebracht zu haben. Nun war er in des Feindes Gewalt, der ihn streng und hart hielt und in eines der schlechtesten Arrestantenzimmer, im zweiten Stock der Burg, ohne alle Aussicht von Innen und Außen und bloß mit einer Bettlade und einem Nachtstuhl versehen, sperren ließ. Rieger war es selbst, der einige Jahre zuvor, als er mit dem Herzog auf der Festung war, diese schlechtesten unter allen Zimmern der Burg als Arrestantenzimmer vorgeschlagen hatte. Der damalige Vikar in Hohentwiel, **M.** Siegel, nachmaliger Pfarrer in Laichingen, belauschte den Gefangenen in der ersten Nacht, die er in seinem Kerker zubringen mußte, und durfte zu seiner großen Freude hören, wie der Mann, vorher so viel, und nun in Nichts herabgesunken, mit größtem Eifer betete, und so laut, daß er Alles verstand. Es war aus dem Geist und im Geist gebetet, es floß wie eine Rede. Nach zwei Wochen wurde er auf drei Tage in ein besseres Zimmer, in dem vorher Consulent Moser gesessen, gebracht, bis die Zimmerleute ein Gerüst in sein Gefängniß hineingemacht hatten, mittelst dessen ihm das Essen hinuntergelassen werden konnte. Als er die Handwerksleute so arbeiten hörte, glaubte er nicht anders, als das Schaffot zu seiner Hinrichtung werde aufgeschlagen. In diesen drei Tagen las er die Leidensgeschichte Jesu und streute die erbaulichsten Anmerkungen in Absicht auf sich selbst dabei ein. War er damit fertig, so betete er, las ein Paar Lieder und fieng wieder von vornen an, wie er sich auch alsbald von der Frau des Commandanten eine Bibel und ein Gesangbuch

erbeten hatte. Es ist dieß sicherlich dem Segen seines vor Gott verklärten Vaters zuzuschreiben, auch ein Beweis, wie schwer gute, in der Jugend empfangene Eindrücke von Gott und seinem Wort sich ganz auslöschen lassen, daß ein solcher Mann nun so bald an Gottes Gnade sich halten konnte. Am vierten Tag wurde er in sein voriges Zimmer zurückgebracht, und von da an hörte er sechzehn Monate lang keines Menschen Stimme, sah keines Menschen Aug, nichts als Mittags und Nachts eines Menschen Hand, die sein Essen herunterließ, eine Laterne ansteckte, und, wenn er gespeist hatte, wieder auslöschte; in den langen Winternächten mußte er sechzehn volle Stunden in der Finsterniß harren. Den Gesang der Kirche konnte er hören, aber weiter nichts. Wie schmachtete er da nach einem Gottesdienst, wie sehnte er sich nach Zuspruch! Alles wurde verweigert, und er tief unter die Würde eines Menschen herabgesetzt; sein Zimmer wurde ihm nicht gereinigt, daß die Luft ganz verpestet wurde, kein Messer, keine Scheere zugelassen; Bart und Nägel waren der Natur überlassen. Rechts neben dem Ofen hatte er sein Plätzchen, auf welchem er knieend viele Stunden lang sein Gebet mit solcher Inbrunst und unter Vergießung so vieler Thränen täglich verrichtete, daß der Boden, auf welchen seine Thränen herabflossen, ganz schwarz ward. Oft verlor er aber seine Fassung wieder und kam bei der heftigen, schnellen Aufbrausung, die ein Hauptzug seines Wesens war, in ein heftiges Jammern hinein, so daß man oft ganze Nächte lang auf dem Wall sein Wehklagen und Schreien vernahm. Das ganze Land aber sah in diesem jammervollen Schicksal das Walten der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes.

Ein Mann nur nahm sich in christlicher Liebe des Unglücklichen an und erschien ihm als Engel des Trostes, — der ein halb Jahr nach Rieger's Gefangensetzung am 17. Juni 1763 in Hohentwiel neu eintretende Garnisonsprediger, Jak. Friedr. Dettinger, nachmaliger Waisenhauspfarrer in Stuttgart. Das Wehklagen des Gefangenen, das er so oft hörte, schnitt ihm durch's Herz, und obgleich der Herzog so erbittert über Rieger war, daß Niemand eine Fürbitte wagte, so machte er sich doch zu Fuß auf den Weg nach Stuttgart, und erbat sich beim Herzog eine Audienz, in der er erzählte, wie es dem Obersten ergehe, und freien Zutritt zu dem Gefangenen forderte, der ihm als Beichtkind angehöre und für dessen Seele er Gott verantwortlich sey. Der Herzog hörte ihn geduldig an und gab ihm den Befehl an den Commandanten mit, „daß Rieger in mildere Haft kommen und von dem Garnisonsprediger fleißig besucht werden solle." Freudig zog der edle Mann mit dieser Engelsbotschaft nun seine weite Straße heim und übergab, in Hohentwiel angelangt, noch bevor er seine Frau gegrüßt hatte, alsbald den herzoglichen Befehl dem Commandanten. Ohne Scheu trat er nun nach erhaltener Erlaubniß bei dem Gefangenen ein, der in der schauerlichsten Gestalt, mit lang gewachsenem Barte, als ein todähnliches Gerippe, mit den tiefen Furchen des Grams

in dem erdfahlen Angesicht, auf einem unter seinen Thränen vermoderten Bette lag. Als ihn dieser sah, war er ihm gleich einer Engelserscheinung; er rief ihm auf rührende Weise entgegen: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen!“ Jesaj. 52, 7. Geduldig ließ er sich die Hände von ihm halten, während er geschoren, gereinigt und umgekleidet wurde. Er durfte nun die Gottesdienste besuchen und bisweilen auf der Veste spazieren gehen. Von nun an arbeitete Oettinger mit unermüdeter Treue und Geduld an dem tief verwundeten Gemüthe Rieger's. Anfangs wünschte er beständig seine Verurtheilung zum Tode; ja, er warf sich einmal vor Oettinger und dem Commandanten auf die Kniee nieder und bat sie mit einem Thränenguß und den höchsten Beschwörungen, sie möchten doch dazu helfen, daß das Todesurtheil über ihn beschlossen und ausgeführt werden möchte. Er berief sich dabei darauf, daß er von Gott im Gebet die unmittelbare göttliche Versicherung erhalten habe, daß es geschehen werde. Deßhalb wollte er auch lange keinen Trost und keine Beruhigung gelten lassen. Mehr und mehr gelang aber der unermüdeten Thätigkeit des treuen Seelsorgers die heilsame Kur an Rieger's Seele, und die Ermahnungen seines ehrwürdigen, in Gott ruhenden Vaters, die jetzt mächtig in ihm aufwachten, thaten das Ihre. Er kam zu immer gründlicherer Selbsterkenntniß und aufrichtiger Reue über seine Sünden und lernte nun am Muster des Sünderheilandes, der sein Trost ward, „stille seyn und schweigen, stille fortglauben und im Zagen unverzagt bleiben“ (Nro. 123, 1 u. 5.). Er drang immer näher in den Genuß der Liebe Gottes ein und wurde in seinen schweren Banden ganz fröhlich, gelassen, mit Gott und in Gott vergnügt. Aus dem Worte Gottes, das er nun mit solcher Kraft las, als wenn es indeß sein einziges Studium gewesen wäre, sammelte er sich einen solchen Schatz in seiner Einsamkeit, daß Schubart, der nachmals auf Hohenasperg mit ihm zusammentraf (vgl. unten) bezeuget: „Es ist mir kaum jemals ein Mensch bekannt worden, der die Bibel so in Mark und Geist verwandelt hätte, wie dieser.“ Da konnte es also Rieger recht aus der Erfahrung singen: „Das beste Brod ist Thränenbrod“ (Nro. 123, V. 3.). Er dichtete auch wirklich dieses Lied, mit Ausnahme von V. 5. 8 u. 9, ursprünglich mit einundzwanzig Versen, nach den Hauptzügen Jesu in der Leidensgeschichte, während seiner Gefangenschaft.

Endlich, nachdem er 1460 Leidenstage in seinem traurigen Kerker hatte zählen müssen, wurde er im Januar 1767 seiner Haft entlassen. Der Markgraf von Baden und der König von Dänemark, ein Garant der würtembergischen Verfassung, hatten sich für ihn beim Herzog verwendet, der nun, nachdem Montmartin, der niederträchtige Nebenbuhler und Todfeind Rieger's, durch die Uebermacht der öffentlichen Stimme, die ihm mit dem Galgen des Juden Süß drohte, und durch das Andringen der Landschaft gezwungen worden war, das Feld zu räumen,

milder gestimmt war. Er erschien nun in Stuttgart unter dem Titel eines dänischen Obersten, den er während der Verhandlungen über seine Loslassung erhalten hatte, und lebte geraume Zeit zu Stuttgart ganz still und verborgen im Schooß der Seinigen. Auf eine Einladung des damaligen Prinzen Louis, nachmaligen Herzogs Ludwig Eugen, Bruders des Herzogs Carl, der sich in Wasserloo bei Hanau aufhielt und ihm schrieb: »**tant que vous a fait mal mon frère, tant que vous ferai bien**,« begab er sich eine Zeitlang zu demselben und hielt sich dann auch in Hamburg und in Dänemark auf. Nach einer Abwesenheit von etwa vier Jahren kam er im Sommer des J. 1775 wieder nach Stuttgart zurück, worauf ihn der Herzog eines Tags zu sich auf die Solitude einlud. Im dortigen Akademiespeisesaal sahen sich die Beiden zum erstenmal wieder. Es war ein Freitag. Der Oberst gerieth beim ersten Anblick seines Herrn in eine außerordentlich sichtbare Gemüthsbewegung. Plötzlich rafft er sich aber zusammen, und will dem Herzog die Hand küssen; dieser faßt seine Hand, umarmt ihn und sagt zu ihm: „Bleib Er mein Freund, wie Er es immer war.“ Rieger zerfloß in Thränen und konnte nicht reden. Alle Anwesenden staunten. Die Gräfin von Hohenheim, Carls Gemahlin, küßte mit Ausdruck die linke Achsel des Herzogs. Nun faßte Carl Rieger an der Hand, gieng so mit ihm durch den Speisesaal, wo die Zöglinge sich unterdessen gesammelt hatten, und zeigte ihm die ganze Einrichtung der Akademie. Darauf zog er ihn zur Tafel, bei der Rieger, der durch die wahren Beweise der erneuerten Freundschaft, die ihm der Herzog gab, sich wieder gefaßt hatte, seine alte Munterkeit und Unterhaltungsgabe zeigte. Als ihm deßhalb der Herzog beim Auseinandergehen zurief: „Er ist immer noch der alte Rieger!“ erwiederte er: „Bei den Würtembergern rostet alte Liebe nicht.“ Bald darauf brauchte ihn der Herzog, der eben damals die Akademie nach Stuttgart verlegte, die untere Kaserne zur Aufnahme derselben einzurichten. Von da an genoß er wieder das volle Vertrauen des Herzogs. Er erhielt sein Oberstenpatent wieder, wie auch den Orden. Als ihm dieser angehängt wurde, dachte er, wie er nachher selber verlauten ließ, an die Worte aus Herbergers Valetlied (Nro. 599.):

In meines Herzens Grunde
Dein Nam und Kreuz allein
Funkelt all' Zeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich seyn.

Im J. 1776 machte ihn der Herzog zum Commandanten auf der Veste Asperg und bald darauf zum Generalmajor, so daß ein heiterer Lebensabend für ihn hereinbrach. Am Worte Gottes hielt er fest und erwählte es sich zu seiner liebsten Beschäftigung, dichtete auch manch frommes, geistliches Lied und setzte sich mit glaubigen Männern, wie Lavater in Zürich und Pfarrer Hahn in Kornwestheim, in Verbindung. Oft noch dachte er auf seinem Asperg an seinen „Schmelz-

ofen", wie er sein Gefängniß in Hohentwiel zu nennen pflegte. Allein die ihm angeborene Härte und Heftigkeit seines Wesens war selbst in diesem Ofen nicht ganz weggeschmelzt worden und der christliche Geist der Liebe vermochte sein Naturfeuer nicht ganz zu mildern. Er beklagte diese launige Heftigkeit, unter der auch Schubart, als sein Gefangener, viel leiden mußte, häufig selbst gar bitterlich mit dem Ausdruck: »naturam expellas furca, tamen usque redibit,« und bekannte oft und viel wider sich selbst das Galatische Emblem (Kap. 4, 15.): „Wie waret ihr dazumal so selig!" Er versah seinen Posten mit dem raschen Feuer, das man zuvor an ihm gewöhnt war, bis an sein Ende. Ueber diesen Amtsgeschäften fiel er in mancherlei Distraktionen, die sein Gemüth nicht mehr in der vorigen guten Fassung ließen, kam auch je und je wieder ins Fluchen hinein beim Exerciéren, was er freilich nachher immer bereute; doch hat er Grund und Boden nie ganz verloren. Den Ausbrüchen seines heftigen Temperaments, unter dem besonders auch die Soldaten zu leiden hatten, so daß lang nach seinem Tode noch die Sage auf Hohenasperg gieng, er schreite mit seinem eisernen Stöckchen gespensterweise umher, begegnete seine Frau oft dadurch, daß sie nach der Schachtel lief, in der er den langen Bart von Hohentwiel zum Gedächtniß aufbewahrte, um seine heftige Laune zu zähmen.

Er starb schnell in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahr, im J. 1782, an einem Schlagfluß. Seine Heftigkeit war auch die Ursache seines schnellen Todes. Er pflegte im Zorn das Kraftwort im Munde zu führen: „Mich möchte der Schlag rühren." Als er nun einst mit der ihm eigenen Sorgfalt den Spital besuchte, wo ein Soldat lag, mit dessen Aufführung er nicht zufrieden war, sagte er zu demselben: „Kerl! da liegst du nun!" Der Soldat aber, der, dem Tode nahe, den Befehlshaberstock nicht mehr fürchtete, bezahlte ihn mit einer Antwort, die den an blinden Gehorsam gewöhnten Mann so aufregte und ergriff, daß er auf dem Heimweg mitten auf dem Festungsplatz vom Schlag getödtet niederstürzte. Der Soldat erlebte noch sein Leichenbegängniß, kroch, als der Sarg vor dem Commandantengebäude stand, mit Mühe ans Fenster und sagte: „Gelt! da liegst du nun auch!" legte sich dann wieder hin und starb.

(Quellen: Schiller's kleine prosaische Schriften: „Das Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte" [mit mancherlei Ausschmückungen und sagenhaften Umständen verwoben]. — Sophronizon von Dr. Paulus in Heidelberg. 6. Jahrg. 1824. 2. Heft. S. 1—9. S. 9—16. S. 17—24. [Originalmittheilungen von Zeitgenossen und Augenzeugen, z. B. Spittler, Vikar Siegel ꝛc.]. 5. Heft. S. 31—52. „Würtemb. Denkwürdigkeiten von Präc. Hoch zu Beilstein." — 1. Jahrg. 1819. 1. Heft. S. 41—52. „Unmittelbare Justizpflege.")

Im Herzogthum **Würtemberg** war in dieser ganzen Periode ein reges Leben in der Herausgabe von Gesangbüchern und geistlichen Liedersammlungen.

Als eigentliches **Landes-Gesangbuch** erhielt sich immer noch, und auf lange Zeit, das von Herzog Ludwig in der vorigen Periode theils in kleinerem, theils in Folioformat angeordnete Kirchengesangbuch (vgl. S. 111.). Von dem in Folioformat erschien im J. 1664 durch des Prälaten Erikus (Ehrenreich) Weißmann's Besorgung eine neue Ausgabe unter dem alten Titel: „Wirtembergisches gros Kirchengesangbuch u. s. w." Es enthielt unter einem besondern Titel einen Anhang „etlicher schöner Lieder, so vorhin in diesem Gesangbuch nicht gewesen". Die Zahl der in diesem Anhang befindlichen Lieder ist vierundvierzig, meist bloß Lieder von den Dichtern des zweiten Abschnitts der dritten Periode, einem Ringwald, Moller, Schalling, Nicolai, Pappus, Herberger, Helmbold u. s. w.; von den Dichtern des dritten Abschnitts ist außer Rist und Joh. Heermann noch keiner vertreten. Jetzt erst fanden also endlich, und zwar bloß anhangsweise, folgende Nummern des neuesten W. Gesangbuchs zum erstenmal eine Stelle in einem W. Landesgesangbuch: Nro. 26. 36. 160. 346. 347. 482. 492. 493. 599. 606 und 646*, und außer diesen Lieder wie: „Es ist gewißlich an der Zeit" — „Aus meines Herzens Grunde" — „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" — „Herzlich thut mich verlangen" — „Nun laßt uns Gott den Herrn" — „Was mein Gott will" — „Jesu, der du meine Seele" — „O Traurigkeit" — „Zion klagt mit Angst und Schmerzen"

In demselben Jahr 1664 erschien neben dieser vermehrten Auflage des für den kirchlichen Gottesdienst bestimmten Gesangbuchs ein für die Hausandacht bestimmtes und gleichfalls mit Noten versehenes Gesangbuch in kleinerem Format unter dem Titel: „Christliches Hausgesangbuch oder Uebung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen nach Ordnung der öffentlichen Kirchengesänge auch in gewisse Klassen gebracht und zu rechtschaffener frommer Christen Hauskirche auf diese letzte, beschwerliche Zeiten gerichtet. Tübingen bei Gregorius Kerner. 1664." Es erschien in Duodez und wurde meist mit dem Kirchengesangbuch kleinen Formats, welches Kerner gleichfalls fort und fort unter dem Titel: „Deß Weiland durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Ludwigs, Herzogs zu Wirtemberg, Kirchengesangbuch, darinnen auserlesene u. s. w." neu verlegte, zusammengebunden. Dieses Hausgesangbuch enthält im Ganzen 120 Lieder, und unter diesen alle die vierundvierzig bei der Auflage des großen Kirchengesangbuchs von 1664 im Anhang mitgetheilten Lieder; manche dieser Lieder sind unter die beigegebenen Morgen- und Abendgebete eingestreut, wie z. B. Nicolai's Lied: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" dem sonntäglichen Morgensegen als „Morgengesang

* Es ist demnach im Vorherigen folgendes zu berichtigen: S. 111. Lin. 3 von unten ist „O Lamm Gottes, unschuldig" zu streichen und dafür zu setzen: und der Nro. 160. — S. 112. Lin. 2 von oben ist einzuschalten: und Nro. 289. „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn."

aus dem 47. Psalmen" angehängt ist. Von den Nummern des neuesten W. Gesangbuchs finden sich hier, außer den schon beim Anhang zum großen Kirchengesangbuch erwähnten, folgende als neu vor: Nro. 2. 7. 16. 196. 209. 274. 294. 331. 351. 366. 368. 571. 572. 588. 598. 610., und sonst noch Lieder, wie: „Ach Gott, wie manches Herzeleid" — „Christ, der du bist der helle Tag" — „Da Jesus an dem Kreuze stund" — „Der Tag hat sich geneiget" — Ein Würmlein bin ich" — „Erschienen ist der herrlich Tag" — „Erstanden ist der heilig Christ" — „Freu dich sehr, o meine Seele" — „Hinunter ist der Sonnenschein" — „Ich dank dir schon durch" — „Ich fahr' dahin mit Freuden" — „Meine Kraft ist hin" — „O Herre Gott, dein göttlich Wort" — „O Welt ich muß dich lassen" — „Singen wir aus Herzensgrund" — „Wer Gott vertraut hat wohl gebaut" — „Wo soll ich fliehen hin". Vertreten sind nun hier Dichter, wie Stegmann, Simon Graf, M. Prätorius, Rinkart, Schirmer, Clausnitzer, Keymann, Albinus, Mich. und Joh. Frank, Meyfart, Wilhelm von Sachsen-Weimar, Neumark und Gerhard, jedoch meist bloß, wie z. B. letzterer, mit einem Liede; auch der Gesang der böhmischen Brüder ist repräsentirt.

So wußte man damals, wie es auch später Spener in seinen theologischen Bedenken Thl. IV. S. 40. 320. wieder beantragte, noch strenge zu unterscheiden zwischen eigentlichen Kirchenliedern, die der gemeinsame Ausdruck des Glaubens der Gemeinde sind und als solche sich bereits seit geraumer Zeit das kirchliche Bürgerrecht erworben haben, und zwischen Liedern, welche mehr bloß subjektive Gefühle der Privatandacht Einzelner, je nach den verschiedenen Privatverhältnissen, ausdrücken, und mengte beide noch nicht so unter einander, wie jetzt, da ein Kirchengesangbuch zugleich auch die Stelle eines Schulgesangbuchs, eines Hausgebetbuchs und eines Morgen- und Abendsegenbuchs vertreten und Anleitung zu religiösen Selbstbetrachtungen geben soll. Merkwürdig ist dabei zugleich, wie sich in Würtemberg Lieder, wie z. B. „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ" — „O heiliger Geist kehr bei uns ein" — „Alle Menschen müssen" — „Herr Jesu Christ dich zu uns wend" — „Liebster Jesu, wir sind hier" — „Nun danket alle Gott" — „Wer nur den lieben Gott" — „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — „Jesu, meine Freude" — „Meinen Jesum laß ich nicht", durch ein Hausgesangbuch den Weg in das Kirchengesangbuch bahnen mußten.

Bis dahin währte es aber noch geraume Zeit. Im J. 1672 erschien eine neue Auflage des kleinen, im J. 1686 ein neuer Abdruck des großen Kirchengesangbuchs, wobei jedes in seiner alten Gestalt verblieb und bei letzterem selbst nicht in den Anhang neue Lieder aufgenommen wurden. Der Anhang bekam bloß den etwas veränderten Titel: „Etliche christliche Gesäng, welche in unterschiedlichen evangelischen Kirchen auch pflegen gesungen zu werden." Selbst bei einer

abermaligen Auflage des kleinen Kirchengesangbuchs vom J. 1698, „gedruckt zu Tübingen bei Georg Kerner", welchem immer noch das Hausgesangbuch unter dem Titel: „Geistliches Gesangbuch oder Uebung der Gottseligkeit in trostreichen Liedern ꝛc. Col. 3, 16" beigedruckt ist, blieb sowohl in Betreff des Kirchen- als des Hausgesangbuchs Alles beim Alten, nur daß in letzterem vier alte Gesänge vom Anhang des großen Kirchengesangbuchs weggelassen wurden: „Ach Herr, du allerhöchster Gott" — „Das alte Jahr vergangen ist" — „Ein wahrer Glaub Gottes Zorn stillt" — „O wir armen Sünder", weil sie eine allzu ausschließliche besondere Beziehung auf die Nothzeiten des Religionskriegs in Deutschland hatten.

Erst im J. 1711 erhielt das Kirchengesangbuch eine veränderte Gestalt, insbesondere einigen Zuwachs neuer Lieder. Es erscheint nun in der Hof- und Kanzleibuchdruckerei von Christian Gottlieb Rößlin's Wittib zu Stuttgart unter dem Titel: „Groß Würtembergisches neuvermehrtes Kirchengesangbuch, darinnen neben denen bisher gewöhnlichen alten Liedern und Psalmen, auch ein ziemlicher Anhang anderer neuer schöner geistreicher und bereits an unterschiedlichen Orthen eingeführten Gesängen enthalten, und mit neuen Schriften und musikalischen Noten versehen. Zu Dienst Kirchen und Schulen deß lobl. Herzogthums Würtemberg und anderer reiner evangelischer Orthen angeordnet. Stuttg. 1711." Es enthält in fünf Abschnitten: 1) Geistliche Lieder auf die Fest- und Feiertäg — 30; 2) Geistliche Gesäng, darinn der Katechismus erklärt wird — 13; 3) Psalmen Davids — 26; 4) andere geistliche Lob-, Lehr- und Betgesäng — 40; 5) geistliche Sterb- und Begräbnißgesäng — 10 und die deutsche Litanei nebst 103 Melodien. Unter diesen Liedern befinden sich nun auch die meisten (37) der seither bloß im Anhang zum K. Gesangbuch aufgeführten; dreißig dagegen, die seither entweder im K. Gesangbuch selbst (25) oder im Anhang (5) standen, sind ausgelassen, z. B.: „Christum wir sollen loben schon" — „Der du bist drei in Einigkeit" — „Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich" — „Fröhlich woll'n wir Halleluja singen" — „Herr, es sind Heiden" — „Jesaja dem Propheten" — „Komm Gott Schöpfer h. Geist" — „Komm du Tröster, h. Geist" — „Vater unser der du im Himmel bist" — „Was fürchst du Feind Herodes" u. s. w. Dagegen sind merkwürdiger Weise hier die zuvor noch nicht einmal in einem Anhang oder im Hausgesangbuch befindlich gewesenen Passionslieder Gerhard's und Joh. Heermann's: „Ein Lämmlein geht" und „Jesu deine tiefe Wunden" (Nro. 130 und 155 im neuesten Würt. Gesangbuch) eingereiht. Angehängt ist nun eine „Zugabe einiger neuer und geistreicher Lieder, welche in den evangelischen Kirchen, besonders in dem Herzogthum Würtemberg, auch gemeiniglich pflegen gesungen zu werden". Deren sind es 93 mit 59 Melodien. Unter diese sind 38 von den Liedern, die seither im Hausgesangbuch von 1664 standen,

und als ganz neu, ohne vorher selbst nur im Hausgesangbuch gestanden zu seyn, 55 aufgenommen worden. Unter den letztern sind folgende Nummern des neuesten Würt. Gesangbuchs: Nro. 13. 138. 141. 177. 198. 277. 360. 364. 373. 385. 417. 461. 462. 464. 466. 484. 528. 549. 559. 614 und sonst noch Lieder wie: „Du o schnödes Weltgebäude" — „Freuet Euch, ihr Christen alle" — „Hast du denn Jesu dein Angesicht" — „Herr Jesu Christ mein Herr und Gott" — „Hilf Herr Jesu laß gelingen" — „Jesu du mein liebstes Leben" — „Jesu meines Lebens Leben" — „O Ewigkeit, du Donnerwort" — „O Jesu süß, wer" — „O Jesu, wann soll ich erlöset" — „Treuer Wächter Israel" — „Was frag ich nach der Welt" — „Zeuch mich, zeuch mich" u. s. w. Nun widerfährt endlich Gerhard einiges Recht, indem er jetzt mit zehn Liedern vertreten ist, neben ihm, Joh. Heermann, Joh. Frank und Rist, die gleichfalls mehr berücksichtigt sind, sind nun auch vertreten: die Churfürstin Louise von Brandenburg, Schenk, Homburg, Titius, Rodigast, Dach und Alberti, ja sogar Angelus Silesius und ein damals noch lebender Dichter, Schröder.

Die Aufnahme solcher neuern, obwohl größtentheils immerhin bereits vierzig bis sechzig Jahre alter Lieder in das Kirchengesangbuch war vorbereitet durch die in Würtemberg damals wegen der Kriegsdrangsale alle Tage gehaltenen Betstunden, welche erst, nachdem am 25. Jan. 1715 ein großes Bet- und Friedensfest gefeiert war, durch ein Generalrescript vom 4. Jan. für Stuttgart auf Donnerstag, für das übrige Land aber auf Mittwoch in jeder Woche, also auf einen Tag beschränkt und stehend angeordnet wurden. Zu dem besondern Gebrauch in jenen täglichen Betstunden war nämlich im J. 1689 eine Liedersammlung erschienen mit dem Titel: „Neue geistreiche Gesäng, welche in den Betstunden gesungen werden", wovon im J. 1702 eine neue Ausgabe erschien mit dem Titel: „Gesang- und Gebetbüchlein für die im Herzogthum Würtemberg angeordneten Betstunden. Stuttgart." in 12. Diesem war im J. 1710 ein „Gesang- und Gebetbüchlein für die Betstunden in der Hochfürstl. Würt. Hofkapelle. Stuttg." in 12. gefolgt. Das sind die „schon ziemliche Zeit gewohnte und zum öffentlichen Choral eingeführte neue Gesänger und Melodien", von welchen das Consistorium in seiner Vorrede zum Kirchengesangbuch von 1711 dd. 1. Aug. sagt, „daß sie mit eingerücket worden zu Entzündung und Vermehrung der Andacht unter dem gemeinen Volk."

Ueberdieß waren auch bereits seit den siebenziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts und vornämlich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch Dr. Häberlin und Dr. Hedinger Privatsammlungen geistlicher Lieder, Privatgesangbücher, veranstaltet worden und in einzelnen Kirchen der größern Städte, wie in Tübingen oder in der Hofkirche zu Stuttgart, in kirchlichen Gebrauch gekommen. Mit dem Hausgesangbuch von 1644 scheint überhaupt in Würtemberg die

Losung gegeben worden zu seyn zur Herausgabe einer Menge Gesangbücher; mehr und mehr erschienen nun fast von Jahr zu Jahr „neu eingerichtete" — „vermehrte" Gesangbücher zum kirchlichen und zugleich zum Hausgebrauch. Es scheint das von der Kirchenbehörde allzu starr festgehaltene Princip der Stetigkeit, wornach sie bei dem sich doch von Jahr zu Jahr mehrenden Liedervorrath keine dem kirchlichen Bedürfniß und dem ganzen Stand der Kirchenliederdichtung angemessene und durchgreifende Veränderung an dem Landesgesangbuch vornehmen wollte und die Lieder der edelsten Dichter aus der Blüthezeit des Kirchenlieds entweder ganz vernachläßigte, oder nur äußerst karg bedachte, sich gerächt zu haben. Es wurde nun eben durch Privatarbeiten für die Bedürfnisse der Kirche gesorgt, und zwar in solcher Ausdehnung, daß sich allgemach eine große Menge und ein großer Unterschied von Gesangbüchern bildete und, wenn gleich auf den meisten Dörfern das eigentliche Landesgesangbuch sich noch im Gebrauch erhalten haben mag, wenigstens die bedeutendsten Städte des Herzogthums, z. B. Waiblingen, Tuttlingen, Tübingen ꝛc. ihr eigenes Gesangbuch hatten, ja, zu Stuttgart sogar in den verschiedenen Kirchen, z. B. der Hofkirche und Stiftskirche, ganz verschiedene Gesangbücher gebraucht wurden und die Gemeindemitglieder am Ende in ein und dieselbe Kirche ein buntes Allerlei von Gesangbüchern mitbrachten und es „nicht mehr ein Gesang aus einerlei Buch war."

Die **als Privatarbeit anzusehenden**, obwohl da und dort in kirchlichen Gebrauch übergegangenen **Würt. Gesangbücher** dieser Zeit sind nach der Zeit ihres Erscheinens und nach den Herausgebern geordnet folgende:

1) Im Jahr 1676 erschien von der theologischen Fakultät zu Tübingen besorgt: „Rechtschaffener Christen erwünschte **Seelenlust** begreifend I. ein Gesangbüchlein, darinn die Kirchengesäng auß den ältern Exemplarien wiederholt, newere reine Lieder mit eingebracht, die lateinischen **Hymni** angehänget und die **Autores** hinter jedem Gesang benamst sind. II. Gebetbüchlein (Dr. Habermann's). III. Dr. Joh. Brenzen Katechismus und **Andreae Osiandri** Communikantenbüchlein (letzteres erschien zum erstenmal in Tübingen, wo Osiander* Kanzler war, im J. 1590) sammt einer Vorrede der theologischen Fakultät zu Tübingen gedruckt und verlegt von Joh. Heinrich Reisen. Im J. Christi 1676." Als besonderer Anhang sind dabei achtundzwanzig **hymni selectiores**. Noten finden sich hier keine; das Büchlein hat Taschenformat und umfaßt 390 Lieder. In der Vorrede sagt die Fakultät: es sey in gegenwärtiger Edition (eine frühere erschien bei Reisen schon im J. 1663) Abmängeln und Fehlern, welche **privata auctoritate** eingeschlichen, zuvorgekommen, in der Reimart zwar richtige, aber keinen Schriftgeist habende Lieder ausgelassen, zur Ersetzung aber derselben andere erbaulichere und von geistreichen **Autoribus** componirte aus dem Marpurg'schen und Nürnberg'schen Gesangbuch reichlich einbracht worden."

Dieses Gesangbuch ist offenbar für die Bedürfnisse einer Universitätsgemeinde eingerichtet; darauf weist die Beisetzung der Namen

* Von ihm sind die Lieder: „Mein'n Gott ich allzeit preiß" — „Truz Teufel, Welt und Tod." Er ist geb. zu Blaubeuren 1562, † 1617.

des Verfassers bei jedem Lied und der Anhang alter lateinischer Hymnen im Original hin.

2) Im Jahr 1677 erschien erstmals zunächst für den Gemeindegebrauch in Tübingen von Brunnius besorgt die **Tübinger Seelenharfe**. Dieselbe wurde später in acht verschiedenen Ausgaben immer wieder aufgelegt, z. B. im J. 1709 unter dem Titel: „Tübinger vermehrte Seelenharfe oder Würt. Gesangbüchlein von 270 Liedern," im J. 1712 mit 300 Liedern und einer Vorrede von Dr. A. A. Hochstetter, im J. 1734 mit 326 Liedern. Man unterschied später auch eine kleine und große Seelenharfe. Die kleine Seelenharfe in 16. erschien im J. 1714 unter dem Titel: „Tübinger kleine Seelenharfe oder Würt. Gesang- und Gebetbüchlein", die große Seelenharfe erschien im J. 1738 in 12. mit einer Vorrede W. Ad. Drommer's und einer Anzahl von 309 Liedern unter dem Titel: „große, geistliche Seelenharfe oder vollständiges Würt. Gesangbuch."

3) Im J. 1689 erschien von Dr. Georg Heinrich Häberlin zu Tübingen besorgt die erste Auflage des nachher so vielfach verbreiteten sogenannten „**Häberlin'schen Gesangbuchs**". Es führte den Titel: „Gesangbuch mit einer ausführlichen Vorrede aus den **Patribus** von der ersten Christen Singandacht." Tübingen, in 12. Im Lauf der Zeit erlebte dieses Büchlein drei Hauptauflagen:

Im J. 1704, unter dem Titel: „Würt. Haus- und Kirchenandacht, bestehend in etlich hundert geistlichen Liedern (176), so theils von Dr. Luthern, theils von andern geistreichen Lehrern sind herausgegeben worden, denen beigefüget diejenige, so in allhiesiger Hofkapelle gesungen werden, nebst Habermann's Morgen- und Abendsegen ꝛc. und einer Vorrede von Dr. G. H. Häberlin. Mit schönen Kupfern verziert und in Vermehrung vieler Lieder zum andernmal gedruckt zu Stuttgart und verlegt von Bernh. Mich. Müller."

Im J. 1734, durch Georg Conrad Rieger, den würdigen Stadtpfarrer in Stuttgart besorgt, unter dem Titel: „Neueröffneter Andachtstempel oder evangelisches Kirchengesangbuch von 490 Liedern." Es ist dieß eine durchaus umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, in welcher nach Spener's Vorschlag die Hausandacht von der Kirchenandacht geschieden und bloß das kirchliche Bedürfniß berücksichtigt ist durch Aufnahme von Liedern, die sich zunächst für den öffentlichen Gottesdienst eignen. Darum hat es auch den Titel: Kirchengesangbuch. Zugleich ist Spener's Rath befolgt, meist und hauptsächlich Lieder von der Art und Wirkung der Erneuerung und Heiligung aufzunehmen und so eine vollständige Ordnung des Heils darzulegen.

Im J. 1740, unter demselben Titel. Diese Auflage enthält bloß 454 Lieder, aber „dem Alter zu Dienst und auch anderer Augen zu gut" mit großer Schrift gedruckt.

4) Im Jahr 1691 gab heraus:

a) der Cantor und Collaborator Dan. **Speer** zu Waiblingen ein mit Noten versehenes Gesangbuch unter dem Titel: „Neuvermehrtes Würt. Gesangbuch, worinnen alle Gesäng, Psalmen und geistliche Lieder sowohl die beim öffentlichen Gottesdienst, als Privatandacht zu Hauß gebräuchlich, theils mit Noten auf's fleißigste versehen, theils deren Melodien, wo selbige zu suchen, angezeigt. Nebst Joh. Habermann's Morgen- und Abendsegen ꝛc. auf sonderbare Veranleitung und Begehren mit Fleiß elaboriret und mit gnädigster Approbation zum erstenmal in Druck gegeben. Stuttg. bei Melch. Gerh. Lorber."

b) M. Joh. Heinr. Schellenbauer,* geb. in Brackenheim 1643, † 1687, Professor am Gymnasium zu Stuttgart, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Neuvermehrtes Gebet- und Gesangbuch."

5) Im Jahr 1700 erschien:

a) mit einer Vorrede von Erikus Weißmann, damaligem designirtem Prälaten zu Herrenalb, Spezialsuperintendenten und Spitalprediger zu Stuttgart, demselben, welcher im J. 1664 das alte Landesgesangbuch in Folio herausgegeben hatte, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Geistlicher Himmelsschlüssel, d. i. Würt. Gesangbuch nebst einem vollständigen Gebetbuch. Stuttg."

b) von Dr. Johann Reinhard Hedinger, dem bekannten Hofprediger zu Stuttgart (vgl. S. 281), bearbeitet, das nachmals nur das Hedinger'sche Gesangbuch genannte Werk unter dem Titel: „Andächtiger Herzensklang in dem innersten Heiligthum Gottes oder neues, zusammengelesenes Gesangbuch von 400 Liedern zum heiligen Gebrauch der Würt. Hofkirche mit verschiedenen Anhängen herausgegeben von Dr. Joh. Reinh. Hedinger. Stuttg." in 8. Hievon erschienen unter demselben Titel nach Hedinger's Tod von einem seiner Freunde nach dem von demselben zuvor noch entworfenen Aenderungsplan bearbeitet zwei weitere Auflagen „allen Gott liebenden Seelen zu andächtigem Gebrauch, sowohl in als außer den Kirchen" im J. 1705 mit 737 Liedern.** und im J. 1713 mit 870 Liedern in gr. 12. Dieses Hedinger'sche Gesangbuch enthält nicht nur sehr viele Gerhard'sche und Rist'sche, sondern auch Lieder aus der zweiten Schlesischen und der Spener'schen Schule. Es ist ein reichgeschmücktes, vortreffliches Liederwerk. Mit Zugrundlegung dieses Gesangbuchs hat auch der Hofkapellmeister Störl zu Stuttgart im J. 1711 die erste Auflage seines „Choralschlagbuchs" ausgearbeitet, worinn, wie es auf dem Titel ausgesprochen ist, die sämmtlichen Lieder dieses Gesangbuchs bedacht sind.

6) Im Jahr 1709 erschien erstmals von Dr. Andreas Hochstetter, Stadtdekan und Professor der Theologie zu Tübingen, geb. in Maulbronn 1668, † 1717, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Geistlicher Seelenschatz oder neueingerichtetes vollständiges Würt. Gesangbuch, sammt dessen historischen und praktischen schönen Vorrede von der ersten christlichen Kirchenart und Andacht zu singen." Tüb. 1709. in 16. und 12. Weitere Auflagen erschienen hievon im J. 1712 und 1716.

7) Im Jahr 1720 erschien von M. Jak. Fr. Golther, Pfarrer in Reinerzau, der als Pfarrer in Magstatt im J. 1765 starb, ein Gesangbuch unter dem Titel: „Himmlisches Haus- und Kirchenparadies oder neuvermehrtes Würt. Gesang- und Gebetbuch." Stuttg. in 12.

---

* Von ihm ist das Lied: „Lebt Jemand so wie ich, so lebt er wunderlich."

** Diese Ausgabe enthält von den Liedernummern des neuesten Würt. Gesangbuchs außer den beim Würt. Landesgesangbuch von 1583 und 1664, und bei dem Würt. Hausgesangbuch von 1664 namhaft gemachten, so wie außer den Gerhard'schen Liedern, welche sich reichlich daselbst schon vorfinden, folgende Nummern: 12. 13. 94. 97. 110. 128. 130. 132. 138. 154. 155. 169. 177. 181. 225. 229. 251. 277. 317. 353. 356. 360. 370. 385. 392. 402. 417. 425. 461. 463. 466. 555. 579. 584. 614. 646.

In der Ausgabe vom J. 1713 dagegen finden sich folgende weitere Nummern: Nro. 4. 5. 37. 67. 131. 149. 328. 344. 367. 378. 386. 403. 438. 439. 559. 568. 590.

8) Im Jahr 1727 erschienen:

a) „Geistlicher Seelenschatz oder neuvermehrtes Tuttlingen'sches Gesangbuch in zwei Theilen von M. Gottfr. Conr. Hochstetter, Spezialsuperintendenten in Tuttlingen. Tübingen. 1727." Wahrscheinlich ist es eine Ueberarbeitung des bei Nro. 6. aufgeführten Gesangbuchs.

b) „Der Kinder Gottes himmlische Seelenlust, d. i. neu vollständiges und vermehrtes, auf die Haus- und Kirchenandacht im Herzogthum Würtemberg gerichtetes Gesang- und Gebetbuch, darinn nicht allein alle alte Kirchengesänge, sondern auch die allerneuste, in großer Anzahl geistreiche Lieder, welche zuvor niemals gedruckt gewesen, zu finden sind — von M. Andr. Hartmann, Waisenhausprediger in Stuttgart. Stuttg. bei Reißlin." Es enthält 505 Lieder.

Im J. 1739 erschien davon eine zweite Auflage mit 526 Liedern. Merkwürdig ist an der ersten Ausgabe, daß sie im Anhang das Würt. Confirmationsbüchlein in seiner ursprünglichen Fassung, wie es mit weitläufigern und schwerern Fragen von 1722—1730 im Gebrauch war, enthält.

9) Im Jahr 1729 erschien abermals ein neues, dem Kirchengebrauch gewidmetes Gesangbuch unter dem Titel: „Das zur Ehre Gottes und Erquickung gläubiger Seelen eingerichtete, bequeme Gesangbuch," bestehend in 404 lauter auserlesenen alten und neuen Liedern, welche sowohl in denen hochfürstl. Hofkapellen, als übrigen Kirchen in dem Herzogthum Würtemberg pflegen gesungen zu werden. Stuttg. bei Bernh. Mich. Müller, mit den Bildnissen der Herzoge und der Würt. Confession. Davon erschien schon 1731 eine zweite unveränderte und 1736 eine dritte vermehrte Auflage mit 460 Liedern.

Es ist ein Auszug des größern Liederwerks, welches erstmals schon im J. 1725 mit 666 Liedern, und in einer zweiten Auflage im J. 1732 mit 648 Liedern unter dem Titel erschien: „Die von einer himmlischen Seele in Gesang und Gebet gesuchte Erquickstunden in dem Heiligthum Gottes zu Anfeurung der Andacht sowohl in der Hochfürstl. und in der Stiftskirche, als andern öffentlichen Kirchen des Herzogthums Würt. u. s. w. Stuttg. bei Bernh. Mich. Müller."

So folgte in diesem Zeitraum in Würtemberg Gesangbuch auf Gesangbuch; im J. 1736 war sogar noch einmal ein neuer Abdruck des alten Kirchengesangbuchs Herzog Ludwigs in kleinem Format für den Handgebrauch veranstaltet worden, zum deutlichen Zeichen, daß sich dieses neben der Masse neuer Gesangbücher an manchen Orten noch fort und fort behauptet hatte. Man kam jedoch mehr und mehr zu der Einsicht, daß diesem Wirrwarr von Gesangbüchern durch ein amtlich autorisirtes, als stehend und bindend einzuführendes Gesangbuch vorgebeugt werden müsse. Ein von der Kirchenbehörde selbst ausgearbeitetes allgemeines Landesgesangbuch konnte jetzt auch nur um so gediegener ausfallen, je mehr bei der reichen Mannigfaltigkeit der Privatarbeiten Material gesammelt und vorgearbeitet, so wie ein öffentliches Urtheil über viele neuere Lieder schon begründet war.

Das Bedürfniß eines stehenden, amtlich autorisirten Gesangbuchs hatte sich bereits im J. 1723 durch die Herausgabe eines offiziellen Gesangbuchs für die Stuttgarter Hofkirche geltend ge-

macht. Die Herausgabe wurde von dem Hofprediger und Consistorialrath Dr. Eberhard Friedrich Hiemer zu Stuttgart besorgt. Es führt den Titel: „Würtembergisches allerneustes Gesangbuch von erbaulichen alten und neuen Liedern auf gnädigstes Befehlen Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des regierenden Herzogs (Eberhard Ludwig) in diese Form gefasset und dem öffentlichen Gottesdienst bei Hof insbesondere gewidmet. Tübingen bei J. G. und Chr. Cotta." Die Zahl der Lieder ist 267. Eine zweite Auflage vom J. 1725 enthielt 309 Lieder, denen unten die Namen der Verfasser beigedruckt sind. Von den Liedernummern des neuesten Würt. Gesangbuchs finden sich, außer den schon früher bei den alten Landesgesangbüchern namhaft gemachten, folgende, als zum erstenmal in ein offizielles Würt. Kirchengesangbuch aufgenommen, darinn vor: Nro. 3. 5. 11. 12. 28. 37. 64. 67. 82. 90. 93. 94. 105. 109. 112. 115. 122. 132. 142. 152. 179. 213. 229. 292. 311. 328. 330. 344. 349. 356. 379. 386. 403. 418. 438. 454. 463. 533. 539. 553. 578. 584. 590. 629. Die Absicht, in welcher dieses Hofgesangbuch angeordnet wurde, geht deutlich aus der Vorrede zu demselben dd. 18. Mai 1723 hervor. Dort heißt es nämlich ausdrücklich: „Bei Herausgabe desselben „hat man die Absicht gehabt, um der großen Menge und des „großen Unterschieds der Gesangbücher willen vor den „gesammten Hochfürstl. Hof eine besondere Edition dem öffentlichen „Gottesdienst zu widmen, damit Jedermann bei öffentlicher Andacht „aus einerlei Buch, sowohl alte, als auch auserlesene neue Lieder „mitsingen könne." So gieng die Hofkapelle dem ganzen Lande mit der Einführung eines stehenden und alleingültigen neuen Gesangbuchs voran, wie sie auch durch eine fest geregelte Gottesdienstordnung vorangegangen war, welche durch ein Synodalrescript vom 13. Juni 1714 für die übrigen Kirchen des Landes vorgeschrieben wurde.*

Nun sollte aber endlich auch das ganze Land wieder ein allgemeines, ausschließlich und allerwärts zu gebrauchendes **eigentliches Landesgesangbuch** erhalten. Das unter dem Administrator Carl Friedrich erlassene Generalrescript dd. 18. Nov. 1741, durch welches die Einführung dieses Landesgesangbuchs angeordnet wurde, sagt deßhalb auch: „Demnach Wir aus wichtigen Bewegnissen und auf die unterthänigste Vorstellung des Fürstl. Synodi Uns gnädigst entschlossen haben, die Einführung und Gebrauch der geistlichen Lieder bei dem

* Nach derselben begann der Gottesdienst am Sonntag mit Absingung von V. 1 des Lieds: „Komm heiliger Geist", darauf folgte das Predigtlied, sofort wurde das Gebet und die Epistel vor dem Altar verlesen, dann kam der Gesang: „Herr Jesu Christ dich zu uns wend'" oder: „Liebster Jesu, wir sind hier" oder: „Nun bitten wir den h. Geist", hierauf folgte die Predigt auf der Kanzel, worauf noch vor dem Altar Collekte und Segen gesprochen wurde.

öffentlichen Gottesdienst etwas genauer an die ganze Kirche, wie es billig ist, zu binden und nicht schlechterdings eines jeden Kirchendieners eigener Willkühr zu überlassen: Als wird Euch beigehendes Gesangbuch zugefertigt, daß Ihr solches sammt Unsrem gnädigsten Befehl, kein anders Gesang, als welches in diesem Buch befindlich, in der Kirche zu singen, auch bei den jährlichen Kinderexaminibus sowohl, als in denen Schulen denen Kindern ihre Lektiones daraus aufzugeben — — samtlichen Kirchen- und Schuldienern vorlegen wollet."

Mit dem Anfang des Jahrs 1742 trat nun dieses Landesgesangbuch, das in kleinem Oktavformat und mit Noten in Folioformat ausgegeben wurde, in öffentlichen Gebrauch. Es führt den Titel: „Würtembergisches Gesangbuch, enthaltend eine Sammlung reiner und kräftiger Lieder, welche ein herzoglicher Synodus zum Gebrauch der Gemeinden aus dem heutigen Ueberfluß erlesen und angewiesen. Stuttg. bei Christoph Fr. Cotta. 1741." Der Consistorialrath und Prälat Tafinger (vgl. S. 299) hat das Verdienst, dieses Gesangbuch voll kernkräftiger und salbungsreicher Lieder, die meist zuvor schon im kirchlichen Gebrauche sich erprobt und eingebürgert hatten, in Verbindung mit dem Hofprediger Dr. Fischer (vgl. S. 302), dem Präceptor am Gymnasium, Hammer, und Spezial Bilhuber in Urach, ausgearbeitet zu haben. Fünfzig Jahre lang, von 1741—1791, nur hie und da bei neuern Auflagen im J. 1758, 1762 und 1780 unbedeutend verändert, war dieses Gesangbuch im öffentlichen Gebrauch und stiftete reichen Segen, so daß es jetzt noch im besten Gedächtniß steht, denn es war so zu sagen mit dem alt würtembergischen Volke ganz verwachsen. Es enthält 393 Lieder unter folgenden Hauptrubriken: Festlieder 79, Katechismuslieder 46, Bußlieder 20, Lehr- und Trostlieder 57, Ermahn- und Erweckungslieder 41, Psalmen und Lobgesänge 46, Kreuz- und Anfechtungslieder 15, Sterblieder 32, Zeit- und Zufallslieder 33, Morgen- und Abendlieder 23. Fast zur Hälfte sind nun diese Lieder wieder, nachdem sie von 1791 an meist verbannt und geächtet waren, in das neueste W. Landesgesangbuch aufgenommen. Folgende Nummern dieses letztern gehörten auch dem 1741er Gesangbuch an: * Nro. 1. 2. 3. 4*. 5. 6*. 7. 11. 12. 13. 14*. 16. 17*. 26. 27*. 28. 30. 33. 34. 36. 37. 46*. 60*. 64. 65*. 67. 68*. 78. 82. 86. 90. 93. 94. 97*. 102. 103*. 105. 109. 111. 112. 113*. 115. 122. 128*. 130. 131*. 138. 141. 142. 145*. 152. 155. 158*. 160. 166. 169*. 177. 179. 180. 185*. 194. 195. 196. 197*. 198. 199*. 206. 209. 212. 215. 225*. 228*. 229. 231*. 237. 241*. 243*. 249*. 251*. 260*.

---

* Die mit * bezeichneten Nummern standen zuvor weder in einer Ausgabe des alten Landesgesangbuchs großen oder kleinen Formats, noch in Hiemers offiziellem Hofgesangbuch.

265*. 268. 274. 277. 281*. 284*. 289. 290. 292. 294. 295*. 301*. 305. 307*. 310*. 311. 313. 315*. 317*. 320. 328. 330. 331. 344. 346. 347. 348*. 349. 351. 354*. 355*. 356. 362*. 364. 366. 368. 369*. 370*. 371*. 373. 375*. 377*. 379. 385. 386. 387*. 392*. 402*. 403. 407*. 409*. 417. 418. 425*. 438. 439*. 461. 462. 464. 466. 482. 484. 487*. 492. 493. 494*. 501*. 520*. 528. 529*. 533. 538*. 539. 546*. 549. 553. 559. 568*. 571. 572. 575*. 578. 584. 588. 590. 594*. 597. 598. 599. 600. 605. 606. 608*. 610. 614. 624*. 629. 634. 644*. —:· 179 Nummern.

Neben den gediegensten ältern Liedern, unter welchen sich 33 von Luther, 36 von Gerhard, 9 von Joh. Heermann, 13 von Rist u. s. w. befinden, sind in diesem Gesangbuch besonders auch die Kernlieder der Spenerianer oder Pietisten bedacht. So ist z. B. darinn vertreten Spener, Franke, Aemilie Juliane, Gräfin von Schwarzburg (3), Breithaupt, Crasselius, Dresc, Fritsch, Henriette von Gersdorf, Gotter (4), Herrnschmidt, Joach. Lange, Ludämilie, Gräfin von Schwarzburg (3), Muthmann, Joach. Neander (6), Rambach (2), Richter (5), A. Rothe, Schade (7), Schlicht, Scriver; sonst namentlich auch Schmolke mit 9 Liedern, Neumeister mit 4 und die Mystiker Angelus Silesius mit 7, Gottfr. Arnold mit 6 Liedern. Von vaterländischen, würtembergischen Dichtern, die größtentheils bei Herausgabe des Gesangbuchs noch lebten, sind 28 Lieder aufgenommen, nämlich von Hofprediger Fischer (Nro. 356. 358. 362. 364.), Prof. Dr. Joh. Ulr. Frommann (Nro. 200.), Hofprediger Hedinger (Nro. 211. 238. 393.), Advokat Joh. Conrad Hiller (Nro. 201. 336.), M. Gottfr. Hoffmann, Diakonus zu Stuttgart und später Prof. theol. zu Tübingen († 1728 — Nro. 303.), M. Joh. Conr. Klemm, Spezial in Leonberg († 1763 — Nro. 97.), Joh. David Majer, geistl. Senior in Schwäbisch-Hall (Nro. 179.), Landschaftskonsulent Moser (Nro. 213.), Oberhofprediger Joh. Oechslin († 1738 in Stuttgart — Nro. 242.), Consistorialrath Tafinger (Nro. 7. 90. 128. 219. 224.), Prälat Weißensee (Nro. 94.), Dr. Christian Eberhard Weißmann, Prof. theol. in Tübingen († 1747 — Nro. 173. 233.), Pfarrer Martin Wieland in Kleinbottwar (Nro. 135.), Ph. Friedrich Hiller (Nro. 52. 53. 55. 115. 117. 163. 183., sämmtlich aus dem Paradiesgärtlein; das Liederkästlein Hiller's war damals noch nicht erschienen).

In demselben Generalrescript, wodurch dieses Gesangbuch als Kirchengesangbuch eingeführt wurde, wird zum Behuf der Privat- und Hausandacht der zu Ludwigsburg, Stuttgart und Tübingen im J. 1732 ausgegangene, mit einer Vorrede des Consistoriums versehene und damals schon von der Synode „zu fleißiger Privatübung und Gebrauch, sowohl zu lesen, als zu singen" empfohlene „Würtembergische geistliche Liederschatz aus alten und neuen

schriftmäßigen Liedern gesammelt" — das sogenannte „Tausendliederbuch", so genannt, weil tausend Lieder darin enthalten sind — namhaft gemacht. Das Reskript fährt nämlich, nachdem es das neue Gesangbuch als zum ausschließlichen Gebrauch beim Gottesdienst und in den Schulen bestimmt anbefohlen hat, folgendermaßen fort: „Hiedurch sollen nun aber andere, sonderlich unter nöthiger Aufsicht ausgegangene Gesangbücher keineswegs verworfen, sondern vielmehr und zwar vornämlich der anno 1732 ausgegangene Würt. Liederschatz zu fleißiger Privatübung angesehen werden."

Eine ähnliche Liedersammlung, mit hymnologischer Tendenz, ist der oben schon beim Lebenslauf Joh. Jak. Moser's erwähnte Liederschatz, welchen derselbe in Verbindung mit dem Spezial Bilhuber, 1117 Lieder enthaltend, unter folgendem Titel herausgab: „Evangelischer Liederschatz oder glossirtes großes Würtembergisches Gesangbuch mit einigen Nutzanwendungen von Spezial M. Bilhuber und dem dänischen Etatsrath J. J. v. Moser. 3 Thle. Tübingen 1730—1732."

Auch sammelte Georg Conrad Pregizer, als Diakonus zu Tübingen, später Prälat in Murrhardt († 1749), in 20 Oktavbänden vom J. 1717—37: „Gottgeheiligte Poesien auf alle Tage des Jahrs."

Ein unbedeutenderes Werk dieser Art war auch nicht sehr lange vorher durch Matthäus Hiller besorgt, welcher früher Professor der Theologie und orientalischen Sprachen und später Prälat von Königsbronn und ein Vetter Fr. Conrad Hiller's war. Es führte den Titel: „Erklärtes evangelisches Gesangbuch, darinnen die gewöhnlichen alten und aus den neuen die kernhaftesten, schriftmäßigsten Gesänge vorgetragen und zum Theil erklärt werden mit Voransetzung der Authorum Namen cum Praefatione Joh. Barth. Hagen's, Fürstl. Würtembergischen Hofpredigers und Consistorialraths." in 12.

Auch die frühere Zeit war nicht arm an solchen rein bloß für den Privatzweck bestimmten Liedersammlungen.

So erschien schon im J. 1676 zu Ulm ein Büchlein mit dem Titel: „Geistlicher Wandersmann mit einem Gesangbüchlein und Wegweiser vor Reisende."

Im J. 1669 gab Magnus Hessenthaler, Professor am Collegium illustre in Tübingen, heraus: „Evangelische Jubelstimm oder christliche Lieder auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage," mit 13 eigenen Liedern.

Im J. 1688 erschien von M. Johann Christoph Stierlein: „Musikalische geistliche Zeit- und Ewigkeitsbetrachtungen" und im J. 1691: „Der leidende Christus und die mitleidenden Christen in Liedern."

Im J. 1700 erschien zu Stuttgart: „Betrübter Seelentrost, d. i. Kern aller Gesänge oder Lieder aus denen Schriften und Büchern der bewährtesten und berühmtesten Männer evangelischer Kirche zu sonderbarem Trost, Freud und Erquickung einer in diesen letzten betrübten Zeiten angefochtenen, gequälten und geängsteten Seele mit sonderbarem Fleiß herausgezogen und mit einem Gebetbüchlein zum Druck übergeben von einer hohen fürstlichen Person." *

* Wahrscheinlich von Eleonora Juliana, Gemahlin des Administrators

Im J. 1706 gab Johann Ulrich Erhard,* Professor der Poesie am Stuttgarter Gymnasium, heraus: „Neuvermehrte im Frühling, Sommer, Herbst und Winter singende himmlische Nachtigall, darinnen durch Vorstellung der zeitlichen Jahreslust die ewige Himmelslust und Seelenfreude abgebildet und zugleich die hohen Wohlthaten Gottes bei allen hohen Festen der vier Jahreszeiten, wie auch allerhand Buß- und Trostliedern vorgestellt werden."

Im J. 1709 erschien von M. Ferdinand Friedrich Göbel: „Gott gewidmetes Sonntagsopfer in Liedern für alle Sonn-, Fest- und Feiertagsevangelia."

Im J. 1718 gab M. Andreas Hartmann, Waisenhausprediger zu Stuttgart, ein „lehr-, lob- und trostreiches Gesangbuch" für den Privatzweck heraus, das mehrmals und zuletzt im J. 1733 mit 531 Liedern aufgelegt wurde.

Im J. 1723 gab Wolfgang Adam Held ein „Echo oder Maientagslieder" heraus.

Im J. 1728 erschien von Johann Joachim Hundius: „Die ganze heilige Schrift in summarischen Reimzeilen nach den bekanntesten Kirchenmelodien Gesangsweise vorgestellt."

Ein solches reiches Leben war damals in Würtemberg im heiligen Gesangwesen.

C. Die Oberlausitzer

In der Oberlausitz, demjenigen Theile des sächsischen Landes, der an Schlesien gränzt, wirkten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ganz in Spener'schem Geiste die Pfarrer M. Rothe zu Berthelsdorf und von Schlesien herüber Schwedler zu Niederweise und Schäfer zu Görlitz. Durch die ausgezeichnete Erweckungsthätigkeit dieser Männer wurde namentlich in der Oberlausitz ein rechtes lebendiges Christenthum verbreitet. Aus den frommen Kreisen, die sich hier bildeten und in welchen ein inniges, zartes Gefühlschristenthum heimisch war, giengen geistliche Lieder hervor, in welchen hauptsächlich das innere Geistesleben, wie es unter der Bearbeitung des h. Geistes steht, beschaulich dargestellt und vor Allem die göttliche Erbarmung gepriesen wurde, die dem Sünder zu Theil wird im Glauben. Hier ist eigentlich die Wiege der Herrenhut'schen Lieder zu suchen, denn jene oben genannten Zeugen nicht bloß, sondern alle Liederdichter aus diesen frommen Kreisen stehen in persönlicher Beziehung zu dem Stifter der Herrenhuter Brüdergemeinde, dem edlen Grafen Nikol. Ludwig v. Zinzendorf, welcher selbst auch seine eigenen Lieder, die er vor dem J. 1734 und soweit er sie noch ohne besondere Beziehung auf Herrenhut'sche „Gemeingegenstände" gedichtet hat, zu dieser von

---

Herzogs Friedrich Carl von Würtemberg, Tochter des Markgrafen Albert von Anspach (geb. 1663, † 1724), welche das Lied: „Eilet fort ihr Jammerstunden" unter Mithülfe des Spezials Commerell von Urach gedichtet hat. Auch ihr Gemahl, seit 1677 Administrator, mit ihr vermählt den 20. Dez. 1682 († 1698), war ein Freund der geistlichen Dichtkunst. Sein Namenslied: „Frischer Muth hat halb gesieget" steht im „Herzensklang" von 1713.

* Geb. in Wildberg 1637, † 1718. Von ihm sind die Lieder: „Höret doch den Schwanen singen" — „Ihr Bäume, gönnt mir euren Schatten" — „Meine Zufriedenheit steht".

ihm sogenannten „Oberlausitz'schen Oekonomie" rechnete, welche er neben der Wetterau'schen Oekonomie der Mystiker und Separatisten mit dem Darmstädter Gesangbuch von 1698, und neben der Halleschen Oekonomie der sogenannten Halle'schen Pietisten mit Freylinghausen's Gesangbuch vom J. 1704 und 1714 als dritten Zweig der großen Spener'schen Oekonomie aufführt.

Es sind dieß die Lieder, welche Zinzendorf in folgenden Werken veröffentlicht hat:

1) „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder, eine große Anzahl der kernvollsten alten und erwecklichsten neuen Gesänge enthaltend, 1725, mit einer Vorrede Dr. Marperger's;" 2te Ausgabe vom J. 1731, sonst gewöhnlich das Marche'sche Gesangbuch genannt, weil es bei Marche in Görlitz herauskam. Dieß wurde ursprünglich in Herrenhut gebraucht.

2) „Deutsche Gedichte, 1735," mit 130 Liedern, worunter besonders viele Casuallieder, die der Graf von seinen Knabenjahren an, von seinem zwölften Jahr bis zum J. 1734, gedichtet hat, und die einen rührenden Blick in sein keusches, von der Liebe des Gekreuzigten so frühzeitig erfülltes Herz gewähren. Weitere zuvor unbekannte Lieder der Art hat A. Knapp aus den Archivalpapieren der Herrenhuter Unitätsdirektion in der von ihm veranstalteten Sammlung der „geistlichen Gedichte" Zinzendorfs vom J. 1845 mitgetheilt.

3) „Die letzten Stunden unseres Herrn und Heilandes auf dieser Erde, 1722," worinn die Leidensgeschichte vom h. Abendmahl an in vierundzwanzig Abtheilungen und eben so vielen zum Theil größern Gedichten besungen ist. Mitantheil daran hat auch des Grafen Haushofmeister zu Berthelsdorf in der Oberlausitz, der fromme Schweizer Heitz.

4) „Die letzten Reden unseres Herrn und Heilandes vor seinem Kreuzestod, das 14—17. Kap. Johannis in sich haltend, 1725," wo jedem in Reime gebrachten Kapitel ein größeres Gedicht von sechzig bis achtzig Strophen angehängt ist, und woraus später Zinzendorf vierzehn Lieder herausgezogen hat, z. B.: „Herz und Herz vereint zusammen" (Würt. Gesangbuch Nro. 217.) — „Herr, dein Wort, die edle Gabe" (W. Ges. Nro. 236.).

5) „Der deutsche Sokrates," eine von ihm im J. 1725 und 1726 in Dresden herausgegebene Wochenschrift mit geistvollen Gedichten.

Aus dieser Periode führt A. Knapp nebst manchen ungedruckten Nummern bei dreihundert köstliche Lieder auf, wovon die bessern und bekanntern sind: „Blut und Wunden haben uns mit Gott verbunden" — „Der Henne folgt das Küchlein nach" — „Wir sind undankbare Leute" — „Liebe, die sich mir vermählet" — „Reiner Bräut'gam meiner Seele" — „Rath, Kraft und Held und Wunderbar" — „Seelenbräutigam, o du Gotteslamm" (Würt. Gesangbuch Nro. 381.) — „Christum über Alles lieben" — „Kron und Lohn

beherzter Ringer" — „Ich bin ein Kindlein arm und klein" — „Mein Freund, wie dank ich's deiner Liebe" — „So ist denn nun die Hütte" — „Freundlicher Immanuel" — „Die Christen geh'n von Ort zu Ort" (Würt. Gesangbuch Nro. 618.) — „Du ewiger Abgrund der seligen Liebe" — „Christus hat ein Wort gesagt" — „Der Glaube bricht durch Stahl und Stein" — „Gottes Führung fordert Stille" (W. G. Nro. 496.) — „Christen sind ein göttlich Volk" — „Vor Jesu Augen schweben" — „Ehmals sollt's gestorben seyn" — „Errettet werden wollen" — „O Liebe, die in fremde Noth" (W. G. Nro. 111.) — „König, dem wir Alle dienen" — „Du sel'ge Liebe du" u. s. w.

Zu dieser Oberlausitz'schen Oekonomie gehören:

Henriette Catharine von Gersdorf, die Großmutter Zinzendorfs, eine geborene Freiin von Friesen, Gemahlin des Geheimenraths-direktors und Landvogts zu Dresden, Nik. von Gersdorf, eine hochbegabte und gelehrte Frau, eine geschätzte Dichterin, die mit Spener, A. H. Franke, P. Anton, Canstein und andern gottseligen Männern ihrer Zeit in genauer Verbindung stand und Zinzendorf bis zu seinem zehnten Jahr erzogen hat. Sie starb in Großhennersdorf in der Oberlausitz 5. Merz 1726. Ihr Enkel dichtete auf ihre Beerdigung das Lied: „Die Christen geh'n von Ort zu Ort" (W. G. Nro. 618.) und hatte ihr auch seine „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder, 1725" dedicirt. Ihre lieblichen Lieder traten in vier Sammlungen von achtundneunzig Liedern zu Halle im J. 1729 an's Licht. Von ihr angeleitet dichtete auch die junge Freiin Johanna Magdalena von Gersdorf, geb. 1706 zu Großhennersdorf, welche sie als Großtante erzogen hat und die sich nachmals an den Hofmarschall v. Gersdorf verheirathete († 1744). Besonders bekannt ist ihr Lied: „So ruh ich dann getrost, mein Heil, in deinen Wunden." (Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1r Bd. 4tes Stück. S. 34.)

Edeling, Christian Ludwig, geb. zu Lobegrün in Sachsen, der Hofmeister des Grafen Zinzendorf im Hause der Geheimenräthin von Gersdorf zu Dresden bis zum J. 1711 — ein gottesfürchtiger Lehrer im Spener'schen Geiste. Später wurde er Inspektor und Oberpfarrer in Schwanebeck bei Halberstadt, wo er im J. 1742 starb. Er dichtete zehn geistliche Lieder, die Freylinghausen in sein Gesangbuch aufnahm.

Mentzer, Johann, ein geborener Oberlausitzer, geb. zu Jahma am 27. Juli 1658. Um's J. 1700 wurde er Pfarrer zu Kemnitz bei Bernstadt in der Oberlausitz und stand in freundschaftlicher Verbindung mit Zinzendorf und dessen Großmutter. Als gewissenhafter Mann und edler Christ genoß er die allgemeinste Achtung. Er starb zu Kemnitz 24. Febr. 1734. Seine Lieder, fünfunddreißig bis vierzig an der Zahl, erschienen im J. 1726 gesammelt unter dem Titel: „Evangelischer Psalter von zehn Saiten", gewöhnlich nur das „Reibersdorfer Gesangbuch" genannt.

Neben Franz Imm. Jerichovius aus Löbau in der Oberlausitz, der längere Zeit als Rektor zu Teschen in Oberschlesien mit Muthmann, Sagarneck ꝛc. bis 1730 angestellt war (vgl. S. 254) und 1. Sept. 1734 als Pastor zu Oldenburg starb, Dichter des schönen Lieds: „Das edle Kreuz macht ja recht edle Christen"; neben Josephi und Andern gehört namentlich hieher noch der schon erwähnte

Rothe, Johann Andreas, Zinzendorf's Patronatspfarrer zu Berthelsdorf in der Oberlausitz. Er wurde geb. 12. Mai 1688 zu Lissa, einem Dorf bei Görlitz in Schlesien, wo sein Vater, M. Aegidius Rothe, Pfarrer war. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Görlitz und Breslau sich auf das Studium der Theologie vorbereitet hatte, bezog er im J. 1708 die Universität Leipzig, wo er sich besonders an Joh. Olearius hielt. Lange konnte er sich wegen Gewissensscrupeln nicht entschließen, ein Predigtamt anzunehmen und war daher längere Zeit Informator bei der Schweinitz'schen Familie in Leuber. Da hörte ihn einst Graf Zinzendorf in Hennersdorf predigen, und faßte dadurch ein solches Zutrauen zu ihm, daß er ihn, sobald er im J. 1722 die Herrschaft Berthelsdorf gekauft hatte, zum Prediger daselbst berief. Die freie, herzliche, mächtig ergreifende Predigtweise Rothe's gefiel ihm so wohl, daß er einmal bezeugte: „Ich habe seines Gleichen nicht wieder gefunden." In dem Schreiben, womit er ihn auf die Pfarrei Berthelsdorf berief, sagte er unter Anderem: „So gehet denn hin in den Weinberg des Herrn. Sehet da, er schickt Euch in seine Ernte aus. Ihr seyd ein Mann guter Botschaft. Macht eine ebene Bahn zu Lob eurem Gott. Ruft getrost. Schonet nicht. An mir sollt ihr mehr einen getreuen Gehülfen und lieben Bruder, als einen Patron haben. Ich, obwohl schwach und arm, will Euch durchkämpfen helfen in der Kraft des Herrn Jesu. Gehet hin und machet aus der Wüste eine liebliche Hütte Gottes, und erweiset Euch überall als einen guten Hirten, so werdet Ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unvergängliche Krone erlangen." Wie herzlich Zinzendorf ihn damals liebte, sieht man aus dem Liede: „Christum lieben über Alles", das er Rothe auf seinen Geburtstag im J. 1722 dichtete, während dagegen Rothe im J. 1728 sein herrliches Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden," auf Zinzendorf's Geburtstag sang.

Am 30. Aug. 1722 wurde Rothe in sein Amt zu Berthelsdorf durch seinen Freund M. Melchior Schäfer, Pfarrer zu Görlitz, eingeführt, welcher dabei die merkwürdigen, prophetischen Worte vernehmen ließ: „Gott wird auf diesen Hügeln ein Licht aufstecken, das im ganzen Lande leuchten wird." Bald nach Rothe's Amtsantritt bildete sich nämlich zuerst als Filial von Berthelsdorf die Herrenhuter Gemeinde. Rothe war es, der dem Grafen Zinzendorf erzählt hatte, wie er aus Veranlassung seiner Predigten in Görlitz dort einen mährischen Zimmermann, Namens Christian David, kennen gelernt

habe, der ihm mitgetheilt, wie in Mähren noch viele gläubige Seelen seyen, die sich nach einer Zufluchtsstätte sehnen, wo sie ungestört ihres Glaubens leben könnten. Dieß wurde für Zinzendorf die Veranlassung, durch diesen Zimmermann David, den er sogleich aufsuchte, die mährischen Glaubensbrüder zu sich nach Berthelsdorf einzuladen, die dann auch bald herangezogen kamen und sich zwischen Berthelsdorf und Großhennersdorf am Hutberg ansiedelten. Diese neue Gemeinde, Herrenhut genannt, die Rothe als Filial zu besorgen bekam, vergrößerte sich bald so, daß sich daselbst ein schöner Wirkungskreis für ihn eröffnete. Rothe wirkte auch in großem Segen mit hinreißender Beredtsamkeit und Zinzendorf hatte an ihm ein sehr brauchbares Werkzeug zur Beförderung lebendigen Christenthums in seiner Gemeinde gefunden. Er nahm ihn auch in den engern Freundschaftsbund auf, den er mit M. Schäfer und Baron v. Watteville schloß. Obwohl in den nicht gehörig auseinandergesetzten Patronats- und Pfarrrechten, so wie einerseits in dem Triebe Zinzendorf's, immerfort in das Predigtamt, zu dem er stets eine innere Neigung hatte, und in die Seelsorge einzugreifen, andererseits in Rothe's Festhalten am kirchlichen Standpunkt, in seiner mehr wissenschaftlichen Lehrweise und in seiner Freimüthigkeit, mit der er Alles frei und gerade heraus, selbst von der Kanzel herab, sagte und wobei er den Grafen zuweilen mitten in der Predigt geradezu anredete, mancherlei Stoff zu Reibungen zwischen Rothe und Zinzendorf vorhanden war, wirkten doch beide Männer fünfzehn Jahre lang mit einander fort. So oft es auch gegenseitige Anstöße gab, namentlich als Rothe im J. 1728 in Abwesenheit Zinzendorf's die Mähren in Herrenhut zu bewegen suchte, den Namen „böhmisch-mährische Brüder" aufzugeben und sich Lutheraner zu nennen; so weit auch Beide in der Art, wie sektirerische Menschen zu behandeln seyen, auseinander giengen, indem Zinzendorf solchen möglichst nachgab und sie mit Liebe zu gewinnen suchte, Rothe aber, solches Nachgeben für Verleugnung der Wahrheit haltend, es durch Widerlegung der Irrthümer und offenen Widerspruch versuchte: so einigten sie sich doch immer wieder mit redlicher Einfalt und Weisheit in ihrem gemeinsamen edlen Hauptzweck, zumal als auch Zinzendorf das Verhältniß zwischen ihm als Patron und dem pfarramtlichen Wirken Rothe's genauer geregelt hatte. Rothe bekennt, es habe in seiner Seele immer geheißen: „Laßt nicht Zank unter uns seyn, denn wir sind Brüder."

Doch bereitete sich durch solche öfters wiederkehrende Anstöße allmählich die Trennung beider Männer vor, die endlich im J. 1737 erfolgte aus Veranlassung eines höhern Auftrags, den Rothe erhalten hatte, es gehörigen Orts zu melden, wofern der Graf in Religionssachen etwas Bedenkliches vornehme. Der Graf fragte ihn in Gegenwart aller übrigen Arbeiter an der Gemeinde, ob er das thun würde? Und als Rothe erklärte: „Allerdings!" so sagte Zin-

zendorf in der Uebereilung: „So wären Sie ein Landesverräther?" Auf dieß gieng Rothe tief gekränkt hinweg, und als vollends die Herrenhut'sche Gemeinde einen fremden Geistlichen kommen ließ, damit er ihr das h. Abendmahl reiche, so legte Rothe sein Amt in Berthelsdorf nieder und zog als Pfarrer nach Hermsdorf bei Görlitz, von wo er im J. 1742 als Pfarrer nach Thommendorf bei Bunzlau berufen wurde. Hier empfahl er der Gemeinde zu Bunzlau, die nach wiedererlangter Freiheit des evangelischen Gottesdienstes einen frommen Prediger begehrte, den bekannten E. G. Woltersdorf (vgl. S. 271), der dann auch auf sein Bewirken im J. 1748 dort Prediger wurde. Zinzendorf, obwohl er anfangs das Vergehen Rothe's an der Gemeinde zu Herrenhut für sehr schwer hielt, bedauerte doch bald herzlich seine Trennung und äußerte öfters: „Ach! wenn ich nur meinen lieben Rothe wieder hätte!" er bot ihm sogar im J. 1744 durch seine Frau die Stelle eines Direktors des theologischen Seminars zu Marienborn an. Allein Rothe lehnte es ab, und erklärte sich öffentlich sehr stark, wie er sagt, „von innen und außen gedrungen, um der lautern Wahrheit ohne Scheu Zeugniß zu geben," gegen den Herrenhutianismus. Er blieb vollends bis an sein Ende, das am 6. Juli 1758 erfolgte, in Thommendorf. Zwei Jahre später folgte ihm Zinzendorf in die Ewigkeit nach. Dort werden sich die beiden Männer Gottes wieder zusammen gefunden haben vor dem Throne Christi, „wo die Nebel verschwinden, welche hienieden auch solche Herzen einander zuweilen entfremden, die doch im Grunde mit einander einig sind."

Rothe war ein recht gelehrter und gottseliger Theologe, ein eifriger Prediger der Wahrheit, der, was er dachte, auch ohne Scheu zu sagen wagte, und ein begabter Dichter, von dem wir noch achtunddreißig geistliche Lieder von gediegenem Werth haben. Sie stehen theils in einigen seiner kleinen Erbauungsschriften, z. B. in dem „erbaulichen Zeitvertreib" oder in der „Handreichung zur Bewahrung der Worte Christi", theils in Gesangbüchern, z. B. im Laubanschen von 1719, im Berthelsdorf'schen von 1725, in den ersten Herrenhut'schen und in der Görlitzer Liedersammlung von 1741 und 1746.

(Quellen: Schmersahl, Geschichte jetzt lebender Gelehrten. Langensalza. 1751. — Christenbote. Jahrg. 1841. Nro. 18. — Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2r Bd. S. 756—760.

3) Die Herrenhuter.

Spener hatte in seinen theologischen Bedenken III. 160. das Wort ausgesprochen: „Ich bin auf den Gedanken verfallen, in diesem jetzigen so verderbten Zustand der Kirche, wo wir kaum der Ordnung nachzugehen vermögen, könne von uns nicht sowohl derselben gerathen werden in denen Pflichten, welche wir gegen die Boshaftigen verrichten, als vielmehr in denjenigen, mit welchen wir das Gute bei denen, so

bereits aus Gottes Gnade einen Trieb dazu haben, nach allem Vermögen suchen zu befördern und also, nachdem wir das äußerlich so verderbte corpus nicht ändern können, sondern müssen es lassen und die Sache Gott befehlen, in demselben und aus demselben allgemach einige gute Seelen zu sammeln, die zu einer ecclesiola in ecclesia (Kirchlein in der Kirch) Personen geben mögen." Diese Idee seines ehrwürdigen Pathen, der ihn in seinem vierten Jahr mit besonderer Herzensbewegung zur Beförderung des Reiches Gottes eingesegnet, und die Verwirklichung derselben, an der er selbst Zeit seines Lebens vergeblich gearbeitet, auf seinem Sterbebette in prophetischem Geiste verkündet hatte, führte Graf Nik. Ludwig v. Zinzendorf in der Oberlausitz ins Leben ein, indem er am Hutberg, zwischen den Dörfern Berthelsdorf und Großhennersdorf, im J. 1727 die sogenannte Herrenhuter Brüdergemeine oder erneuerte mährische Brüder-Unität gründete — eins mit der großen Kirchengemeinschaft in der Lehre, im Festhalten an der Augsburgischen Confession, von ihr ab- und in sich zusammengeschlossen durch eine eigenthümliche christ-brüderliche Gemeinordnung nach dem Muster der ersten apostolischen Kirchenverfassung und den Regeln der alten mährischen Kirche.

Den Kern dieser Gemeinde, deren Entstehungsgeschichte bei der Lebensschilderung ihres Stifters näher berichtet werden soll, bildeten mährische Christen, die durch die Erweckungsthätigkeit Spenerisch und Frankisch gesinnter Prediger in Schlesien, deren Predigten sie von Mähren aus besuchten, namentlich durch die Gottesmänner zu Jeschen — einen Steinmez, Muthmann, Sagarneck, Jerichovius ꝛc. angeregt, einen Hunger nach dem lautern Evangelium bekommen hatten, zu dessen Sättigung, die ihnen im Vaterlande versagt war, sie eine Stätte suchten und durch Pfarrer Joh. Andr. Rothe's Verwendung im Sommer 1722 am Hutberg auf Zinzendorf'schem Grund und Boden mitten unter den frommen, von Spener's Geist angeregten Kreisen der Oberlausitz, fanden. Aus dieser brüderlichen Gemeine, die das Wort Gottes so reichlich unter sich wohnen ließ, und täglich sich selbst ermahnete mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern in apostolischem Sinne, entquoll nun ein reicher Strom von Liedern, die sogenannten „Brüderlieder". Der Stifter der Gemeine war auch ihr Hauptsänger und seelenvollster Psalmist, von dem man recht eigentlich sagen kann, „er sang in seinem Herzen" (Col. 3, 16.). Zinzendorf's Lieder bilden den Kern der vielen lieblichen, geistlichen Gesänge der Brüdergemeine.

Daß nun aber Zinzendorf seine eigenen Lieder, die er vor dem Jahr 1734 sang, noch nicht zu den eigentlichen Herrenhutischen Brüderliedern, sondern zur Oberlausitzer Oekonomie rechnet und den Anfang des Brüdergesangs erst vom J. 1734 an datirt, während doch die Gemeine schon im J. 1727 fest unter sich abgeschlossen war,

das hat seinen Grund darinn, daß sich in diesem Zeitpunkt erst die eigenthümliche Lehreinsicht und Lehrweise der Brüdergemeine festsetzte.

Zu Anfang des Jahrs 1734 nämlich gieng eine wichtige Veränderung in den Glaubensansichten Zinzendorf's vor, „der Pfeil des Herrn ereilte sein Herz" — wie er selbst bekannte; er sah nämlich nun mit einemmale erst recht ein, daß in der Nothwendigkeit des Todes Jesu und dem „Lösegeld" ein besonderes Geheimniß und große Tiefe liege. Was er so erkannt, legte er im Februar 1734 in einem herrlichen Liede: „Du unser auserwähltes Haupt" nieder, darinn er, was sein Herz bewegte, also aussprach:

„Laß uns in deiner Nägel Maal
Erblicken unsre Gnadenwahl,
Und durch der aufgespaltnen Seite Schrein
Führ unsre Seelen aus und durch und ein." —

Dieß ist das wundervolle Ding,
Erst dünkt's für Kinder zu gering,
Und dann zerglaubt ein Mann sich dran,
Und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.

Das ist die Losung hier vom kleinen Heer,
Das ist der Psalm dort am krystallnen Meer.

Dieß nun, dieses „A und O vom ganzen Evangelio" der Welt zu verkünden als ein Bote, um sie damit zu retten und zur Rechten des Herrn zu stellen, hielt er jetzt für einen Beruf. Darum schließt er sein Lied mit den Worten:

O unser allgemeines Haupt,
Gib, daß man meinem Zeugniß glaubt!
Mein Rufen dring in Ohr und Herzen ein,
Und wenn ich auf dich weise, so erschein.

Darum ließ er sich, seines Berufs zum geistlichen Stand gewiß geworden, in Tübingen von der theologischen Fakultät im Spätjahr 1734 nach erstandenem theologischen Examen in den geistlichen Stand förmlich aufnehmen und am Thomastag 1734 dieses Lied, als seinen Botenschild, unter dem Titel: „Erklärung, wie mir's um's Herz ist," zur Veröffentlichung drucken. „So wurde," erzählt er nun selbst, „durch meinen Einfluß auf die Brüder seit dieser Zeit das Versöhnopfer Jesu unsere eigene und öffentliche und einzige Materie, unser Universalmittel wider alles Böse in Lehre und Leben;" und Leonhard Dober, sein Mitarbeiter in der Gemeine, setzt bei: „Nachdem wir seit dem J. 1727 in allen Dingen mehr Erfahrung erlangt und viel Unnöthiges verlernt hatten, begann im J. 1734 die heilige Lehre von Jesu Wunden und seinem Verdienst das Einzige und Allgemeine und für Jedermann Nothwendige zu werden, womit zugleich die freie Gnade und der selige Genuß der armen Sünder stark getrieben ward."

Hierin läge also das Unterscheidende von den Liedern der Oberlausitzer Oekonomie und überhaupt das Charakteristische der Brüderlieder. Zinzendorf nennt in dieser Hinsicht selbst zwei Punkte: „Der eine Punkt, der von mir und der Brüder-Unität ins Herz gefaßt

und zum Mittelpunkt aller Lehre und alter Lieder gemacht wurde, ist — das Erkennen des wahrhaftigen Gottes in seinem Sohne, was unter allen Aposteln Johannes am deutlichsten bezeichnet hat; hierin zeigt sich der Hauptcharakter unserer Lieder — das innige Gefühl der Liebe des Heilands und der Gemeinschaft mit ihm; ein zweiter Punkt ist damit verwandt — eine Einfalt und Andacht, Innigkeit und eine Brüder-Gemeinschaft." Christus der Gekreuzigte in seiner Marterschöne und Liebesgestalt und die Gemeine des Herrn — das ist also der Doppelquell des Herrenhutischen Gesangs, dem zum Unterschied der Innigkeit des Spenerisch-Franke'schen Gesangs das Merkmal der Sinnigkeit im Gewand einer ganz eigenthümlichen Familiensprache von Kindern mit Gott und von Geschwistern unter einander gebührt. Dr. J. P. Lange sagt über die Herrenhut'sche Gesangweise: „Das Gefühl der Hingebung an den Versöhner, wie er dem Glaubigen in der erschütternden Gestalt seiner Liebestreue, in der geistlichen Kreuzesschöne erscheint, bildet den Grundton dieser Poesie. Die Herrlichkeit, der Gnadenreichthum dieses Gefühls, welches die ganze Kirche Christi von Neuem erschüttert und im Glauben fortbewegt hat, bildet ihre Kraft; die Ausschließlichkeit und undogmatische Haltung ihre Schwäche. Das wahrhaft christliche, freie Liebesleben in der Gemeine gab vielen ihrer Lieder eine solche lyrische Einfalt, Kraft und Schönheit, wie sie im Durchschnitt den kirchlichen Liedern weniger eigen ist."

War schon bei Zinzendorf, der den Typus der Herrenhut'schen Gesangweise ausbildete, die äußere Form der Lieder mangelhaft, da er sie für Nebensache achtete, so war dieses noch mehr der Fall bei den noch weniger formkundigen Brüdern und Schwestern, die in der Gemeine sangen und die meist nicht gerade zu Dichtern und Dichterinnen geboren waren, aber als kindlich-fromme Seelen durch die Liebe Christi solche wurden, und manches schöne, liebliche, gediegene Lied auf dem Gemeinaltar zur Ehre Christi spendeten.

Die bedeutendsten unter ihnen sind: Fr. v. Watteville, der älteste Herzensfreund und Joh. v. Watteville, der Adoptivsohn und Tochtermann Zinzendorf's, Leonhard und Martin Dober, wovon der erste das Generalältestenamt versah, ehe die Gemeine es im J. 1741 Christo übertrug, Christian David, der mährische Zimmermann und Gründer der ersten Niederlassung am Hutberg, Johannes Nitschmann der Jüngere, der als dreizehnjähriger Knabe im J. 1725 aus Mähren nach Herrnhut gewandert war, Matth. Stach, Ludolf Ernst Schlicht, Fr. Wenzeslaus Neisser, Simon Meyer, Mich. Graff, Jäschke, Israel, Böhnisch und die zarten jungfräulichen Seelen: Erdmuth Dorothea, geb. Gräfin Reuß-Ebersdorf, des Grafen erste, und Anna Nitschmann, des Grafen zweite Gattin und Tochter des ersten Bruderbischofs David Nitschmann; Benigna v. Watteville, des Grafen Tochter, Anna Schindler, nachmalige

Ehefrau des Martin Dober, Esther Grünbeck ꝛc. Noch weitere, namentlich auch des Grafen Sohn, Christian Renatus, werden unten nach ihrem Lebensgang besonders geschildert werden.

Aus den Liedern dieser Dichter und Dichterinnen schuf sich nun die Gemeine bald nach jenem bedeutungsvollen, entscheidenden 1734er Jahr ein eigenes Gesangbuch. Es erschien mit 971 Liedern unter dem Titel: „Das Gesangbuch der Gemeine in Herrenhut. Daselbst zu finden im Waisenhaus. 1735. 2te Ausg. 1737." Es enthält zugleich manche alte Kernlieder der evangelischen Kirche, doch sehr abgekürzt, so daß meist bloß einige Verse der bekanntesten Lieder aufgenommen wurden; auch sind die alten mährischen und böhmischen Lieder der ersten Brüder-Unität aus dem Reformationszeitalter mit ihrer Einfalt und Kraft, wie sie Mich. Weiß ins Deutsche übersetzt hatte, hier wieder erneuert.

Im J. 1741 erschien die dritte Auflage dieses Gesangbuchs unter dem Titel: „Christliches Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinen von 1735 zum drittenmal aufgelegt und durchaus revidirt." Als ein zweiter Theil ist ein Anhang beigefügt, und solcher Anhänge wurden es bis zum J. 1749 XII nebst IV Zugaben, in welchen die Zahl der Lieder bis auf 2357 anschwoll. Von den Liedern in diesen Anhängen heißt es: „Es sind solche mehrentheils entweder bei Gelegenheit aus dem Herzen gesungene und nachgeschriebene (die Zinzendorfischen) oder auf gewisse Fälle gerichtete, theils nach der Weise einer Gemeine, die alle Gaben anwendet, von alten und jungen ungelehrten Leuten beiderlei Geschlechts, ungekünstelt und ohne große Meditation, bei Erforderung der Umstände für ihre Chöre und Klassen aufgesetzte und zum Andenken behaltene Gedanken, darinn man einige theologische Präcision nicht gesucht hat, weil man sie von den Autoribus nicht fordern kann, aber dabei zum Preis des Lammes frei bekennet, daß man sie darinn findet und bewundert."

In der „historischen Nachricht vom Brüdergesangbuch, Gnadau, 1835", ist es nun Herrenhutischer Seits selbst zugestanden: „In dieser Zeit riß ein falscher Geist in der Brüdergemeine ein, der sich vom Streiterernst der ersten Jahre und dem nachherigen zarten Gefühlschristenthum verirrte zu Spiel und Tändelei in Lehre und Leben." Immer mehr kam eine stark sinnliche Darstellungsweise auf, wobei eine überstiegene Phantasie sich zu den unschicklichsten Ausmalungen des Bildes vom Bräutigam und der Braut, darstellend das Verhältniß Christi zur Gemeine oder zur einzelnen glaubigen Seele, und zu den kleinlichsten, wahrhaft kindischen Spielereien mit dem Blut und den Wunden Christi verleiten ließ. Zinzendorf gab auch hier den Ton an, denn selbst von Gott redete er damals gar viel, als von dem „Papa'chen und süßen Mama'chen." So z. B. in dem Kinderversel (Nro. 1909):

„Ich liebe mein Papa'chen,
Ich liebe mein Mama'chen
Und Bruderlämmelein,
Ich lieb die lieben Engel,
Ich lieb den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein."

In einem andern Liede (Nro. 2011) lautet es von Christo und seinen Glaubigen also:

„Nichts ist doch freundlicher, als unser Herr'gen,
Nichts liebt sich doch so sehr, als seine Närr'gen.
Nichts predigt kräftiger, als Wundenpfärr'gen,
Nichts singet lieblicher, als Jesu Lerchen.
Drum bleib' ich unverrückt im Bund der Närrlein,
Und liebe ewig der Närr'gen Herrlein."

In den Zugaben finden sich gar Lieder, wie Nro. 2251: „Was macht ein Kreuzluftvögelein?" und Nro. 2277: „Nun hör du Kreuzluftvölkelein", worin gefragt wird: „Was ist ein Kreuzluftstäubelein? Was ist ein Kreuzlufthänelein? Wie macht's das Kreuzluftbienelein? Wie thut das Kreuzluftschäfelein? Wie macht's ein Kreuzluftkälbelein? Wie macht's das Kreuzluftschnäbelein? Was ist ein Kreuzluftmägdelein? — Knäbelein — Männelein — Weibelein?" — „Und was mehr dergleichen Spielwerke seyn", setzt Caspar Wezel hinzu, der in seinen **Analectis hymn. II.** Bd. im J. 1753 dagegen eiferte, „die sich in den Herrenhut'schen Liedern finden und weder dem Papa'gen, noch Mama'chen im Himmel gefallen können. Es findet sich hier die wahre Bedeutung des Gleichnisses von dem guten Waizen und Unkraut, welches der Feind aussäete, da die Ackerleute schliefen. Wir leben jetzt zu einer lüsternen Zeit, da man der alten einfältigen Wahrheit fast müde ist und die alten gesunden und guten Lehren fri-kassiret." Ja, der orthodoxe Eiferer Erdmann Neumeister zu Hamburg schrieb sogar dagegen: „Beelzebub habe in Herrenhut ein ganz sonderliches Nest gebauet und sich nicht gescheuet, seinen Dreck unter Balsam zu mengen." Bei solchen Auswüchsen ist wirklich auch eines der neuesten Urtheile über diese Gesangweise, das des Gervinus, nicht ungerecht: „Bei der Verzückung über Christi Wundenmale hat sich die Andacht des Geistes fast in einen äußerlichen, nervösen Reiz verkehrt." Dazu kam noch, daß die Herrenhuter Sänger sich dabei einer Sprache voll kauderwelscher, seltsamer, lächerlicher Redensarten, ja eines Mischmaschs von allerlei Sprachen bedienten.

Zinzendorf erkannte nun aber später selbst reumüthig diese Verirrung, weßhalb er zugleich mit der Reinigung, die er in der Gemeine vornahm, im J. 1751 diese **XII** Anhänge kassirte, und sogleich an die Ausarbeitung eines gereinigten Gesangbuchs gieng, worin er die Gemeine wieder auf den reichen Schatz biblischer Liederdichtung der Gesammtkirche zurückführen wollte, ohne jedoch damit das Schöne und Gute ihrer eigenthümlichen Gesangweise fahren zu lassen. Es ist dieß das sogenannte **große Londoner Gesangbuch**, das er in

London ausarbeitete. Es erschien unter dem Titel: „Alt und Neuer Brüdergesang von den Tagen Henochs bis hieher. 1ter Band, mit 2169 Nummern. London, 1753. 2ter Band, mit 1096 Nummern. London, 1754." Im J. 1755 folgten noch zwei Anhänge; der erste enthält die Lieder des jungen Grafen Christian Renatus v. Zinzendorf, der zweite mit dem Titel: „Zweiter Anhang der übrigen Brüderlieder von 1749 an" — noch 310 Nummern, meist die letzten poetischen Gaben des alten Grafen, dessen Leben, nebst dem einiger Glieder seiner Gemeine, nun geschildert werden soll:

v. Zinzendorf, Graf Nikolaus Ludwig, der Stifter, geb. 26. Mai 1700 zu Dresden, wo sein Vater, Georg Ludwig, einer der geschätztesten Minister am sächsischen Hof war und als ein redlicher Beschützer frommer Leute galt. Spener hob ihn aus der Taufe und hat ihn auch später in seinem vierten Lebensjahr mit besonderer Herzensbewegung zur Beförderung des Reiches Jesu eingesegnet. Schon am 9. Juli des Jahrs 1700 starb sein edler Vater, und als nun seine Mutter, Charlotte Justine, geb. Freiin von Gersdorf, im J. 1704 sich mit dem preußischen Feldmarschall v. Natzmer in Berlin verheirathete, kam das zarte Knäblein in die Hände seiner Großmutter, der verwittweten Freifrau Henriette Catharine v. Gersdorf. Diese fromme Frau (s. S. 357) erzog ihn bis in sein zehntes Jahr in Gemeinschaft mit ihrer frommen, geistvollen Tochter, Henriette, mit der liebevollsten Sorgfalt und Frömmigkeit, und las mit ihm frühe schon Luther's und Spener's Schriften. Auch gab sie ihm an Christian Ludwig Edeling (s. S. 357) einen wahrhaft gottesfürchtigen Reformator. So wuchs er auf als ein Gnadenkind von Jugend an. Ehe er noch vier Jahre alt war, hatte er schon den einen Punkt vor allen tief zu Herzen genommen, daß Christus unser Bruder und für uns gestorben sey. So schrieb er dann auch im Drang der Liebe gegen den auch für ihn gekreuzigten Heiland öfters an denselben herzliche Briefe, die er zum Fenster hinauswarf, in der Gewißheit, der Heiland werde sie schon finden. Zu einer andern Zeit trug das liebende Kind die Stühle seines Zimmers zusammen, um ihnen zu predigen, wie gut man's beim Heiland habe. Erhielt er einiges Taschengeld, so war es bald an die Armen verschenkt, und schon frühe ward ihm fromme Gemeinschaft mit Andern zum Herzensbedürfniß, so daß er mit einigen christlichen Knaben sogenannte „Banden" stiftete, worin sie mit einander beteten und einander vor dem Herrn gelobten, Jesu bis in den Tod treu zu seyn. So war es dem zehnjährigen Knaben schon zum seligsten Ziel geworden, dem allein zu leben, der für Alle gestorben und auferstanden ist. In seinem eilften Jahr brachte ihn seine Großmutter in das von A. H. Franke geleitete Pädagogium in Halle, wo er unter der frommen Leitung dieses edlen Mannes bis zum sechzehnten Lebensjahr seine Studien betrieb. Auch hier schloß er mit gleichgesinnten, jungen Leuten eine

besondere Gemeinschaft zur Uebung in der Gottseligkeit, unter dem Namen „der Senfkornorden". Dessen Regeln waren, bei Jesu Lehre unverrücklich zu bleiben und derselben würdiglich zu wandeln, die Liebe des Nächsten auszuüben und die Besserung desselben, sonderlich auch die Bekehrung der Juden und Heiden sich angelegen seyn zu lassen. Das Ordenszeichen bestand in einem Schild mit einem **Ecce homo**, einem dorngekrönten Jesusbild, das die Umschrift hatte: „Seine Wunden unsere Heilung." Von diesen Herzensgenossen blieb namentlich der edle schweizerische Baron, Friedrich v. Watteville, lebenslänglich mit ihm verbunden. Schon damals war der junge Zinzendorf von dem Gedanken erfüllt, die Kirche einst in Spener's Geist zu reformiren und unter den Heiden zu begründen. Er sagt hierüber selbst: „Die tägliche Gewohnheit, in des Herrn Prof. Franke's Haus erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Ländern zu sprechen, Missionäre kennen zu lernen, Verjagte und Gefangene zu sehen, ingleichen die damals in vollem Flor stehenden Anstalten, des seligen Mannes eigene Munterkeit im Werke des Herrn, nebst verschiedentlich wahrgenommenen schweren Prüfungen" (er hatte unter Kränklichkeit, schlechten Hofmeistern, Spott und Hohn vieler Studiengenossen mancherlei zu leiden) „haben den Eifer in des Herrn Sache in mir mächtig gestärkt." Was in dem aufstrebenden Jüngling lag, das ahnete schon A. H. Franke, denn er sagte zu jener Zeit einmal von demselben zu seinen Mitarbeitern: „Dieser wird einmal ein großes Licht in der Kirche werden." Im April 1716 versetzte ihn sein Vormund, der den Halle'schen Pietisten nicht hold war, auf die strengorthodoxe Universität Wittenberg, damit er dort nun die Rechtswissenschaft studiere. In seinen Freistunden überließ er sich aber am liebsten theologischen Studien, denn er hätte sich viel lieber dem geistlichen Stande gewidmet. So fleißig er nun auch der Rechtsgelehrsamkeit oblag, so betrieb er dennoch die Herzenstheologie ohne Unterlaß. In seinem Tagebuch aus dieser Zeit findet man die Stelle: „Was ich bisher profitirt habe, ist: daß ich die Eitelkeit der Welt immer mehr verachte, und das meine einige Sorge seyn lasse, wie ich mit dem, der aller Welt gebieten kann, mich immer mehr vereinigen könne. Will Gott was Großes und seinem Reiche zum Nutzen Dienendes aus mir machen, so biete ich der ganzen Welt Trotz, und weiß, daß ich's ohne ihren Dank werden müsse. Ich lebe überhaupt der festen Zuversicht, daß ich einmal ein hauptsächliches Werkzeug zur göttlichen Ehre werden dürfe, welches durch Haß, Neid und Rachgier dringen wird. Gott hat mir, Ihm sey Dank! zur Beförderung seines Ruhmes einen unermüdeten Geist gegeben, welcher nicht einen Augenblick ruhen kann." Das waren recht prophetische Worte, worauf Gott sein Siegel der Erfüllung gedrückt hat. Nach dreijährigen Studien zu Wittenberg begab er sich im Frühjahr 1719 in Begleitung eines Hofmeisters auf Reisen durch Holland, Frankreich

und die Schweiz. Die Weltstadt Paris, wo er sich längere Zeit aufhielt, vermochte mit ihren Reizen nichts über den gottseligen Jüngling; mit entschlossenem Sinn und gen Himmel gewandter Seele gieng er durch das Pariser Wollustsmeer unversehrt hindurch und schloß sich nur um so entschiedener an die Glaubigen, auch an edlere Katholiken, an. Dabei lernte er zugleich auf seinen Reisen die edle Toleranz, das wahre, lebendige Christenthum bei den Gliedern der verschiedensten christlichen Glaubensparteien aufzufinden und anzuerkennen.

Nach seiner Rückkehr im J. 1721 nahm er seinen Verwandten zu lieb die Stelle eines Hof- und Justizraths in Dresden an, ob er gleich immer noch lieber in den geistlichen Stand getreten wäre. Er betrachtete diese Stelle nur als eine Geduldsübung, hielt in seinem Hause mit Erlaubniß des Superintendenten Val. Löscher öffentliche Erbauungsstunden und schrieb eine Wochenschrift: „Der deutsche Sokrates," in der er die Sitten und Vorurtheile der Stadt Dresden freimüthig rügte, und für das Reich Christi zu dienen beflissen war. Am 7. Sept. 1723 trat er in den Ehebund mit Erdmuth Dorothea, Schwester des Grafen Heinrich XXIX. von Reuß zu Ebersdorf, welchem er zuvor die liebliche Tochter der verwittweten Gräfin von Castell, Theodore, zu der er bei einem Besuch auf der Rückreise aus der Schweiz eine innige Neigung gewonnen hatte, mit größtem Edelsinn abgetreten hatte, weil er von der Mutter seines Freundes zufällig hörte, wie sehr sie ihren Sohn mit Theodore verlobt zu sehen wünschte. Dieses Opfer des treuen Freundschaftssinns lohnte der Herr, denn er ließ ihn nun an der Schwester des Freundes eine vortreffliche, für seine Arbeit im Weinberge des Herrn ganz eigenthümlich auserlesene Seele finden, die bereit war, mit ihm Schmach, Arbeit und Verleugnung um Christi willen zu übernehmen. Am Hochzeittage dichtete er das unvergleichlich schöne Lied über die Seligpreisungen der Bergpredigt: „Kron und Lohn beherzter Ringer", das in keinem Gesangbuch fehlen sollte. Daraus leuchten die heiligen Empfindungen hervor, mit denen er in die Ehe trat, wie er denn auch um diese Zeit mit der neuen Gefährtin seines Lebens einen Bund machte, „auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand zu nehmen und zu den Heiden zu gehen, um ihnen den Heiland zu predigen." Zuvor schon hatte er dem treulosen Pfleger seines Vermögens, der ihm, um sich der Rechnungsstellung zu entziehen, frech genug geschrieben hatte, „daß er als ein Jünger Christi wohl kein so großes Gewicht auf irdische Güter legen werde," die Rechenschaft mit großmüthigem Sinn erlassen und mit dem, was noch übrig war, friedselig vorlieb genommen.

Nicht lange nach seiner Trauung nun eröffnete sich für ihn ein größerer Wirkungskreis zur Förderung des Reichs Gottes, wornach je mehr und mehr sein Sehnen gerichtet war. Bei ihm hieß es nicht, wie bei jenen Verächtern im Gleichniß des Herrn: „Ich habe ein Weib

genommen, darum kann ich nicht kommen." Auf dem von ihm erst im J. 1721 erkauften, bloß eine Stunde von Großhennersdorf in der Oberlausitz gelegenen Rittergut Berthelsdorf, wohin er den edlen Joh. A. Rothe (s. S. 358) als Pfarrer berief, stellten sich mehrere mährische Christen ein, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland und Alles verlassen hatten. Er gab denselben, gerade als er seine Brautreise antreten wollte, die Erlaubniß zur Niederlassung auf seinem Grund und Boden, und am 17. Juni 1722 fällte der mährische Zimmermann Christian David den ersten Baum zum ersten Pilgerhause mitten im Walde am sogenannten Hutberg bei Berthelsdorf, indem er dabei in den prophetischen Ruf von Psalm 84, 4. ausbrach. Der Haushofmeister des Grafen, ein frommer Schweizer, Namens Heiz, hielt die Einweihungsrede, und er war es auch, der zuerst darauf kam, dieser neuen Niederlassung könne gar sinnreich der Name „Herrenhut" gegeben werden. Denn er schrieb am 8. Juli an den Grafen: „Gott „segne dieses Werk nach seiner Güt und verschaffe, daß Er. Excellenz „an dem Berge, der der Hutberg heißt, eine Stadt bauen, die nicht „nur unter des Herrn Hut stehe, sondern da auch alle Einwohner „auf des Herrn Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Schweigen bei ihnen sey." Bald sammelten sich nun immer mehrere flüchtige Glaubensgenossen aus Mähren am Fuße des Hutberges, auch des Grafen Herzensfreund, Fr. v. Watteville, ließ sich daselbst nieder, und es blühte nun eine liebliche Gemeinde auf, deren Glieder entschlossen waren, für den Gekreuzigten zu leben und zu sterben. Am 12. Mai 1724 legte Zinzendorf, der, so oft es möglich war; diese Gemeinde besuchte, den Grundstein zu einem Versammlungshaus, wobei er eine ergreifende Rede hielt und Watteville auf dem Grundstein knieend ein salbungsvolles Weihgebet sprach, daß alle Anwesenden in Thränen zerflossen. Im J. 1727 gab er sein Amt in Dresden auf, und zog nun ganz nach Berthelsdorf, um sich der immer größer werdenden Gemeinde zu Herrenhut ganz widmen und für das leibliche und geistliche Wohl seiner Unterthanen aus allen Kräften sorgen zu können. Der Entschluß war in ihm gereift, eine besondere religiöse Gemeinde zu gründen, in der, wenn gleich auch aus den verschiedenartigsten äußerlichen kirchlichen Bekenntnissen gesammelt, Leute vereinigt wären, die Ein Herz für Jesum, den Sohn Gottes, haben. Mit den Halle'schen Pietisten war er auch nicht mehr ganz einverstanden, weil er bei seinen mildern Ansichten, wobei er kindliche Ergreifung des Heils in Christo und freie, herzmäßig-praktische Liebe gegen ihn, den allgenugsamen Hohenpriester, für die Hauptsache hielt, den gewaltigen Bußkampf, den diese als den Weg zur Bekehrung festsetzten, für eine zu harte Forderung ansah. Es hatte sich überhaupt die Meinung bei ihm festgesetzt, eine gründliche Lebensverbesserung der lutherischen Kirche im Ganzen und Großen sey unausführbar, weßhalb wenigstens in einer abgesonderten Gemeinde ein Salz gesammelt werden sollte,

das noch der Christenheit bei der bevorstehenden Zeit eines großen Abfalls zu Nutzen kommen könne. In der neuen Ansiedlung fanden sich nun manche redliche Gemüther aus der lutherischen und reformirten Kirche ein, denn durch Spener's Anregung sehnten sich damals in Deutschland Viele nach lebendiger Gemeinschaft, wie ja auch Spener schon bei seinem Tode solche kleinere Verbindungen, »ecclesiolas in ecclesia, Kirchlein in der Kirche," verheißen hatte. Allein mit den Redlichen fanden sich auch manche separatistisch-gesinnte, eingebildete und schwärmerische Leute ein, und die aus Mähren herbeigekommenen Christen wollten ihre uralte Gemeindeverfassung nicht fahren lassen. Es wurden daher in der jungen Gemeinde anfangs viele widersprechende Meinungen und Lehrsätze kund. Nach vielen ernstlichen Abreibungen gelang es endlich der zartesten, geduldigsten und besonnensten Liebe des Grafen, eine Einigung im Frieden zu Stand zu bringen. Er entwarf eine christ-brüderliche Gemeinordnung nach Art der ersten apostolischen Kirchenverfassung und der alten mährischen Kirche, und legte sie am 12. Mai 1727 der ganzen versammelten Gemeinde vor, nachdem er drei Tage lang in einem Gemeinderath vorher alle Gegenstände der Lehre und des Wandels durchgeredet hatte. Er hielt dabei drei Stunden lang eine tiefbewegte Rede gegen die Uebel religiöser Trennungen, worauf Alle ohne Ausnahme, beschämt über die traurigen Zerwürfnisse, mit tiefer Rührung ihm die Hand reichten und feierlich versprachen, im Geiste der Liebe Christi Eins seyn zu wollen. Nun wurden zwölf Männer zu Gemein-Aeltesten und der Graf zum Vorsteher, Watteville aber zu seinem Gehülfen gewählt; man ordnete tägliche Gottesdienste Morgens und Abends an, und theilte die Gemeinde in kleinere „Banden", welche sich mit besonderer Offenheit wechselseitig ermahnten und erbauten. So ward denn an selbigem Tage die Herrenhut'sche Brüdergemeinde oder Brüder-Unität gestiftet. Am 13. Aug. feierten sodann alle das h. Abendmahl, wo vollends die verschiedenen Genossen Ein Herz und Eine Seele wurden, so daß von jener Zeit an der eigentliche Gemeingeist und das einträchtige Festhalten an dem Gekreuzigten seinen Anfang nahm. Um diese Zeit dichtete der Graf sein Weihelied für Herrenhut, das eigentliche Stiftungslied der Brüdergemeinde: „O ihr auserwählten Seelen in dem Pella Herrenhut." Nicht lange stand es an, so wandte nun Zinzendorf seine Thätigkeit für das Reich Gottes auch nach Außen. Auf einer Reise nach Kopenhagen hatte er daselbst von einem Kammermohren des Königs gehört, wie seine Schwester, eine Sclavennegerin auf der dänischen Insel St. Thomas in Westindien, schon lange ein sehnliches Verlangen nach dem Evangelium trage. Dieß gab die Veranlassung, daß die Brüdergemeinde im J. 1732 beschloß, eine Mission unter den Negersclaven auf den dänischen Inseln Westindiens, so wie auch auf Grönland zu beginnen.

Gegen diese neue Gemeinde regte sich nun aber von Jahr zu

Jahr allerseits immer größerer Widerspruch, so daß der sächsische Hof mißtrauisch wurde und dem Grafen bedeuten ließ, Herrenhut zu verlassen. Er zog deßhalb im Januar 1733 nach Tübingen, wo sein Herzensfreund, der Repetent Fr. Christoph Steinhofer, nachmaliger Dekan von Weinsberg, sich aufhielt, und ließ es sich von der dortigen theologischen Fakultät bestätigen, daß die Herrenhuter Gemeinde als Augsburgische Confessionsverwandte dennoch im Verband mit der lutherischen Kirche stehen könne. Auf dieß durfte er wieder zurückkehren, und entschloß sich nun im J. 1734, besonders auf Zureden seines Freundes Spangenberg, den geistlichen Stand anzunehmen. Er ließ sich daher im April 1734 unter einem fremden Namen zu Stralsund, wo er eine Zeitlang eine Hofmeisterstelle bekleidete, in der Theologie und Rechtglaubigkeit examiniren, und trat sofort im Spätjahr zu Tübingen, unter dem Vorsitz des Kanzlers Dr. Christoph Math. Pfaff, förmlich in den geistlichen Stand ein, nachdem die ganze Fakultät ihm ihre freudige Zustimmung hiezu ertheilt hatte. Am vierten Advent predigte er nun in der Tübinger Georgen- und Hospitalkirche, sowie an andern Orten, in Pfullingen, Hirsau ꝛc. mit großem Eindruck, und knüpfte zugleich Freundschaftsbande mit Männern, wie Bengel, Reuß, Oetinger ꝛc., an. „Von Kindheit an," so erklärte er der Tübinger Fakultät, „hatte ich ein Feuer in meinen Gebeinen, die ewige Gottheit Jesu zu predigen; ich habe die Hauptabsicht, dem Heiland mich mit Leib und Seele zu opfern und Christum öffentlich zu predigen und besonders anzupreisen, schon zwanzig Jahre; nun bin ich vierunddreißig Jahre alt, der Eifer ist nicht erkühlet; ich will nur dem Exempel Stephani folgen und mich selbst verordnen zum Dienst der Heiligen. Ich habe die Kirche lieb und werth und verehre sie; meinem theuersten Heiland werde ich, nach wie vor, Seelen werben, Liebhaber gewinnen, Schafe sondern, Gäste bitten, Knechte miethen. Derjenigen Gemeinde, der ich mich seit 1727 zum Knechte gemacht, werde ich vor allen andern zu helfen suchen und Alles auf dem Probierstein der evangelischen Wahrheit prüfen."

Die Gegner der Gemeinde ruhten aber nicht, bis dem Grafen abermals der Aufenthalt in Herrenhut und ganz Sachsen verboten ward, obgleich man die Gemeinde, nach angestellter Untersuchung, in ihrer bisherigen Form bestehen ließ und der würdige Superintendent Löscher in Dresden sogar ein günstiges Zeugniß von der Gemeinde auf der Kanzel ablegte und sie der seinigen als Muster vor Augen stellte. Zinzendorf ertrug den schweren Schlag, der seine Person durch ein Reskript vom 20. Merz 1736 traf, mit heldenmüthiger Fassung, ohne alle Bitterkeit, und sagte dabei zu Nitschmann mit Freudigkeit: „Ich kann unter zehn Jahren ohnedem nicht nach Herrenhut kommen zum Dableiben, denn jetzt müssen wir die Pilgergemeine sammeln, und der Welt den Heiland verkündigen. Das wird nun unsere Heimath, wo gerade jetzt für den Heiland

das Realste zu thun ist." Wirklich währte auch seine Verbannung von Herrenhut gerade zehn Jahre lang; er aber sah diese Verbannung als einen Botenschild und Ruf vom Herrn an, nachdem nun seine Gemeinde gekräftigt sey, überall, wo sich Gelegenheit fände, in Jesu Dienst geschäftig zu seyn, und diesen Ruf hat er treulich wahrgenommen.

Darum ward auch sein Leben nun ein vielbewegtes Wanderleben, denn er zog nun in allen möglichen Ländern umher, Seelen für seinen Herrn zu werben. Eine Weile wohnte er auf dem halbverfallenen Schloß Ronneburg in der Wetterau mit seiner Familie und beschäftigte sich mit der Erziehung armer Leute und ihrer Kinder; dann reiste er nach Liefland, dann nach Berlin, wo er den König für sich gewann und ergreifende Reden hielt, verweilte hierauf auf dem Schloß Marienborn, das ihm der Graf Ysenburg-Meerholz eingeräumt hatte, und wo er vom 6. bis 8. Dez. 1736 mit zehn seiner Mitarbeiter „den ersten Synodus der erneuerten Brüder-Unität" hielt. Endlich zog er, nachdem er noch die frohe Gewißheit der Duldung seiner Gemeinde in Herrenhut erhalten hatte, im Okt. 1738 übers Meer, um den Negermissionen in Westindien aufzuhelfen. Da befreite er auf der Insel St. Thomas die seit drei Monaten im Gefängniß schmachtenden Missionäre durch eine Fürsprache beim Gouverneur und predigte drei Wochen lang der Negergemeinde das Wort Gottes, wornach sie einen großen Hunger bezeugte, und worunter sie sich täglich mehrte. Bei dieser Gelegenheit dichtete er sein Lied: „Christi Blut und Gerechtigkeit". Auf der Heimreise predigte er der Schiffsgesellschaft und nahm einmal zwei Duellanten ihre Degen mit eigener Lebensgefahr weg, namentlich schrieb er auch auf dieser Seereise sein edles Buch: „Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit", worin er an dem Beispiel des Jeremias zeigt, wie ein Prediger zu wandeln habe. Am 1. Juni 1739 traf er mit einem sehr geschwächten und von Schwären bedeckten Körper, weil er einer bedrängten Judenfamilie sieben Wochen lang seine Cajüte gegen einen armseligen Bretterverschlag abgetreten hatte, bei den Seinigen in Marienborn wieder ein. Er schonte sich aber nicht und freute sich, seine Kraft im Dienste Christi zu verzehren. In demselben Jahr nämlich unternahm er noch eine Fußreise nach Tübingen und predigte in Pfullingen, Hirsau, Reutlingen, Heilbronn, Hall, Dürrmenz, Calw und vielen andern Orten. Dann zog er predigend auch in der Schweiz umher. Um diese Zeit schrieb er einem Freund: „Ich habe einen Plan, die mährische Kirche „dem Herrn zu konserviren, daß sie kein Wolf zu fassen kriege, einen „Plan, so viele heidnische Völker aufzusuchen, als ich kann, und zu „sehen, ob sie des für alle Welt vergossenen Bluts können theilhaftig „werden, einen Plan, des Heilands Testament, Joh. Cap. 17., so „viel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, einen Plan, „so viel Seelen, als ich kann, zur Sünderschaft, d. i. zur kindlichen

„Furcht gegen sich selbst, weil man sündig ist, und zur Gnade zu „bringen. Darum habe ich die Kanzel lieb und reisete einer Kanzel zu „Gefallen fünfzig Meilen." In selbigem Jahr dichtete er auch eine große Fülle von Liedern, und entschloß sich darnach im Aug. 1741, nachdem er wieder einige Monate bei den Seinigen in Marienborn verweilt und Conferenzen gehalten hatte, zu einer abermaligen Reise nach Amerika. Im September kam er in London an, wo gerade auch sein Spangenberg sich aufhielt. Vor der Abfahrt hielt er noch vom 11. bis 23. Sept. eine Synodalconferenz mit den Brüdern in England, wobei sie am 16. Sept., durch die herrlichen Losungen jenes Tags (Offenb. 3, 20. Jesaj. 43, 11. Ezech. 45, 5.) aufgemuntert, darauf kamen, weil Leonhard Dobler das Generalältestenamt gerade niedergelegt hatte und kein allseitig passender Bruder sich finden wollte, Jesu Christo selbst, dem allgenugsamen Heiland, der einen Spezialbund mit dem Brudervolk gemacht, dieses Amt zu übertragen, worauf sie sich dann, weil das Loos hiefür mit „Ja" entschied, seiner unmittelbaren Aufsicht übergaben und ihm kindlichen Gehorsam und Treue gelobten. Auf diesen Festtag dichtete er das innige Lied: „Willkommen unter deiner Schaar", und seine Frau das gleich schöne Lied: „Souverainer Herzenskönig". Nach einer beschwerlichen Seereise, auf der ihn seine sechzehnjährige Tochter Benigna und Anna Nitschmann, seine nachmalige zweite Frau, nebst einigen Brüdern begleiteten, kam er am 29. Nov. 1741 in New-York an und wirkte dann in Pennsylvanien, besonders in Philadelphia und unter den wilden Indianern, zu denen er dreimal reiste, in großem Segen. In Philadelphia, wo er von Feinden auch allerlei Lästerreden zu erleiden hatte, wie z. B. seine Benigna sey ein von ihm entführtes Mädchen, legte er in einer feierlichen Rede, der auch Benjamin Franklin beiwohnte, seinen Grafentitel förmlich nieder. Von dieser Reise kehrte er im Apr. 1743 nach Deutschland zurück. Nach einem kurzen überraschenden Besuch in Herrenhut, wo sein plötzliches Eintreten in die gerade im Gemeinsaal versammelte Gemeinde einen tiefen Eindruck hervorbrachte, reiste er wieder an verschiedenen Orten umher, und kam selbst bis Petersburg.

Er hatte von Amerika eine eigenthümliche Bewegung des Gemüths, eine überspannte Gefühlsrichtung mitgebracht, die sich auch in seinen Liedern um diese Zeit kund gab, und wobei er oft in die abgeschmacktesten Gefühlständeleien verfiel. Er gerieth mit Hintansetzung des Vaternamens Gottes auf die sonderbare, von ihm auf die Spitze getriebene Lehrmeinung von dem „Mutteramt des h. Geistes", und trieb auf Kosten aller andern die Versöhnungslehre mit größter Einseitigkeit, weßhalb selbst Bengel sich gegen ihn erklärte. Diese Richtung theilte sich auch von 1744 an der ganzen Gemeinde mit, die in eine mystische, phantastische Gefühlsschwärmerei und Tändelei verfiel, woraus die abenteuerlichsten Mißgeburten einer verirrten Einbildungskraft entsprangen. Mitten unter dem Gespötte

und den Verfolgungen der feindseligen Welt, die damals ihre heftigsten Angriffe auf die Gemeinde machte, strebten die Gemeinglieder nur immer kindlicher und freudiger zu werden, und verfielen darüber ins Kindische. Zinzendorf gestand später selbst, daran sey die von ihm hauptsächlich vorangestellte Idee Schuld gewesen, „daß nichts ganz Seliges, wenigstens nie so viel Seligkeit, als Christi Tod uns erworben, in seinen Gemeinden zu hoffen ist, als bis man im Herzen wieder zum Kinde wird." „Nach meiner Wiederkunft von Amerika," so sagt er selbst offen, „suchte ich diese Idee den Geschwistern deutlich zu machen, sie hat Ingreß gefunden und ist accipirt worden. Aber aus etlichen kindlichen Leuten ist bald eine große Societät geworden. Die Sache gab zum Mißbrauch Anlaß, weil man sie nur von der Seite der Fröhlichkeit nahm, nicht von der Seite der Einfalt, Aufrichtigkeit und Geradheit."

Im J. 1747 erhielt er endlich die förmliche Erlaubniß zur Rückkehr nach Sachsen und in sein geliebtes Herrenhut, worauf dann auch am 20. Sept. 1749 eine förmliche Anerkennung der „zur unveränderten Augsburgischen Confession sich bekennenden evangelisch-mährischen Brüdergemeinden" in ganz Sachsen folgte. Bereits war auch schon in England vom Parlamente dd. 12. Mai 1749 die Brüderkirche, die sich daselbst viele Anhänger gesammelt hatte, als eine bischöflich-protestantische anerkannt. Der Graf war selbst deßhalb im J. 1748 nach London gereist. Mit Reue erkannte er hier, wo er sich abermals im Juli 1751 auf vierthalb Jahre einfand, daß ein falscher Geist in die Gemeinde eingedrungen sey und eine leichtsinnige Schwärmerei in ihr überhand nehme. Er nahm deßhalb, nachdem diese von ihm sogenannte „Sichtungszeit" der Gemeinde von 1744—1750 gewährt, eine durchgreifende Reinigung derselben vor und rügte mit großem Ernste die Schwärmerei, indem er alle Gemeinden zur Sichtung aufforderte und an sie die Worte richtete: „Her zu mir, wer dem Herrn angehöret, und wer ungehorsam ist, der wird sein Urtheil ertragen, er sey, wer er wolle." Nachdem er so den innern Zustand der Gemeinde gesichtet hatte, brach nun auch im J. 1753 für den äußern Haushalt der Brüder eine schwere Läuterungszeit an. Ihr Kredit sank und die Gläubiger forderten von allen Seiten Bezahlung der gemachten Vorschüsse. Da half aus dieser tödtlichen Gefahr der großherzige Graf, indem er, obgleich von Rechtsfreunden dringend abgemahnt, sich schriftlich für die Gesammtschuld verbindlich und zu allmählicher Abzahlung der Zinsen bereit erklärte. Endlich kehrte er nach vierjähriger Abwesenheit im Juni 1755 wieder nach Herrenhut zurück, wo er sich überall umher den Angelegenheiten des Reichs Gottes widmete, um so mehr, da ihn auf der sehr gefährlichen Ueberfahrt die Hand Gottes sichtbar geschützt hatte. Bald mußte er aber, nachdem ihm erst am 28. Mai 1752 sein einziger von fünf Söhnen noch übriger Sohn, Christian Renatus, zu

London gestorben war, seine vierunddreißigjährige treue Lebensgenossin am 19. Juni 1756 von sich scheiden sehen. Ihr Heimgang that ihm und der ganzen Gemeinde, der sie eine treue, anspruchslose Mutter und Priesterin gewesen war, sehr wehe. Sie entschlief ohne vorherige Krankheit an Entkräftung sanft und selig, weßhalb er auch an Spangenberg schrieb: „Meine auserwählte Gräfin gieng just so heim, wie mir's mein Freund (der Heiland) so viele Jahre versprochen hatte. Sie sah weder Tod noch Schlaf, weg seyn und nicht wieder kommen, war Eins." Ihr Leichentext, in dem auch ihr ganzes Wesen geschildert ist, war Sir. 44, 2—5. 11—15. Nach einjährigem Wittwerstand, während dessen er ein rechtes Stillleben führte, in welchem er, wie er sagte, des Heilands Willen studierte, so gut er konnte, riethen ihm seine nächsten Mitarbeiter, weil es für seinen Beruf unumgänglich nöthig war, zur Wiedervermählung, worauf er sich dann am 27. Juni 1757 mit Anna Nitschmann, der Tochter des würdigen David Nitschmann, trauen ließ. Sie war in ihrer Jugend eine arme Wollenspinnerin, hatte sich aber im Dienste der Gemeinde und am Herzen Jesu, dem sie inniglich anhieng, so vorzüglich gebildet, daß sie schon seit vielen Jahren Chorpflegerin der ledigen Schwestern war. Seine ganze Thätigkeit war nun auf die einzelnen Gemeinden gerichtet, die da und dort gegründet waren, z. B. Barby, Neudietendorf, Zeist, Neuwied, Niesky. Meist lebte er aber in der Stille zu Herrenhut, das nun auf 1300 Seelen herangewachsen war; täglich hielt er hier drei Hausversammlungen und ausführliche Reden über die Gemeinlitanei. In dieser Zeit drang er besonders darauf, daß ein jeder Mensch eine neue Kreatur, Ein Geist mit Christo werden müsse. Seine damalige Herzensstimmung drückt er selbst so aus: „Ach, möchte ich gefallen dem Märtyrer für mich, dem Treuen, den meine Seele liebt, dem Gott, der meine Freud und Wonne ist; möchte ihm mein Gang recht, meine Denkweise nach seinem Sinn und meine Handelweise ihm zur Ehre seyn." Ueberhaupt verrichtete er seine Arbeit in dieser letzten Zeit seines Lebens mit dem Eifer eines treuen Knechts Christi, der noch viel zu thun und wenig Zeit dazu hat, wie er einmal auch zu seinem Collegen sagte: „Kinder, wir müssen fleißig seyn, die Zeit ist kurz!" Viele der Seinigen sahen seit dem Anbruch des Jahrs 1760 einen besondern, lieblichen, seligen Blick an ihm und seine Augen oft voll Thränen, und Jemand belauschte ihn einmal, wie er zu seinem Herrn sagte: „Ach! könnte ich Dir doch einmal meinen Plan persönlich darlegen!" Zu Anfang des Mai 1760 fertigte er noch das Losungsbüchlein auf 1761, was immer, und schon seit 1731, sein liebstes Geschäft war. Er hinterließ darin der Gemeinde in den fünf letzten Tageslosungen einen rührenden Abschiedssegen, als hätte er sie damit noch vor seinem Heimgang begrüßen wollen, — es waren die Stellen: Psalm 118, 26. — 1 Mos. 49, 28. — Psalm 115, 4. — Colossi. 3, 15. — 1 Könige 18, 14.

Am 5. Mai erkrankte er an einem Katarrhfieber, das einen schnellen Verlauf hatte. Während der ganzen Krankheit war er aber heiter in seinem Gemüth und „mit seinem Herrn ganz verstanden". Er pries den Herrn für das viele Gute, das er in den etlich und dreißig Jahren seines Dienstes gethan hatte an ihm und der Gemeinde. Wer ihn besuchte, wurde mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe empfangen. Als sein Ende nicht mehr ferne war, ließ er seinen mit seiner Benigna vermählten Schwiegersohn, Johannes v. Watteville, dicht an sein Bett sitzen und sagte ihm mit schwacher Stimme und schon schwer athmend: „Nun, mein getreuer Johannes, ich werde nun zu meinem Heiland gehen; ich bin fertig; ich bin in den Willen meines Herrn ganz ergeben und er ist mit mir zufrieden. Will er mich nicht länger hier brauchen, so bin ich ganz fertig, zu ihm zu gehen, denn mir ist nichts mehr im Wege." Dann sah der zum Hinscheiden fertige Jünger des Herrn sich noch einmal im Zimmer, in dem sich gegen hundert Schwestern und Brüder allgemach eingefunden hatten, mit unbeschreiblich vergnügten Blicken um, und diese seine redenden Blicke wurden von den Anwesenden mit Liebesthränen beantwortet. Sein letzter Abschiedsblick war ungemein heiter und ehrwürdig. Es war Morgens zehn Uhr am 9. Mai 1760, als der Steckfluß, der bei ihm eingetreten, ein Ende nahm, worauf er sein Haupt zurücklegte und seine Augen für immer schloß. So gieng sein irdisches Leben dahin, wie er früher gesungen hatte:

„Lebt man, so zeugt man mit einer Kraft,
Die mit Widerhacken im Herzen haft't;
Geht man aus der Hütte, das Lamm zu küssen,
So soll noch der letzte Blick zeugen müssen,
Daß wir geglaubt!"

Sein Schwiegersohn segnete ihn noch mit dem Segen des Herrn, und als er das letzte Wort desselben: „Friede!" aussprach, erfolgte der letzte Athemzug des Mannes Gottes. Die Losung jenes Tages hieß: „Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank". Als der kranken Frau des Grafen die Kunde von seinem Scheiden gebracht ward, rief sie weinend: „Ich habe von Euch Allen den seligsten Prospekt: ich werde bald zu ihm kommen," und wirklich folgte sie ihm schon am 21. Mai nach. Ungemein schön und rührend war sein Leichenbegängniß. Die Musik blies im Hinausziehen die Melodie des lieblichen Lieds: „Ei, wie so selig schläfest du und träumest süßen Traum". Auf seinem Grabstein liest man die Worte: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe."

Solche Grabschrift hat er verdient. Man erzählt sich, daß er durch seinen persönlichen Umgang auf die innere Erneuerung von immerhin fünfzigtausend Seelen unmittelbar oder mittelbar gewirkt habe. Herder nennt ihn einen „Eroberer im Reiche der Geister, dergleichen die Welt von Anfang nur Wenige gesehen hat," und führt, was er nach Außen gewirkt, mit folgenden Worten an: „Er konnte

sagen, daß er in Herrenhut, Herrenhaag, Herrendyk und Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Berlin, in Grönland, St. Cruz, St. Thomas, St. Jean, Barbice, Palästina, Surinam, Savannah, in Georgien und Carolina, Pennsylvanien und Guinea, unter Ungarn, Wilden und Hottentotten, deßgleichen in Lettland, Liefland, Esthland, Litthauen, Rußland, am weißen Meer, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, in Aethiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und See Gemeinen und Anhänger des Herrn habe" — „und das Alles durch das einfache Wort vom Kreuz," setzt A. Knapp hinzu, der von ihm bezeugt: „Er war ein Herzensjünger Jesu Christi und daneben ein **Boanerges**, „d. i. ein Donnerskind, im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, wie „der selige Sohn Zebedäi. Bei ihm vereinigten sich die drei seltenen „Elemente — hohe Genialität, feine, vornehme Bildung und ein feu„riges, von der Liebe Christi von Kindheit auf innigst entzündetes „Herz, um einen Mann in Christo aus ihm zu machen. Zinzen„dorf, der Patriarch der Bruderkirche, von dem Herrn zum Träger „seines himmlischen Lichts vor Millionen berufen und ausgerüstet, „steht mit Augustinus und Luther an Geisteskraft auf gleicher Höhe. „Diese drei sind die größesten Zeugen Christi seit der Apostel Zeit, „denn sie waren die freiesten, entschiedendsten Prediger der freien „Gnade Gottes in ihm."

Als Dichter sang Zinzendorf seine Gesänge, die sich um die zwei Hauptpunkte: „Christus, der Gekreuzigte und die Gemeine des Herrn" bewegen, begeistert von der Liebe des Herrn und von den Kräften seines Reichs. Sie waren ihm bei solchem Drang der Begeisterung bloße Mittel zur Verherrlichung des Herrn und seiner h. Reichssache. Alles Uebrige, was zu einem Lied gehört, erschien ihm daher als untergeordnete Zugabe; die äußere Form war ihm Nebensache. Allerlei Formfehler und Nachläßigkeiten kommen deßhalb auch in seinen bessern Liedern vor, besonders in denen aus seiner spätern Zeit, wo sein vielgeschäftiges Wirken im Dienst des Reichs Gottes ihn oft zu einer solchen Zahl Lieder begeisterte, daß sie unmöglich alle gehörig gefeilt seyn konnten. Er pflegte auch bis zum J. 1740 viele seiner Lieder, und zwar mehrere seiner schönsten, in den Gemeinversammlungen geradehin aus dem Herzen zu singen und mit seltener Gemüthsgegenwart zu improvisiren, zu welchem Zweck ihm die Gedanken — nach seinem eigenen Ausdruck — „wie bei einem Fasse, daran man den Spund aufmacht", stromweise und wie von selbst zuflossen. An Einem Tage sang er gar einmal so acht Lieder aus dem Herzen. Seine Lieder sind also eigentlich die Begleitungsakkorde seiner heiligen, aufopfernden Thaten für das Reich Gottes gewesen, sie wurden so selbst zu Thaten, und was er sang, war der freieste Ausfluß des neuen Lebens in ihm; daher sind sie auch bei all ihren formellen Mängeln und bei dem hie und da bemerklichen prosodischen

Kamaschenzwang vor Allem nach ihrem Inhalt in's Auge zu fassen. Sentimental ist der Inhalt seiner Lieder nicht, wie man oft sagen hört; bei allem Strom des Gefühls lauft ein Gedanke durch sie hin; sie sind eigentlich nur einzelne Proben und Bruchstücke größer, freilich oft zu weit sich verlaufender und verbreitender Meditationen und Reflexionen. Von solchen in der Form mißlungenen Stücken, die oft bloß gereimte Zwiegespräche mit seiner ihm eigenthümlichen Gemeinde sind, so wie von seinen, während jener leidigen „Sichtungszeit" der Brüdergemeinde in den Jahren 1743—1749, in kindisch tändelndem und excentrischem Ton abgefaßten Liedern, deren Form man ein christliches Kauderwelsch nennen möchte und worinn oft eine Menge Worte aus mehrern Sprachen mit seltsamem Gemisch durcheinander laufen, muß man absehen, zumal da sie Zinzendorf selbst als sonderbare Gefühlsverirrungen widerrufen hat. Faßt man dagegen den Kern seiner Lieder in's Auge, so tritt A. Knapp, dessen Urtheil über Zinzendorf hier in seinen wesentlichen Zügen geschildert wird, kühn und zuversichtlich auf die christlich-poetische Lichtseite und die seelenvoll-feurige Produktivität des Grafen hinweisend, mit der Frage hervor: „Wo ist unter der ganzen ehrwürdigen Legion der ächtchristlichen Sänger ein einziger Mann, der die „Gnade, die Wahrheit und Herrlichkeit unseres Heilandes Jesu Christi „und die lebendige Gestalt seiner unvergänglichen, wiewohl hienieden „noch kämpfenden und pilgernden Gemeinde mit so vielseitiger Anschauung, mit solchem Feuer der Begeisterung, mit solcher schwungvollen Flugbreite der Phantasie, mit solcher bis in's Einzelnste „gehenden Klarheit und Feinheit des Liebesgefühls, ja nicht selten „mit einer solchen genialen Majestät, in welcher die Innigkeit mit der „Ehrfurcht wetteifert, und mit solcher Sicherheit eines himmlischen „Triumphs besungen hätte, wie Zinzendorf? Er besitzt zwar nicht „die Pedaldonner des Luthergesangs, auch nicht die objektive, rein „populäre Form P. Gerhard's; aber die Fittige seiner geistigen Macht „sind größer, sein Gemüthsfeuer flammt noch höher empor und tiefer „hinab. Nichts Dogmatisches läuft bei ihm mehr mit ein, er schöpft „seinen Honig ganz unmittelbar aus dem Felsen Israels, und in „seinen Liedern höhern Rangs waltet eine ätherische Frische, eine „Heiterkeit der Einfalt, eine liebende, reichsunmittelbare Kühnheit „und Freudigkeit des Geistes, der kaum etwas Aehnliches an die Seite „zu stellen ist. Er blieb in seinen Dichtungen am liebsten bei der gekreuzigten Liebe, an welcher ihm für diese Welt genügte, und die auch „sein Ruhm und Psalm bis zum Ende geblieben ist. Er hatte bei „vielem Kampf und Kreuz durch die Liebe des Heilandes ein „seliges Leben, eine fast ununterbrochene Festzeit. Daher wallet auch „durch seine Lieder ein freier, mächtiger Licht- und Freudenstrom hin, „wie in keinen Liedern eines andern Dichters, und die Klarheit des „Herrn spiegelt sich mit so vielfarbigen Lichtern darin, daß er der

„Hauptsänger jener Gerechtigkeit und Freude im h. Geist zu nennen „seyn wird, darinn das Reich Gottes stehet."

Mit solch hehrem Urtheil tritt A. Knapp den meisten Beurtheilern Zinzendorfs entschieden entgegen, die ihn bald „einen weichlichen Schwärmer" nennen, bald seinem Aufschwung „Schwülstigkeit" vorwerfen, wie Dr. J. P. Lange, bald gar, wie Dr. K. R. Hagenbach in Basel, seine Dichtungen für „gereimte Prosa" halten, die sich von der gewöhnlichen Verstandesprosa nur durch den empfindsamen, bilderreichen, oft schwülstigen Ton unterscheide. Knapp steht es aber vor Allen zu, ein kompetentes Urtheil über Zinzendorf, dessen Lieder seither nicht vollständig oder meist bloß verstümmelt bekannt waren, abzugeben; denn er hat in neuester Zeit erst durch seine Verbindung mit der Unitätsdirektion der Brüdergemeinde zu Berthelsdorf, sämmtliche Lieder des Grafen zur Hand bekommen, von welchen Viele seither noch gar nicht gedruckt oder höchst selten und verschollen waren, und hat, nachdem er alle durchgegangen, 700 Lieder Zinzendorf's, unter behutsamer Sichtung und sorgfältiger Revision und Castigation des Textes, mit Zustimmung der Unitätsdirektion der Oeffentlichkeit übergeben in dem schönen Werk: „Geistliche Gedichte des Grafen v. Zinzendorf, gesammelt und gesichtet von A. Knapp. Stuttgart bei Cotta. 1845."

Zugegeben hat aber Knapp bei aller begeisterten Fürsprache für Zinzendorf, daß eine sorgsamere Formbildung ihn objektiver und gemeinverständlicher, also kirchlicher gemacht hätte, während er bei seiner, zwar gewiß nicht separatistischen, aber doch der mährischen Gemeinde vorzüglich zugewandten Tendenz, die Mehrzahl seiner Gesänge mehr auf die Bedürfnisse und Erlebnisse jener Kirche beschränkt und sich dadurch zu der evangelischen mehr als ein subjektiver Geist verhalten habe.

Zinzendorf war ein sehr fruchtbarer Dichter, der mehr denn 2000 Lieder gedichtet hat. Er dichtete aber auch vom Knaben- bis in's Greisenalter. Sein erstes Lied, ein Passionslied: „Schauet, mein Jesus ist Rosen zu gleichen," dichtete er im J. 1712 als zwölfjähriger Knabe im Pädagogium zu Halle, sein letztes: „Die Art des neuen Herzens ist, daß es die Künstlichkeit vergißt," mit 36 Strophen unter dem Titel: „Jungfräulicher Sinn", dichtete er am 5. Mai 1760, fünf Tage vor seinem Tode. Seine beste Liederperiode fällt in die Jahre 1720—1740; seine Gefühlsverirrungen gehören vorzüglich den Jahren 1744—1749 an und wiederholen sich auch theilweise noch einige Jahre hernach.

Ueber die Quellen seiner Lieder s. S. 355 und 356.

Weiteres über seinen Lebensgang s. Thl. II. Nro. 111. 133. 217. 236. 381. 496. 599. 368. 618. 619.

(Quellen: Das Leben des Grafen v. Zinzendorf von A. G. Spangenberg. 8 Bde. Barby. 1771 f. — Kurzgefaßte Lebensgeschichte Zin-

zendorf's von Jak. Christoph Duvernoy. Barby. 1793. — Leben des Grafen v. Zinzendorf von Varnhagen van Ense. Berlin. 1825. — Ludwig v. Schrautenbach's Erinnerungen an den Grafen v. Zinzendorf. 1828. — Lebensskizze des Grafen v. Zinzendorf von A. Knapp mit dessen Bildniß [nach dem treuesten Porträt] in dessen Sammlung der geistlichen Gedichte Zinzendorf's. Stuttg. 1845. — Biographie des sel. Grafen v. Zinzendorf von Jak. Wilh. Verbeck, Prediger in Herrenhut. Gnadau. 1845.)

v. Zinzendorf, Graf Christian Renatus, der zweite Sohn des Patriarchen der Brüdergemeinde, geb. in Herrenhut 19. Sept. 1727, wenige Wochen nach dem Stiftungstag der Brüdergemeinde und der völligen Uebersiedlung seines Vaters zu der Gemeinde in Herrenhut. Er genoß die im seltenen Grade „christlich-sublime" Erziehung seiner Eltern, durch welche ihre Kinder frühzeitig eine selige Reife des Geistes erhielten, darum aber auch wohl meist in zarter Jugend schon heimgiengen, wie denn er von sechs Söhnlein der einzige zum Jünglingsalter gelangende Sohn war. Als sein Vater im J. 1737 aus Herrenhut verbannt wurde, brachte ihn dieser zu seiner Ausbildung in Jena unter, wo er von 1737—1739 blieb. Von 1744 bis 1749 war der lieblich herangewachsene junge „Graf Christel" Chorpfleger der ledigen Brüder und stand dem Vater als treuer Gehülfe zur Seite. Es war dieß gerade die schwere „Sichtungszeit" der Brüdergemeinde, da der größere Theil der Brüder und Schwestern, namentlich in Herrenhaag am Fuß der Ronneburg in der Wetterau, wo sich der Graf längere Zeit aufhielt, in eine überspannte Gefühlsschwärmerei und kindische Tändelei in Leben und Lehre, manche sogar in Leichtsinn und allerlei Ausschweifungen geriethen. Auch er hatte sich, wiewohl in redlichster Meinung, von diesen Schwärmereien eine Zeitlang fortreißen lassen. Als aber sein Vater im J. 1750 diese Verirrung der Gemeinde mit Schmerz erkannte und im Strafeifer eines Moses ausrufend: „Her zu mir, wer dem Herrn angehöret" (2 Mos. 32, 26.), eine Reinigung vornahm, wurde Graf Christel darüber von demselben aus Deutschland, wo die Gemeinde Herrenhaag im J. 1750 aufgelöst worden war, nach England abberufen. Der Schmerz über dieses Versehen gereichte dem edlen Jüngling zu innigster Beugung und Betrübniß, so daß seine ihm sonst von Natur eigene liebliche Heiterkeit sich in tiefen Ernst verwandelte. Von da an reifte er, an einer Auszehrung kränkelnd, unter stillen, aber seligen Betrachtungen über die Leiden des auch für ihn gestorbenen Heilandes vollends schnell und zusehends dem Tode entgegen. Als er sein Abscheiden nahe fühlte, erklärte er mit großer Freudigkeit, er werde zum Heiland fahren, und sang noch einige Verse, welche man ihm zum Entschlafen anstimmte, mit leiser Stimme mit und verschied dann sanft und innig selig in seinem Herrn am 28. Mai 1752 — als ein Jüngling von 25 Jahren.

Spangenberg setzt ihm in der Lebensbeschreibung des Grafen

das ehrende Denkmal: „Am 28. Mai 1752 gieng unsers Grafen einiger Sohn, Christian Renatus, mit Freuden zur ewigen Ruhe ein. Dieser Vorgang war dem Vater um so schmerzlicher, da ihm nicht nur ein innig geliebter Sohn, sondern auch ein sehr thätiger Gehülfe im Werke des Herrn entrissen wurde. So oft der Graf in der Folge darüber dachte, was ihm sein Sohn gewesen sey, giengen seine Augen vor Dank- und Schmerzensthränen über. Mit inniger Rührung las er nach einiger Zeit seines seligen Sohnes Sculpturen durch, in denen er so viele Zeugnisse seines vertraulichen Umgangs mit dem Heiland fand, wie denn auch seine schönen Lieder davon zeugen, daß sein ganzes Herz mit der Liebe Jesu erfüllt war. Sein Abschied aus dieser Zeit wurde in der ganzen Brüder-Unität beweint, denn er war durchgängig beliebt und geehrt."

Die zum Theil sehr schönen Lieder dieses seltenen Jünglings in Christo, dem das Wort Johannis, des Liebesjüngers, 1 Joh. 2, 13. 14. tief in's Herz geschrieben war, gab der Vater in der Schrift: „Zweiter Anhang der übrigen Bruderlieder von 1749 an. London. 1755" (ein Anhang zum großen Londoner Gesangbuch vom J. 1753 und 54) mit einer rührenden Vorrede dd. 18. Merz 1755 heraus. In dieser Vorrede schreibt er über seinen unvergeßlichen Sohn also an die Gemeinde: „Die drei letzten Jahre seines Hieniedenseyns habe ich das Vergnügen gehabt, ihn meistens um mich zu haben, und in der Zeit habe ich gewiß mehr bei ihm gelernt, als bei keinem Lehrmeister meiner Jugend. Was er Euch Allen war, und insonderheit unserem Hause, das ist Euch noch unvergessen. Er war ein Liturgus, dessengleichen Ihr nie gehabt und kaum mehr erwartet. Er hat endlich sein Sterben mit einer Liturgie geschlossen, deren Augenzeugen sich nicht viel anders ausgedrückt haben, als: „Vergessen wir dieser letzten Stunde, so werde unserer Rechten vergessen!" — Wie soll ich mich über seine Lieder ausdrücken? Sie sind sein letzter Wille an seinen Chor (nämlich an den Chor der ledigen Brüder). Sie sind sein Testament mit uns Allen. Sie inculciren uns das Gedächtniß des Märtyrers, Jesu Christi, mit einer zärtlichen und lieblichen Ernsthaftigkeit, deß Vergessen im Herzen, wie eines Todten, dieses Sängers Casus nicht werden konnte. — Er eilte zur **memoria sacramentali** (Luc. 22, 19.), welche ein Arkanum für die Brüder ist, ihnen von ihrem Herrn hinterlassen, dagegen Alles, was **memoria artificialis** heißt und ist, Nichts ist. Und diese Gedächtnißkunst hat bei ihm reussirt. Sie stand alle Schwachheit der Hütte und des Gemüthes durch. Sein glückliches Gedächtniß war ihm treu in den kleinsten und größten Umständen und legte ihm niemals ab. Und so hat's ihn am Ende in Freundes Schooß und Hände begleitet zu der ew'gen Ruh" (vgl. Würt. Gesangbuch Nro. 613.).

Zu den gediegensten und bekanntesten seiner Lieder gehören außer den im W. G. aufgeführten z. B.: „Für uns gieng mein Heir in

Todesnöthen" — „Die wir uns allhier beisammen finden" — „Marter Gottes, wer kann dein vergessen."

Spangenberg, August Gottlieb, Bischof der evangelischen Brüderkirche, geb. 15. Juli 1704 zu Klettenberg im Hohenstein'schen in Hannover, wo sein Vater lutherischer Prediger war, wie er sagt, „ein treuer Bekenner der Versöhnung durch das Opfer Jesu". Der fromme Vater nahm ihn und seinen Bruder oft auf seine Stube und betete mit ihnen auf den Knieen. Das Gedächtniß daran hielt ihn von manchen jugendlichen Ausschweifungen zurück. Im J. 1714 hatte er Vater und Mutter nicht mehr, bald darnach verzehrte eine Feuersbrunst sein väterliches Erbe, so daß er sich schon frühe an Armuth und allerlei Entbehrungen gewöhnen lernen mußte; das kam ihm aber für seine spätere Laufbahn, bei der er oft mit Paulus mußte sagen können, wie Phil. 4, 11—13. zu lesen steht, gar wohl zu statten. Schon in seinen Schuljahren, und besonders vom fünfzehnten Jahr an, gieng eine immerwährende Arbeit des Geistes Gottes in seinem Herzen vor. Im J. 1722 bezog er mit einem um seine Seligkeit bekümmerten Herzen, aber noch in gesetzlichem Wesen, die Universität Jena, um die Rechte zu studieren. Als er aber einmal als ein Gast in einer Vorlesung des berühmten Gottesgelehrten **Dr. Buddeus** war, welche derselbe über den Ernst des evangelischen Predigtamts nach Apostelgesch. 26, 29. hielt und in der er äußerte: „Wer Theologie studieren und ein Diener Jesu werden wolle, der müsse nichts, als allerlei Leiden und Trübsale um seines Namens und Worts willen erwarten; wer sich dazu nicht entschließen könne, der thue besser, sich damit gar nicht einzulassen": so machte dieß einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß er sich sogleich vornahm, Theologie zu studieren. Buddeus wurde sein väterlicher Freund und nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch auf, und im Umgang mit diesem gottseligen Lehrer kam er zu einer ernstlichen Erweckung, die anfangs in einer großen Zerknirschung und schmerzlichen Erkenntniß der Verdorbenheit seines Herzens bestand, so daß seine Augen nur selten trocken wurden, bald aber in einen lebendigen Glauben an den Heiland und in einen seligen Genuß seiner Gnade und Liebe übergieng, wie bei Paulo nach 1 Tim. 1, 15. Er äußert sich einmal darüber: „Ich hätte gewiß kein Zährlein, das ich zu Jesu Füßen weinen durfte, für ganze Königreiche und alle ihre Herrlichkeiten vertauscht." Im J. 1726 hielt er sodann als Magister in Jena gesegnete Vorlesungen und ward im J. 1727 durch einen reisenden mährischen Bruder zum erstenmal mit der in Herrenhut sich bildenden Brüdergemeinde bekannt, worauf er bald auch persönliche Bekanntschaft mit Zinzendorf schloß, der ihn in Jena und den er in Herrenhut aufsuchte. Der Sohn A. H. Franke's, Professor Gotthilf August Franke zu Halle, suchte ihn von den Herrenhutern abzuziehen und für Halle zu gewinnen, und bewirkte es daher auch, daß er im September

1732 als Adjunkt der theologischen Fakultät und Aufseher der Schulen am Waisenhause in Halle angestellt wurde. Hier wirkte er so sehr im Segen, daß noch im J. 1774 ein alter frommer Halle'scher Bürger sagte, ein so aufgeweckter und herzlicher Mann wäre seit der Zeit nicht wieder in Halle gewesen. Er gab jedoch seinen Umgang und seine Verbindung mit den Herrenhutern nicht auf, lehrte auch entschieden abgesonderte Abendmahlsfeier der Glaubigen und verlor deßhalb schon nach einem halben Jahre an Georgii 1733 seine Aemter in Halle, worauf er nun ganz nach Herrenhut zog. Denn zum Dienst an dieser Gemeinde war er ganz besonders berufen.

In Herrenhut wurde er nun bald in die Gemeinarbeit als einer der Helferbrüder, die mit den Aeltesten die Gemeindirektion hatten, hineingezogen und von Zinzendorf, dessen vertrautester Herzensfreund er wurde, als sein Adjunkt mit Vorwissen der ganzen Gemeinde berufen. Im J. 1735 begleitete er eine Brüderkolonie nach Georgien in Nordamerika, und half sie in der Nähe der Stadt Savannah, mitten in der Wildniß, unter großen Beschwerden einrichten. Bis nur die ersten Hütten gebaut waren, mußten sie vierzehn Tage lang bei großer Nässe unter freiem Himmel kampiren. Nachdem er dort ein ganzes Jahr unter Mühseligkeit und Armuth zugebracht, wurde er im Februar 1736 von Bischof David Nitschmann abgelöst und bereiste nun Pennsylvanien, um die vielen dort wohnenden Sekten für die Brüdergemeinde zu gewinnen. Dann besuchte er die Insel St. Thomas in Westindien und gründete dort die erste christliche Negergemeinde, indem er am 30. April 1736 die drei Erstlinge unter den Negern auf Jesu Tod taufte. Dann durchzog er noch einmal unter vielen Drangsalen, schweren Krankheiten, Schiffbrüchen ꝛc. Pennsylvanien und Georgien und kam zu Ende des Jahrs 1739 zu Marienborn in der Wetterau an, wo sich die Direktion der Brüderunität aufhielt. Dort übernahm er das Hausvateramt und wählte sich hiezu eine Gehülfin, die Wittwe Eva Maria Immig, geb. Ziegelbauer, eine erfahrene Arbeiterin der Gemeinde, mit der er sich am 5. Merz 1740 ehlich verband. Im Frühjahr 1741 wurde er nach London geschickt, da die Brüdergemeinde in England immer mehr Anhänger fand. Er wohnte hier im September 1741 jener merkwürdigen Brüderkonferenz bei; in welcher die Gemeinde dem Herrn Jesu selbst das Aeltesten-Amt übertrug. Ihm ward die Aufsicht über die Aufseherkollegien (das Gemeingericht) und die Last des Generaldiakonats übertragen, bei welchem er für alle Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden zu sorgen hatte. Auch gründete er in der Grafschaft York den ersten Gemeinort in England, Smithouse, der am 17. Juli 1742 bezogen wurde. Nach seiner Rückkehr aus England wurde er am 15. Juni 1744 in Herrenhaag feierlich als Bischof der Brüderkirche eingesegnet und erhielt den Auftrag, wieder nach Amerika zu reisen, um die Hauptaufsicht über sämmtliche

Brüdergemeinden und ihr Gotteswerk unter Christen und Heiden zu übernehmen. Damals dichtete er sein vortreffliches Lied: „Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder", das leider im W. Gesangb. fehlt. Mit der in diesem Lied ausgesprochenen weisen Einfalt, dem Hauptzug in seinem Charakter, trat er sein Amt an und führte es bis zum Ende.

Am 29. Juni 1744 reiste er nun zum zweitenmal nach Amerika in Begleitung seiner Frau, und ordnete hier fünf Jahre lang die Angelegenheiten der Brüdercolonien Bethlehem und Nazareth, half der bedrängten Indianergemeinde in Schekomeko wieder auf, und wirkte in großem Segen für die Bekehrung der Indianer. Auch reiste er unter großen Beschwerden, aber auch unter sonderbaren Proben der göttlichen Gnadenaufsicht nach Onandago, dem Sitz des großen Raths der Irokesen, und erneuerte den Bund, den schon Zinzendorf mit ihnen gemacht hatte. Er schreibt einmal um diese Zeit: „Das Feld, das „wir zu besorgen haben, ist erstaunlich groß. Wir sind aber ganz „Liebe und in Jesu Wunden selige Leute. Wir leben im stillen Frieden „bei allem Getümmel um uns herum. Des h. Geistes Gnadenleitungen „und unseres himmlischen Vaters Bedeckung und Erhaltung unter so „mancherlei Umständen ist uns so handgreiflich, daß oft unsere Herzen „darüber zerschmelzen." Als Johannes v. Watteville im J. 1749 ankam, um auch in den amerikanischen Gemeinden das Generalältestenamt Jesu zu verkünden, legte Spangenberg in Bethlehem sein Generalältestenamt feierlich zu Jesu Füßen nieder, und reiste im Okt. 1749 nach Europa zurück. In einer großen Dunkelheit seines Gemüths langte er in London an, denn er war über die Vorwürfe, die er sich bei seiner Amtsführung zu machen habe, tief betrübt, so daß er das Generaldiakonat aufgeben wollte, was ihm jedoch Zinzendorf ausredete. Am 21. Merz 1751 verlor er zu Herrenhut seine treue Lebensgefährtin durch den Tod, als gerade die Losung war: „Dein Wille geschehe." Ihr Grabredner hat es ihr nachbezeugt: „Sie hat gethan, was sie konnte." Noch zweimal reiste er sofort, als ein nie rastender Arbeiter auf des Herrn Feld, nach Amerika. Das einemal, im J. 1752, ließ er unter unsäglichen Mühseligkeiten auf einer Reise von hundert englischen Meilen in der Wildniß von Nordcarolina ein für die Gemeinde angekauftes Stück Land von 100,000 Morgen mitten im Winter ausmessen, wo nachher die Colonie Bethabara gegründet wurde. Muthig gieng er an dieses schwere Geschäft. „Schwierigkeiten sehe ich wohl die Menge vor mir," sagte er, „es ist aber doch noch nicht das, als wenn ich 600,000 Mann mit Weib und Kind durchs rothe Meer führen sollte. Ist Er nur mein gewogener Fürst, so will ich es gern wagen. Er ist es ja, Gott Lob und Dank!" Bei diesem Geschäft wurde er so fieberkrank, daß er sich kaum auf dem Pferd halten konnte; ihr Weg gieng durch Moräste und Schluchten, oft gieng alle Nahrung aus, daß sie einmal drei Tage lang nichts mehr zu essen hatten. Das anderemal, da er seine letzte oder vierte

Reise nach Amerika unternahm — es war dieß im Jahr 1754 — währte sein Aufenthalt sieben Jahre lang. Zuvor erwählte er sich aber noch einmal eine Gehülfin, die Wittwe Marie Elisabeth Mikſch, geb. Jähn, mit der er sich am 20. Mai 1754 trauen ließ. Er ordnete nun abermals das Gemeinwesen in Pennsylvanien und machte sich die Predigt des Evangeliums unter den Indianern zu seinem Hauptgeschäft. Im J. 1756 bedrohten feindselige Indianer die Brüderorte und hatten bereits die Brüder im Pilgerhause an dem Mahoni überfallen und getödtet, und bedrohten nun auch die Bethlehemsgemeinde, in der Spangenberg wohnte. Die Indianer schwangen schon ihre Beile und riefen: „Nun wollen wir sehen, ob ihr Heiland im Stand ist, sie vor unsern Beilen zu retten.“ Da betete Spangenberg inbrünstig zum Herrn: „Lieber Heiland! du kannst uns nicht umkommen lassen, denn das wäre eine Schmach für deinen Namen. Jetzt bitte ich, rette uns, bekenne dich zu uns, als deinen Kindern.“ Er bewaffnete sofort die Brüder und stellte Wachen aus, so daß die Indianer doch keinen Angriff auf die Brüderorte mehr wagten, obgleich sie überall umher brannten und mordeten. So wurden 600 Brüder, die sich nach Bethlehem geflüchtet hatten, sammt ihnen gerettet. Spangenberg legte nun viele neue Gemeinorte an und ließ sich durch keine Seuchen und Gefahren abhalten, sie zu besuchen und mitten durch die giftigen Pfeile der wilden Indianer hindurch unter ihnen umherzureisen. Einmal wäre er in einem wildangeschwollenen Strom, über den er reisen mußte, beinahe ertrunken.

In Philadelphia erhielt er im J. 1760 die schmerzliche Nachricht von Zinzendorf's Tod, mit dem er seit dreißig Jahren in der innigsten Liebes- und Dienstfreundschaft gestanden war. Bald darauf ward er von seinem seitherigen Posten in Amerika abberufen, um der Brüdergemeinde als ein Mitglied der Direktion in Europa zu dienen. Er begehrte das nicht und wäre lieber einsam für sich in der Stille oder unter seinen lieben Heiden geblieben. Denn er schrieb hierüber kurz zuvor noch an Zinzendorf, der ihn schon lange gern auf diesen Platz berufen hätte: „Ich bliebe lieber still und brächte die übrige Zeit meines Lebens in vertrautem, zärtlich seligem Umgang mit meinem Schmerzensmann zu, ohne von Geschäften occupirt zu werden. Das andere ist, ich gienge gerne zu den Heiden. Da lebt mir mein Herz, und ich könnte mich freuen, über dem Geschäfte zu verhungern oder zu verschmachten oder zu Tode gemartert zu werden.“ Am 12. Juli 1762 verließ er nach einem herzlichen Abschied bei allen einzelnen Gemeinden sein geliebtes Amerika und trat nach einer Abwesenheit von dreizehn Jahren am 12. Nov. 1763 in die gerade im Betsaal versammelte Gemeinde zu Herrenhut in dem Augenblick ein, als sie das Lied sangen: „O Haupt voll Blut“. Die Freude der Gemeinde war groß über sein Erscheinen. Am andern Morgen besuchte er das Grab seines geliebten Zinzendorf auf dem Hutberg und übernahm nun an

ſeiner Stelle die Oberleitung der Brüdergemeinde. Noch dreißig Jahre durfte ſich dieſelbe ſeines reichlich geſegneten Dienſtes als Mitglied des Direktoriums, das die Aufſicht der ganzen Brüder-Unität hatte, erfreuen. Er hielt ſich meiſt in Herrenhut und Barby auf. Zwei wichtige ſchriftliche Arbeiten vollendete er noch vor ſeinem Ende, die ihm auf dem Synodus vom J. 1764 aufgetragene Lebensbeſchreibung des Grafen v. Zinzendorf, welche er von 1771 an in acht Bänden zu Barby herausgab, und die Abfaſſung der ihm im Februar 1777 aufgetragenen »Idea fidei fatrum, d. i. der kurzgefaßte Begriff der chriſtlichen Lehre der evangeliſchen Brüdergemeinde". Dieß war ihm eine ungemein liebe Arbeit, die er unter dem Gebet ſeiner Brüder in Zeit eines Jahrs vollendete und wodurch die Welt von der Reinigkeit der Brüder-Unität in der evangeliſchen Heilslehre kräftig überzeugt wurde. Generalſuperintendent Dr. Struenſee äußerte hierüber: „Gewiß! unſere Nachkommen werden die chriſtliche Theologie wieder von den mähriſchen Brüdern holen müſſen." Am 15. Juli 1784 feierte er unter herzlicher Theilnahme der Gemeinde an dieſem Ehrentag ihres „geliebten Joſephs" ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Er bekannte dabei herzlich gerührt, ſein ganzes Leben ſey ein Commentarius über die Worte Gregors: „Barmherzig, gnädig, geduldig ſeyn ꝛc." (V. 4 von Nro. 191.: „Ach mein Herr Jeſu, dein Naheſeyn"). Auch ſchrieb er ein Dankſagungsſchreiben an alle Brüdergemeinden, das alſo beginnt:

„Hab ich, wie Simeon,
Den Gott- und Menſchenſohn
Hier an mein Herz gedrücket,
Will ich, ſobald mir's glücket,
Im Frieden, auf ſein Leiden,
Aus dieſer Hütte ſcheiden.

In dieſem Sinne ſtehe ich durch ſeine Gnade und warte täglich auf die Stunde, da er mich, als ſein mit ſeinem eigenen Blut erkauftes Eigenthum, zu ſich nehmen wird." Noch acht Jahre ließ ihn der Herr zu ſeinem Lobe an der Gemeinde ſtehen. Er blieb ſtets ein munterer Greis, ohne einen einigen Zug des verdrießlichen Alters. Am 26. Merz 1789 gieng ihm ſeine treue Lebensgefährtin, die 36 Jahre lang Freud und Leid mit ihm getheilt, im 81ſten Jahre voran. Trotz den allmählich auch über ihn kommenden Beſchwerden des Alters, da er wegen ſchmerzhafter Schwäche in den Füßen oft zum Sitz des Lehrers geführt werden mußte, predigte er noch in den Verſammlungen und blieb im Dienſt am Evangelio thätig bis an ſein Ende. Im J. 1791, am 50jährigen Jubiläum des dem Herrn übertragenen Generalälteſtenamtes, war er von der kleinen Schaar, welche am 16. Sept. 1741 zu London die erſte Erfahrung hievon machte, allein noch übrig, und legte nach einer ſalbungsvollen Rede in feſtlicher Verſammlung zu Berthelsdorf, wohin er zuletzt mit der Unitätsdirektion gezogen war, ſein öffentliches Lehr- und Biſchofsamt feierlich nieder.

Mit dem Frühjahr 1792 stiegen seine körperlichen Leiden immer höher, so daß er wegen zunehmender Engbrüstigkeit die vier letzten Monate seines Lebens Tag und Nacht auf einem Stuhle sitzend zubringen mußte. Er zeigte jedoch solche Geduld und Zufriedenheit mit den Wegen seines lieben Herrn, solche Heiterkeit und Ruhe, daß er Jedermann zur Erbauung war. Auch da rastete er nicht. Oft aber sagte er zu den vielen ihn besuchenden Brüdern, daß er sich wie ein Wandersmann nach dem Ende seiner Wallfahrt sehne. Einmal brach er in den Seufzer aus: „Ach mein Heiland! wär' ich bei dir!" Seinen letzten Geburtstag feierte er noch am 15. Juli 1792 in der Mitte seiner Kollegen bei einem Liebesmahl. Allmählich aber ward er immer schwächer und befand sich meist in einem süßen Schlummer. Wenn er sich zuweilen ermunterte, floß sein Mund von der großen Gnade Gottes, seines Heilandes, über. So endigte er am 18. Sept. 1792, nachdem er 60 Jahre lang der Brüder-Unität mit unermüdetem Eifer gedient, seinen 88jährigen Pilgerlauf im Frieden und gieng zu seines Herrn Freude ein, wo er reichlich ernten wird, was er hier mit Gebet und Thränen gesäet hat. An seinem Begräbnißtag war die Losung: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn."

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 2. 205. 618. Knapp sagt von ihm: „Er war ein unermüdeter, hochgesegneter Arbeiter des Reiches Gottes, voll Demuth und Sanftmuth, durchaus nüchtern und kerngediegen, dabei heitern Geistes, der auch von seinem edlen Antlitz wiederleuchtete, — der Melanchthon der Brüdergemeinde."

(Quellen: Das Leben August Gottlob Spangenberg's, Bischofs der evangelischen Brüderkirche, beschrieben von Jeremias Risler. Barby. 1794.)

Neumann, Gottfried. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Als Graf Zinzendorf im J. 1730 zum erstenmal, und später im J. 1736, nach seiner Verbannung aus Sachsen, nach Marienborn kam, welches Graf Ysenburg Meerholz ihm zur Zufluchtsstätte für sich und seine Familie eröffnete, und wo sodann eine Brüdergemeinde gegründet wurde, stand er als Fruchtschreiber zu Marienborn im gräflichen Dienst. Damals gehörte er der Inspirirtengemeinde an, deren Vorsteher in der Grafschaft Ysenburg der berüchtigte Rock war. Nachdem aber in Marienborn eine Brüdergemeinde errichtet worden war, trat er zu derselben über. Er besang den Tod des jungen Grafen Christian Ludw. v. Zinzendorf im J. 1736.

v. Hayn, Henriette Luise, geb. 22. Mai 1724 zu Idstein bei Frankfurt, wo ihr Vater herzoglich Nassauischer Oberjägermeister war. Seit ihrem 20sten Jahr war sie Mitglied der Brüdergemeinde. Von 1744—1750 wohnte sie in Herrenhaag, und nach Auflösung dieser Gemeinde, in Herrenhut als Pflegerin oder Vorsteherin der

ledigen Schwestern. Sie war eine begabte und fruchtbare Dichterin tiefgefühlter Lieder.

V. Die Orthodoxen oder kirchlichen Dichter.

Das kirchlichgläubige Andachtslied.

Auf dem Gebiet des äußern Kirchenthums, das Spener und seine Schüler durch einen neuen Glaubensgeist, dessen Ursprung das Bibelstudium war, beleben und reformiren wollten, war geraume Zeit hindurch ein heftiger Gegensatz gegen das Wesen und die Bestrebungen des sogenannten Pietismus rege, — die langen pietistischen Streitigkeiten. Kirchen- und Universitätslehrer hielten sich berufen, gegen die „Spener'schen Irrthümer und Schwärmereien", wie sie es nannten, zu Felde zu ziehen und den Pietismus, als mannigfach von der reinen lutherischen Lehre abweichend, zu verketzern. Die Pietisten wurden in manchen Streitschriften geschildert als Schwärmer, „so unter dem „Schein der Gottseligkeit die reine wahre lutherische Religion verfol„gen, den hochheiligen Grund derselben und der daraus gezogenen „Lehren, als auch löbliche, Gottes Wort gemäße, höchst nöthige Ord„nungen, über den Haufen werfen, in der Kirche allen Ketzern Thür „und Thor öffnen, sich ihrer annehmen und sie vertheidigen, einem „Jeden Freiheit, zu glauben, was er wolle, verstatten ꝛc." * Daher wurden Alle die, welche auf dem Boden der äußern Kirche dieser neuen, für irrgläubig ausgegebenen Glaubensrichtung entgegentraten, Rechtgläubige oder Orthodoxe genannt, sofern sie an der reinen lutherischen Lehre und seitherigen Kirchenordnung festhalten wollten, und die ganze lutherische Kirche spaltete sich in die zwei Theile, Pietisten und Orthodoxe, zu welch letztern auch alle die gehörten, welche, wenn gleich nicht Gegner der Pietisten, doch keine gemeinsame Sache mit ihnen machten.

So heftige Gegner nun anfangs auch die Orthodoxen waren, so hat doch die von ihnen hart angefochtene Spener'sche Schule allmählich auch auf sie selbst den wesentlichsten Einfluß ausgeübt. Dieselbe hat die Theologie von dem todten Buchstabenglauben befreit und ihr eine durchaus praktische Richtung gegeben, indem sie namentlich das so lange gänzlich vernachläßigte Bibelstudium wieder emporbrachte. Ebenso hat auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds der belebende Einfluß der von Spener allgemein angeregten Frömmigkeit mittelbar auf die Orthodoxen zurückgewirkt. Die tiefere, gemüthlichere Glaubensrichtung der Dichter aus der Spener'schen Schule, in der bald mehr das Praktische des Christenthums von seiner Gefühlsseite, mit „Innigkeit", wie von Spener und seinen Freunden, besonders auch den ältern Halle'schen Pietisten, bald mehr das innere Glaubens-

* In Joh. Fr. Mayer's Schrift: Bericht eines schwedischen Theologi von den Pietisten.

leben beschaulich, mit „Sinnigkeit", wie von den Mystikern, den meisten jüngern Halle'schen Pietisten und den Herrenhutern in's Auge gefaßt wurde, drang auch zu den Orthodoxen durch und belebte ihre Lieder. Namentlich gab es gar Manche, die, ohne auf Seiten der Pietisten zu stehen, wie z. B. Benj. Schmolke, Salomo Frank, in ihren Liedern ganz diesen frommen, gemüthlichen Ausdruck haben. Selbst zwei der eifrigsten und heftigsten Eiferer für die orthodoxe lutherische Lehre in den pietistischen Streitigkeiten, Erdmann Neumeister, früher zu Sorau, später zu Hamburg, und der Hauptkämpe Valentin Löscher, Professor der Theologie zu Wittenberg, jener alten „Burg des orthodoxen Lutherthums", haben Lieder voll lebendigen Glaubensgeistes gedichtet, durch die sie einen ächt praktisch-christlichen Sinn beurkunden, wobei weder von der Trockenheit des bloßen Lehrvortrags, noch von süßlicher Empfindsamkeit etwas zu verspüren ist. Es bildete sich durch diese kirchlichen Dichter ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Ueberschwänglichkeiten und Besonderheiten des subjektiven frommen Gefühls mancher jüngern Halle'schen Pietisten und der Herrenhuter, und eine Vermittlung zwischen Subjektivität und Objektivität, wie sie selbst unter den Pietisten aus der jüngern Halle'schen Dichterschule schon Joh. Jak. Rambach angebahnt hatte.

Freilich kam aber auch hauptsächlich durch die Orthodoxen die schon von Rambach in seinem Hausgesangbuch vom J. 1735 angenommene Sitte auf, das ganze theologische Lehrsystem in Reimen abzuhandeln und Lieder über die einzelnen Glaubenslehren und Sittengesetze abzufassen, wie z. B. Lehmus, sonst ein geistvoller und frommer Dichter, Lieder über alle Psalmen, Sonntagsevangelien ꝛc. dichtete und einen dicken Band Gedichte über die Hauptpunkte der ganzen h. Schrift herausgab. Laurentius Hartmann, evangelischer Pfarrer zu Crizkow, gab sogar eine Sammlung von Liedern für alle mögliche verschiedene Stände und Lebensverhältnisse heraus; 147 dieser Art für Amtsschreiber, Bauern, Barbiere ꝛc. erschienen von ihm unter dem Titel: „Des geistlichen und evangelischen Zions neue Standeslieder. Rostock. 1712", und in Jak. Gottschald's theologia in hymnis vom J. 1737 stehen Lieder für die einzelnsten Moralpflichten, wie Ehrbarkeit in der Kleidung, gegen die Spielsucht, das Tabackrauchen ꝛc., — ganz dieselbe Erscheinung, wie sie sich uns zur Zeit der Lehrstreitigkeiten unter den Schülern der Reformatoren vom J. 1560—1618 bemerklich machte.

Endlich stand am Schlusse unserer Periode ein für die Orthodoxen und Pietisten gemeinsamer Feind auf, die metaphysische Philosophie des Gottfried Wilhelm Leibniz. Nachdem Christian Wolf, seit 1707 Professor der Mathematik in Halle, dieselbe verdeutlicht und mit großer Klarheit und Gründlichkeit dargelegt hatte, wurde nun in weiten Kreisen die Nothwendigkeit geltend gemacht, die Kirchenlehren als Vernunftwahrheiten zu demonstriren, und es kam so die bloße

vernünftige Betrachtung der göttlichen Dinge mehr und mehr zur Herrschaft, obschon anfangs der kirchliche Lehrbegriff nicht wesentlich dabei angetastet wurde. Nach einem längere Zeit hin und her schwankenden Kampf, bei dem Wolf im J. 1723 aus Halle durch Joachim Lange vertrieben worden war, überwand endlich die Leibniz-Wolf'sche Philosophie die pietistische Schule zu Halle, und Wolf setzte sich im J. 1740 mit seinen Anhängern daselbst wieder fest. Die Nachwirkung hievon hatte bald auch das Kirchenlied zu erfahren. Die Tändeleien und Uebertreibungen der Herrenhuter und der meisten Dichter der jüngern pietistischen Schule, welche Rambach's Bahn nicht einschlugen, hatten ohnedem den Spottgeist rege gemacht und bei nüchternen Leuten, deren Zahl durch den Einfluß der Leibniz-Wolf'schen Philosophie immer größer wurde, Aergerniß gegeben, so daß nun bei Manchen an die Stelle der religiösen Wärme kalte Nüchternheit trat. Namentlich trug auch der Einfluß Gottsched's (geb. 1700 bei Königsberg, † als Professor der Dichtkunst zu Leipzig 1766), des erklärten Anhängers der Leibniz-Wolf'schen Philosophie, welcher die Stellung des Opitz einzunehmen und daher die deutsche Sprache zu reinigen und den Geschmack zu veredeln suchte, viel dazu bei, daß nun auf das geistliche Lied eine „kalt richtende, ästhetisch-vernünftige Kritik" angewandt wurde.

Diese Grundsätze wurden auf Befehl des Consistoriums zu Hannover durch Joh. Christian Zimmermann bereits bei Herausgabe des neuen, den Pietisten entgegengesetzten, hannoverischen Landesgesangbuchs vom J. 1740 in Anwendung gesetzt; darnach wurden die alten Lieder einer Revision unterworfen, und darnach sind auch die von Zimmermann selbst verfaßten, in diesem Gesangbuch mitgetheilten Lieder abgefaßt. Waren doch bereits im Nordhausen'schen Gesangbuch von 1735 die schönsten Luther'schen und Gerhard'schen Lieder weggelassen, „weilen unter den seitherigen Kirchenliedern viele alte, sehr schlechte und unschmackhafte sich befunden".

So zeigt sich am Schlusse unserer Periode in der Gottschedschen Dichterschule bereits im Keime der ganze Charakter der nächsten Periode, und das Vorherrschen des frommen Gefühls sehen wir zurückgedrängt von einseitiger, nüchterner Verstandesrichtung.

Von den kirchlich-gläubigen Dichtern gehören außer dem bekannten Hamburger Rektor Joh. Hübner, dem Verfasser der biblischen Historien († 1731), und dem vielbeliebten J. Fr. Stark, geb. 1680 zu Hildesheim, † 17. Juli 1756 zu Frankfurt am Main, wo er vieljähriger Prediger und Consistorialrath war, Verfasser von 939 Liedern, wovon 101 in seinem im J. 1728 erstmals erschienenen „täglichen Handbuch in kranken und gesunden Tagen" sich befinden, folgende hieher:

Neumeister, M. Erdmann, geb. 2. Mai 1671 in Uechteritz bei Weißenfels an der Saale, in der jetzigen preußischen Provinz

Sachsen. Sein Vater war Schulmeister und ließ ihn wegen seiner vortrefflichen Gaben auf der Schulpforte und darnach in Leipzig studieren. Hier schon beschäftigte er sich viel mit Dichtkunst. Im J. 1697 wurde er Pfarrer zu Bibra, 1704 Hofdiakonus zu Weißenfels, 1706 Superintendent zu Sorau und endlich im J. 1715 Pastor an der St. Jakobikirche und Scholarch in Hamburg, wo er am 30. Juni 1747 sein fünfzigjähriges Predigtamtsjubiläum feierte. Als ein glücklicher Familienvater erlebte er dreizehn Kinder und fünfzig Enkel. Er bekämpfte als strenger Eiferer für unveränderte Festhaltung der lutherischen Lehre den Pietismus in vielen Streitschriften und Liedern; als Superintendent von Sorau griff er im J. 1709 den Mystiker Petersen an wegen seiner Lehre vom tausendjährigen Reich und der Wiederbringung der Dinge, und als Pastor zu Hamburg entzündete er durch Herausgabe der Schrift: „Kurzer Auszug Spener'scher Irrthümer" im J. 1727 die pietistischen Streitigkeiten, die einige Jahre geruht hatten, aufs Neue und Heftigste. Sein Wahlspruch war Psalm 84, 12.: „Gott der Herr ist Sonne und Schild." Das war dem glaubenseifrigen Mann der Herr auch 85 Jahre lang. Er starb am 18. Aug. 1756.

Neumeister war ein sehr fruchtbarer Dichter, der 700, zum Theil recht werthvolle, Lieder gedichtet hat. Am bekanntesten ist sein Communionbuch unter dem Titel: „Zugang zum Gnadenstuhl Jesu. Weißenfels. 1705," mit 67 Liedern, und sein: „Evangelischer Nachklang. Hamburg. 1718," mit 83 Liedern als Schluß eines Jahrgangs Predigten. Er schrieb auch geistliche Oden, welche in seinen „fünffachen Kirchenandachten" vom J. 1716 stehen. Seine sämmtlichen Lieder erschienen gesammelt unter dem Titel: „Herrn E. Neumeister's Psalmen und Lobgesänge und geistliche Lieder. Hamburg. 1755." Er schrieb auch ein Werk über den Werth und Unwerth deutscher Dichter im J. 1694, unter dem Titel: **„Specimen dissertationis historico-criticae de poëtis germanicis."**

Löscher, Dr. Valentin Ernst, geb. 29. Dez. 1673 in Sondershausen, wo sein Vater, Dr. Caspar Löscher, nachmaliger Professor der Theologie zu Wittenberg, Superintendent war. Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling schon wurde er im J. 1698 Superintendent in Jüterbogk, 1702 in Delitzsch, und im J. 1707, wegen seiner großen Gelehrsamkeit, Professor der Theologie zu Wittenberg. Bald darauf, im J. 1709, kam er als Superintendent und Pastor an die Kreuzkirche nach Dresden, wo er zuletzt auch Oberconsistorialrath wurde. Er war der gelehrteste unter allen kirchlichen Gegnern des Pietismus und hatte in einer eigenen periodischen Schrift: „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Krieg gegen die Pietisten begonnen und ihn über zwanzig Jahre mit unermüdetem Eifer fortgesetzt. Er war der eigentliche Vorfechter der orthodoxen Partei; ihm stand als

Gegner gegenüber Dr. Joachim Lange, der Vorfechter der pietistischen Partei. Zu beklagen ist, wie er in blindem Parteieifer besonders den ehrwürdigen A. H. Franke und sein Waisenhaus auf alle Art zu verkleinern suchte. Doch benahm er sich bei der Visitation der Brüdergemeinde, im Jahr 1735, bei der er von Dresden aus beschäftigt war, als ein rechtschaffener und unparteiischer Mann. Er war überhaupt ein Mann voll lebendigen Glaubensgeistes, der bei all seinem Eifer gegen die Pietisten doch auch manches Gute von ihnen annahm, besonders daß er in seinem Hause Erklärungen der heiligen Schrift ertheilte und viel auf den Unterricht der Jugend aus dem Worte Gottes drang. Am Adventsfest 1748 feierte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, wozu er von allen Seiten hohe Ehrenbezeugungen erhielt. Auf diese liebliche Sonnenblicke folgten aber bald heftige und zuletzt tödtliche Stürme. Er verlor das Gesicht auf dem linken sonst besten Auge, hierauf bekam er eine schmerzliche Schenkelgeschwulst. Weil er hieraus wohl merkte, daß die Zeit seines Abscheidens bald vorhanden seyn möchte, so schickte er sich hiezu mit unerschrockenem Herzen an, und ließ am dritten Sontag p. Epiph. 1749, wo er zum letztenmal predigte und communicirte, öffentlich nach der Predigt singen: „Valet will ich dir geben". Bald darauf, am 28. Jan., traf ihn in seiner Studierstube, als er eben das 57. Kapitel des Jesajas, worin sein Leichentext enthalten war, vor sich liegen hatte, ein Schlag an der rechten Seite. Mit sterbendem Munde diktirte er noch seiner Tochter sein letztes Bekenntniß: „wie er fest vor Gott und „Menschen bezeugete, daß er bei der erkannten evangelischen Wahrheit „bis an sein Ende beharre, und nun solche mit seinem Tod versiegeln „wolle!" Hierauf rief er die Worte Pauli 2 Tim. 4, 7. Da nun die Umstehenden fortfuhren, V. 8 ihm vorzusprechen, winkte er, inne zu halten, und sagte: „Nein! sie ist mir noch nicht gegeben, aber ich erwarte sie bald und hoffe sie zu erlangen. Jesu, hilf mir!" Dann ließ er sich noch das Lied: „Mein Herz ruht und ist stille", lesen, das ihn herrlich erquickte, und so entschlief er selig am 12. Febr. 1749. Die Leichenpredigt hielt ihm der Oberhofprediger Dr. J. G. Hermann (S. 393) über Jesaj. 57, 2. Zu seinem Leichentext hatte er befohlen, noch die Worte zu setzen: **»V. E. Löscheri inquieta in laboribus peracta vita, per vulnera Christi lenita, tandem in quiete mortis finita.«**

Seine geistlichen Lieder, meist Buß-, Kreuz- und Trostlieder, dichtete er in den Jahren 1701—1729, wenn er in betrübten Umständen war; sie erschienen zerstreut in seinen erbaulichen Schriften, z. B. in seiner Schrift: „Edle Andachtsfrüchte. Frankf. 1701." (67 an der Zahl), und in dem Werk: „Evangelische Zehenden Gottgeheiligter Amtssorgen. VI Theile. Magdeburg, 1704—1710."; im „Beitrag zur evangelischen Jubelfreude, 1717" — und in den „Gott gewidmeten Proben. 1719."

(Quellen: Unparteiische Kirchenhistorie Alten und Neuen Testaments. 3. Bd. Jena, 1754. S. 995 ꝛc. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. S. 563—569.)

Marperger, Dr. Bernhard Walther, geb. zu Hamburg den 14. Mai 1682. Er kam frühzeitig nach Nürnberg zu seinen, dem Kaufmannsstand angehörigen Großeltern, die ihn mit einem gottseligen Sinne zu allem Guten anleiteten. Im Mai 1699 bezog er die Universität Altdorf, wo er Dr. Wegleiter als Lehrer hatte, aber anfangs mit größtem Eifer und Vorliebe Mathematik studierte, als gäbe es nichts Vortrefflicheres; doch allmählich fand er größern Genuß in der Beschäftigung mit dem Evangelium Christi, so daß ihm gegen dieses süße Seelenmanna jene Nahrung der Vernunft ganz strohern vorkam. Zuletzt sollte er aber auch noch durch besondere Führungen Gottes die rechte Herzenstheologie lernen. Es war nämlich gegen das Ende seines Aufenthalts auf der Universität, daß er am Lichtmeßfeiertag Abends, beim Nachhausegehen von einem Schlagfluß befallen, bewußtlos zu Boden fiel, wo er längere Zeit unbemerkt auf den kalten Steinen liegen mußte. Endlich kamen Leute herbei, die ihn aufhoben und wie todt nach Haus trugen. Es gelang zwar endlich, ihn wieder zu erwärmen und zum Bewußtseyn zu bringen, allein nun folgte erst eine lange schwere Krankheit, in der er am Rand des Todes schwebte. Diese Krankheit nennt er selbst „seine rechte hohe, theologische Schule; „so viel er auch von seinen wackern Lehrern gelernt, sey ihm diese „Kreuzschule doch noch ungleich nützlicher gewesen, da er in derselben „für den Himmel geschult und mit einem beständigen Himmelsheimweh „beseelt worden sey." Er konnte daher im J. 1713 sein Lied Nro. 365: „Es halten eitele Gemüther", besonders V. 3 desselben, recht aus Erfahrung und Grund des Herzens singen. Das Carlsbad, das er noch in größter Schwachheit besuchte, stärkte ihn so, daß er seine Studien bei vermöglichen Anverwandten vollenden konnte. Er wurde hierauf im J. 1706 Vikar bei dem Antistes Joh. Konr. Feuerlein, und bald darauf durch einstimmige Wahl Diakonus an der St. Aegidienkirche in Nürnberg, worauf er sich im Oktober glücklich verheirathete. Im Jan. 1711 wurde er Diakonus an der St. Sebaldskirche und 1714 Antistes der St. Aegidienkirche und Inspektor des Gymnasiums. Als solcher weihte er im J. 1718 die neue Aegidienkirche ein. Achtzehn Jahre lang wirkte er so in Nürnberg in großem Segen. Da gieng im J. 1724 der Ruf an ihn, die Oberhofpredigerstelle in Dresden zu übernehmen, auf der einst Spener gestanden, und die immer noch als eine der wichtigsten Kirchenstellen im ganzen evangelischen Deutschland galt. Er entschloß sich daher auch nur nach einem schweren Kampfe dazu, diesen Ruf anzunehmen, und that es erst, nachdem er die klaren Merkmale des göttlichen Willens erkannt hatte. Am fünften Sonntag nach Trinitatis verabschiedete er sich von seiner ihm liebgewordenen Nürnberger Gemeinde unter Vergießung

vieler Thränen, und trat sofort sein neues Amt in Dresden am achten Sonntag nach Trinitatis 1724 an, mit dem brünstigsten Flehen zu Gott, daß Er sein Schutz und Beistand seyn solle. Unter den sächsischen Theologen waren damals die pietistischen Streitigkeiten gerade aufs Heftigste entbrannt. Marperger mahnte als ein mildgesinnter Mann zum Frieden, und bewirkte bei der sächsischen Regierung das Verbot der von Valentin Löscher gegen den Pietismus herausgegebenen „unschuldigen Nachrichten," so wie im J. 1726 ein besonderes Edikt, wornach unter andern der Gebrauch der Wörter Pietist und Pietisterei untersagt ward. Auch führte er einmal, um den hitzigen Streitigkeiten entgegenzutreten, in einer Predigt den Satz aus, „daß die einzige Waffe des Christen das Gebet sey". Ueber diesen Friedensversuchen wurde er nun gar heftig angefochten und besonders von Erdmann Neumeister in Hamburg der Hinneigung zum Pietismus und verschiedenartiger Irrthümer beschuldigt und hart getadelt. Es kam sogar gegen ihn eine Schrift heraus unter dem Titel: „Kurze Beschreibung des in Churſachsen und zugehörigen Landen wegen der eingeschlichenen falschen Brüder und scheinheiligen Irrlehrer anjetzo höchst gefährlichen und jammervollen Religionszustandes," worinn frei heraus ihm alle Schuld beigemessen wird. Darauf antwortete er mit gründlicher Gelehrsamkeit, und, wie sich von seinem ächt christlichen Charakter nicht anders erwarten läßt, mit großer Sanftmuth und Besonnenheit. Als Oberhofprediger und Consistorialrath zu Dresden hatte er auch mit den ersten Anfängen Herrenhuts und mit Zinzendorf's erstem öffentlichen Auftreten zu thun, benahm sich aber auch hier mild und umsichtig. Die Gemeinde zu Dresden schätzte ihn als Prediger, und die Gelehrten achteten ihn besonders wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in den morgenländischen Sprachen außerordentlich. Er hielt viel auf die neutestamentlichen Vorbilder, und war ein Theolog, der, wie er selbst von sich sagt, völlig in die Methode Luthers hineingekommen war, welche durch Gebet, Betrachtung und Anfechtung nicht Meister der Schrift, sondern desselben und des einigen Meisters Christi Jesu gesegnete Schüler macht. In seinen letzten Lebensjahren hatte er die heftigsten Körperschmerzen durchzumachen. Er ließ sich durch sie aber weder in Erfüllung seiner Amtspflichten, noch auch in seiner Geistesruhe stören, bis endlich das Heimweh dieses gottverlobten Herzens gestillt und er erlöst ward von dieser rauhen Pilgerbahn den 29. Merz 1746. In seinem demüthigen, stillen Sinne verbot er es ausdrücklich, daß ihm eine Leichenpredigt gehalten werden dürfe.

Im J. 1727 besorgte er die neunte Auflage des Dresden'schen Gesangbuchs und schrieb eine Vorrede dazu. Schon die Auflage vom J. 1722 enthielt von ihm das Lied: „Wer sich auf seine Schwachheit" (Nr. 287.).

(Quellen: Dr. Joh. Andreas Gleich's Reformations- und Hofpredigershistorie. 1730.)

Hermann, Dr. Joh. Gottfr., der nächste Nachfolger Marperger's auf der wichtigen Oberhofpredigerstelle zu Dresden und der Leichenredner V. E. Löscher's, geb. 1707 in Alt-Jeßnitz in Churſachſen. Im J. 1731 wurde er Diakonus in Rahnis, 1733 in Pegau, ſodann Superintendent in Plauen, von wo er im J. 1746 als Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath nach Dresden kam, nachdem Marperger geſtorben war. 45 Jahre bekleidete er dieſe hohe Stelle und ſtarb 84 Jahre alt als der Senior aller geiſtlichen Aufſeher und Doktoren der Theologie im J. 1791.

Frank, Salomon, geb. 6. Merz 1659 in Weimar, lebte in ſeiner Vaterſtadt als Conſiſtorialſekretär und ſtarb als ſolcher am 11. Juni 1725. Sein Wahlſpruch war: „**non mortale est, quod opto.**“

Er gehört zu den beſten und fruchtbarſten Dichtern dieſer Zeit und hat manches Kernlied geliefert. Riſt war ſein Muſter und Vorbild. In der Sammlung ſeiner ſämmtlichen Gedichte, die unter dem Titel: „Geiſtliche und weltliche Poeſien. Zwei Theile. Jena, 1711 und 1716“ erſchienen, ſtehen 300 geiſtliche Lieder, die wirklich auch mit den Riſt'ſchen in Form und Inhalt viel Aehnlichkeit haben. Sie ſind meiſt über die Evangelien rein und wohlfließend gedichtet.

(Quellen: Caſp. Wezel's Analecta hymn. 1. Bd. VI. Stück. S. 44—50.)

An ihn reiht ſich der noch berühmter gewordene

Schmolke, Benjamin, der „ſchleſiſche Riſt“ oder „andere Opitz“ genannt. Er wurde geb. am Thomastag, 21. Dez. 1672 zu Brauchitſchdorf im Fürſtenthum Liegnitz in Schleſien, wo ſein Vater, vorher Conrektor in Schmiedeberg, gegen ſiebenundvierzig Jahre Pfarrer war. „Dieſer, mein Geburtstag,“ ſo äußerte er ſich ſpäter manchmal „hat mich oft in meinem Kreuz und Trübſal mit Vorhalt der Worte „Thomä aufgerichtet: „„Mein Herr und mein Gott!““ er hat mich „oft der verwundeten Seite und blutigen Nägelmale meines Herrn Jeſu „erinnert, wenn meine Seele in Angſt geweſen und nicht gewußt, wo„hin ſie ſich verbergen ſoll.“

Bei ſeiner Geburt that der fromme Vater das Gelübde, ſein Kind dem Dienſte Gottes zu widmen. Zum Studierenlaſſen wollten aber die Mittel nicht recht reichen. Da nahm ſich des neunjährigen Knaben der Adjunkt J. G. Schubart zu Steinau väterlich an und ſorgte drei Jahre lang für ſeine Bildung. Nachdem er ſofort von 1684—1687 das Gymnaſium zu Liegnitz beſucht, ſetzte er ſeine Vorbereitung auf die Univerſität zu Lauban unter der Leitung Gottfried Hoffmanns (vgl. S. 189) und des berühmten Schulmanns Georg Wende, welcher Mitglied des Palmordens war und ihm die erſte Anregung und Anleitung zur Poeſie gab, mit dem beſten Erfolg fort. Er wurde dabei von mehreren Gönnern unterſtützt und erwarb ſich ſeinen ſonſtigen Unterhalt durch Unterrichtsſtunden, die er gab. Ehe er die Univerſität bezog, hielt er ſich noch kurze Zeit bei den Seinigen auf. Hier verlieh ihm ſeines Vaters Lehensherr, Nik. v. Haugwitz, auf drei Jahre ein Stipendium von dreihundert Thalern, und als er eines Tags auf ſeines

Vaters Kanzel über Psalm 40, 18. predigte, ward einer seiner Zuhörer, ein Verwandter des Herrn v. Haugwitz, dermaßen bewegt, daß er ihm zu obiger Unterstützung noch ein Beträchtliches beisteuerte. Da konnte er wohl Lieder, wie Nro. 65: „Mein Gott, du bist und bleibst" und Nro. 467: „Gott lebt, wie kann" recht aus eigener Erfahrung der treuen Fürsorge Gottes singen. So bezog er nun, vor drückenden Nahrungssorgen geschützt, um Michaelis 1693 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Unter den Lehrern Olearius und Carpzov, welch letzterer Franke, Anton und Schade kurz zuvor aus Leipzig vertrieben hatte, vollendete er mit großem Eifer dieses Studium, obgleich er im dritten Jahr seines Aufenthalts von einer gefährlichen Krankheit heimgesucht ward. Nur nebenbei pflegte er sich mit der Poesie zu beschäftigen. Doch hatte er es bei seinem aufgeweckten Geiste und sinnreichen Einfällen darinn schon so weit gebracht, daß er sich durch seine Gedichte Geld und Beifall, ja die Dichterkrone erwarb, und auf diese Weise einen Theil der Kosten seines durch die Krankheit verlängerten Aufenthalts zu bestreiten im Stande war. Im J. 1694 begab er sich zu seinem Vater nach Brauchitschdorf, um den siebenzigjährigen Greisen im Predigtamt zu unterstützen. Er that dieß unter dem größten Beifall der Gemeinde, denn er war ein geborener Kanzelredner. Am 2. Jan. 1701 wurde er seinem Vater förmlich adjungirt und am 12. Dez. 1702 als Diakonus an die Friedenskirche nach Schweidnitz berufen.

Unter manchen frohen Aussichten trat er sein neues Amt in Schweidnitz an. Er hatte sich ein schönes, häusliches Glück gegründet, indem er sich mit der Tochter des Kaufmanns Rehwald zu Lauban am 12. Febr. 1702 vermählt hatte. In Schweidnitz sah er sich einen schönen Kreis geistlicher Wirksamkeit eröffnet, denn die Gemeinde, zu der die Protestanten aus der weiten Umgegend eingepfarrt waren, war sehr groß. Doch hatte seine Lage mitten unter den listigen und ränkevollen Jesuiten, die Alles zu unterdrücken suchten, was nicht katholisch war, und so erst kurz zuvor einen würdigen evangelischen Geistlichen, den Diakonus Mich. Wiedemann, vom Amt gebracht hatten, auch etwas Mißliches und Gefährliches. Er entkräftete aber bald durch sein mildes Wesen alle Anschläge der heimlichen Feinde seiner Kirche. Der Friede von Außen und Innen, die Freude, welche ihm im Schooß seiner Familie und in der Gemeinde zu Theil wurde, beseelten sein Herz, Gott in Liedern für diese Wohlthaten zu danken, und seine Nebenmenschen damit zu erbauen und Gott wohlgefälliger zu machen. Im Mai 1704 trat er zuerst öffentlich als geistlicher Liederdichter auf, indem er fünfzig Lieder herausgab unter dem Titel: „Heilige Liederflammen der himmlisch-gesinnten Seele." Hatte er schon als Kanzelredner großen Beifall, so erwarb er sich nun dadurch als geistlicher Liederdichter noch größern Ruhm. Im J. 1708 wählte ihn die Gemeinde zum Archidiakonus, 1712 zum Senior und 1714 zum Pastor primarius (Oberpfarrer).

Nun kamen neben vielfachen Amtssorgen auch manche Trübsale über ihn. Im J. 1716 mußte er den furchtbaren Brand erleben, der am 12. Sept. halb Schweidnitz in Asche legte, und zu dessen Gedächtniß heute noch alljährlich an diesem Tage eine Brandpredigt gehalten wird, bei der man ein hiezu von Schmolke im J. 1718 gefertigtes Lied singt, welches mit den Worten beginnt: „Denke, Schweidnitz, denke dran!“ und also schließt: „Bete: Herr Gott Zebaoth! gieb uns Feuer, nicht zur Rache, Feuer, das uns feurig mache.“ Bald kehrten auch häusliche Leiden bei ihm ein; es starben ihm zwei seiner Kinder in der Blüthe der Jugend, und nicht lange darnach gieng sein vierundachtzigjähriger, ehrwürdiger Vater heim. Da sang er an seinem sechsundvierzigsten Geburtstag im J. 1718 am Schluß eines Lieds in himmlischem Sinne:

Nur noch eins: Soll ich auf Erden
Immer ein Benoni seyn?
Gehen Kummer und Beschwerden
Bei mir täglich aus und ein?
Führ' mich einst zum Himmel hin,
Daß ich dort ein Benjamin
Und bei deinen treuen Knechten
Sey ein Sohn zu deinen Rechten.

In solchem Leid war die Beschäftigung mit Gott und die geistliche Dichtkunst für ihn eine reiche Quelle des Trostes und der Erbauung, sein Herz feierte bei all solcher Trübsal einen „lustigen Sabbath in der Stille zu Zion“. So hieß eine neue Sammlung von Liedern, die er herausgegeben hatte, und der bald noch manche ähnliche folgten. Es trat nun eine Zeit der Ruhe bei ihm ein, und bis zum Jahr 1730 bietet sein Leben nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Er dichtete fleißig fort; hohe Gönner und geliebte Freunde giengen ihn stets darum an, ihre Familienereignisse durch Gedichte zu verherrlichen, und wo sich eine besondere Gelegenheit darbot, erfreute oder tröstete er seine Gemeindeglieder mit Gelegenheitsgedichten. Sammlungen solcher Gelegenheitsgedichte werden wir unten mehrere kennen lernen. „Er wendete dabei,“ so sagt der Vorredner seiner Werke, „Freud und Leiden, Sterben und Geborenwerden in allen seinen Betrachtungen so lange hin und wieder, bis er sie auf derjenigen Seite erblicket, wo man die damit verbundene Dienlichkeit zu des Menschen wahrem und ewigem Wohl deutlich genug abnehmen und ersehen kann.“ Die meisten seiner Gebets- und Liedersammlungen wurden auch bald sehr beliebte Hausandachtsbücher.

So erreichte Schmolke im Gefühle geistiger Thätigkeit, mit dem frohen Bewußtseyn, die Liebe seiner Gemeinde durch treue Berufserfüllung verdient zu haben, in der vollen Freude seines Wirkens und Ruhms das Jahr 1730 und damit sein achtundfünfzigstes Lebensjahr. Er war stark von Körper und dem Ansehen nach ganz gesund; in seiner Jugend hatte er aber oft gekränkelt, und seinem Herzen drängte

sich immer die Ahnung auf, er werde schwerlich das hohe Alter seiner Väter erreichen. Doch tröstete er sich dann und pflegte zu sagen: „Komm ich nicht an die Zahl meiner Väter, so bin ich doch desto eher bei ihnen im Himmel." Seine Ahnung traf leider nur zu bald ein. Während er am Sonntag Lätare 1730 in seiner Stube saß, ward er vom Schlag gerührt, und von da an blieben ihm, trotz aller ärztlichen Pflege, Hand und Fuß und die ganze rechte Seite gelähmt. Er betrat übrigens, als er sich kaum einigermaßen wieder hergestellt fühlte, die Kanzel aufs Neue und verwaltete unter vielen körperlichen Leiden sein Amt noch fünf Jahre lang. Die Kraft seines Geistes war noch nicht gelähmt; ergeben in den Willen Gottes ergoß sich sein glaubiges Herz von Neuem in Lob und Preis dessen, auf dessen Altar er sein ganzes Leben hindurch die Früchte seiner Dichtergaben zum Opfer niedergelegt hatte. In dieser Zeit erschienen von ihm noch acht Liedersammlungen, meist Passions-, Begräbniß- und Trostlieder enthaltend. Er erscheint sich ganz verklärt in seinen Liedern und ruft daher einmal aus: „Wer bin ich denn in meinem Leiden? Die Rose, die in Dornen blüht." Gefaßten Muths und mit Freudigkeit sah er seinem Tod entgegen, wie er einmal im J. 1731 in seinen „Bochim und Elim" singt:

Entweichet, ihr Bekümmernisse,
Die ihr mich oft und viel geplagt.
Ein sanfter Tod macht alles süße,
Der mir den Abschied angesagt.
Mich ficht nunmehr kein Kummer an,
Als, wie ich fröhlich sterben kann.

Allmählich aber unterlag er dem Druck der körperlichen Leiden. Am Buß- und Bettag 1735 predigte er zum letztenmal. Der Schlag hatte sich seitdem zweimal bei ihm wiederholt und seine Augen waren gänzlich erblindet. Trotz einer glücklichen Operation des Staars, der er sich unterzog, und in deren Folge er den Gebrauch seines Gesichts wieder erlangte, schlossen sich doch seine Augen bald wieder, und für immer. Der Herr aber, dem er auch in solchem betrübten Zustand immer ein neues Lied spielte, war sein helles Licht, also daß in seinem Inwendigen keine Dunkelheit aufkam. An den Ort, da man prediget die Wunder Gottes und da er sonst seine größte Freude fand, mußte sich nun der kranke, blinde Seelsorger voll Betrübniß führen und tragen lassen. Endlich ward er völlig bettlägerig, und seine Sprache und Gedächtniß schwanden. Doch aber vergaß er seiner Gemeinde und selbst ihrer einzelnen Glieder nicht. Wenn eines seiner geliebten Beichtkinder heimgegangen war, pflegte er ihm zum Andenken ein Abschiedslied zu dichten. Zuletzt legte er Vielen, die ihn auf seinem Krankenbette besuchten, wenigstens die Hand noch auf das Haupt zum Segen, den sein Herz ihnen zudachte und sein Mund doch nicht mehr aussprechen konnte. Der Abend des 12. Febr. 1737 ward auch der Abend seines Lebens, der stille Feierabend von aller Arbeit und Mühseligkeit,

und er gieng nun, wie der Vorredner seiner Werke schreibt, zu dem Haufen derjenigen, welche im ewigen Lichte Gott und dem Lamme stets ein neues Lied singen, in die ewige Klarheit über, da weder Dunkelheit noch Staar die glanzvolle Anschauung Gottes mehr hindern kann.

Schmolke, einer der beliebtesten und gefeiertsten Dichter der evangelischen Kirche, ein Ausläufer der zweiten Schlesischen Schule, hatte sich bei seinen Dichtungen P. Gerhard zum Muster erwählt, dem er zwar nicht an dichterischer Schwungkraft gleich kam, dessen volksthümlichen Ton er aber doch oft getroffen hat. Aus seinen Liedern spricht uns ächt schlesische Gemüthlichkeit und treuherzige Einfalt, oft auch eine ganz besondere Tiefe und Wärme an. Dabei stand er ganz auf dem allgemeinen kirchlichen Standpunkt; er schilderte in seinen Liedern weniger das innerste Glaubensleben und seine besondersten, tiefsten Gefühle, wie die Pietisten, mit denen er übrigens in der Form manche Aehnlichkeit hat, wenn er gleich auch hierin nicht so einseitig und individuell ist; vielmehr suchte er, ganz auf dem Boden seiner Gemeinde stehend und in inniger Liebe den einzelnen Gliedern derselben hingegeben, vorzugsweise durch seine Lieder die Kirchen- und Hausandacht zu fördern und auf Erweisung des Glaubens in Liebe und Hoffnung und in Verkündigung der Tugenden Christi zu dringen. Eigentliche Kirchenlieder hat er freilich nicht gedichtet, aber kirchliche Andachtslieder; auch wo er für Privaterbauung dichtet, ist es kirchlich. Daneben ist er ein Gelegenheitsdichter, der meist aus besondern Veranlassungen dichtete und die Lebensereignisse seiner Gemeinde und ihrer einzelnen Glieder mit Liedern feierte, um Freud und Leid himmlisch zu verklären.

Im Ganzen dichtete Schmolke 1188 geistliche Gedichte und Lieder, die in folgenden sechzehn Sammlungen ans Licht traten:

1) Heilige Flammen der himmlischgesinnten Seele, in andächtigem Gebet und Liedern angezündet. Die erste Auflage vom J. 1704 bestand bloß aus 50, die zweite vom J. 1705 schon aus 100 „Arien", die dritte Auflage erschien zu Leipzig im J. 1706 mit vierzig weitern vermehrt. Die eine Abtheilung dieser Sammlung enthält Caspar Neumann's Kern aller Gebete, von ihm in Reime gebracht, die andere die Lieder unter dem Namen: „Heilige Liederflammen". Es sind 140 geistliche Lieder aus dem und für das Christenleben — die frischesten Erstlingslieder Schmolke's.

2) Der lustige Sabbath in der Stille zu Zion mit heiligen Liedern gefeiert. Jauer. 1712. — 112 Lieder, von welchen 96 ganz für die kirchliche Andacht, die übrigen für das Morgen- und Abendgebet bestimmt sind; auf jeden Sonn- und Feiertag, auch die Beichte und den Abendmahls- und Bußtag ist ein Lied gegeben, in welchem der Inhalt des herkömmlichen Evangeliums begriffen und erbaulich angewandt ist.

3) Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz vor den Thron der Gnaden geleget. Breslau und Liegnitz. 1715. Hier finden sich manche der gelungensten, kirchlich am meisten eingebürgerten Lieder Schmolke's; es sind 44. Die Schrift besteht

aus Morgen- und Abend-, Kirch-, Buß-, Beicht- und Abendmahl-, Fest- und Grabgebeten für die Hausandacht in gebundener, gereimter Rede; am Ende eines jeden Gebets ist ein passendes Lied angehängt. Hier zeigt sich der Schmolkische Geist ausnehmend und alle Worte sind von besonderer Kraft und Nachdruck.

4) Des andächtigen Herzens Schmuck und Asche oder neue Sammlung allerhand Freud- und Trauerlieder. 1716. Enthält 142 neue geistliche Lieder über Freud und Leid des Christen, nebst neun Gedichten und Cantaten zu Hochzeit- und Leichen-, auch Siegesfeiern, z. B. zu Ehren des vom Prinz Eugen bei Peterwardein erfochtenen Siegs über die Türken.

5) Freudenöl in Traurigkeit oder gesammelte Klag- und Trostlieder. 1720. Enthält 69 geistliche Lieder nebst 16 Gelegenheitsgedichten und Cantaten, z. B. auf den Tod seiner Kinder, auf seinen Geburtstag ꝛc.

6) Schöne Kleider für einen betrübten Geist — denen Traurigen zu Zion in gesammelten Liedern überreichet. 1723. Enthält 61 neue geistliche Lieder, denen in Nro. 5 ähnlich, nebst 17 Gelegenheitsgedichten und Cantaten auf Hochzeit-, Schul-, Erntefeste, Leichenbegängnisse ꝛc.

7) Mara und Manna oder neue Sammlung von Kreuz- und Trost-, Klag- und Freudenliedern. 1727. Enthält 76 neue geistliche Lieder, denen von Nro. 4—6 ähnlich, nebst 22 Cantaten auf Sonn- und Festtage, auch Hochzeiten.

8) Trost- und Trauerschriften. 3ter Theil, 1730. Bestehend in 43 Leichengedichten auf Todesfälle in seiner Gemeinde und unter seinen Freunden. Die zwei ersten Theile sind in ungebundener Rede mit eingestreuten Versen.

9) Schauplatz der Liebe bei dem Kreuze und Grabe Jesu. 1730. — Ein größeres zusammenhängendes Gedicht, worin die ganze Passionsgeschichte und die Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu nach den Evangelisten in Verse gefaßt ist.

10) Bochim und Elim oder neue Sammlung von Trauer- und Trostliedern. 1731. Enthält 95 neue, mitunter auf bestimmte Todesfälle gedichtete geistliche Lieder, nebst 9 Cantaten, meist zu Hochzeitsfeiern.

11) Kleine Harpffe von zweimal zehn Saiten zu täglichem Gebrauch andächtiger Herzen gestimmt. Schweidnitz und Leipzig, 1732. Bei der ersten Auflage von 1730 war sie nur einfach bezogen; sie enthält bloß neun neue geistliche Lieder.

12) Klage und Reigen oder neue Sammlung unterschiedener Freuden- und Trauer-, auch anderer, sonderlich aber Tugendlieder. 1734. Enthält nebst 6 Cantaten 96 neue geistliche Lieder, unter welchen 29 aus besondern Veranlassungen und für bestimmte Personen gefertigte Lieder sich befinden. Voran stehen die Tugendlieder, 39 an der Zahl, nach der ersten Tafel der zehn Gebote.

13) Der gläubigen Seelen andächtiges Sela unter dem Kreuz Christi oder kurze Passionsseufzer. 1734. Ist eigentlich der zweite Theil von Nro. 10 und besteht aus lauter kurzen, theils gebundenen, theils ungebundenen Passionsseufzern, wovon die gebundenen alle nach der Melodie: „Freu' dich sehr, o meine Seele", gehen.

14) Rosen nach den Dornen oder derer im Herrn Entschlafenen erlangte Freude nach dem Leide in einigen Begräbnißliedern. 1735. Es enthält durchaus Casuallieder — 30 an der Zahl.

15) Das Saitenspiel des Herzens am Tage des Herrn, oder Sonn- und Festtägliche Cantaten. 1737. Jede der 91 Cantaten besteht aus drei Arien, welche in verschiedenen Jahrgängen ursprünglich

Schmolke's sonntägliche Antrittsseufzer auf der Kanzel waren und zwei untermischten Recitativen, womit er die Arien unter sich verband und so Cantaten lieferte für die Kirchenmusik. Am Schluß finden sich zwölf geistliche Lieder.

16) Das Namensbuch Christi und der Christen zu h. Erbauung. 88 Cantaten auf alle Fest-, Sonn- und Feiertage mit einem vorangestellten Spruch, zwei Arien und zwei Recitativen.

Fast jeder Sammlung sind Neujahrsgedanken oder Neujahrslieder beigegeben, womit Schmolke jedes Jahr während seiner fünfunddreißigjährigen Amtsführung in Schweidnitz seine Gemeinde erfreute.

Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Tübingen bei Schramm unter dem Titel: „Herrn Benj. Schmolken's, Past. Prim. und Inspektors der evang. Kirchen und Schulen von Schweidnitz, sämmtliche trost- und geistreiche Schriften." 1ter Thl. 1740. (mit 785 Poesien.) 2ter Thl. 1744. (mit 433 Poesien.)

Die drei ersten Sammlungen enthalten seine gediegensten Lieder, später wurde er zu sehr Gelegenheitsdichter und schrieb in zu großer Eile und Menge. Er wußte es selbst recht gut, daß er zu flüchtig arbeite, und gesteht es in seiner Vorrede zu der Sammlung Mara und Manna, vom J. 1727, selbst ein, indem er von seinen Liedern sagt: „Sie sind meist aus einer eilenden Feder geflossen, daher die Arbeit nicht ebenso gerathen, wie es die Grundsätze einer vollkommenen Poesie erfordern. Wenn die Bäume oft gerüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Er wollte aber eben als Christ jede poetische Gabe dem Dienste Gottes und der Erbauung des Nächsten widmen, und als Dichter verzichtete er in aller Einfalt auf allen Weltruhm.

Hoffmann v. Fallersleben gibt folgendes Urtheil über seinen Dichterwerth ab: „Schmolke's Sprache ist im Ganzen dem Gegenstand angemessen, würdig und edel, dabei rein und wohlklingend. Während er ganz im Gegensatz gegen den damaligen Zeitgeschmack absichtlich jeder Hindeutung auf das griechische und römische Alterthum sich enthielt*, so huldigte er in andern Punkten doch auch dem damaligen wunderlichen Zeitgeschmack in dem, was für nett und galant galt, wie 1) in einzelnen starken Redensarten und Uebertreibungen, 2) in Zusammenstellung assonirender und reimender Wörter, um dadurch überraschende Gegensätze oder Verwandtschaften verschiedener Begriffe herbeizuführen, z. B. Last — Lust, Kammer — Kummer, Wallfahrt — Wohlfahrt ꝛc.; in gelehrten Anspielungen und dunklen Beziehungen auf das A. Testament, fremd klingenden und häufig angebrachten alttestamentlichen Namen, z. B. Chephzibah, Mizpa, Bochim, Mara,

* „Er läßt," heißt es in der Vorrede zum zweiten Theil, „von allen den heidnischen, mythologischen Larven, damit manche christliche Poeten ihre Bücher nicht besser als die Spinne eine reine Leinwand mit ihrem Koth auszuzieren suchen, die geringste Spur nicht blicken, sondern bedient sich lieber der biblischen Historien."

Kedar, Gilboa ꝛc. Auch kann er sich von gewissen Lieblingsideen gar nicht trennen, und erweckt durch ihren übertriebenen Gebrauch Widerwillen oder Sättigung, z. B. mit den Bildern Rosen und Dornen, Cypressen und Palmen, Gift und Honig, Myrrhen und Balsam, Galle, Essig, Wermuth und Manna, Zucker, Zuckertand ꝛc. Oft kommen auch unedle Vergleichungen vor. Der Inhalt seiner Lieder ist Lob und Preis Gottes, Betrachtung über das Leben und Leiden Jesu, Ermahnung und Tröstung — Alles geschöpft aus den Lehren der Bibel und in Beziehung gebracht auf das menschliche Leben, überhaupt das Christenthum mit allen seinen Verheißungen und Segnungen. Das eigentliche Feld seiner Poesie, auf das er die ganze Innigkeit und Wärme seiner frommen Begeisterung wendet, ist die Dreiheit der christlichen Cardinaltugenden — Glaube, Liebe und Hoffnung. * In der Darstellung und Verherrlichung dieser Grundideen des Christenthums erscheint sein dichterischer Werth am reinsten und schönsten."

Noch zu seinen Lebzeiten ließ einer seiner Zeitgenossen, Wilhelm Götten, in der Schrift: „Das jetzt lebende gelehrte Europa," Thl. II. S. 290, sich also über ihn im J. 1736 vernehmen: „Man sagt mit Recht, daß er zum Liederdichter gleichsam geboren. Man thut auch nicht zu viel, wenn man ihn den schlesischen Rist nennet. In seinen Liedern scheint das Sinnreiche vorzuherrschen; viele sind voller unvermutheter Gedanken und die meisten voll netter Ausdrücke. — — Sein größtes Lob aber besteht in dem allgemeinen Beifall, mit welchem fast die ganze evangelische Kirche in Deutschland seine Lieder auf- und in ihre öffentliche Gesangbücher eingenommen hat."

Er war ein ächter geistlicher Volksdichter, dessen Lieder heutigen Tages noch in Schlesien bei den täglichen Morgen- und Abendsegen gottesfürchtiger Familien fleißig gesungen werden. Was Ph. Fr. Hiller für Würtemberg, was Prinz Eberhard Friedrich von Hohenlohe-Kirchberg für die Hohenloher Lande, was Chr. Fr. Neander für Kurland wurde, das war Schmolke für Schlesien.

(Quellen: Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolke. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1833. — Casp. Wezel's Hymnopöographia. Thl. III. 1724. — Die Lebensbeschreibung Schmolke's in der Schrammschen Gesammtausgabe seiner Werke. Tübingen, 1740.)

Krause, M. Jonathan, reiht sich als schlesischer Landsmann und geistesverwandter Dichter an Schmolke an. Er wurde am 5. April

---

* Wir haben darüber von ihm ein schönes Lied mit dem Titel: „Das schöne Kleeblatt", dessen erster Vers also lautet:

Glaube, Liebe, Hoffnung sind
Das Geschmeide wahrer Christen,
Und mit dem muß Gottes Kind
Sich bemühen auszurüsten.
Wo man Gott will eifrig dienen,
Da muß dieses Kleeblatt grünen.

1701 zu Hirschberg geboren und war zuerst Prediger in Palgsen im Fürstenthum Wohlau, sodann seit 1733 Diakonus bei der evangelischen Gränzkirche in Probsthayn im Liegnitzischen, hierauf im J. 1739 Pastor an der Hauptkirche Petri und Pauli zu Liegnitz in Schlesien und endlich seit 1741 Superintendent und Assessor des dortigen Consistoriums.

Es giebt von ihm zwei Liedersammlungen: „Die zum Lobe Gottes eröffneten Lippen der Glaubigen in heiligen Liedern über die Evangelia. Hamb. 1732." — „Gnade und Wahrheit Gottes in Christo Jesu in heiligen Liedern über die Evangelien und Episteln. Lauban, 1739." In der Vorrede zum ersten Werk sagt Erdmann Neumeister über Krause's Lieder: „Ich habe mich in den Verfasser ganz verliebet — der Kern in allen evangelischen Texten ist da recht ausgesucht und die vornehmsten Sprüche oder Redensarten sind so geschickt zur Andacht angewendet, daß man es bewundern und in der Bewunderung sich ergötzen muß. Die Schreibart ist nicht nach menschlichen Kunstwörtern gedrechselt, sondern, wie es auch bei geistlichen Liedern nicht anders seyn solle, biblisch und auch den Einfältigen verständig." Das Gothaische Gesangbuch von 1742 hat mehrere aufgenommen.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 2. Bd. 1756. 1. Stück. S. 54 ꝛc.)

Hecker, M. Heinrich Cornelius, geb. in Hamburg 1699, wo sein Vater Hauptmann war und auch Marperger siebenzehn Jahre zuvor das Licht der Welt erblickt hatte. Er wurde zu Leipzig, wo er Theologie studierte, im J. 1721 Magister und lebte dann vom J. 1726 als Pfarrer zu Meuselwitz, einem gräflich von Seckendorf'schen Gute bei Altenburg, wo er auch im J. 1743 starb.

Unter seinen 91 geistlichen Liedern befinden sich mehrere Kernlieder. In der Seckendorf'schen Handpostille, die Hecker im J. 1730 zu Leipzig herausgab und in der die evangelischen Glaubenslehren aus den Evangelien und Luthers Katechismus erläutert sind, befindet sich am Schluß jeder Predigt ein Lied von ihm, in dem der Inhalt der einzelnen Predigt wiederholt ist. Er verfaßte diese Lieder, um, wie er selbst sagte, dem Mangel abzuhelfen, daß möglichst alle Artikel der Glaubens- und Sittenlehre in Liedern vorgetragen werden.

(Quellen: Casp. Wezel's Analecta hymnica. 1ter Band. 5tes Stück. 1752.)

Schlosser, M. Johann Ludwig, geb. im J. 1702 in Gießen, wo sein Vater Professor und später Kirchenrath war. Er studierte zu Marburg vom J. 1714 an und zu Gießen von 1717—1727, also zehn Jahre lang. Im J. 1739 wurde er Pfarrer zu Neustadt-Hannover, dann zweiter Diakonus an der St. Catharinenkirche zu Hamburg und endlich im J. 1741 Hauptpastor an dieser Kirche und Schulvorstand, als Nachfolger des berühmten Pastor Wolf und als College Erdmann Neumeisters, dem er zwei Jahre zuvor, im J. 1754,

in die Ewigkeit vorangieng. Er war ein gelehrter und glaubenseifriger Mann. Von Gestalt soll er sehr klein gewesen seyn.

Sein Lied: „Sorge, Herr, für unsere Kinder" (Nro. 504), giebt Zeugniß davon, in welch ernstem, christlichem Sinn er für die Schulen und die Jugend sorgte.

(Quellen: Ernst Friedr. Neubauer's Nachrichten von jetzt lebenden evangelischen und reformirten Theologen in und um Deutschland. Züllich. 1743.)

Taddel, Christian Ludwig, geb. zu Rostock in Pommern im J. 1706. Dort wurde er auch Hofrath und Direktor der fürstlichen Kanzlei und starb als solcher im J. 1775.

Seine Lieder zeichnen sich durch dichterischen Schwung und kraftvolle Sprache aus.

Lehmus, Johann Adam, geb. 2. Jan. 1707 in Rothenburg an der Tauber, wo sein Vater, ein frommer, rechtschaffener Mann, Rektor des Gymnasiums war. Nachdem er in Jena unter der besondern Aufsicht des Dr. J. Buddeus die Theologie studiert hatte, wurde er zuerst Pfarrer in Scheckenbach im J. 1734, sodann Diakonus an der Hospitalkirche in Rothenburg, sofort Oberpfarrer und zuletzt im J. 1762 Superintendent daselbst. Hier wirkte er als erschütternder Bußprediger im größten Segen und war von unermüdeter Thätigkeit. Vor seinem Ende kam eine schwere und langwierige Krankheit über ihn, in der er vollends ganz ausgereift wurde für die Ewigkeit. Obgleich schwer krank, ließ er sich doch nicht abhalten, vom Krankenbette aus noch Beichte zu halten. Er starb 17. Febr. 1788.

Er war ein äußerst fruchtbarer Dichter voll Geist und Kraft. Knapp stellt ihn (in der Lebensbeschreibung Hiller's) dem Hiller an die Seite, welcher, wie Lehmus, das göttliche Wort so vielfach besungen; Lehmus habe zwar mit gewaltigerer, oft genialer Kraft fast die ganze Bibel in Verse gebracht, habe aber die richtige Weisheit Hiller's nicht gehabt, sich so körnig und gediegen zu fassen, wie er. Anderswo spricht er ihm mit Luther und Klopstock den Adlersflug zu. Er hat über alle Psalmen Lieder gedichtet, die unter dem Titel: „Davids Psalter nach dem Geiste oder neues, vollständiges christ-evangelisches Gesangbuch. Rothenburg, 1762," erschienen. Ferner hat er Lieder über alle Sonntagsevangelien gedichtet, die unter dem Titel: „Jesus in mehr als hundert Liedern auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. Rothenburg, 1776," erschienen. Im J. 1772 hatte er auch ein Liederwerk herausgegeben unter dem Titel: „Jesus in 365 Oden besungen und angebetet." Alle diese Lieder fanden aber fast gar keinen Eingang in öffentliche Gesangbücher.

Nun noch — die Hannoveraner:

Busch, Peter, geb. 15. Nov. 1682 zu Lübeck, wo sich damals sein Vater als Kaufmann aufhielt. Erzogen wurde er aber im Kloster Medingen im Lüneburgischen, wohin sich später seine Eltern begaben.

Vom J. 1701—1706 studierte er in Leipzig, wurde dann in einigen adelichen Häusern Hofmeister und erhielt durch Herzog Anton Ulrich von Braunschweig im J. 1709 eine Stelle als Conventual im Kloster Riddagshausen bei Wolfenbüttel, wo er vielen schriftstellerischen Arbeiten sich widmete. Im August des Jahrs 1717 wurde er Pfarrer der Gemeinden Ofleben, Reinsdorf und Honschleben bei Helmstädt, worauf er sich mit einer Tochter des Bürgermeisters Rab zu Wolfenbüttel verheirathete. Am 24. Sept. 1721 berief ihn die Kreuzgemeinde zu Hannover als Prediger an die Kreuzkirche. Hier brachte er die übrigen Jahre seines Lebens in beständiger Treue und Fleiß zum Besten seiner Gemeinde und der gelehrten Welt zu. Sein Herz war aufrichtig gegen seinen Gott; für dessen Ehre eiferte er mit Ernst, doch nicht zänkisch und bitter. Niemals, auch nicht bei betrübten Fällen und besonders in seinen Krankheiten nicht, da er manchmal sauere Stunden überstehen mußte, hörte er auf, Gott zu loben. Dazu brauchte er gern das schöne Lied: „Gott, du meines Herzens Theil, wie hast du beladen". Darum war auch in den Nebenstunden das Liederstudium seine angenehmste Beschäftigung, der wir schöne Liedersammlungen und Betrachtungen über einige Lieder zu verdanken haben, z. B. über das Lied: „Ein feste Burg" — „**Te Deum laudamus**" — „Nun lob' mein' Seel' den Herren" — „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort." Besonders bekannt machte er sich durch seine zwei Liedersammlungen „der Niedersächsische Liederkern oder vollständiges auf die niedern sächsischen Lande gerichtetes Gesangbuch von 1500 Liedern. Braunschweig und Hildesheim. 1719." Diese Sammlung wurde später als förmliches Kirchengesangbuch im ganzen Stift Hildesheim unter dem Titel: „Vollständiges Hildesheimisches Gesangbuch", eingeführt. Im J. 1737 erschien von ihm: „Evangelische Liedertheologie, oder lehr- und geistreiches Gesangbuch für das Herzogthum Lauenburg in 1200 Liedern. Hannover und Göttingen." Neu aufgelegt im J. 1742.

Er war der reinen evangelischen Lehre mit allem Ernst zugethan; seinem Hause wußte er wohl vorzustehen, gegen Jedermann war er freundlich, bescheiden, ein Feind von Streitigkeiten und willig, Andern zu dienen; in seinem Amte war er unverdrossen, treu, klug, unparteiisch und suchte nur Jesu Seelen zu gewinnen. Daß er diese Absicht seinem eigenen Ruhme vorzog, sieht man auch aus dem Leichentext, den er sich in einer seiner letzten Krankheiten selbst erwählte, nämlich die Stelle 2 Thess. 2, 15—17. Schon lange nämlich hatte ihn Gott durch mehrere harte Krankheiten an sein Ende erinnert. Am 22. Merz 1744 überfiel ihn, als er am Palmsonntag aus der Kirche zurückkehrte, eine starke Ohnmacht, wobei sein erster Seufzer war: „Gott sey mir Sünder gnädig". Endlich erlöste ihn Gott von allem Uebel durch einen sanften Tod am 3. Mai 1744, nachdem er noch einmal inbrünstig für seine Gemeinde gebetet hatte.

Er dichtete viele geistliche Lieder, die sich in dem von ihm besorgten Hildesheimischen und Lauenburgischen Gesangbuch befinden, ebenso auch in drei neuern Hannover'schen Gesangbüchern.

(Quellen: Dav. Meier's kurzgefaßte Nachricht von der Reformation in der Altstadt Hannover. 1731. — Acta historica ecclesiastica. 8. Bd. Weimar, 1744. S. 898 ꝛc.)

Zimmermann, Johann Christian, der Vorläufer der neuern Richtung, die in der nächsten Periode vor unsere Augen treten wird, und Repräsentant der Gottsched'schen Schule. Er wurde geb. 1702 zu Langenwiese im Schwarzburg'schen und gab aus Auftrag des Consistoriums als Hannover'scher Prediger das neue Hannover'sche Gesangbuch vom J. 1740 mit 1019 Liedern heraus, das, im Gegensatz gegen die „Abgeschmacktheiten der Pietistenlieder", wie es darinn heißt, ein den ästhetischen Geschmack befriedigendes Gesangbuch seyn sollte. In diesem stehen sieben Lieder, die er selbst gedichtet. Im J. 1743 wurde er Probst zu Uelzen im Hannover'schen, und starb als solcher im J. 1783.

Den Schluß mache der Mann, dessen durch Christian Wolf praktisch auf die Theologie angewandte Philosophie dem Pietismus in Halle den Schluß gemacht und die ganze Gestalt der orthodoxen Theologie und der Glaubensbildung verändert hat —

v. Leibnitz, Gottfried Wilhelm, der Philosoph unter den geistlichen Dichtern, Saul unter den Propheten. Er wurde 4. Juli 1646 zu Leipzig geboren wo sein Vater, den er schon im siebenten Jahre verlor, Professor der Moral war. Selten hat Gott in einem einzigen Menschen so viel und große Gaben vereinigt. Schon als Knabe zeigte er außerordentliche Fähigkeiten und las mit großer Lernbegierde die ganze Büchersammlung seines Vaters durch. Ehe er noch völlig vierzehn Jahre alt war, machte er einst an einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in 300 lateinischen Versen. Bis ins fünfzehnte Jahr erhielt er seine Ausbildung in der Nikolaischule zu Leipzig, wo er als fünfzehnjähriger Knabe schon gelehrte Aufsätze verfertigte. Im J. 1661 schon bezog er, als wahres Wunder von Gelehrsamkeit, die Universität, wo er besonders Mathematik oder eigentlich alle Wissenschaften mit gleicher Lebendigkeit studierte und schon im siebenzehnten Jahr Bücher in Druck gab; er suchte aber nach seinem eigenen Geständniß bei dem Allem eine größere Ehre darinn, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren, gerechnet zu werden, wie er denn auch, gleich dem Sokrates, immer geneigt war, zu lernen. Im achtzehnten Jahr wurde er zu Leipzig Magister der Philosophie und im zwanzigsten zu Altdorf Doktor der Rechte, hielt sich dann eine Zeit lang bei einer geheimnißvollen Goldmacher-Gesellschaft zu Nürnberg auf und kam von da als churfürstlicher Rath nach Mainz. Nach des Churfürsten Tod hielt er sich vier Jahre in England, besonders

bei Newton auf, und wurde endlich im J. 1676 vom Herzog Johann Friedrich in Hannover als Hofrath und Bibliothekar angestellt.

Er lebte hier sehr einfach, studierte meist bis Nachts zwei Uhr, und stand sehr früh auf; oft schlief er, ohne sich niederzulegen, in seinem Arbeitsstuhle, der noch auf der Bibliothek zu Hannover gezeigt wird. Sein Wahlspruch war: »pars vitae, quoties perditur hora, perit« d. i. „mit jeder verlorenen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren." Daher geizte er auch ängstlich mit der Zeit und beschäftigte sich unaufhörlich, selbst auf Reisen, mit etwas Nützlichem. Sein Hauswesen versäumte er aber darüber gänzlich und kam daher auch nie dazu, sich zu verheirathen, da er den Grundsatz hatte, man müsse sich erst vierzig Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue. Bei dem ausgezeichneten Ruhm, den er durch seine Gelehrsamkeit sich erwarb, war er sehr bescheiden, und weder ruhmredig, noch mißgünstig. Der russische Czaar, Peter der Große, hatte ihn im J. 1711 wegen seiner großen Wissenschaft zum geheimen Justizrath mit tausend Rubeln und der deutsche Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und Baron mit 2000 fl. ernannt, worauf er sich dann bis 1714 in Wien aufhielt. Sein Geist war immer heiter, stark und besonnen. So stand er einst, als er, um Urkunden für die braunschweigische Geschichte zu sammeln, im J. 1687 nach Italien reiste und von Venedig das adriatische Meer befuhr, in größter Lebensgefahr. Es erhob sich nämlich ein heftiger Sturm, der dem Schiff die größte Gefahr drohte, und der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz sey die Ursache des Ungewitters, weil er ein Ketzer sey, auf den Gott zürne. Leibnitz hörte, wie er sich auf italienisch mit seinen Gefährten bereits besprach, ihn ins Wasser zu werfen. Da zog er schnell besonnen und ruhig einen Rosenkranz heraus und drehte ein Paternoster ums andere an demselben ab, so daß Jene von ihrem Vorhaben abstanden.

Als Philosoph suchte er besonders die Frage zu beantworten: „Woher kommen die Unvollkommenheiten der Welt und das Elend der Geschöpfe, wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist?" Er rechtfertigte Gott hierüber gegen die Angriffe des Spötters Bayle in seiner Theodicee (Essai de Theodicée) vom J. 1719, in der er den Gedanken durchführte, daß Gott unter den unendlich möglichen Welten die beste ausgewählt habe, daß das Uebel aber nicht fehlen konnte, weil die Erde und der Mensch endlich seyn sollten, die Endlichkeit aber das Uebel selbst und das Uebel oft die einzige Bedingung des Guten ist. Viele Mühe gab sich Leibnitz auch, die katholische und evangelische Kirche zu vereinigen und führte deßhalb einen lebhaften Briefwechsel mit Bossuet, Fabricius, Jablonsky ꝛc.; er wollte jedoch dabei, daß die Protestanten auf den Boden der alten großen Kirche zurücktreten, was nicht gelang. In seinen spätern Jahren hatte er viel von Gichtanfällen zu leiden, gegen welches Uebel er im J. 1716 Hülfe im Bad zu Pyrmont suchte; bald aber nach seiner

Rückkehr nach Hannover unterlag er der Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er stets bis zum letzten Augenblick durch die Thätigkeit seines Geistes zu überwinden suchte. Er starb in seinem Lehnstuhl, im 71sten Jahr, am 14. Nov. 1716, nachdem er eben erst die Feder aus der Hand gelegt hatte.

Er dichtete das Passionslied: „Jesu, dessen Tod und Leiden" (Nro. 143.) in einer heiligen Charfreitagsstunde.

(Quellen: J. G. v. Eckard, Leben des Freiherrn v. Leibnitz, an's Licht gestellt von Lamprecht. Berlin. 1740. — G. E. Gubrauer, Gottfr. W. Freiherr v. Leibnitz. 2 Theile. Breslau 1842.)

Hoch gesegnet und ungemein bereichert mit einem köstlichen Schatze geistlicher lieblicher Lieder steht unsere evangelische Kirche am Schlusse dieser Periode da. Um's J. 1736 befand sich auf der Kopenhagen'schen Universitätsbibliothek eine Sammlung von 33,712 Liedern in 300 Bänden alphabetisch geordnet, welche der dänische Justizrath v. Frankenau sich angelegt hatte, und Joh. Jak. v. Moser besaß im J. 1751 eine Sammlung von 250 Gesangbüchern und ein Register von 50,000 gedruckten, deutschen evangelischen Liedern. Schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zählte man allein 500 Liederdichter.

Nicht minder reiche Früchte hatte aber am Ende unserer Periode der **Kirchengesang** aufzuweisen in einer überaus großen Fülle von lieblichen Melodien. Freilich ist aber nun ein völliger Umschwung in der heiligen Tonkunst eingetreten und eine ganz neue Richtung hat die alten kirchlichen Grundformen verdrängt. Der Entwicklungsgang, bei dessen Darstellung * wir zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts zurückkehren müssen, ist folgender:

Wie beim Beginn des dreißigjährigen Kriegs die deutsche Dichtkunst durch Martin Opitz und die um ihn sich sammelnde sogenannte ältere schlesische Dichterschule glättere Formen, feinere Sprache, geregeltern Versbau erhielt und die regelrechte Kunstdichtung auch beim geistlichen Lied den Sieg davontrug über die bloße Volksdichtung, also daß in diesem Zeitpunkt bereits der Eintritt des Kunstcharakters der neuern Poesie zu schauen ist: so erhielt zur selben Zeit auch die deutsche Tonkunst durch den Einfluß einer italischen Tonschule glättere Formen und verfeinerte Manieren, und es tritt auch auf dem Gebiete des geistlichen Tonreichs der Kunstgesang dem geistlichen Volksgesang, die Kunstweise der geistlichen Volksweise mehr und mehr

---

* Es werden im Folgenden vornämlich die Resultate der neuesten gründlichen Forschungen des sehr verdienten Carl v. Winterfeld dargelegt, die er in seinem klassischen Werk: „Der evangelische Kirchengesang u. s. w. Thl. II. 1845" veröffentlicht hat. Sonstige Quellen, so weit sie nicht früher schon genannt wurden, sind: „E. L. Gerber's altes und neues Tonkünstlerlexikon."

beherrschend entgegen und die Gabe des Gesangs oder der Erfindung neuer Weisen, die zuvor Sache dichterischer Volksbegeisterung war, fällt nun den Kunstfertigen allein anheim, also daß in diesem Zeitpunkt gleichermaßen auch bereits der Eintritt des Kunstcharakters der neuern Musik zu schauen ist.

In Italien bildete sich am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts neben dem strengen Kirchenstyl Palestrina's und seiner Nachfolger eine neue Richtung auf redegemäßen Ausdruck des Gesangs und in Verbindung hiemit auf Zierlichkeit desselben, die dem seither nur dem Volke überlassenen Sologesang mit Begleitung einer Laute oder Viola di Gamba Kunstform gab. In Florenz nämlich beschäftigte sich um's J. 1580 im Hause des Grafen Giovanni Bardi di Vernio eine Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, zu der auch der berühmte Vincenzo Galilei gehörte, bei der damaligen allgemeinen Begeisterung für die alten Classiker, besonders für das griechische Alterthum, mit der Frage, wie wohl die Musik der alten Griechen und besonders die musikalische Ausstattung ihrer Trauerspiele gewesen seyn möge? Galilei nun schrieb hierüber im J. 1581 eine besondere Schrift, worin er es aussprach, daß der deklamatorisch recitirende Gesang damals die Hauptsache gewesen sey und darum auch jetzt wieder werden sollte, indem die harmonische Vielstimmigkeit des gegenwärtigen Gesangs es unmöglich mache, den Text mit der dem Inhalt gemäßen Empfindung vorzutragen. Er und einige seiner Freunde componirten deßhalb eine Menge Gesangstücke für eine Stimme mit einfacher Instrumentalbegleitung, wobei es hauptsächlich auf deklamatorischen Vortrag abgesehen war. Da nun zugleich ein vortrefflicher römischer Sänger, Namens Giulio Caccini, in Florenz sich aufhielt, der diese Compositionen meisterhaft vorzutragen verstand, so fanden sie bald überall großen Beifall. Auf diese einstimmigen Versuche folgte nun im J. 1594 das Schäferspiel „Daphne", eine recitativische Erzählung von Chören unterbrochen, also ein musikalisches Drama, gedichtet von Rinuccini und componirt von Caccini und Peri. Es wurde in jener Gesellschaft zuerst aufgeführt. Der große Beifall, den es fand, veranlaßte die erste sogenannte Oper, die, von Rinuccini gedichtet und Caccini componirt, unter dem Titel: „Eurydice" mit tragischem Charakter zuerst im J. 1600 in Florenz bei Vermählung der Maria von Medicis mit Heinrich IV. aufgeführt wurde und nun bald die Runde durch ganz Europa machte. Die Entdeckung eines solchen Neuen, das überdieß mit reizendem Glanz umgossen war, machte überall den größten Eindruck und erweckte eine Menge Nachahmungen. Damit war „die neue Musik", die Opernmusik, begründet, die bald ihren Einfluß auf alle Musikgattungen übte und dem Kirchenstyl die Herrschaft streitig machte.

Was zunächst für das musikalische Drama geltend gemacht wurde, wandte man nun auf den geistlichen Gesang an. Man verlangte auch

für ihn genaues Anschließen an das Wort, lebendigen Ausdruck des Einzelnen und Besondern, dabei aber doch wieder Mannigfaltigkeit melodischer Ausbreitung im Gegensatz gegen den seither gepriesenen Reichthum an Stimmenverflechtung, und für all das zugleich auch größere Freiheit der einzelnen Stimme, wenn man sie mit andern zu voller tönendem Gesange verbinde. Damit war dem Contrapunkt, jener alten Kunst sinnreicher Stimmenverwebung, wobei jede Stimme eine selbstständig mitwirkende, nicht bloß ausfüllende seyn müßte, der Krieg erklärt.

Bereits hatte man den weltlichen musikalischen Dramen geistliche folgen lassen, wozu schon Pabst Eugen IV. († 1447), welcher die Bekehrung des Apostels Paulus mit musikalischer Deklamation auf dem Marktplatz zu Rom dramatisch hatte darstellen lassen, und überhaupt die klösterliche Sitte, biblische Geschichten dramatisch darzustellen, einen Vorgang abgaben. Weil zur Advents- und Fastenzeit kein weltliches Singspiel aufgeführt werden durfte und man doch sehr an diesem neuen Genuß hieng, so veranstaltete Philipp Neri, von Florenz gebürtig, zu Rom im J. 1595 in seinem Betsaal (Oratorium), den er bisher als Priester zu geistlichen Vorträgen benützt hatte, welche mit Gesang und Instrumentalmusik abwechselten, während jener geschlossenen Zeiten zum Besten der Armen die Aufführung geistlicher Dramen oder Singspiele (**ludi spirituales**), die nach dem Ort ihrer Aufführung Oratorien genannt wurden und sich bald weit verbreiteten. In ihnen wurden nun die Grundsätze, die man jetzt für das musikalische Drama überhaupt geltend machte, zuerst auf den geistlichen Gesang praktisch angewandt und es trat eine Durchsäuerung des Kirchenstyls von dem neuen weltlichen Styl, der sich bald zum Opernstyl ausbildete, ein, wodurch sich allmählich eine Mittelgattung zwischen beiden bildete, der Oratorien- oder Kammerstyl, durch den die alten Regeln des Kirchenstyls in Betreff der Tonarten und der Stimmenverbindung mehr und mehr beseitigt wurden.

Für den unmittelbaren kirchlichen Zweck bildete sich nun in Italien mit Beseitigung des **Canto fermo** (**cantus firmus** S. 37) das geistliche Concert aus. Bei dieser neuen, bald lebhaft ergriffenen, geistlichen Concertform, die dem alten Motettenstyl geradezu entgegengesetzt ist, sind es nun folgende fünf Hauptpunkte, in welchen bei dem kirchlichen Kunstgesang Neuerung eintritt:

1) Die Vervollkommnung des Sologesangs, weil man behauptete, die Mehrstimmigkeit verdunkle das Wort des Dichters allzu sehr.

2) Das Recitativ, weil es sich den Worten des Dichters enge anschließt und den Senkungen und Hebungen der gesprochenen Rede im Gesang nachgeht.

3) Die Chromatik, weil man in den Tönen und ihren gegenseitigen Verhältnissen neue Mittel suchte, um für die besondersten Ge-

fühle, welche der Dichter in ſeinem Texte anzuregen beabſichtigte, die entſprechendſte Bewegung in den Gemüthern der Hörer hervorzurufen. Dadurch wurde die Tonreihe, auf welche die kirchliche Tonart ſich ſeither gegründet hatte, durchbrochen, und die alten auf Entwicklung des diatoniſchen Syſtems in ſich ſelbſt beruhenden Grundformen des geiſtlichen Geſangs mußten allmählich weichen.

4) Der Generalbaß, weil man die alte Regel, daß die verflochtenen Stimmen die vollſtändige, genügende Harmonie des Ganzen unmittelbar darſtellen müſſen, als hinderlich anſah für das Streben nach ſelbſtſtändiger Ausbildung des Einzelnen, nach richtiger Betonung des Worts und angemeſſenem Ausdruck. Durch dieſe Regel, meinte man, ſey nur Veranlaſſung zu müßigen Zuſätzen und Dehnungen gegeben, mit welchen nur die Vollſtändigkeit des Gemeindegeſangs erreicht werden ſoll. Daher hob man dieſe der Form des kunſtgerechten mehrſtimmigen Satzes vorgeſchriebenen Schranken auf, und die nun bei der neubeliebten freieſten Bewegung einzelner Stimmen entſtehende Lückenhaftigkeit des Zuſammenklangs ſuchte man durch eine ausfüllende, und daneben als Grundlage dienende, nur begleitende Stimme zu erſetzen. Dieſe Grundſtimme, Generalbaß genannt, ſollte jene Vollſtändigkeit vermitteln und daneben doch die freie Bewegung der übrigen Stimmen ſichern. (Viadana ſoll 1607 die Generalbaßbezifferung erfunden haben.)

5) Die Verbindung ſelbſtſtändigen Inſtrumentenſpiels mit dem Geſang, während zuvor in der Kirche die reine Vokalmuſik zu Hauſe war.

Mehrere deutſche Tonmeiſter hatten in Italien dieſe neue geiſtliche Concertform kennen gelernt und verpflanzten ſie nun bald auch nach Deutſchland, wo ſie großen Anklang fand und mit ſelbſtſtändigem Geiſte in ächtdeutſcher evangeliſcher Weiſe weiter ausgebildet wurde, ſo daß die Deutſchen die Italiener hierinn bald überragten. Die erſten und bedeutendſten Männer, die dieſe neue Kunſtform nach Deutſchland trugen und ihren Einfluß auf den evangeliſchen Kirchengeſang vermittelten, waren Michael Prätorius und Heinrich Schütz.

Michael **Prätorius**, den wir bereits (ſ. S. 116) als einen ganz kirchlichen Contrapunktiſten kennen gelernt, trat zu Braunſchweig im J. 1619 mit einem Werk: „**Polyhymnia Caduceatrix et Panegyrica**“ und in ſeinem Todesjahr 1621 mit einem ähnlichen Werk: „**Puericinium**“ hervor, worinn er die neuen Arten und Manieren der Concertmuſik aufführte. Er legt hier bei den Choralſätzen zwar volksmäßige Kirchenweiſen zu Grund, aber er gebraucht ſie nicht mehr, wie Eccard, um ſie kunſtgemäß nach ihrer Eigenthümlichkeit zu entfalten, ſondern als bloße Grundlage ſeiner Ausführungen, bei denen er, dem mannigfachſten Ausbreiten der Melodie nachjagend, mit phantaſtiſcher Willkühr verfuhr, ſo daß über ſeinen Verbrämungen

die Melodie bis zum Unkenntlichen verstückelt wurde. Dabei suchte er durch die verschiedenartigste Instrumentirung die Sinne anzuregen und Effekt zu machen.

Der Andere, **Heinrich Schütz**, geb. 11. Okt. 1585 zu Köstritz im sächsischen Voigtlande, † 1672, von dem berühmten Tonkünstler Gabrieli in dessen letzten Lebensjahren von 1609—1612 in Venedig gebildet, führte zu Dresden, wohin ihn im J. 1615 der Churfürst Johann Georg I. als Direktor seiner Kapelle berief, in der Hofkirche seit 1616 italienische Concerte mit dem größten Beifall auf, so daß sich dieselben namentlich zwischen 1621 und 1631, in welchen Jahren die mit italienischen Künstlern besetzte Dresdener Kapelle in der höchsten Blüthe stand, durch ganz Sachsen und zu allen übrigen protestantischen Höfen verbreiteten. Nachdem er zuerst in seinen »**cantiones sacrae**, Meißen 1625" die alte Form des Motettensatzes mit der neuen Concertform, die rein diatonischen Tonarten mit den chromatischen zu verschmelzen versucht hatte, sagte er sich später bei den zu Venedig während seines zweiten Kunstbesuchs in dieser Stadt im J. 1629 erscheinenden »**Symphoniae sacrae**« (der zweite Theil erschien 1647, der dritte 1650) von der alten Form des Motetts und den diatonischen Tonarten völlig los. In diesen über einzelne Kraftsprüche der Psalmen, des hohen Lieds, der Propheten ꝛc. gefertigten Gesängen giebt er concertirende Arien, in welchen fast jedes Wort und jeder Zug des Textes eine breite musikalische Ausführung und jede Zeile ein besonderes Motiv hat; Ton und Wort bildet er dabei gegenseitig einander ein und sucht die rechte Kraft des Wortes eben durch jene Kunst der Stimmenverflechtung erst recht geltend zu machen, von der man in Italien behauptet hatte, daß sie die Kraft des Wortes schwäche oder ganz aufhebe. Durch das Gegeneinanderwirken einzelner Stimmen in mißklingenden Tonverbindungen trachtet er dem sinnlichen Reiz nach. Er schließt sich aber in keinem Theile, wie Prätorius, an, irgend eine volksmäßige Kirchenweise, die im Gemeindegesang heimisch war, an, und ebenso wenig beachtet er die dem Gemeindegesang so durchaus nöthige Liedform; denn bei seiner katholisch-italienischen Musikbildung trat ihm die Rücksicht auf die Gemeinde völlig in Hintergrund.

Bei dieser neuen Art geistlicher Musik für den Gottesdienst, durch die der Kunstgesang in der evangelischen Kirche ungemein belebt wurde, war nun aber der Zusammenhang zwischen dem Gesang der Gemeinde und dem Gesang des Sängerchors, der des Kunstgesangs und des Gemeindegesangs, der durch Eccard sich so schön gestaltet hatte (s. S. 114), aufgelöst, denn in des Mich. Prätorius phantastischen Verschnörkelungen der kirchlichen Melodie konnte die Gemeinde dieselbe nicht erkennen, und Schütz läßt nirgends auch nur eine Erinnerung an irgend welche volksmäßige Kirchenmelodien durchklingen. Bei diesem geistlichen Concert wäre also die Gemeinde ebenso

von der Mitthätigkeit ausgeschlossen geblieben, wie bei dem kunstreichen Motettengesang vor der Reformation.

Es stand deßhalb noch geraume Zeit an, bis diese neue Concertform sich allgemein einbürgern konnte, obgleich sie bald wenigstens den mittelbaren Einfluß übte, daß bei gar manchen kirchlichen Tonkünstlern, wenn sie auch nicht auf ihre Seite traten, die kirchlichen Tonarten wenigstens allmählich verklangen, höchstens noch Anklänge an das Phrygische übrig blieben, die weiche jonische Tonart das Uebergewicht über die harte dorische erhielt, der alte Rhythmus mit seinen mächtigen Syncopen mehr und mehr verschwand und die deklamatorisch-melismatische Art, der redeähnliche und zierlich melodische Gesang überwog. Namentlich wurde dadurch die Melodienbildung mächtig angeregt, und die nun entstehenden Melodien werden bei diesem Dringen auf musikalischen Gefühlsausdruck empfindungsreicher, gemüthlicher, anmuthiger, denn zuvor. Dazu wirkte aber auch das subjektive Element, die Lyrik, mit, die auf dem Gebiet des Kirchenlieds bei den Dichtern des dreißigjährigen Kriegs schon zu regen sich begann, und sodann durch Gerhard und Joh. Frank eingeführt wurde, so daß das persönliche Gefühlsleben sich gegenüber von dem objektiven kirchlichen Bewußtseyn immer mehr geltend macht und das Kirchenlied selbst, zu dem nun die Melodien als Gegenbilder geschaffen werden, aus einem objektiv-kirchlichen Glaubens- und Bekenntnißlied immer mehr ein Andachtslied wird. Lernen wir nun die einzelnen Tonmeister näher kennen:

I.

In der **alten Weise**, wie wir sie gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, beim zweiten Abschnitt der Reformationsperiode (s. S. 112—119), kennen lernten, sangen, noch völlig unberührt von dem italienischen Einfluß der Concertform, folgende Tonmeister:

Bartholomäus Helder, aus Gotha gebürtig, Schuldiener zu Friemar bei Gotha um's J. 1614 und später Pfarrer zu Rambstätt, wo er im J. 1620 ein »**Cymbalum Davidicum**« herausgab. Von ihm sind die Melodieen:

„Ich freu mich in dem Herren"
„Auf meinen Herren Jesum Christ".

M. Michael Altenburg, geb. um's J. 1583 zu Tröchtelborn in Thüringen, im J. 1608 Pfarrer zu Ilversgehofen bei Erfurt, 1610 in seinem Heimathsort, 1621 zu Groß-Lömmerda, 1637 Diakonus und später Pfarrer zu St. Andreä in Erfurt, wo er nach vielen Drangsalen, die der dreißigjährige Krieg über ihn gebracht, am 12. Febr. 1640 starb. Von Einigen wird er, jedoch mit Unrecht, als Dichter des berühmten Schlachtgesangs: „Verzage nicht, o Häuflein" (Nro. 213.) angegeben. Er gab heraus: „Liebliche und andächtige

neue Kirchen- und Hausgesänge. 1619—1621. 3 Thle." Von ihm sind die Melodieen:

„Herr Gott, nun schleuß den Himmel auf" — vom J. 1620 (vgl. Störl / Stözel 1744. Nro. 382.).
„Herr Gott Vater, ich glaub an dich" — J. 1620.
„Jesu, du Gottes Lämmelein" — J. 1640.

Matthäus Apelles v. Löwenstern, geb. 20. April 1594 zu polnisch Neustadt im schlesischen Fürstenthum Oppeln, der Sohn eines Sattlers. Er zeigte schon frühe vorzügliche Gaben, besonders in der Tonkunst, und schwang sich deßhalb über seinen Stand hinaus. 1625 ist er fürstlich Bernstadt'scher Rentmeister und **Chori musici** Direktor, das Jahr darauf Präses der fürstlichen Schule zu Bernstadt, 1631 fürstlicher Rath und Kammerdirektor. Dann trat er in die Dienste Kaiser Ferdinands II. und III., deren einer ihn in den Adelsstand erhob. Zuletzt wurde er Staatsrath des Herzogs Carl Friedrich zu Münsterberg in Oels und als solcher starb er, ein Jahr später als sein Fürst, nach schweren Leiden am Podagra zu Breslau am 11. April 1648. Er dichtete, sang und setzte dreißig geistliche Lieder, die sich in einem zu Breslau gedruckten Gesangbuch: „Vollständige Kirchen- und Hausmusik. 1644", der Fortsetzung eines zuerst im J. 1611 zu Görlitz gedruckten Werks, als besonderer Abschnitt mit dem Titel: „Apelleslieder", finden. Seine Melodien zeichnen sich durch nachdrückliche Wortbetonung und eine dieser angemessene rhythmische Ausgestaltung aus. J. Sebast. Bach schätzte sie auch sehr, so daß er sieben in seine Choralgesänge aufnahm; sie verbreiteten sich besonders in Schlesien und Sachsen. Drei davon sind jetzt noch gebräuchlich:

„Mein' Augen schließ ich jetzt" (Störl. 1721. Nro. 251.)
„Wenn ich in Angst und Noth"
* „Nun preiset Alle Gottes Barmherzigkeit" *
} 1644.

Auch der Dichter Johann **Heermann** (vgl. S. 124 f.), der im J. 1630 seine „Haus- und Herz-Musika" herausgab, wird als Sänger genannt und namentlich als Urheber der Melodien:

„Jesu nun sey gepreiset."
„Herzliebster Jesu, was hast du" — g e e c e g g fis g a g.
„O Gott du frommer Gott" — a c h a a gis.

Während der Straßburger Tonsetzer Christoph Thomas Walliser, geb. 1568, † 26. April 1648, die Choralweisen noch ganz im alten motettenartigen Styl des Scandelli und **Le maistre** in seinen »Ecclesiodiae novae« vom J. 1625 wiedergiebt, und ebenso der schlesische Tonsetzer Johann Göldel noch ganz die Satzweise aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts anwendet, blüht in

* Die mit * bezeichneten Melodien stehen alle im neuesten Würt. Choralbuch.

Königsberg, wo der berühmte Eccard gewirkt, in einer besondern Tonschule, der sogenannten „Preußischen Tonschule", der harmoniereiche Eccard'sche Tonsatz, der zwar dem Motettenstyl entgegen tritt, aber die Hauptbedingung des alten Styls, die vollständige Darstellung der Harmonie durch die verflochtenen wesentlichen Gesangstimmen, beibehält, noch bis zum J. 1659 fort. Innerhalb dieser Schule mit ihrer fest abgegränzten Kunstrichtung herrscht die Gewandtheit im Tonsatz vor der Melodienerfindung vor und es ist ein entschiedenes Widerstreben gegen die neue Kunstrichtung des geistlichen Concerts bei ihr bemerklich. Derjenige Meister, der nach längerem Zwischenraum zuerst wieder Eccard's Geist heraufbeschwor, war:

Johann **Stobäus**, geb. 1580 zu Graudenz, ein Schüler Eccard's als Kapellknabe und später als Gehülfe; im J. 1601 wurde er Cantor in der Stadt Kneiphof und von da im J. 1627 Kapellmeister in Königsberg, was er bis zu seinem Tod im J. 1646 blieb. Er war genau verbunden mit dem ältern und jüngern Dichtergeschlecht zu Königsberg, und sang die Lieder des Georg Weissel und des jüngern Valentin Thilo, von jedem derselben zehn, von Simon Dach bloß eines. Seinen Melodien, von denen die Choräle im J. 1634 und die „Festlieder" im J. 1642 und 1643 erschienen, fehlt aber die frische Heiterkeit und der kräftige Schwung, wodurch sich seines Meisters Weisen auszeichnen. Die Zeiten der Noth, die damals über Preußen hereingebrochen waren, und der düstere ernste Geist, der auf der Königsberger Dichterschule lag, theilte sich auch der Hand in Hand mit ihr gehenden Tonschule mit. Von seinen Melodien haben folgende allgemeinere Geltung erlangt:

„Such wer da will ein ander Ziel" } 1613.
„Das alte Jahr ist nun vergangen" }
„Im finstern Stall, o wundergroß" } 1642.
„Nun laßt uns mit den Engelein" }
„Der Herr fährt auf mit Lobgesang" } 1644.
„Komm heil'ger Geist dein' Hülf uns leist" }

Heinrich **Alberti**, der Dichter (vgl. S. 146), seit 1631 neben Stobäus in Königsberg als Organist der Altstädt'schen Kirche. Er war zwar als Neffe und Schüler des Heinrich Schütz von der italienischen Kunstrichtung berührt, was sich namentlich darinn zeigt, daß manche seiner Melodien die deklamatorisch-melismatische Art, die Mischung des redeähnlichen und zierlich-melodischen Gesangs haben, wie er sie selbst auch „Arien" nannte; der Eccard'sche Einfluß war aber doch bei ihm überwiegend. Er ist der Hauptsänger der Simon Dach'schen Lieder. Seine bekanntesten Melodien sind:

„Mein Dankopfer, Herr ich bringe" — 1638
* „Gott des Himmels und der Erden"
„O Christe, Schutzherr deiner Glieder" } 1643.
„Einen guten Kampf hab ich" — vgl. $\frac{\text{Störl}}{\text{Stözel}}$ 1744 Nro. 396 }

Auf Alberti's Seite steht:

Christoph **Kaldenbach**, Dichter und Sänger, wie er, geb. 1603 in Schwiebus, Prorektor an der Altstädtischen Schule in Königsberg, von wo aus er im J. 1636 als Professor der Poesie und Eloquenz nach Tübingen kam; er starb daselbst im J. 1698.

Deßgleichen Georg Hucke ums J. 1652.

Auf Stobäus Seite, jeglichen Einfluß der neuen Richtung noch fern von sich haltend, standen —

Thomas **Strutius**, Organist an der Dreifaltigkeitskirche in Danzig ums J. 1656, der Sänger der Lieder des Joh. **Mankisch**, Professors der Theologie zu Danzig (vgl. S. 165). Seine verbreitetsten Melodien sind:

„Ach, was Pein, mein Jesulein"
„Mein Jesu, vor dein Angesicht" } 1656.
„Der wunderschöne Jakobsstern"

Konrad **Matthäi**, der Jüngste dieser Tonschule, Cantor an der Altstädtischen Kirche zu Königsberg vom J. 1653—1659. Von seinen im J. 1659 erschienenen dreizehn Melodien ist am bekanntesten —

„Herr Jesu, Trost in aller Noth".

Diese spätern Zöglinge der preußischen Tonschule nahmen übrigens schon von der Concertmusik den Gebrauch des Instrumentenspiels auf, jedoch bloß zur Einleitung oder zum Schluß ihrer Gesänge.

II.

Auf einer Mittelstufe zwischen der alten und neuen Kunstrichtung, bei der sich Nachklänge des Alten und Anklänge des Neuen nebeneinander finden, stehen folgende Sänger von Kirchenmelodien:

Johann Hermann **Schein**, aus Obersachsen, geb. 20. Jan. 1586 zu Grünhayn im Meißnergebiete, Sohn des dortigen Pfarrers Hieronymus Schein. Nachdem er seinen Vater frühe verloren, kam er als dreizehnjähriger Knabe in die Hofkapelle nach Dresden, wo er als Diskantist von 1599—1603 verwendet wurde. Im Mai 1603 bezog er als Alumnus die Lehranstalt zu Schulpforte und studierte dann in Leipzig Theologie und Philologie. Im J. 1613 wurde er als Kapellmeister an den Hof des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar berufen, und erhielt sodann im J. 1615 die Stelle des berühmten Seth Calvisius, das Cantorat an der St. Thomasschule zu Leipzig, wo er im J. 1630 starb. Er war zweimal verheirathet und geleitete innerhalb dreizehn Jahren seine erste Gattin, drei Töchter und einen Sohn erster Ehe, zwei Töchter und einen Sohn zweiter Ehe, zur letzten Ruhestätte. Vielfach schmerzlich berührt durch diese schweren Verluste richtete er sich mit Hülfe der Dichtkunst und Sangkunst immer wieder auf; jedem dieser seiner Lieben hat er ein eigenes Grablied gedichtet und eine neue Melodie dazu erfunden. Seine Zeitgenossen stellten ihn neben Heinrich Schütz und Samuel Scheidt zu Halle, den größten Orgelmeister

seiner Tage, indem sie diese Drei als die großen »S« priesen. Er war zwar ganz vertraut mit der neuen Concertmusik und fertigte anfangs von 1612—1626 für den Sängerchor und zum Schmuck des Gottesdienstes ganz in der italienischen Satzform Gesänge, die er selbst „geistliche Concerte" nannte. Im J. 1627 behandelte und schuf er aber auch Kirchenmelodien im eigentlichen Sinne. Sie stehen in seinem Werke: „Cantional oder Gesangbuch Augsburgischer Confession, in welchem Dr. M. Lutheri und anderer frommer Christen, auch des Autoris eigene Lieder und Psalmen, sammt etlichen Hymnen, so im Chur- und Fürstenthum von Sachsen, insonderheit aber in beiden Kirchen und Gemeinden allhier zu Leipzig gebräuchlich. Leipzig 1627." Es enthält 286 vier- und fünfstimmige Melodien und unter diesen 79 von ihm selbst gefertigte. Zwar streng kirchlich sind seine Tonsätze nicht mehr, und die kirchlichen Tonarten sind bei ihm schon fast am Erlöschen, auch hat er verminderte oder Tonverhältnisse, die dem Diatonischen und Volksmäßigen fremd sind, was von seiner italienischen Kunstbildung herrührt; aber doch sind sie köstliche Erzeugnisse einer gründlichen, meisterhaften Kunstfertigkeit, einer wahrhaften Begeisterung und eines reinen, frommen Gemüthes, so wie eines kirchlichen Sinnes. 52 Jahre nach seinem Tod waren jedoch in Leipzig nur noch neun seiner eigenen Melodien im kirchlichen Gebrauch; unter diesen z. B.:

„Wo soll ich fliehen hin" — vgl. $\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 66.
„Seligkeit, Fried', Freud' und Ruh'" — (vgl. Brüdergesangbuch: „Liebet Gott, o lieben Leut"), gedichtet und gesungen im Namen seiner seligen Tochter Anna Sidonia. } 1627.

Bloß eine hat eigentlich allgemeine kirchliche Gültigkeit erhalten, die in der nach seinem Tod erschienenen zweiten Ausgabe seines Cantionals vom J. 1645 mit 27 weitern Gesängen sich vorfindet:

* „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit."

Er fertigte sie im J. 1628 auf das zum Leichenbegängniß seiner Frau von ihm gedichtete Lied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt", wovon sie anfangs ihren Namen hatte.

Johann Crüger,* der Sänger der Joh. Heermann'schen, Gerhard'schen und Joh. Frank'schen Lieder. Er wurde am 9. April 1598 zu Großbrense bei Guben geboren. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre besuchte er die Schule zu Guben; hierauf lag er den Studien ob in Breslau, später zu Ollmütz in Mähren, wo er das Jesuitenkollegium, und in Regensburg, wo er ein Jahr lang die dortige Poetenschule besuchte. Nachdem er sodann auf einer größern Reise durch Ungarn, Mähren und Böhmen sich vielfache Erfahrungen und Kennt-

* Quelle: Joh. Crüger's Choralmelodien mit einem kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens von E. C. G. Langbecker. Berlin 1835.

nisse gesammelt hatte, kam er im J. 1615 zum erstenmal nach Berlin als Informator der Kinder des Hauptmanns v. Blumenthal. Im J. 1620 bezog er noch die Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren, und hier machte er sich schon als Student durch einige musikalische Werke einen Ruf, so daß er im J. 1622 auf die Cantorstelle an der St. Nikolaikirche zu Berlin, mit der eine Lehrstelle am Gymnasium zum grauen Kloster verbunden war, berufen wurde. Im Vertrauen auf den Herrn trat er am ersten Sonntag nach Trinitatis dieses Amt an, in welchem es ihm stets Herzenssache war, das Lob Gottes durch sein musikalisches Talent auszubreiten. Im J. 1628 verehlichte er sich mit der Wittwe des Rathsverwandten Aschenbrenner zu Berlin, die ihm fünf Kinder gebar. Nach kurzer Zeit rief aber der Herr Weib und Kinder wieder von seiner Seite ab, was seinem Herzen tiefe Wunden schlug. Nachdem er sich im J. 1637 zum zweitenmal verheirathet hatte, segnete ihn Gott mit vierzehn Kindern, von denen er aber auch viele gar frühe zu Grab begleiten mußte; auch brachte ihm der dreißigjährige Krieg, dessen Schrecknisse sich über Berlin verbreiteten, gar viele und schwere Drangsale. Dennoch aber blieb sein Herz unverzagt und von keinem Sturme gebrochen; ihm war der Herr eine feste Burg und seine Zuflucht blieb das Wort Gottes. Wie sehr er dasselbe liebte und wie innig er sich an den frommen Liedern zur Stärkung seines Glaubens erbaute, beweisen die von ihm herausgegebenen Gesangbücher, so wie die in denselben befindlichen kräftigen Melodien, die ihm tief aus der glaubigen Seele quollen. Vierzig Jahre verwaltete er so an der St. Nikolaikirche, an der neben ihm auch eine Zeit lang der edle Gottessänger P. Gerhard als Diakonus angestellt war, mit gesegneter Treue sein Amt und verherrlichte durch sein musikalisches Talent die öffentliche Gottesverehrung, bis er am 23. Febr. 1662 heimgeholt wurde, um im höhern Chor dem Gotteslamm neue Lieder zu singen. Er liegt in der St. Nikolaikirche begraben, wo heute noch sein Bildniß zu schauen ist, über dem die lieblichen Verse stehen:

Die Ihr in dieß Gottes Haus
Oft mit Eurer Andacht gehet
Und im Wandern ein und aus
Dieß mein leblos Bildniß sehet:
Denkt, wie Gott zu Lob und Preis
Ich sang manche schöne Lieder;
Schöner in dem Paradeis
Klingen sie anjezo wieder.
Wollte Gott all meine Lieben,
Die noch in dem Jammerthal,
Möchten sich gleich mir bald üben,
Singen mit ins Himmels Saal.

Joh. Frank nennt ihn in seinem irdischen Helikon den Assaph seiner Zeit.

Seinen eigentlichen Beruf, den geistlichen Liedergesang, ergriff

er im J. 1640 durch Herausgabe des Werks: „Newes vollkömmliches Gesangbuch Augsburgischer Confession, zunächst bestimmt für die Chur- und Markbrandenburgischen Kirchen, besonders zu Berlin und Cöln." Es enthält 137 Melodien und darunter 18 von Crüger selbst, meist auf Lieder Joh. Heermann's. Von diesen leben überall in Deutschland noch fort:

* „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen."
„Von Gott will ich nicht lassen."
„Zion klagt mit Angst und Schmerzen" — (nach Schein's Melodie: Seligkeit, Fried', Freud' und Ruh'. S. 417).

Sein zweites Werk: „Geistliche Kirchenmelodien über die von dem Herrn **Dr. Luthero** und anderer vornehmen und gelehrten Leute aufgesezten geist- und trost-reiche Gesänge und Psalmen" erschien zu Berlin im J. 1649 mit 161 Melodien, worunter 15 eigene. Unter diesen befinden sich nun bereits drei auf Gerhard'sche Lieder, so wie auf Lieder von Joh. Rist, Joh. Frank, Dach, Rinkart ꝛc. Im Gebrauch sind davon noch:

„Auf, auf mein Herz" (Störl 1721. Nro. 217.)
„Nicht so traurig, nicht so sehr" — in G moll (W. Choralbuch von 1798. Nro. 200 — in entstellter Weise) } Gerhard.
* „Herr, ich habe mißgehandelt"
* „Schmücke dich, o liebe Seele" } Joh. Frank.
„Du geballtes Weltgebäude" — (Störl 1721. Nro. 150.)
„Lasset uns den Herren preisen, o ihr Christen alle" — Rist. (Störl 1721. Nro. 151.)
„O wie selig seyd ihr doch" — Dach. (Störl 1721. Nro. 174.)
„Nun danket alle Gott" — Rinkart.

Sein drittes Werk gab er auf Veranlassung der Churfürstin Luise Henriette von Brandenburg im J. 1653 heraus. Es ist ein Liederbuch unter dem Titel: „Dr. M. Luthers und anderer vornehmen geistreicher und gelehrten Männer geistliche Lieder und Psalmen". Dieß enthält neun eigene Melodien, und unter diesen fünf auf Gerhard'sche Lieder, welche aber nicht mehr im Gebrauch sind. Kirchlich sind hievon jetzt nur noch:

„Brunnquell aller Güter" — (Störl 1721. Nro. 180.).
„O Gott du frommer Gott."

Vom J. 1656 sind die jetzt noch bekannten, erstmals nicht in einem Crüger'schen Werk, sondern im Dresdner Gesangbuch von 1656 sich vorfindenden Melodien Crüger's:

„O Jesu Christ, dein Kripplein ist" — (Störl / Stötzel 1744. Nro. 214.) } Gerhard.
* „Fröhlich soll mein Herze springen"
* „Jesu meine Freude" — nagfed — Joh. Frank.

Sein viertes Werk ist die **Psalmodia sacra.** Berlin 1658.

Sein fünftes Werk: die „**praxis pietatis melica**, d. i. Uebung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen ꝛc. mit beigesetzten bishero gebräuchlichen und vielen schönen neuen Melodeyen. Berlin bei Christ. Runge. 1658."

Die Psalmodia ist sein umfangreichstes Werk mit 184 Melodien, wovon sich eine eigene Melodie Crüger's noch im Gebrauch erhielt:

* „Jesus meine Zuversicht" — auf das Lied seiner Churfürstin. Die **praxis pietatis melica** galt als das vorzüglichste Gesangbuch und erlebte bis zum J. 1733 die 43ste Auflage mit 1316 Liedern.

Im Ganzen sang Crüger 71 neue Weisen, die fast hundert Jahre lang in den Kirchen Norddeutschlands sich erhielten, von denen aber nur die oben angeführten 17 jetzt noch fortleben. Die vorzüglichste Gabe Crüger's bestand in der Betonung, in dem Erheben des Wortes seiner Dichter zum Gesang, der sich bedeutsam an den Inhalt des Gesungenen anschließt und zwanglos, leicht einherfließt. Darum ist in seinen Melodien auch ein seltener melodischer Reichthum und ein ungemeiner Ausdruck. Sein vom Glauben ganz durchdrungenes Gemüth, das viele Erfahrungen in jener Zeit der Kriegsnoth und des Jammers aller Art gemacht hatte, war vorzugsweise geeignet, die Lieder eines Heermann, Gerhard, Frank, Dach, die aus den gleichen Erfahrungen hervorgegangen und unter denselben Einflüssen entstanden waren, in ihrer tiefsten Tiefe in sich aufzunehmen und in angemessenen Singweisen wiederzugeben, die darum auch das Eigenthum des deutschen Volkes wurden. Er ist so durch seine Melodien seiner Zeit und dem ganzen protestantischen Deutschland das geworden, was jene Dichter durch ihre Lieder der Kirche waren; diese führte er eigentlich erst recht in die Kirche ein, daher tritt uns auch in seinen Melodien ein kräftiger, Alles besiegender Glaube, ein jubelnder Dank, eine kindliche Demuth, eine zarte, innige Liebe zum Heiland ergreifend entgegen.

Er ist der Erste seit der Reformation, der eine namhafte Zahl eigener Melodien dauernd in die Kirche eingeführt hat und mit Recht weist ihm Langbecker nächst Luther eine der ersten Stellen unter den geistlichen Sängern der evangelischen Kirche an.

Er ist vorherrschend ein Sänger und sein Hauptverdienst ist die Ausbildung der Melodie und die Melodienerfindung; er sucht, wie die Eccard'sche Schule, vor Allem die tonkünstlerische Bedeutung der dichterischen Form, der Strophe, völlig zur Anschauung zu bringen, während in der ältern Behandlung des Motetts die an die Strophenform sich lehnende Melodie fast ganz untergieng. Während aber in Eccard Sänger und Setzer innig eins geworden waren, trennt sich bei Crüger wieder der Sänger vom Setzer wenigstens so weit, daß er seine Melodien für sich allein und nicht im Zusammenhang mit ihrer harmonischen Ausgestaltung erfindet, diese vielmehr erst später als Setzer hinzuthut. Damit begründet er eine neue Richtung. Als

Setzer hält er übrigens die frühere Art des Tonſatzes feſt, nur daß ſein Satz nicht eine künſtliche Stimmenverwebung, ſondern ganz einfach und ſchlicht iſt, meiſt für vier Stimmen. Dabei wendet er — und dieß iſt neu bei ihm — nicht, wie die jüngern Genoſſen der preußiſchen Tonſchule, bloß zur Einleitung und zum Schluß des Geſangs das Inſtrumentenſpiel an, ſondern geſellt es in gleichzeitiger Verbindung dem Geſang ſelbſt bei, ſo daß meiſt zwei Geigen und fünf Poſaunen bei ihm den vierſtimmigen Geſang begleiteten. Es iſt dieß ſchon ein Verſuch, den Gemeindegeſang in's Kunſtgebiet zu erheben, dabei aber den kirchlichen Kunſtgeſang der Gemeinde faßlich zu erhalten.

Crüger's Melodien deuten, ſo ſehr er noch auf der Seite des Alten ſteht, ſchon auf eine neue Zeit hin, in der die kirchlichen Tonarten allgemach erlöſchen und aufhören, ſchöpferiſches Geſetz für Sänger und Setzer zu ſeyn; die weiche Tonart ſchlägt ſchon vor der harten vor, ſie haben daher auch jene kräftige Färbung nicht mehr, die die ältern Melodien auszeichnet und die ihnen die mit dem Rhythmus der Volksgeſänge vereinte Tonart des alten Gregorianiſchen Kirchengeſangs verlieh. Es fängt daher bei ihm auch die eigenthümliche rhythmiſche Mannigfaltigkeit des ältern Volksgeſangs zu ſchwinden an, obwohl gerade dieſe ſich am eheſten noch erhält. Es ſind ſeine Melodien noch aus der kirchlichen Volksgemeinde tönende, lebendige Nachklänge der alten Kirchenweiſe, denen aber freilich die Urkraft gebricht.

In ähnlicher Art, nur daß die kirchlichen Tonarten bei ihnen nun immer mehr erlöſchen, wenn gleich der belebte Volksrhythmus am längſten ſich noch erhält, ſangen und ſetzten zwei jüngere Berliner Tonkünſtler:

Jakob **Hintze**, geb. 1622 zu Bernau, lebte von der Tonkunſt als **Musicus instrumentalis** zu Berlin, wo er ſich noch im J. 1695 als 73jähriger Greis findet. Der zwölften Ausgabe der Crüger'ſchen **Praxis pietatis melica**, die er, neben mehrern andern Ausgaben, im J. 1666 beſorgte, ſind 65 „geiſtreiche epiſtoliſche Lieder Joh. Heermann's" angehängt, zu denen er 17 eigene Melodien beigegeben hat. Bekannt davon ſind noch:

„Gieb dich zufrieden und ſey ſtille."

* „Alle Menſchen müſſen ſterben" — wird auch J. Roſenmüller zugeſchrieben, der jedenfalls einen Tonſatz im J. 1652 dazu lieferte.

Johann Georg **Ebeling**, ein geborener Lündburger, Crüger's nächſter Nachfolger im Amt eines Cantors und Muſikdirektors an der St. Nikolaikirche zu Berlin, alſo vom Februar 1662 an. Nach ſechs Jahren wurde er jedoch Profeſſor der griechiſchen Sprache und Dichtkunſt, ſo wie Cantor an dem **Gymnasium Carolinum** zu Stettin. Er ſchloß ſich ganz allein an Gerhard an, deſſen 120 Lieder er herausgab unter dem Titel: „P. Gerhardi geiſtliche Andachten.

1666. 1667." Zu jedem Lied fertigte er eine Melodie nebst Tonsatz und hierauf ist auch seine ganze musikalische Thätigkeit concentrirt. Von diesen Melodien fanden den meisten Eingang:

„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld"

„Gieb dich zufrieden und sey stille" — (vgl. Störl / Stözel 1744. Nro. 315).

* „Die güldne Sonne, voll Freud und Wonne"

* „Warum sollt ich mich denn grämen"

„Der Tag mit seinem Lichte"

* „Schwing dich auf zu deinem Gott".

Bei diesen Melodien ist manche Grundtonart schon im modernen Sinne behandelt; es erscheinen schon ganz unsere harten und weichen Tonarten, die sich nicht in Folge ihrer Tonverhältnisse, sondern durch die Tonstufe, auf der ihr Grundton erscheint, unterscheiden. Der belebte Volksrhythmus jedoch hat sich in ihnen noch erhalten. Auch bei Ebeling herrscht die Gabe der Melodienerfindung vor; sein Tonsatz ist, obwohl er an manchen Stellen fehlerhaft und unrein sich darstellt, klangvoll und belebt und in Entfaltung der Melodien dem Crüger'schen Tonsatz noch vorzuziehen. Mit Crüger theilt er auch die Instrumentalbegleitung.

Lebendige Nachklänge der alten volksgemäßen Kirchenweise, wie wir sie bei den Berliner Sängern so eben gefunden, zeigen sich auch bei

Johann **Schop**, einem Tonkünstler, der sich an Rist als seinen Dichter hält. Ueber seine Lebensumstände ist nicht viel bekannt. Er ist wahrscheinlich in Hamburg geboren und scheint dort auch sein ganzes Leben zugebracht zu haben. 1641 führt ihn Rist als Hamburger „Kapellmeister" und 1654 Mattheson als „Rathsmusikanten zu Hamburg" an. Neumark nennt ihn „den weltbekannten Geigenkünstler"; sein Geigenspiel erwarb ihm auch allgemeine Gunst, selbst unter Fürsten, die ihn deßhalb gern in ihre Dienste gezogen hätten. Namentlich ließ ihn König Christian IV. von Dänemark mit Jak. Prätorius, der es verstanden haben muß, dem Geigenspiele Schop's durch sanfte begleitende Orgeltöne einen besondern Reiz zu geben, jedesmal zu sich kommen, wenn er in die Nähe Hamburgs kam. Er stand mit Joh. Rist, der ganz nahe bei Hamburg, in Wedel an der Elbe, wohnte, in näheren Verhältnissen. Darum bat ihn dieser auch, für zwei seiner Liedersammlungen die Melodien zu liefern, nämlich für sein erstes Werk: „Die himmlischen Lieder", die mit 50 Schop'schen Melodien in fünf einzelnen Zehn oder Abschnitten zu Lüneburg 1641 und 1642 erschienen, und für seine „Hausmusik", die im J. 1654 mit 48 Schop'schen Melodien herauskam.

Die Melodien zu der „Hausmusik", die Lieder auf alle möglichen persönlichen Beziehungen, Aemter und Verhältnisse enthält, bürgerten sich nicht ein; durch den Inhalt der Lieder war er nämlich veranlaßt, einen ganz an das Besonderste streifenden Ausdruck in die Melodien zu

legen, wobei er dann, ganz zu Hauſe in der neuen Kunſtrichtung (er fertigte 1644 „dreißig Concerte"), viele ganz duettenhaft behandelte und ſich überhaupt öfters chromatiſcher Fortſchreitungen bediente. Um ſo ausgezeichneter ſind aber ſeine Melodien zu den „himmliſchen Liedern", von denen ſich namentlich aus dem erſten Zehn, „den Feſt- und Paſſionsgeſängen", und aus dem fünften und ſechsten Zehn, „den Lob- und Dankliedern", noch folgende 18 in kirchlichem Gebrauch erhalten haben:

* „Werde munter mein Gemüthe."
* „Ermuntre dich, mein ſchwacher Geiſt."
* „Wach auf, mein Geiſt, erhebe dich" oder: „O Ewigkeit, du Donnerwort."
„Hilf, Herr Jeſu, laß gelingen."
„O Traurigkeit, o Herzeleid."
* „Laſſet uns den Herren preiſen" oder: „Sollt ich meinem Gott nicht ſingen."
„O Gottesſtadt, o güldnes Licht."
„Ich will den Herren ewig loben" — (Störl 1721. Nro. 181.).
* „Jeſu, du mein liebſtes Leben."
„Folget mir, ruft uns das Leben."
„Nun lobet Alle Gott."
„Gott, der du ſelber biſt das Licht."
„O großes Werk, geheimnißvoll."
„Ach höchſter Gott, verleihe mir."
„O Jeſu, unbeflecktes Lamm."
„O Gott, ſehr reich an Güt."
„O Gott, was iſt das für ein Leben."
„Getroſt iſt mir, o Gott."

Dieſe Melodien zu den „himmliſchen Liedern", den beſten und friſcheſten, die Riſt gedichtet, bevor er noch in die Vieldichterei verfallen war, zeichnen ſich aus durch kräftigen Schwung, Friſche und Sangbarkeit. Sie zeigen zwar kaum noch hie und da einen Anklang an die alten kirchlichen Tonarten, treffen aber doch den rechten, kirchlich volksmäßigen Ton; denn während Schop dieſe Lieder, ganz durchdrungen von ihnen, mit innerer Freude ſeinem Riſt nachſang, ſtellte er ſich gegen ſie ganz in das Verhältniß eines einzelnen Gemeindeglieds, dem der Dichter ſein mit der ganzen Gemeinde gefühltes Bedürfniß befriedigt. Zwar tritt der alte rhythmiſche Wechſel in dieſen Melodien nicht auf, aber doch ſind ſie mannigfaltig in ihrem rhythmiſchen Baue, indem bald der gerade, bald der dreitheilige Takt bei ihnen vorwaltet; ihre größte Anziehungskraft liegt aber in ihrem melodiſchen Theil, in der Verknüpfung der Töne zu eigenthümlichen Wendungen des Geſangs, zu lebendigen Gliedern deſſelben, die ſich wechſelsweiſe auf einander beziehen und ein organiſches Ganzes bilden. Sie gleichen darinn bei aller Verſchiedenheit den Melodien des ſechzehnten Jahrhunderts, die trotz aller Verwiſchung ihrer eigenthümlichen rhythmiſchen Züge dennoch nicht verwüſtet werden könnten. Riſt ſchreibt einmal, und zwar ſchon im J. 1652, von Schop's Melodien: „Es ſind dieſe herrliche, ſüßklingende, wohlgeſetzte Melodien Schopen's

„bei Gelehrten und Ungelehrten durch ganz Deutschland dermaßen lieb „und angenehm, daß sie auch von denen, welche der Musik nicht eben „kundig, ja sogar von Weibspersonen, Kindern, Knechten und Mägden gar fein gesungen werden, maaßen ich es selber mehrmalen angehöret und mich höchlich habe verwundert, wie doch solche Leutlein „gleichwohl solche, theils schwere Melodien haben fassen oder behalten „können."

Zwar nicht volksgemäß, wie Schop und Crüger, aber mit innigem Verständniß der alten kirchlichen Tonarten und mit der bestimmten Absicht, sie anzuwenden und ihren Lebenskeim zu erhalten, trat ein anderer Sänger aus dem Rist'schen Sängerkreis auf —

Thomas **Selle**, geb. 25. Merz 1599, seit 1636 Cantor zu Itzehoe, dann vom J. 1641 Stadtcantor und Musikdirektor an der Domkirche zu Hamburg. Er stand im größten Ansehen und wurde auch noch den berühmten „S" beigezählt. Er starb 3. Juli 1663. 110 Melodien sind es, die er zu Rist'schen Liedern lieferte, 58 zur „Sabbathischen Seelenlust" vom J. 1651, wovon bloß noch kirchliche Geltung hat

„Auf, auf ihr Reichsgenossen",

und 52 zu den „neuen musikalischen Festandachten" vom J. 1655, wovon bloß noch bekannt ist:

„O fröhliche Stunden, o herrliche Zeit."

Seine Melodien, so sehr sie sich durch Haltung und Gemessenheit auszeichnen, konnten sich nicht recht verbreiten, da sie bei ihren vielen chromatischen Intervallen für das Volk schwer und unfaßlich waren. Selle empfindet zwar im Sinne der neuern Tonkunst, hält sich aber im Allgemeinen doch geflissentlich an die äußern, herkömmlichen Züge der Kirchenweise; öfters erscheinen bei ihm auch noch Züge des rhythmischen Wechsels und dreitheiliger Takt. Er ist bemüht, Lebendigkeit des Ausdrucks im Einzelnen mit der Feier und dem Ernst der kirchlichen Tonarten zu vereinigen und sich deren Vorzüge anzueignen, ohne jedoch die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit aufzugeben, welche die durch die neuere Tonkunst gebotenen Mittel gewähren.

Zu nennen ist hier auch noch das Thüringer Gesangbuch — das **Gothaische Cantional** mit dem Titel: „**Cantionale sacrum**", d. i. geistliche Lieder von christ- und trostreichen Texten mit drei, vier und fünf Stimmen unterschiedlicher Autorum, für die fürstl. Land- und andere Schulen im Fürstenthum Gotha. 3 Thle. Gotha. 1646 ꝛc. 2te Ausg. $16^{51}/_{57}$. Christoph Demantius, Cantor zu Freiberg (1604—1643) lieferte hiezu schöne Tonsätze mit Nachklängen der alten Richtung. Es finden sich darinn auch zum erstenmal die Melodien:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz" — von G. Winer „**pastor ad Henrici Henneberg**"; sie steht in Kühnau's Choralbuch vom J. 1817 als Nro. 262.

* „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'" — eigentlich: „Herr Jesu send' uns".

* „Valet will ich dir geben" — wahrscheinlich von Teschner schon 1613 gefertigt.

Ums J. 1648 ist auch bekannt die Melodie:

* „Ach Gott verlaß mich nicht" — eigentlich eine Variantenmelodie auf: „O Gott, du frommer Gott".

III.

Je mehr wir nun in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eintreten, desto mehr zeigt sich das moderne Gepräge und **das Uebergewicht der neuen Kunstrichtung**, wodurch sich allmählich eine Kluft befestigt zwischen dem Liedergesang der Tonkünstler dieser Zeit und dem ursprünglichen Volksgesang, der alten Grundlage des evangelischen Kirchengesanges. Dem begegnen wir hauptsächlich bei den meisten Sängern des Rist'schen Sängerkreises. Wenn gleich die Melodie sich bei ihnen einigermaßen noch an die dichterische Form, an die Strophe, anschließt, und das Liedhafte, die Liedform, noch nicht zerstört wird, so herrscht doch bei ihnen die musikalische Deklamation, die Richtung auf Wortausdruck und Zierlichkeit, der die neue Tonkunst nachtrachtet, so sehr vor, daß bei ihnen je länger je mehr das Gepräge wahrer, volksgemäßer, aus dem Gemeindegefühl heraus gesungener Melodien verloren geht. Großen Antheil hieran hatte auch die Art der spätern Lieder Rist's, die sie besangen, und die meist bloß Gelegenheitsgedichte auf alle mögliche besondere, bloß vorausgesetzte Lebensverhältnisse waren, so wie die Manier Rist's, seinen Sängern bloß die erste Strophe mitzutheilen, wo sie dann gerade nur den besondersten Zügen der ersten Strophe nachgiengen und so kein melodisches Gegenbild des ganzen Lieds im ächten Sinne gestalten konnten, weßhalb auch die so geschaffenen Melodien keinen Eingang bei der Gemeinde fanden und von 629 Melodien, die zu Rist's Liedern gefertigt wurden, nach Abrechnung der achtzehn Schop'schen Melodien, bloß zehn in kirchlichen Gebrauch kamen.

Hieher gehören nun also zunächst die Rist'schen Sänger —

Peter **Meier**, Hamburger Rathsmusikus, Jak. **Korthamp**, Organist an der St. Gertrudenkirche zu Hamburg und Heinrich **Pape**, Schwager Rist's, Organist zu Altona, der bei Jakob Prätorius die Orgelkunst erlernte. Diese lieferten Melodien zur dritten Abtheilung der „sonderbaren Lieder" Rist's vom J. 1651; letzterer auch sehr ernste und düstere zu den „Liedern über Jesu Leiden." 1648.

Siegmund Gottlieb **Stade**, Organist an der St. Lorenzerkirche in Nürnberg, geb. 1607, † 1655, welcher die Melodien zur ersten Abtheilung der sonderbaren Lieder 1651 lieferte, von denen bloß in etwas bekannt ist:

„Wie groß, o Gott, ist deine Macht."

Jakob **Prätorius**, welcher die Melodien zur vierten Abtheilung 1651 lieferte. Er ist geboren zu Hamburg im J. 1600, ein Sohn des berühmten Hieronymus und Enkel des Jakob Prätorius (vgl. S. 118). Er konnte seinen Vater bald in der St. Jakobikirche beim Orgelspiel unterstützen; als sechzehnjähriger Jüngling zog er mit H. Scheidemann nach Amsterdam zu dem großen Orgelmeister Peter Sweelink und der Hamburger Rath bezahlte die Hälfte der Kosten. Nach seiner Heimkunft wurde er noch zu seines Vaters Lebzeiten Organist an der St. Petershirche und nach dessen Tod am 27. Jan. 1629 sein Nachfolger als Organist an St. Jakob und St. Gertrud. Er soll ganz seines Meisters Sweelink's Sitten und Geberden angenommen und ein gewisses hohes, gravitätisches Wesen und äußerste Nettigkeit in all seinem Thun gezeigt haben. Es sey eine Lust gewesen, ihn an der Orgel nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen, denn er soll den Leib ohne sonderliche Bewegung gehalten haben. Er starb in demselben J. 1651, als er die zehn Melodien zur vierten Abtheilung der „sonderbaren Lieder", welche die Sterbens- und Gerichtslieder enthält, gefertigt hatte, weßhalb ihm auch Rist nachsang:

Nachdem Herr Schulze nun den Tod
Und das Gerichte wohl besungen,
Ist er auch durch die letzte Noth
Recht als ein Siegesfürst gedrungen.

Seine Melodien, von denen bloß in etwas noch bekannt ist

„Wach auf, wach auf, du sich're Welt",

tragen ein sehr modernes Gepräge; sie sind reich an Melismen und chromatischen, synkoptischen Stellen, haben nicht einmal im Phrygischen einen Anklang an kirchliche Tonart und überall unbedingt geraden Takt.

Heinrich **Scheidemann**, welcher zehn Melodien zur fünften Abtheilung der „sonderbaren Lieder" lieferte, Organist an der St. Katharinenkirche zu Hamburg, ein Sohn des berühmten David Scheidemann (vgl. S. 118), geb. im J. 1600. Er erlernte mit Jakob Prätorius in rühmlichem Wetteifer die Orgelkunst bei Sweelink in Amsterdam. Er war freundlicher und leutseliger, als Prätorius, gieng mit Jedermann frei und fröhlich um und machte nichts Sonderliches aus sich selbst. Von derselben Art war sein Orgelspiel, munter und aufgeräumt. Man nannte ihn „den vortrefflichen Arion der Stadt Hamburg." Er starb drei Jahre nach Prätorius im J. 1654. Jene Lieder, die geringhaltigsten Rist's, konnten ihn nicht begeistern; seine Melodien haben wunderliche Sprünge und launenhafte Gegensätze, dem Gemeindegesang durchaus nicht angemessen. Am meisten hat sich eingebürgert:

„Frisch auf, und laßt uns singen."

Eben solche den Kräften und dem Fassungsvermögen einer Gemeinde unangemessene Melodien mit Fortschreitungen durch weite Sprünge und mit verminderten oder übermäßigen Tonverhältnissen lieferte

Michael **Jakobi**, zuerſt Cantor zu Kiel, dann ſeit 1651 Stadtcantor zu Lüneburg, zu den „neuen muſikaliſchen Katechismusandachten" Riſt's vom J. 1656 und zu deſſen „Kreuz-, Troſt-, Lob- und Dankſchule" vom J. 1659, ſowie mit Joh. Schop zur „Hausmuſik" vom J. 1654. Er war viel in Italien gereist. Seine 105 Melodien, bei denen er übrigens eine leichte Erfindungsgabe beurkundete, fanden keinen Anklang.

Daſſelbe iſt der Fall bei den 76 Melodien des

Martin **Colerus**, geb. 1620 zu Danzig, im J. 1661 Kapellmeiſter in Hamburg, wo er, nachdem er abwechſelnd in Braunſchweig, Bayreuth und 1670 in Holſtein Kapellmeiſter geweſen war, im J. 1703 oder 1704 ſtarb. Er fertigte ſeine Melodien zu der 1ten, 5ten und 4ten Abtheilung „der ſonderbaren Lieder" und zu den „neuen Paſſionsandachten" vom J. 1664.

Die Melodien haben nun vollends den rhythmiſchen Wechſel und faſt jeden Anklang an eine kirchliche Tonart verloren; der gerade Takt und die weiche Tonart herrſchen unbedingt vor.

Daſſelbe moderne Gepräge tragen auch die Melodien, die in dem Kreis der Nürnberger, mit dem Blumenorden in Verbindung ſtehenden Sänger, zu Tage gefördert wurden. Joh. Erasmus Kindermann, geb. 1616, † 1655, Organiſt an der St. Aegidienkirche zu Nürnberg, iſt der tonkünſtleriſche Vater dieſer Sangſchule, es fehlt ihm jedoch an der friſchen, urſprünglichen Bildungskraft. An ihn reihen ſich die Organiſten der verſchiedenen Kirchen Nürnbergs, Schwemmer, † 1696, Heinlein, † 1686, Schedlich, Wecker, Lunſſendörfer ꝛc. Sie beſangen meiſt die Lieder des Oberpredigers J. M. Dilherr an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg (von 1646—1669), Armſchwanger's und Anderer. Ihr Verhältniß zu den Dichtern des ſeit 1644 geſtifteten Blumenordens hemmte bei ihnen die freie Entwicklung und drückte ihren Melodien das Gepräge der Einförmigkeit auf, denn bei dem Geſetz des Blumenordens, daß ſtets dem Endzweck des Ordens gemäß gedichtet und deßhalb vor dem Druck eines Gedichts das Gutachten des Ordens eingeholt werden müſſe, erhalten dieſe Lieder alle eine gewiſſe eintönige Färbung, die ſich auch ihren Melodien mittheilte. Aus dieſem Kreiſe ſtammen die Melodien, die ſich im Nürnberger Geſangbuch mit einer Vorrede von Joh. Saubert, Dr. der Theol. in Altdorf, 1676 geſammelt finden —

Gehet in die Chriſtenſchul — v. Schedlich
Lobet den Herren mit ewigem Ruhm — v. Schwemmer.
Schaue Jeſu, ſchau vom Himmel — v. Wecker.
Ermuntert Euch, ihr liebe Seelen — v. Heinlein.

Mehr volksmäßig, gefällig und faßlich ſind jedoch die Melodien folgender anderweitiger Tonkünſtler:

Johann **Flitner**, der Dichter (vgl. S. 170), welcher in

seinem „musikalischen Lustgärtlein" und dessen fünftem Theil, dem »Suscitabulum musicum« vom J. 1661, zehn Melodien zu seinen eigenen Liedern giebt, wovon sich folgende verbreitet haben:

„Was quälet mein Herz" — vgl. Störl / Stötzel 1744 Nro. 341.
„Jesu meines Herzens Freud" — eod. Nro. 288.
„Selig, ja selig, wer willig erträget" — vgl. eod. — Nro. 360.

Werner Fabricius, der Sänger Ernst Christoph Homburgs, geb. zu Itzehoe im Holsteinischen 10. Apr. 1633, Musikdirektor an der Pauliner- und Organist an der St. Thomaskirche zu Leipzig, wo er 9. Jan. 1679 starb. Er lieferte hundert zwei- und dreistimmige Melodien zum ersten Theil von Homburgs „geistlichen Liedern", die zu Jena 1659 erschienen, und erwarb sich durch sie einen großen Beifall; eilf davon bürgerten sich ein und unter diesen namentlich:

„Mir ist ein geistlich Kirchelein"
„Jesu meines Lebens Leben."

Die des andern Sängers der Homburg'schen Lieder, des zweiten Theils derselben, Paul Becker's zu Weißenfels, fanden wenig Anklang.

IV.

Wenden wir uns nun vollends zu **den entschiedenen Vertretern der neuen Richtung** in der Tonkunst, zu den **concertmäßigen Meistern**, so erinnern wir uns, daß der Eine von den Tonkünstlern, welche in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts die Concertmusik aus Italien nach Deutschland verpflanzten (M. Prätorius), die volksmäßige Kirchenweise phantastischer Willkühr und völliger Entstellung Preis gab, wobei die Theilnahme der Gemeinde völlig wegfiel, und der Andere (H. Schütz) in keines seiner Tonbilder auch nur die geringste Erinnerung an irgend eine Kirchenmelodie verwebt, ja selbst ohne alle Rücksicht auf den Gemeindegesang nirgends an die Liedform angeknüpft hat. Diese beliebt gewordenen italienischen Formen hatte nun mit dem Beginn der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in deutschem Sinn ausgestaltet und ihnen so erst wahres Bürgerrecht in Deutschland erworben —

Johannes **Rosenmüller** aus Churſachsen; über seine frühern Schicksale ist nichts bekannt. Zuerst erscheint er im J. 1647 zu Leipzig als Collaborator an der St. Thomasschule und 1648 als Musikdirektor und Vorsteher eines eigenen Chors neben dem Cantor Tobias Michaelis, dem Nachfolger J. H. Schein's. Wahrscheinlich würde er nach dessen Tod im J. 1657 bei seinem Geschick und vorzüglichen Gaben sein Nachfolger geworden seyn, wenn ihn nicht im J. 1655 eine schwere Anklage als Verführer seiner Schüler zu unzüchtigem Treiben in peinliche Haft und Untersuchung gebracht hätte. Er wußte Mittel zu finden, nach Hamburg zu entfliehen, von wo aus

er, wiewohl fruchtlos, den Churfürsten Johann Georg schriftlich angefleht und seiner Bittschrift das Lied:

* „Straf mich nicht in deinem Zorn"

mit der noch gebräuchlichen, jetzt unter dem Namen „Mache dich mein Geist bereit", bekannten, von ihm dazu gefertigten Melodie, beigefügt haben soll. Von Hamburg floh er nach Italien, wo er sich meist in Venedig aufhielt und sich im Sinne der dortigen Tonschule bei einem Rovetta, Legrenzi, Ziani weiter ausbildete. Von dort berief ihn der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel als Kapellmeister nach Wolfenbüttel. Hier machte er durch ein unsträfliches Leben seinen frühern Fehltritt vergessen, so daß er sich bis an seinen Tod im J. 1686 vollends der allgemeinsten Hochachtung zu erfreuen hatte. An seiner Kunst hat er sich über die ihn treffenden schweren Geschicke aufgerichtet und ernstlich nach stets größerer Läuterung seines zuvor der Weltlust zugewandten Sinnes gestrebt. Solchen Geist athmet ein trefflicher Satz von ihm über lateinische Worte, in denen das Gebrechliche der menschlichen Natur beseufzt, der vielfache Kummer in dieser Welt in sanften Klagetönen beweint, dann aber die verblendeten Sterblichen zu den himmlischen Freuden hingewiesen werden.

Er hat auch noch eine Choralmelodie auf ein Lied des Albinus, worinn ein ähnlicher Geist weht, gemacht —

„Welt ade, ich bin dein müde — 1649 ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 325.)

Vielleicht auch:

* „Alle Menschen müssen sterben" — von Albinus gedichtet, wozu er 1652 jedenfalls einen Tonsatz lieferte.

Seine Thätigkeit für den Gemeindegesang ist übrigens hierauf beschränkt; das Hauptwerk nun aber, mit welchem er den italienischen Concertgesang ausgebildet hat, sind seine „Kernsprüche meistentheils aus heiliger Schrift alten und neuen Testaments" vom Jahr 1648 und 1653, biblische Texte nach Concertweise gesetzt. Was die spätern großen Meister des achtzehnten Jahrhunderts, besonders ein Joh. Sebast. Bach, Händel ꝛc. im geistlichen Kunstgesang leisteten, haben sie meist ihm zu verdanken. Er behandelt in diesem Werk, wie Schütz, keine der Gemeinde bekannte Kirchenweise, sondern bloß irgend ein selbst erlesenes Schriftwort in ungebundener Rede, dem seine Betonung in den neu erfundenen italienischen Satzformen gegeben wird, und wobei natürlich die Liedform und deren kunstgemäße Entwicklung, von der Eccard so herrliche Muster geboten hatte, vernachläßigt und eben damit auch solcher Kunstgesang vom Gemeindegesang losgetrennt ist. Bloß durch Ebenmaaß in der Behandlung der einzelnen Sätze oder Verse des ungebundenen Schrifttextes und durch äußerlich hervorgehobene künstlerische Beziehung dieser selbstständig ausgestalteten Theile des Ganzen ließ er einigermaßen eine Art Strophenbau hervortreten, in welchem jene Sätze als Liedzeilen erscheinen konnten, die sich selbst auch als Auf- und Abgesang

einander gegenüber ordneten. So zeigt sich zwar einigermaßen der Einfluß, den die Liedform, die ganz verdrängt werden zu wollen schien, ausübte; leicht faßlich, gleich dem einer Liedweise, war aber dieser Anklang an einen Strophenbau bei Rosenmüller für die Mehrzahl der Gemeindeglieder durchaus nicht, sondern konnte sich bloß dem künstlerischen Sinne vollkommen erschließen.

Nun begegnet uns aber auch ein Tonkünstler dieser Richtung, der selbst bei Behandlung der auf gebundene Rede, auf förmliche Liederverse, zu fertigenden Melodie das Gepräge des Liedhaften und die Strophenform ganz verwischt und zerstört. Es ist dieß

Christian **Flor**, einer aus dem Rist'schen Sängerkreis, Organist an der St. Lambertuskirche zu Lüneburg, welcher 164 Melodien zu Rist's „neuem musikalischem Seelenparadies", 1660 u. 1662 fertigte. Er hatte frei erklärt, von dem Tonkünstler oder Setzer sey mit bloßer Erfindung einer Melodie „gar wenig zu erweisen", und hierinn nur eine geringe Kunst an den Tag zu legen. Solche Allgewalt hatte damals bei Vielen die Concertform, daß man das bloße einfache Erfinden einer Melodie nicht mehr zur Kunst rechnen wollte. So war denn nun Flor darauf bedacht, nach Concertmanier die Melodie aufs künstlichste zu beleben und zu manieriren mit Eingehung auf die einzelnsten Züge und Worte der ersten Strophe. Dabei wandte er nicht bloß eine Menge chromatischer Töne an, sondern gab den Melodien eine solche rhythmische Ausgestaltung, daß dadurch die ihnen zu Grund liegende Strophe oder Liedform gänzlich zerstört und statt des ruhigen Flusses, den der wahre rhythmische Wechsel des sechzehnten Jahrhunderts, weil bei ihm durchaus nur Rhythmen als lebendige Glieder einzelner Abschnitte einer Sangweise in schönem, bedeutendem Ebenmaaß gegenübergestellt sind, weder hemmt noch treibt, ein ruheloses Schwanken hervorgebracht wurde. Dieß that er durch übermäßige Anwendung der gemischten Taktarten, indem er nämlich bei einer Strophe jeder einzelnen Zeile wieder einen verschiedenen Rhythmus gab, ohne auch nur wenigstens zwischen zwei Zeilen eine Art Ebenmäßigkeit festzuhalten. So zeigt sich bei seinen Melodien eine ganz entschiedene Abwandlung der tonkünstlerischen Liedform, weßhalb auch von seinen Melodien, die sonst alle dem Gemeindegesang fremd seyn mußten, bloß eine in kirchlichen Gebrauch kam:

„Recht wunderbarlich stand gebauet" — vom J. 1662.

Eine heilsame Gegenwirkung gegen die Alleinherrschaft des Concerts im kirchlichen Kunstgesang und gegen solche Ausschließung der geistlichen Liedweise, die entweder gar nicht mehr beachtet oder so manierirt wurde, daß die Liedform darüber ganz zu Grunde gieng, übte nun aber

Andreas **Hammerschmidt**, geb. 1611 zu Brix in Böhmen. Sein Lehrer in der Tonkunst war der Cantor zu Schandau, Stephan

Otto, ein sonst unbekannter Tonkünstler. Im J. 1635 wurde er Organist an der Peterskirche zu Freiberg und am 26. April 1639 an der Johanneskirche zu Zittau in der Oberlausitz. Diesem Amte stand er sechsunddreißig Jahre lang mit Ruhm vor, bis er 29. Okt. 1675 starb. Er liegt in der Zittauer Kreuzkirche begraben und seine Grabschrift nennt ihn mit Recht „den edlen Schwan, der nun hienieden zu singen aufgehört, aber vor Gottes Throne den Chor der Engel vermehrt, Deutschlands Amphion, Zittau's Orpheus."

Wo er eigentliche „geistliche Concerte" schafft, ganz besonders in dem Werk „musikalische Gespräche über die Evangelia" vom Jahr 1655 und 1656, worinn Sprüche des A. und N. Testaments, hie und da auch Kirchenlieder den Verkündigungen des Evangeliums antworten, weiß er durch die dabei angewandte Gesprächsform zwischen dem alten Kirchengesang und dem geistlichen Kunstgesang, die durch Schütz und Rosenmüller ganz von einander gelöst waren, wieder anzuknüpfen und durch Einflechtung von kirchlichen Weisen den Gemeindegesang wieder in den Kunstgesang einzudringen zu lassen, und zwar mit Kraft und Bedeutsamkeit. Dem ganz in der Form des Concerts redegemäß betonten Schriftwort setzt er nämlich in seinen „Gesprächen" irgend ein Kirchenlied mit seiner Singweise, das er am passenden Ort einschaltet, in lebendigem Gespräch gleichsam als Antwort entgegen. Damit wahrt er nicht allein die Liedform im kirchlichen Kunstgesang, sondern setzt eben durch den Gegensatz ihre Bedeutsamkeit in das hellste Licht. Manchmal setzt er auch ein Kirchenlied und dessen Weise einem andern Kirchenlied mit einer von ihm selbst erfundenen kunstmäßig ausgestalteten Weise gegenüber und verflicht die Melodien beider Kirchenlieder. So giebt er z. B. eine concertmäßig figurirte, von ihm erfundene Melodie zu dem Kirchenlied: „Ach, wie nichtig', ach, wie flüchtig ist der Menschen Leben", und verwebt in dieselbe die alte Kirchenmelodie: „Mitten wir im Leben sind", die er bald da, bald dort unter Posaunenbegleitung eintreten läßt, oder giebt er zuerst die alte Kirchenweise: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ", und verwebt dann in sie eine eigene concertmäßige Behandlung des Schriftworts: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und sehr großer Lohn". Dadurch ist er historisch bedeutsam geworden, denn Viele folgten ihm im Laufe des Jahrhunderts auf diesem Wege.

Wo er nun aber geistliche Lieder als Aufgaben seiner Tonsätze hat, wie besonders in den „Fest-, Buß- und Dankliedern mit fünf Vokalstimmen und fünf Instrumenten" vom J. 1658, wobei er sich meist an Lieder von Keymann, Rist, Georg Schirmer und Andere anschließt, verschafft er dem Liedmäßigen, dem Strophenbau, wieder entschiedenere Geltung. Bei seinem concertmäßigen Satz nämlich, in welchem er diese Lieder giebt, sind die Lieder oder Gesänge strophisch behandelt, freilich aber nicht so, daß die Betonung sich bloß auf die erste Strophe beschränkte und dann zu jeder

weitern einzelnen Strophe unverändert wiederkehrte, sondern sie dehnt sich auf mehrere Strophen aus; er bildet aus mehreren Strophen ein einziges, größeres Gesätz, innerhalb dessen die einzelnen Bestandtheile oder Strophen durch ihre Behandlung dennoch eigenthümlich, durch Taktart, Begleitung, Besetzung unterschieden, hervortreten, vermöge einer entschieden kenntlichen Beziehung aber nicht nur als neben einander gestellte, sondern als innerlich und wesentlich verknüpfte und zusammengehörende erscheinen. Zugleich sind überall die Gegensätze des Einzelgesangs und Chorgesangs angebracht. Der concertmäßige Schmuck, den er dabei seinen Weisen giebt, besteht mehr bloß in wirkungsreichem Entgegenstellen von Starkem und Leisem, von Licht und Schatten, von größerer oder minderer Stimmfülle, und ist also leicht abzustreifen, so daß die Gemeinde, wenn ihr diese vom Chor herab erklingenden kunstgeschmückten Liedergesänge gefielen, gar leicht jenen Schmuck abstreifen und den Kern seiner Melodien sich zurecht machen konnte, um sie dann förmlich in ihren Gesang aufzunehmen. So kam es denn auch, daß, während Hammerschmidt, wo er unmittelbar für den Kirchengesang schuf, wie bei der Fertigung der achtunddreißig Melodien zu Rist's „musikalischen Katechismusandachten" vom J. 1656 und zur zweiten Abtheilung der „sonderbaren Lieder" vom J. 1651, keinen Anklang fand, von seinen ursprünglich concertmäßig geschaffenen Weisen gar manche in den kirchlichen Gebrauch übergiengen, wie z. B.:

„Freuet Euch, ihr Christen alle" — 1646. (Störl 1744. Nro. 12a.
„Meinen Jesum laß ich nicht" — (Störl 17¹¹/₂₁).
„Meine Seele Gott erhebt"
„Mein Gott, nun bin ich abermals"
„Ich will den Herren loben" — vom J. 1658.
„Jesum hab ich mir erwählet"
„Bis hin an des Kreuzes Stamm"
„Schmückt das Fest mit Maien"
* „Ach! was soll ich Sünder machen" — wird auch dem Joh. Flitner zugeschrieben.

Das eigentlich kirchliche Gepräge fehlt aber freilich diesen Melodien, es herrschen in ihnen durchweg die Tonarten unserer Tage vor, **A** und **D Dur, H** und **C moll.**

Nachdem nun Hammerschmidt auf die angegebene Art der Liedweise aufs Neue eine bedeutendere Stellung verschafft hatte, indem er wenigstens in die concertmäßigen Sätze alte Kirchenweisen in einfachem Satze einreihte, trat ein anderer Tonmeister auf und wählte alte Kirchenweisen zur Grundlage melodischer Ausbreitung. Es ist dieß

Christoph **Peter**, der Sänger Johann Frank's, Cantor zu Guben ums J. 1655, mit seinem Werke vom J. 1667: „Geistliche Arien Etlicher auf die hohen Jahresfeste und Psalmen Davids, theils bekannten, theils neu herausgegebenen Liedern." Er bearbeitete die Kirchenmelodien zwar in größter Mannigfaltigkeit mit

Allem ausgestattet, was die italische Tonkunst bot, aber einstimmig, damit man die Worte besser verstehen könne. Bei diesem einfachen Satz der Melodie kehrt allerdings nicht mit jeder Strophe, selbst nicht mit jeder melodischen Wiederholung, innerhalb derselben eine gleiche Betonung wieder und der Tonsatz faßt häufig zwei Strophen zusammen, wo dann je die zweite Strophe stets die Melodie in veränderter Taktart mit reicherem Schmucke zeigt; er giebt also die Kirchenmelodie in einfachem Kunstgesang und es zeigt sich auch hier das Bestreben, den Kunstgesang wieder auf den der Gemeinde zu gründen, indem er die alt gebräuchliche Kirchenmelodie, nachdem sie zuvor aus Aller Munde einfach und einhellig ertönt war, nun in einem mannigfaltigen Schmucke erscheinen läßt.

Seine selbsterfundenen Melodien zu Franke's Liedern mit vorherrschender harter Tonart und manchmal mit rhythmischem Wechsel, ohne schwierige Tonverhältnisse, faßlich und gefällig, hätten sich gewiß mehr verbreitet, wenn nicht zu denselben Liedern auch Crüger Melodien geliefert hätte. Neun stehen in dem obigen Werk vom J. 1667 und zweiunddreißig weitere in der von Frank selbst veranstalteten Sammlung: „Geistliches Sion. Guben. 1674." Davon erhielten sich noch am meisten im kirchlichen Gebrauch:

„Herr, hör, ach, höre mein Gebet" } 1674.
„Ihr Gestirn, ihr hohen Lüfte" }

V.

Nachdem nun also die Concertmeister wieder angefangen hatten, ältere schon vorhandene Kirchenmelodien in ihre concertmäßigen Schöpfungen hereinzuziehen, sey es nun, daß sie dem concertmäßig Gesetzten die alte Kirchenweise in einfachem Satz gegenüberstellten, wie Hammerschmidt, oder daß sie die alten Kirchenweisen zur Grundlage melodischer, mehrstimmiger oder auch nur einstimmiger, Ausbreitung wählten, wie Christoph Peter, wodurch sie den Gemeindegesang neben dem Kunstgesang wieder berücksichtigten, so regte sich jetzt in ihnen der Drang, in solchem Sinne auch Eigenes neu zu schaffen und der geistlichen Volks- oder Kirchenweise eine geistliche Kunstweise entgegenzusetzen, und so entstand die mit der alten Kirchenweise die Liedform theilende **geistliche Arie** als eine neue Form der Liedweise. Dieser **Arienform** nun verschaffte die erste Aufnahme in den Gemeindegesang —

Johann Rudolph **Ahle**, geb. in der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen am 24. Dez. 1625. In seinem achtzehnten Jahr bezog er die Universität Göttingen, zwei Jahre darauf, 1645, die zu Erfurt, wo man ihn, weil seine tonkünstlerischen Gaben bereits die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatten, fast nöthigte, das Cantorat an der St. Andreaskirche zu übernehmen. Er gewann durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit bald einen weit verbreiteten Ruf

und erhielt daher im J. 1649 als Organist an der Hauptkirche zu St. Blasien in seiner Vaterstadt Mühlhausen eine Anstellung als Nachfolger Joh. Vockerodt's. Nach sechs Jahren wurde er in den Rath aufgenommen und bald darauf zum Bürgermeister gewählt, welche hohe Stelle er auch bis zu seinem Tod im J. 1673 bekleidete. Wenn er sechs Tage der Woche für das irdische Wohl seiner Mitbürger gearbeitet hatte, so erquickte er an dem gemeinsamen christlichen Ruhetage ihr Herz und Gemüth durch seine herrliche Gabe als Tonkünstler, die er stets für ihre Erbauung verwandte. So wucherte er treulich mit jedem ihm anvertrauten Pfunde, und eben die bei ihm zu schauende eigentliche Verbindung zwischen tüchtigem, gesundem, praktischem Sinne für Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten und zwischen warmer Liebe für die Kunst, der Verein ächt künstlerischen Selbstgefühls mit ungeheuchelter Demuth stellt ihn als eine der liebenswürdigsten Erscheinungen dar.

In seinem „Thüringischen neugepflanzten Lustgarten. Mühlhausen. 1ter Thl. 1657. 2ter Thl. 1658. 3ter Thl. 1665" erscheint er als Concertmeister fortbildend in Hammerschmidt's Concertweise; er hat hier auch die Gesprächsform, in der das Wort der Schrift und ein geistliches Lied oder eine Kirchenmelodie abwechseln; nur wußte er noch bedeutender, als Hammerschmidt, die Weisen des allgemeinen Kirchengesangs auf dieses Gebiet anzuwenden und noch bestimmter das Liedmäßige zu allgemeinerem Verständniß, aller Mannigfaltigkeit unerachtet, festzuhalten. Nun schuf er aber selbst auch geistliche Kunstweisen, meist auf Lieder M. Joh. Vockerodt's, Predigers an der Marienkirche, M. Ludwig Stark's, Predigers an der St. Nikolaikirche zu Mühlhausen und Franz Joach. Burmeister's aus Lüneburg, Rektor's zu Nürnberg († 1688), des frühern Gehülfen Rist's bei seinen Arbeiten. Unter diesen Dichtern steht er als Haupt, so daß sie sich's zur Ehre schätzen, ihre Lieder durch seine Tonkunst verherrlicht zu sehen. Die von ihm selbstgeschaffenen geistlichen Kunstweisen veröffentlichte er zuerst in den „Vier Zehn neuer geistlicher Arien, 1660 und 1662", und andern Werken, unter welchen das bedeutendste und gelungenste ist: „Neue geistliche, auf die hohen Festtage durchs ganze Jahr gerichtete Andachten. 1662." Die Benennung „Arien" schon, womit er diese Tonsätze bezeichnet, deutet zwar auf eine liedhafte, aber nicht volksgemäße, sondern dem Kunstgesang angehörende Melodie und einen dieser sich unterordnenden, der dichterischen Form sich genau anschließenden Tonsatz. In diesem Sinne hatte denn auch Ahle den Gottesdienst durch Kunstgesang zu schmücken gestrebt und seine liedhaften Tonsätze neben die freien Schöpfungen des unbewußten Kunsttriebs, neben die volksmäßigen Singweisen des Gemeindegesangs, gestellt. Sie sollten die Stelle der sonn- und festtäglichen Kirchenmusik vertreten. Er setzte deßhalb das Kunstreiche und Schwere dabei absichtlich hintan, damit sie in

möglichst einfacher Fassung und mit mäßigem Schmuck der Gemeinde durchaus verständlich bleiben und an ihren Gesang sich unmittelbar anschließen, während Hammerschmidt's Tonsätze immer noch die unverständlichere Form des Concerts an sich trugen und zuvor einer Umbildung oder Umgießung in die Liedform bedurften, um in den Gemeindegesang übergehen zu können. Er ließ deßhalb auch die Liedform durchaus vorherrschen und die Strophe als Grundgestalt unbedingt vorwalten, wenn freilich auch noch nicht nach strengem Maaße und dadurch geregeltem Sylbenverhältniß. So konnten auch von dieser Seite aus die Melodien seiner Tonsätze ohne weitere Veränderung, als etwa das Ausscheiden einzelnen, zufälligen Schmucks, wie der vierstimmigen Begleitung von Geigeninstrumenten, dem Gemeindegesang angeeignet werden, sobald Lied und Melodie, öfter gehört und fester eingeprägt, der Gemeinde zusagten.

So schmeichelten sich denn auch von dem Kirchenchor herab gar manche dieser geistlichen kunstmäßigen Weisen oder Arien Ahle's dem Ohr und Gemüth der Gemeinde ein, also daß sie das ihm tonkünstlerisch Dargebotene ihrem Gemeindegesang aneignete. Jetzt noch sind siebenundzwanzig dieser Arien als Kirchenmelodien zu Mühlhausen im Gebrauch und vorzugsweise die aus seinen „Festandachten". Der Consistorialrath Demme in Altenburg hat 1799 bei Abfassung eines neuen Gesangbuchs für Mühlhausen zu allen diesen siebenundzwanzig Melodien neue Lieder im damaligen faden Geschmack verfaßt, um die Melodien dem kirchlichen Gebrauch zu erhalten, da man die alten Lieder verwerfen zu müssen glaubte. Von den 120 Liedsätzen Ahle's, die sich meist in Thüringen und Sachsen verbreiteten, sind jetzt noch in allgemeinem Gebrauch:

* „Ja, er ist's, das Heil der Welt," oder „Liebster Jesu, wir sind hier" — — 1664.
„Ach, du Menschenblum" — 1662.

* „Es ist genug, so nimm Herr," oder „Gott ist getreu, sein Herz" — 1662.

„Seele, was ist schön'res noch," oder „Auf, hinauf zu deiner Freude" (Störl / Stötzel 1744, Nro. 323.) oder wie die Melodie bei Stötzel 1777 (Nro. 85) heißt: „Ruhe ist das beste Gut fis d a h a g f e d.

* „Schönster Immanuel, Herzog der Frommen," oder „Höchster Formirer der löblichsten Dinge."

Von den bloß in Thüringen und Sachsen gebräuchlichen Melodien sind die wichtigsten:

„Du keusche Seele du"
„Es kommt dein Jesus"
„Hier grünet des Aaronis Stab"
„Zions Fürst, aus Davids Stamm"
„Triumph, ihr Himmel freuet Euch"
„Der große Drache zürnt"

„Nun giebet der Höchste"
„Es ist genug, nun geh' ich fort."

Diese Melodien zeichnen sich durch Kraft des Ausdrucks und heiligen Ernst, so wie durch Mannigfaltigkeit in der Erfindung aus, wenn sie gleich dem empfindsamen, grüblerischen Inhalt der Lieder, auf die sie gefertigt sind, als Arien zu sehr nachgehen, woher es auch kommen mag, daß sie sich nicht so verbreiteten, wie die Crüger's, den Ahle sogar noch an Erfindungsgabe übertrifft. In einer Zeit begeisterterer Liederdichtung und unter andern Verhältnissen hätte Ahle Melodien gleich den Crüger'schen schaffen können.

Die Arienform, die J. R. Ahle in jugendlicher Frische einführt, ist noch ferne von jener Verweltlichung und spielenden Tändelei, in welche die spätere Arienform allmählich ausartete. Sie theilt zwar mit der alten Kirchenweise die Liedform, aber da sie nicht einem kräftigen Gemeingefühl entsprossen ist, so trägt sie weder das Gepräge des alten kirchlichen, noch des Volksgesangs. Die Kirchentonart erscheint in ihr höchstens in leisen, unwillkürlichen Anklängen, meist noch an das Phrygische; die weichen Tonarten herrschen vor, die neueren Formen **D, G, A, B, Es dur, C, E, H moll** erscheinen häufig und sind schon ganz in modernem Sinne behandelt. Der volksthümlich rhythmische Wechsel begegnet in ihr kaum anders, denn als flüchtige Erinnerung an früher Dagewesenes; gewöhnlich gestaltet sich der rhythmische Wechsel bei ihr so, daß der Sechsviertel-Takt bei den Einschnitten durch die Liedzeilen in den geraden abfällt, am ehesten kommt noch die Form des triplirten Taktes vor. Der Ton des Liebes- und Klageliedes herrscht in ihr vor, denn sie ist auch meist Liedern im Salomonischen Geschmack angepaßt. Diesen Ton gehörig ausklingen zu lassen und zu den Sinnen der Gemeinde damit zu reden, werden alle Ausdrucksmittel, welche die von Italien her sich erneuernde Tonkunst schuf, zumal die Chromatik, aufgeboten. Dieß ist die **Arienform in ihrem ersten Stadium.**

1.

Ahle nach schufen noch Manche in seinem Sinn und Geist solche geistliche Arien. Es sind diese Ariensänger aber nicht mehr aus der Gemeinde, sondern bloß noch zu der Gemeinde tönende Stimmen. Wie das geistliche Concert sich allmählich die Gunst der Mehrzahl gewann, so schmeichelte sich allmählich auch die aus ihm hervorgegangene Arie als etwas vom Tonkünstler der Gemeinde Gebotenes unvermerkt in Aller Ohr, wenn sie eine Zeit lang vom Chor herab erklungen war, und bahnte sich also bei dem nunmehr bestehenden veränderten Verhältniß der Gemeinde zur kirchlichen Tonkunst, bei welchem die Gemeinde jetzt bloß den Tönen des Kunstmeisters, der nun auch einzig und allein Sänger und nicht mehr bloß Setzer neuer Melodien war, zu lauschen gewohnt war, während zuvor im Drang der Begeisterung Sänger aus dem Volke neue Melodien sangen,

oder der Kunstmeister bei Erfindung einer neuen Melodie wenigstens zuvor den Gesängen des Volkes gelauscht hatte, von dem Ort des Kunstgesangs, vom Chor herab, in den allgemeinen Kirchengesang den Weg.

In solcher arienhaften Form, nur daß bei ihnen nicht einmal mehr Anklänge an kirchliche Tonarten sich zeigen, sangen —

Georg **Neumark**, ein Landsmann J. R. Ahle's aus Mühlhausen in Thüringen, der bekannte Dichter (vgl. S. 166). Sein im J. 1657 zu Jena erschienenes Werk: „Georg Neumark's fortgepflanzter, musikalisch-poetischer Lustwald, in dessen erstem Theil sowohl zur Aufmunterung gottseliger Gedanken und zu Erbauung eines christlichen, tugendsamen Lebens anführende geist- und weltliche Gesänge, als auch zu keuscher Ehrenliebe dienende Schäferlieder mit ihren beigefügten Melodien und völliger musikalischer Zusammenstimmung enthalten sind", enthält im ersten Theil siebenundzwanzig geistliche Arien, die aber außer zweien nicht ausdrücklich für den kirchlichen Gebrauch bestimmt waren. Es zeigt sich bei diesen Gesängen mit dreistimmigem Satz und Instrumentalbegleitung durchaus nichts von dem volksthümlichen, rhythmischen Wechsel, alle bewegen sich im geraden Takt, bis auf einen mit dreitheiligem Takt, welcher auch allein in kirchlichen Gebrauch kam, nämlich der Gesang auf sein eigen Lied —

* „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — 1657.

Peter **Sohr**, „bestellter Schul- und Rechenmeister der christlichen Gemeine zum h. Leichnam in der Stadt Elbing in Preußen", welcher der von ihm im J. 1668 besorgten und von Wust zu Frankfurt a. M. veranstalteten Ausgabe der Crüger'schen **praxis pietatis melica** 202 Melodien beifügte. Von dieser Ausgabe veranstaltete er 1683 einen besondern Abdruck mit den vermehrten Melodien unter dem Titel: „Musikalischer Vorschmack der jauchzenden Seelen im ewigen Leben von Peter Sohren, Cantore und Organisten — — zu Elbing." Es ist das sogenannte Sohr'sche Gesangbuch, welches die höchste Melodienzahl im siebenzehnten Jahrhundert hat, nämlich 430, also nun ums Doppelte mehr, als das Frankfurter Gesangbuch vom J. 1569 mit seinen 200 Melodien. (Im J. 1667 zählte man bereits 2000 Choralmelodien.) Das Arienhafte seiner sehr belebten Melodien, die von kirchlicher Tonart auch keine Spur haben, wenn gleich manchmal rhythmischer Wechsel mit Glück bei ihnen angebracht ist, ist noch erhöht durch den öftern Taktwechsel. Wenigstens durchs 18. Jahrhundert hindurch erhielten sich von demselben im Gebrauch:

„Ueber's Gebirg Maria geht."
„Im Garten leidet Christus Noth."
„Lieblichster Jesu, herzliche Wonne."
„Wenn mich die Sünden kränken."
„Ich Erde, was erkühn' ich mich" (Störl. 1721. Nro. 265.).
„Nun ade, du Weltgetümmel."
„Ach stirbt denn so mein allerliebstes Leben."
„Je mehr wir Jahre zählen."

2.

Bald aber sehen wir **die Arienform in ihr zweites Stadium** eintreten, wo sie nun, ohne alle Nachklänge der ältern Zeit, ein fremdartiges Gepräge erhält, welches sie von der Volksmäßigkeit, an die sie sich im ersten Stadium noch lehnte, ausschließt, und wo die Liedersänger das Band, das sie an die Gemeinde knüpft, mehr und mehr vergessen und Dichtungen mit ihren Tönen nachzugehen sich bemühen, welche sich das Besonderste und Einzelnste zur Aufgabe gestellt haben. Dieß gilt hauptsächlich von

Johann Georg **Ahle**, geb. 1650, Sohn des Johann Rudolph Ahle, nach dessen Tod (1673) er, obwohl erst dreiundzwanzig Jahre alt, wegen seiner bereits bewiesenen Tüchtigkeit in der Tonkunst, seine Stelle als Organist an der Kirche zu St. Blasien in Mühlhausen erhielt. Er wurde auch Rathsherr in seiner Vaterstadt und als Dichter im J. 1680 vom Kaiser Leopold I. mit der Dichterkrone geehrt. Er starb 1. Dez. 1706. Seine Hauptwerke sind: „Neues Zehn geistlicher Andachten. 1671" und — „die vier Musen der musikalischen Mailust, die Unstermusen. 1676. 1677." Er schrieb nicht als Glied der Gemeinde seine Arien nieder, um damit dem Gefühl der Gemeinde eine Stimme zu verleihen, sondern kleidete sie nur nach seiner besondern Empfindung kunstmäßig in Töne mit allerlei weltlichem Schmuck, der so sehr mit ihnen verwachsen war, daß er durch Vereinfachung nicht von ihnen abzustreifen war, wie bei Hammerschmidt und seinem Vater, sondern belassen werden mußte, wenn man nicht zugleich ihr Wesen verletzen wollte. Darum waren seine Arien auch niemals für den Gemeindegesang geeignet, obgleich ihnen, abgesehen vom Mangel an Volksmäßigkeit, das Lob der Sangbarkeit und Erfindung nicht abgesprochen werden kann und man sie für Händel'sche Arien halten könnte, so sehr nähern sie sich diesen spätern Formen des achtzehnten Jahrhunderts, die sie eigentlich vorbilden.

Der Reiz des Neuen, der in der Arienform für den kirchlichen Gemeindegesang lag, überwältigte nun allmählich auch die Ehrfurcht gegen die alten Kirchenmelodien aus den Blüthetagen der Reformationszeit; die zierlichen Formen der Neuzeit gefielen nun besser, als die massenhaften, großartigen Formen der alten Glaubenszeit, und es regte sich der Wunsch, die alten Weisen von allen Unebenheiten und Härten zu befreien, die man der modernen Zierlichkeit gegenüber in ihnen zu finden meinte, und sie dem neuen Geschmack anzupassen, indem man ihnen durch neue Tonverbindungen harmonisch, wie melodisch, neues Leben einzuhauchen suchte. Dieß führte zuerst aus —

Wolfgang Carl **Briegel**, geb. 1626, anfangs Organist in Stettin, 1650 Cantor und später Musikdirektor zu Gotha, zuletzt aber Kapellmeister des Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt,

an deſſen Hof zu Darmſtadt er noch im J. 1709 als dreiundachtzigjähriger Greis lebte. Er iſt ein Concertmeiſter ganz in Hammerſchmidt's und J. Rud. Ahle's Art, der dieſe Art auch nach Süddeutſchland übertrug, und z. B. im J. 1660 „evangeliſche Geſpräche auf die Sonn- und Hauptfeſttage" unter Anwendung der Geſprächsform herausgab. Als er nun im J. 1687 zu Darmſtadt „das große Cantional oder Kirchengeſangbuch für Darmſtadt" beſorgte, ſo machte er alle kirchlichen Melodien dieſes Kirchengeſangbuchs ſeiner tonkünſtleriſchen Ueberzeugung dienſtbar und ſtrebte, ſie darnach umzugeſtalten. Der neue Kunſtgeſang überwältigt nun den alten Kirchen- oder Gemeindegeſang.

Die eigenen Melodien, die Briegel zum Darmſtädter Cantional von 1687 lieferte, ſind meiſt in der weichen Tonart, mit geradem Takt, ohne rhythmiſchen Wechſel. Sie zeugen von gedrücktem Geiſte. Von ihnen haben ſich ins Störl'ſche Choralbuch Würtembergs, und zwar ſchon in die erſten Ausgaben vom J. 1711 und 1721, Aufnahme verſchafft:

„So wünſch' ich nun ein' gute Nacht" — (Nro. 233).
„Trau auf Gott in allen Sachen" — (Nro. 247).

Andere in Frankfurt noch gebräuchliche ſind:

„Sollt es gleich bisweilen ſcheinen."
„Kommſt du, kommſt du Licht der Heiden."
„Welt hinweg, ich bin dein müde."

Wie im Darmſtädter Cantional von 1687, ſo finden wir es auch im „Nürnbergiſchen Geſangbuch. Mit einer Vorrede von Konr. Feuerlein, Prediger an St. Sebald. 1690." Hier findet ſich zum erſtenmal unter 187 Melodien, die Melodie:

* „Was Gott thut, das iſt wohlgethan, es bleibt".—

welche wahrſcheinlich von Pachelbel ſtammt, der wie andere aus dem jüngern Nürnberger Sängerkreis, z. B. Johann Löhner, Organiſt an der St. Lorenzerkirche, geb. 1645, † 1705, in der moderneren Arienform Tonſätze ſchuf und dem genannten Geſangbuch einverleibte.

Johann **Pachelbel**, der größte Orgelmeiſter der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, iſt geboren 1. Sept. 1653 zu Nürnberg, wo er den Unterricht des Heinrich Schwemmer, Dirigenten des Kirchenchors und Schulcollegen an der St. Sebaldkirche, eines Schülers von Joh. Erasmus Kindermann, genoß. Er ſtudierte zu Altdorf, wo er zugleich den Organiſtendienſt verſah. Hierauf lebte er in Regensburg als Mitglied des poetiſchen Gymnaſiums und widmete ſich den Wiſſenſchaften und der Tonkunſt. Vom J. 1672—1675 war er in Wien Stellvertreter des berühmten Organiſten Caſpar Kerl zu St. Stephan. 1675 wurde er von Wien nach Eiſenach als Hoforganiſt berufen und von da im J. 1678 als Organiſt an die Predigerkirche zu Erfurt verſetzt, wo er zwölf Jahre lang wirkte, bis er im J. 1690 als Organiſt nach Stuttgart kam. Schon nach zwei Jahren wurde er aber von dort durch die Franzoſen vertrieben und nun am 8. Nov. 1692 als Organiſt an der Hauptkirche in

Gotha angestellt. Endlich kam er noch, im J. 1695, an Georg Casp. Wecker's Stelle als Organist zu St. Sebald in seine Vaterstadt Nürnberg, wo er am 3. Merz 1706 starb (s. Thl. II. zu Nro. 610.). Seine liedhaften Sätze sind sehr melodisch und sangbar; der Tonsatz zu obiger Melodie: „Was Gott thut", ist eine concertmäßige Durchführung derselben und umfaßt alle Strophen, jede wieder in andern Tongestalten und mit verschiedenartig figurirter Melodie, doch so, daß stets wieder die Grundmelodie durchklingt.

Auch in Würtemberg, wo die Concertmusik sich gleichfalls im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts eingebürgert hat und seit 1681 für den Chor- oder Figuralgesang „Joh. Albrecht Kreffen's, fürstl. würtemb. Vicekapellmeisters musikalische Seelenbelustigungen oder geistliche Concerte" im Gebrauch waren, versuchte der Cantor und Collaborator Daniel Speer zu Waiblingen in seinem im J. 1691 herausgegebenen „neuvermehrten würtembergischen Gesangbuch", in welchem den Liedern die Diskantstimme beigesetzt ist, die alten kirchlichen Melodien etwas abzuglätten. In den eigentlichen Kirchengesangbüchern aber, bei welchen jedem Lied die Melodie in der Diskantstimme vorangedruckt ist, wurde nichts geändert (s. S. 145). Ein alt gebräuchliches kirchliches Musikbuch Würtembergs im siebenzehnten Jahrhundert scheint das schon 1618 zu Stuttgart erschienene Werk gewesen zu seyn: „**Cantica sacra choralia, quae per totius anni curriculum in templis et scholis Ducatus Wirtemb. cantari solent, notis figuralium cantuum descripta.** Stuttg. 1618. 8."

3.

Mit dem letzten Jahrzehent des 17. Jahrhunderts treten wir in das **dritte Stadium der Arienform** ein, in welchem die geistliche Arie der Melodie des weltlichen Gesellschaftsliedes sich nähert und nun nicht mehr bloß von der weltlichen Kunstmusik, wie wir dieß im zweiten Stadium bei Cramer, Pastor im Ditmar'schen († 1683), und bei Neukranz finden, sondern auch von der weltlichen Volksmusik entlehnt.

Die Dichter, welche damals neue Lieder dichteten, besangen fast ausschließlich das Gefühl heiliger Liebe zu dem Erlöser unter dem Bilde irdischer Liebe nach Art des Hohenlieds und näherten sich so den weltlichen Liebesliedern. Die in solcher Dichtung angeschlagenen Töne der Sehnsucht, des Ahnens seliger Nähe, des Entzückens in innigster Verbindung mit dem Geliebten, dem Heiland, mußten nothwendig auch in den zu solchen Liedern gesungenen Weisen wiederhallen und denselben einen andern Ausdruck geben als zuvor, — den Ausdruck des Schmeichlerisch-Süßen, des Schmachtenden, der geistlichen Verzückung und Wollust. Um nun mit den Tönen an die Ueberschwänglichkeit solcher Gefühle hinanzureichen, haschten die Sänger nach neuen Ausdrucksweisen, die dem überschwänglichen Inhalt dieser heiligen Liebeslieder entsprächen und hiefür griffen sie nun, da in den-

selben die Bilder irdischer, weltlicher Liebe ihnen entgegentraten, ins weltliche Gebiet des Volksgesangs hinüber, wie dieß ja auch im Reformationsjahrhundert geschehen war (s. S. 83. 117 ꝛc.). So ist schon ums Jahr 1670 aus einer weltlichen Arie, die der Braut zu Ehren bei Hochzeiten gesungen wurde, die Melodie entlehnt zu dem Lied:

* „Nun sich der Tag geendet."

Mit dem weltlichen Volksgesang war es nun aber eben anders geworden. Die große Masse des Volks war allmählich in immer nähere Verbindung mit der Opernbühne getreten. Zu Hamburg wurden seit dem J. 1678 öffentlich Opern aufgeführt. Die von der Opernbühne herab in Verbindung mit scenischer Darstellung gehörten ansprechenden Singweisen hatten nun eine bei weitem größere und persönlichere Einwirkung auf die Hörenden und prägten sich viel tiefer ein, als die seither durch die Concertmusik vom Chor der Kirche herab dem Volk gebotenen liedhaften Gesänge des geistlichen Kunstgesangs. Der Volksgesang war nun bald von nichts Anderem mehr durchwebt und gestaltet, als von den der Opernbühne abgelauschten Klängen und Melodien. Die alte Erfindungsgabe des Volksgesangs versiegte nun, und alle Selbstständigkeit, die man ihm noch beimessen mag, bestand bloß in dem Aneinanderreihen des von der Opernbühne Zusammengerafften. Neben der Kirche, die seither fast die ausschließliche, jedenfalls vorzüglichste Pflegerin der Tonkunst gewesen, steht nun die Oper, das Theater, als weltliche Stätte der Tonkunst, und diese übte jetzt ihren Einfluß selbst auf kirchliche, geistliche Gesänge. War man früher bedacht, das Weltliche zu heiligen, so war man nun in einer, freilich unbewußten, Verweltlichung des Heiligen begriffen, und wenn gleich nicht solche Melodien, die unmittelbar und offenkundig von der Opernbühne stammten, dem kirchlichen Gebrauch angeeignet wurden, so drangen doch allerlei Opernklänge und in den Volksgesang übergegangene Reminiscenzen von der Opernbühne in die neuen geistlichen Melodien mit Arienform ein. In diesen zeigt sich nun auch neben dem Taktwechsel und dem Gegenüberstellen des bestimmt abgegränzten drei- und viertheiligen Takts, gar häufig und gerne der hüpfende, wiegende Schritt triplirter Takte, der sogenannte Trippeltakt.

Ein Vorläufer der so gestalteten geistlichen Arie war

Georg **Josephus**, von dem sonst nichts bekannt ist, als daß er bischöflicher Musikus in Breslau war. Er lieferte 184 Melodien zu den fünf Büchern des Werks von Angelus Silesius: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in Jesum verliebten Psyche. Breslau. 1657." Der eigenthümliche tiefe Geist des edlen Dichters der Jesuslieder spiegelt sich in diesen Melodien nicht ab; sie fassen bloß das äußerliche daran, den tändelnden Liebeston auf, der in vielen dieser Lieder des Silesius herrscht. Während eine frühere Zeit in ihren Melodien zu Liedern irdischer Liebe einen so reinen und keuschen Ton anschlug, daß dieselben später in Liedern heiliger Liebe ihre wahre

Heimath fanden und in kirchlichen Gebrauch kamen, wo sie dann mit denselben verschmolzen, ursprünglich und unmittelbar zu ihnen erfunden zu seyn schienen, so haben die Melodien des Josephus einen so weltlichsüßen Charakter, daß man sie zu allerhand schäferlich girrenden, weltlichen Liebesliedern verwenden könnte, ohne daß Jemand ihre ursprüngliche Bestimmung für geistliche Lieder errathen würde.

Die Nürnberger Gesangbücher von 1676 und 1690 hatten sieben dieser Melodien aufgenommen, später aber sind sie völlig verschwunden. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fanden des Angelus Silesius Lieder andere, meist unbekannte Sänger, so daß im Freylinghausen'schen Gesangbuch von 1741 sich 31 Melodien zu jenen Liedern finden, deren keine dem Josephus angehört.

Ein mehr oder minder ähnliches Gepräge haben die Melodien folgender Sänger:

Knorr v. Rosenroth, der mystische Dichter aus der zweiten schlesischen Schule (vgl. S. 187), welcher in seinem „neuen Helicon, 1684" sein eigener Sänger war und jedem Lied eine „Aria" mit leicht beziffertem Baß beifügte. Von den auf seine eigenen Lieder gefertigten Melodien haben sich noch erhalten:

„Jesu Kraft der blöden Herzen."
„Kommt, seyd gefaßt zum Lammesmahl."
„Jesu, mein Treuer" — ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 303.).

Joachim **Neander**, der fromme Dichter der reformirten Kirche (vgl. S. 204 f.), erfand manche treffliche Weise zu seinen Liedern, die sich in seiner „Glaubens- und Liebesübung oder Bundeslieder" in den vier ersten Ausgaben vom J. 1680—1689 finden. Davon sind jetzt in allgemeinem Gebrauch:

„Meine Hoffnung stehet feste" — ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 250.).
* „Wunderbarer König."
„Unser Herrscher, unser König" oder: „Komm, o komm du Geist des Lebens" ($\frac{\text{Störl}}{\text{Stötzel}}$ 1744. Nro. 70. und Würt. Choralbuch von 1828. Nro. 65.).
„Eitelkeit, Eitelkeit, was wir hier sehen."
„O starker Zebaoth, du meiner Seele Leben."

Georg Christoph **Strattner**, aus Ungarn gebürtig, stand zuerst in Durlach'schen Diensten, wurde dann Kapellmeister in Frankfurt a. M. und starb als Vicekapellmeister in Weimar im J. 1704 oder 1705. Er besang meist Joach. Neander's Lieder und die von ihm hiefür gefertigten Melodien wurden der fünften Ausgabe von Neander's „Glaubens- und Liebesübung auf hoher und vornehmer Personen Ansuchen nach durchgehends neu componirten — Singweisen eingerichtet" — im J. 1691 einverleibt. Von denselben ist noch bekannt:

* „Himmel, Erde, Luft und Meer."
* „Der Tag iſt hin, mein Jeſu bei mir bleibe."
* „Lobe den Herren, den mächtigen" — iſt jedoch eine bloße Ueberarbeitung einer alten Melodie auf ein h. Liebeslied: „Haſt du denn Jeſu dein Angeſicht gänzlich verborgen."

Bei Neander und Strattner iſt übrigens noch ein reinerer, ernſterer Arienſtyl, der noch nicht ſo ſtark weltlich tinctirt iſt. Anders iſt es bei

Heinrich Georg **Neuß**, geb. 1654 am 11. Merz zu Elbingeroda, war zuerſt Conrektor in Blankenburg im J. 1683, dann von 1684—1690 Rektor daſelbſt. Sofort kam er als Diakonus nach Wolfenbüttel, von wo er aber wegen ſeines „Pietismus" im J. 1692 verdrängt wurde. Er fand übrigens bald wieder eine Anſtellung als Reiſeprediger bei dem Herzog Rudolph Auguſt von Wolfenbüttel, bis er im J. 1696 Superintendent zu Remlingen wurde, von wo er im ſelbigen Jahre noch auf die Superintendentur Wernigeroda kam; dort ſtarb er am 30. Sept. 1716. Er gab im J. 1692 heraus: „Hebopfer zum Bau der Hütte Gottes, d. i. geiſtliche Lieder mehrentheils mit neuen und eigenen Melodeyen verſehen." Die Singweiſen, die er hier für ſeine Lieder entlehnt, waren meiſt weltlichen Urſprungs, ſelbſt aus einer franzöſiſchen Oper: »**Triomphe de l'amour**«, und beruhen meiſt auf mißklingenden Accorden, ohne alle Spur von rhythmiſchem Wechſel. Auch alte Melodien ſuchte er zu moderniſiren. Trotz ſeiner myſtiſchen theologiſchen Richtung war er der weltlichen Muſik nicht abhold. Er hielt das Entlehnen weltlicher Weiſen zu geiſtlichen Zwecken für eine der Weltliebe mit Recht und zum Heil abgerungene Beute, ſofern man nur deren weltlichen Urſprung für immer verwiſchen könne. Auch ſprach er die Anſicht aus, der Chriſt ſolle in der Kirche nicht ſo ſubmiß und traurig, ſondern friſch und fröhlich ſingen. Von ſeinen Melodien iſt noch bekannt:

„O Jeſu, du biſt mein" — Störl 1721. Nro. 187.).
„Nun iſt Heil, Kraft, Gewalt und Reich."
„O Jeſu meiner Seele Leben" — (Störl / Stötzel 1744. Nro. 268.).
„Auf, auf mein Herz und meine Sinnen."

Adam **Dreſe**, der bekehrte Kapellmeiſter und Geheimſchreiber des Herzogs Bernhard zu Sachſen-Weimar (vgl. S. 208). Schon als er 1651—1653 neben Neumark am Hofe zu Weimar lebte, fertigte er Arien, die Neumark in ſeinen Luſtwald vom J. 1657 aufnahm. Erſt nach ſeiner Bekehrung im J. 1680 fertigte er als Privatmann zu Jena Melodien zu ſelbſtgedichteten frommen Liedern, die er dann in ſeinen religiöſen Privatverſammlungen ſingen ließ. Sie mögen ums J. 1695 entſtanden ſeyn und finden ſich zum erſtenmal gedruckt in dem Darmſtädter Geſangbuch von 1698, von dem ſogleich die Rede ſeyn wird. Bekannt ſind davon noch:

* „Seelenbräutigam, Jesu Gotteslamm."
„Jesu rufe mich" — (Störl / Stöpel 1744. Nro. 213.).
„Seelenweide, meine Freude."

Die eigentliche Niederlage, das wahre Sammelbuch aller um diese Zeit in der geschilderten weltförmigen Arienform gesungenen Weisen, ist —

das **Darmstädter Gesangbuch von 1698** mit 361 Liedern und 123 Melodien. Es hat den Titel: „Geistreiches Gesangbuch, vormals in Halle gedruckt (1695), nun aber allhier mit Noten der unbekannten Melodien und 127 Liedern vermehrt, zur Ermunterung glaubiger Seelen mit einer Vorrede Erh. Phil. Zuehlen's, jüngern Stadtpredigers und Definitoris daselbst. Darmstadt bei Griebel. 1698." Es heißt deßhalb auch das Zuehlen'sche Gesangbuch. In diesem Gesangbuch ist jene neue Richtung des Liedergesangs und der Tonkunst der evangelischen Kirche am entschiedensten ausgesprochen. Es enthält gar keine ältere, sondern nur neuere Lieder und Melodien. Die Dichter, von denen hier meist zum erstenmal in einem kirchlichen Gesangbuch Lieder gefunden werden, gehören alle der durch Spener angeregten glaubenswarmen, zum Theil auch mystischen Richtung an, wie G. Arnold, Bernstein, Buchfelder, Büttner, Crasselius, Gotter, Herzog, Kongehl, Lackmann, Lange, Liscov, Petersen, Benj. Prätorius, Richter, Schade, Schröder, Scriver, Seebach, Henr. Catharine v. Gersdorf und Tranquilla Wolf. Den Liedern dieser Dichter, voll der innigsten, sehnsüchtigsten Liebe zu Gott und Christo und voll freudigen Glaubens im Gefühl der Kindschaft, sind nun Melodien mit dem gleichen Ausdruck der Zärtlichkeit und Sehnsucht in schmeichlerisch süßem, schmachtendem Tone und der hellsten Freude im Tone geistlicher Verzückung beigegeben. Sie wurden entweder ganz neu dazu gefertigt oder waren schon einige Zeit zuvor in Privatversammlungen entstanden und gebraucht worden. Namentlich treffen wir darin auch alle die oben aufgezählten Sänger sammt ihren Liedern und Melodien, Neander, Drese, Knorr v. Rosenroth, Neuß ꝛc. In der Vorrede dieses absichtlich und entschieden den Gegnern des Neuen entgegengesetzten Gesangbuchs ist gegen diejenigen angekämpft, welche den Ton dieser neuen Lieder und ihrer Melodien, als dem kirchlichen Ernst mißziemend, tadelten. Es heißt nämlich unter Anderem: „Warum sollte Gott, der uns seinen Sohn, die ewige Weisheit, die allezeit vor ihm spielet (Prov. 8, 30.), geschenkt, mit ihm nicht die Mittel schenken, die uns inniglich und kräftiglich aufmuntern, durch freudige Erhebung unserer Stimmen vor ihm dem Vater zu singen und zu spielen in der allerfreundlichsten Begrüßung und Küssen seines liebreichen Vaterherzens, im Frohlocken und Freudenfeuer eines andächtigen und lieblichen Dankopfers? Geistreichen Liedern kann Niemand wehren, daß derjenige

durch sie erquickt werde, der mit dem Geiste der Freuden gesalbt ist. Er theilt dann unsere Freude und ist über uns mit Schalle fröhlich."

Melodien dieser Art sind z. B.:

* „Dir, dir Jehovah will ich singen" — gedichtet v. Crasselius; ursprünglich: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — ums J. 1690 bekannt; woraus später gebildet wurde:
* „Wer weiß wie nahe mir mein Ende."
* „Die Tugend wird durch's Kreuz geübt," ursprünglich:
„Ein Herz, das Gott erkennen lernt."
* „Sieh hier bin ich, Ehrenkönig" — Lied von Neander.
* „Friede, ach Friede, ach göttlicher Friede" — von Crasselius.
* „Eins ist noth, ach Herr, dieß Eine" — von Schröder.
„Selig, ja selig, wer willig erträget" — (Störl 1744. Nro. 360.).
„O fröhliche Stunden."

Bei den drei letztern Melodien namentlich wird ihr Ursprung aus der weltlichen Volksmusik recht klar, denn sobald sie lebhaft und rasch gesungen werden, tönt aus ihnen Volksjubel oder Tanzmusik dem Ohr entgegen.

In diesem Darmstädter Gesangbuch ist bereits die Entwicklung aufs entschiedenste vorgezeichnet, welche der kirchliche Liedergesang in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und der hiemit eintretenden pietistischen Zeit vorzugsweise nimmt. Die nächsten Anhänger Spener's fanden wir in diesem Gesangbuch als Dichter und Sänger, welche die Arienform in Verweltlichung und oft fast spielende Tändelei ausbreiteten und modisch zierlich gestalteten; dasselbe finden wir nun auch bei den aus den Spenerianern hervorgegangenen Pietisten, die mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Halle sich bereits festgesetzt haben. Durch den Halle'schen Pietismus und seinen großen Einfluß, den er in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts übt, verbreiten sich nun immer ausgedehnter jene weltlichgefärbten, aus der weltlichen Volksmusik entlehnten und nach dem unter dem Einfluß der jeweiligen Opernmusik stehenden Modegeschmack eingerichteten arienmäßigen Melodien, die gewöhnlich den Namen **Halle'sche Melodien** führen. Es sind „galante Melodien", die Mortimer auch die „menuettenartige Weise des Chorals" nennt. Sie entstanden in großer Zahl. Denn in der großen Anzahl neuer geistlicher Lieder, welche die Halle'sche Pietistenbewegung, den Liedergeist von Neuem weckend, hervorrief, lag die Aufforderung, dafür eine Menge neuer Melodien zu schaffen. Kirchliche Tonart und wahrer, lebendiger Rhythmus sind völlig aus ihnen verschwunden, weltliche Klänge schlagen aus ihnen an's Ohr, das Jonische oder Weiche, nebst der modernen Molltonart, hat die Herrschaft. Durch den hüpfenden Trippeltakt jedoch und öfters angebrachte punktirte Noten ist noch einiges Leben in diesen Weisen; auch haben sie eine liebliche, freilich oft nur zu große Süßigkeit, ein ungemein weiches

Anschmiegen an den Text. Auf die harmonische Entfaltung dieser Melodien legten ihre Erfinder keinen Werth. Es trat überhaupt schon einige Jahrzehnte zuvor, seitdem das Kirchenlied mehr und mehr das Gepräge eines bloßen Andachtsliedes erhalten und das subjektive Element sich immer mehr geltend gemacht hatte, jetzt aber nur noch um so mehr, weil die auf das innere Glaubensleben gerichteten pietistischen Lieder mehr die einsame Betrachtung oder den engern Kreis von Glaubigen und von Familiengenossen voraussetzen, die auf die Kirche und die ganze Gemeinde hindeutende Vielstimmigkeit der Choralmelodien zurück. Ohnedem war auch die frühere Kunstbildung der Gemeinden, wodurch allein solch vielstimmiger Gesang möglich war, seit dem dreißigjährigen Krieg mehr und mehr verloren gegangen. So sind denn nun auch diese Halle'sche Melodien, nachdem zuvor schon vier- oder mehrstimmige Gesang- und Choralbücher immer seltener geworden waren, bloß noch zweistimmig gesetzt, — eine Diskantstimme, der die Melodie zugetheilt ist, und der Generalbaß, ein bezifferter Baß. Die Mittelstimmen, die bloß zur Ausfüllung des Accords dienten, wurden von der Orgel gespielt. „Es zog sich nun," bemerkt Hauber in dem S. 89 angeführten Aufsatz, eben so richtig, als naiv, „Leben und „Bewegung aus den Mittelstimmen zurück und verlegte sich in den „Baß, weßhalb wir auch einen äußerst unruhigen Baß finden, dem „man wohl ansieht, wie er sich Mühe giebt, die trägen Mittelstimmen „zu ersetzen. Gegenüber von dem steifen Gang des Basses in neuern „Choralbüchern könnte dieß als ein Vorzug erscheinen, aber es ist ein „Uebelstand; es macht den Eindruck des Unschicklichen, des Gemeinen, „wie wenn ein alter Mann tanzte."

Merkwürdig ist es, daß gerade durch die Spenerisch gesinnten frommen Männer, und noch entschiedener durch die Pietisten, welche sich gegen die Welt und das weltliche Wesen in Betreff der sogenannten Mitteldinge in solch entschiedenen Gegensatz stellten, der weltartige Ton, die weltförmige Arie in den Choralgesang der evangelischen Kirche eingeführt wurde. Einerseits aber lag dieß überhaupt in dem ganzen Entwicklungsgang der kirchlichen Musik, die durch die Concertmusik bereits das weltartige Element in sich aufgenommen hatte; andererseits in dem Charakter und Inhalt der Lieder, für welche Weisen zu schaffen waren; süße, weiche Klänge mußten den Liedern des Halle'schen Pietismus geliehen werden, denn es sind Lieder der innigsten, oft ins Schmachtende ausgearteten Jesusliebe und des innersten Glaubenslebens, das sich bald in wehmüthigen Klagen über die Noth des sündigen Herzens, bald in lieblichen Zeugnissen von dem süßen Frieden, den die Seele in Christo schmeckt, und von einer in sich vergnügten Frömmigkeit ausspricht. Dazu kommt noch, daß durch den Pietismus das allgemein- und objektiv-kirchliche Gebiet aufgegeben war und daß sein Grundwesen eine in einen kleinern Privatkreis oder in die Stille des Gemüths sich zurückziehende Frömmigkeit ist,

weßhalb die pietistischen Sänger keinen Grund und Trieb hatten, am objektiv Kirchlichen im Choralgesang streng festzuhalten, vielmehr der subjektive Gefühlsdrang auf dem Gebiete der Privatfrömmigkeit es vorzog, sich auch in Bezug auf den geistlichen Gesang frei von den alten kirchlichen Regeln regen zu können.

Der Vater dieser Halle'schen Melodien ist Anastasius **Freylinghausen**, der Schwiegersohn und Gehülfe A. H. Franke's, des Gründers des Halle'schen Pietismus, von 1695—1739 in Halle thätig (s. S. 235 f.). Er war es, der viele solcher Melodien für die Haus- und Privatandachten im Waisenhaus nicht nur selbst schuf, zum Theil für seine eigene Lieder, sondern auch mit möglichstem Fleiß sammelte und sie in Verbindung mit den klangvollsten älteren kirchlichen Weisen in das S. 238 bereits genannte Werk: „Geistreiches Gesangbuch u. s. w. Halle. 1. Thl. 1704. 2. Thl. 1714" zusammenfaßte. Nach seinem Tode gab Dr. Gotthilf August Franke die ganze Sammlung im J. 1741 in Einem Bande heraus mit 1581 Liedern und 609 Melodien.

Die ältern Melodien sind meist mit viel Zwischennoten und Schnörkeleien versehen und dem Zeitgeschmack angeeignet, von neuern Melodien kamen viele aus dem Darmstädter Gesangbuch, 31 neue meist von unbekannten Sängern zu den Liedern des Angelus Silesius und natürlich eine noch viel größere Anzahl neu erfundener zu den neugedichteten Liedern der pietistischen Dichter. Namentlich Dr. Christian Friedrich **Richter**, der edle Dichter und Arzt am Halle'schen Waisenhaus (von 1699—1711) (vgl. S. 244) fertigte dazu manche neue Melodie, wie z. B.:

„Wirf ab von mir das schwere Joch der Sünden."
„Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen."
a cis cis h e a d cis h

Von diesen Halle'schen Melodien, von welchen freilich die größte Anzahl zunächst für Privatversammlungen gefertigt war und dort auch leicht und mit Herzenslust gesungen werden konnte, während sie für die Kirche weniger oder gar nicht geeignet war, fanden gar manche der lieblichsten und klangvollsten, die Herz und Ohr ungemein ansprechen, in kurzer Zeit den Weg in die Kirchen. Das neueste Württ. Choralbuch hat von ihnen, so weit sie nicht schon beim Darmstädter Gesangbuch genannt sind, folgende aufgenommen:

Aus Freylinghausen's erstem Theil:

„Macht hoch das Thor, die Thüren weit"
ursprünglich:
„Macht hoch die Thür, die Thor macht weit."
„Dieweil ich auferstehe."
„Mein Jesu, der du mich."
„Fahre fort, fahre fort."
„Mein Jesu, dem die Seraphinen."
„Auf Triumph" (agni pugna et draconis).

„Wo ist mein Schäflein"
ursprünglich:
„Wo ist mein Schönster, den ich liebe."
„Es glänzet der Christen."
„Es kostet viel ein Christ zu seyn."
„Der lieben Sonne Licht und Pracht."
„Morgenglanz der Ewigkeit."

Aus Freylinghausen's zweitem Theil:

„Lobe den Herren, o meine Seele."
„Erquicke mich, du Heil."
„O Sünder denke wohl."
„Gott, den ich als Liebe kenne."
„O ew'ger Geist, deß Wesen" — (eine ältere von Freylinghausen bloß in den Trippeltakt gekleidete Weise).

Ein jüngerer Halle'scher Sänger, der Cantor J. G. **Hille** in Glaucha, um's J. 1739, erfand die Weisen:

„Mein Heiland nimmt die Sünder an" — g c a g d d f e
„Einer ist König, Immanuel sieget."

Unter dem unverkennbaren Einfluß dieser Halle'schen Sangweise entstanden in der ersten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts mehrere anderweitige Choralbücher.

So erschien im J. 1715 von dem um's J. 1700 zu Gotha als Kapellmeister angestellten Christian Friedrich Witte († 1716) ein Choralbuch unter dem Titel: „Neues Gothaer Cantional mit dem Generalbaß", aus welchem sich folgende Melodien verbreitet haben:

„Nicht so traurig, nicht so sehr" — c g a a g f e
* „Mein Jesus lebt, was soll ich" — g h a g a fis g a g
„Ich erhebe, Herr, zu dir."

So erschien ferner in **Würtemberg**, auf welches der Halle'sche Pietismus den stärksten Einfluß übte, im J. 1711 das Störl'sche Choralbuch. Der Herausgeber war

Johann Georg Christian **Störl**, geb. im J. 1676 zu Kirchberg im Hohenlohe'schen. Schon in seinem zwölften Jahre kam er wegen seiner vortrefflichen Stimme in die Würt. Hofkapelle nach Stuttgart. Hier erwarb er sich durch seine Talente und sein gutes Betragen die Gunst des Herzogs Eberhard Ludwig, so daß ihn dieser auf seine Kosten im J. 1697 zu dem berühmten Orgelmeister Joh. Pachelbel (S. 439) nach Nürnberg schickte, um bei demselben das Clavier und die Tonsatzkunst zu erlernen. Im J. 1701, nachdem er ihn zuvor zu seinem Hoforganisten ernannt hatte, schickte er ihn nach Wien zu dem berühmten Kammerorganisten Ferdinand Tobias Richter, um unter dessen Leitung das Studium der Tonsatzkunst weiter fortzusetzen. Dort hielt er sich über ein Jahr lang auf und machte dann noch im J. 1703 eine Reise nach Venedig, Florenz und Rom, wo er ein ganzes Jahr lang blieb und sich die Achtung und Freundschaft eines Fr. Grassi, B. Pasquini und A. Corelli erwarb. Im J. 1704 kehrte er gründlich gebildet in der Tonkunst nach Stuttgart zurück,

worauf ihn der Herzog sogleich zum Hofkapellmeister und Organisten an der Stiftskirche ernannte. Diese Stellen verwaltete er bis zu seinem Tode im J. 1730. Im J. 1710 fertigte er liebliche „Arien und Cantaten **a Canto e Basso**“ auf des Kanzleiadvokaten Fr. Conrad Hiller zu Stuttgart geistliche Lieder (s. S. 287). Im Manuscript giebt es von ihm auch einen ganzen Kirchenjahrgang, enthaltend: Evangelien-, Epistel-, Fest-, Apostel-tags-, Passions-, Leichen- und Abendmahlsstücke. In demselben Jahr 1711 trat denn nun auch von ihm besorgt das neue Würtembergische Choralbuch an's Licht unter dem Titel: „Choral-Schlagbuch von alten und neuen, vornämlich in Dr. Hedinger's Gesangbuch enthaltenen Liedern in Diskant und Generalbaß. Stuttg. 1711.“

In der Vorrede dd. 10. Merz 1710 ist gesagt, es habe seither in Würtemberg beim öffentlichen Gottesdienst in der Kirche an harmonischer Zusammenstimmung sowohl mit, als ohne Orgel gefehlt, was von dem Mangel eines gut und reinen mit Diskant und Baß ohne Fehl versehenen Gesang- und Notenbuchs herrühre. In dem großen Kirchengesangbuch mit seinen 96 Melodien, welches eben noch einmal in demselben J. 1711 mit 161 Melodien, unter welchen übrigens nur wenige neue waren, wie z. B.: „Eins ist noth“ — „Jesu, hilf siegen“ — „Zeuch ein zu deinen Thoren“ — „Zeuch mich, zeuch mich“, neuvermehrt aufgelegt wurde, war bloß die Melodie führende Diskantstimme gegeben. Störl dagegen giebt nun die Melodien, unter welchen etliche hundert neue auf Lieder, die zuvor noch keine Melodie gehabt, sich befinden, mit gutem Diskant und Baß, auch beigefügten nothwendigsten Zahlen, anstatt des Generalbasses, versehen.

Im J. 1721 erschien eine zweite Auflage des Störl'schen Choralbuchs mit 283 Melodien, worunter 14 Parallelmelodien sich befinden unter dem Titel: „Neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalter-Spiel oder neu aufgesetztes Würtembergisch-vollständiges, nach der genauesten und reinesten Sing- und Schlag-Kunst eingerichtetes Schlag-, Gesang- und Noten-Buch — von Störl. Stuttg. bei J. B. Metzler. 1721.“ Der Professor der Poesie am Stuttgarter Gymnasium, Joh. Ulrich Ehrhard, setzte Störl'n ein Ehrengedicht an die Spitze dieses neubezogenen Harpfen- und Saitenspiels, worinn es am Schlusse heißt:

Der Höchste wird Herrn Störl die Mühe schon belohnen,
Dem Assaph unsrer Zeit, in welchem man sieht wohnen
Der Gaben hohen Schmuck, mit welchen er uns dient
Und einem Oelbaum gleich in Gottes Tempel grünt.

Von eigenen Melodien Störl's finden sich hier:

* „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“
„Entfernet Euch ihr matten Kräfte“
„Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn“
(gieng in die spätern Ausgaben des Freylingh. G. über).

Deßgleichen folgende, die, wenn sie auch nicht mit Entschiedenheit Störl zugeschrieben werden können, doch Würtembergischen Ursprungs zu seyn scheinen:

* „Sollt es gleich bisweilen scheinen"
g a h c d c h a a
* „Zeuch ein zu deinen Thoren"
* „Gott Vater, Herr, wir danken dir"
* „Wer Jesum bei sich hat" (Nro. 162 b.)
g b g d c b d c b a g
* „Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen"
oder: „Liebe die du mich zum Bilde"
* „Ich will dich lieben meine Stärke"
* „Folget mir, ruft uns das Leben"
* „Jesu hilf siegen, du Fürste des Lebens."

Nachdem nun im J. 1741 ein neues Landesgesangbuch für Würtemberg (s. S. 351 f.) erschienen war, gab der damalige Hofcantor Johann Georg **Stötzel** zu Stuttgart eine dritte Auflage des Störlschen Choralbuchs heraus unter dem Titel: „J. G. Chr. Störl's Weiland W. Kapellmeisters und Stiftsorganisten neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalter-Spiel u. s. w. zur Beförderung des öffentlichen und Hausgottesdienstes, in zwei Theilen herausgegeben von J. G. Stötzel. Stuttg. bei J. B. Metzler. 1744." Der erste Theil enthält alle diejenigen Melodien, welche seither in Würtemberg in kirchlichem Gebrauch waren, mit Zugabe weiterer Melodien, besonders aus der Zeit von Eccart an abwärts bis auf Störl und Stötzel; es sind 223 Melodien, unter welchen sich zwölf Parallelmelodien befinden; sie sind in der durch das Landesgesangbuch von 1741 vorgewiesenen Ordnung der Lieder aufgeführt. Dieselben sind dann auch in einer im J. 1750 durch Cotta veranstalteten großen Ausgabe des 1741er Gesangbuchs nach Art des alten „Gros-Kirchengesangbuchs" unter Stötzel's Besorgung und hie und da vorgenommener Tonübersetzung jedem betreffenden Liede vorangedruckt. Der zweite Theil oder „Anhang" enthält 188 Melodien zu Liedern, die in dem genannten Gesangbuch nicht enthalten sind, aber doch, wie die Vorrede sagt, „theils zu allen, in denen gemeinsten inländischen (Privat-) Gesangbüchern enthaltenen, theils — damit diese Arbeit auch ausländischen Liebhabern Nutzen brächte — zu andern außer Lands beliebten Gesängen zu gebrauchen sind." Dieser Anhang ist eigentlich ein Auszug der besten und beliebtesten Melodien aus Freylinghausen's Gesangbuch, so daß uns hier eine Menge der Halle'schen Liebeslieder auf Jesum begegnen, fast in derselben Ordnung, wie sie Freylinghausen aufführt, z. B.:

„Du zuckersüßes Himmelsbrod" — „Ihr Kinder des Höchsten, wie steht's um die Liebe" — „Die lieblichen Blicke, die Jesus" — „Ach ziehe mich, ach ziehe mich, mein Jesu" — „Ich suche dich in dieser

Ferne" — „Jesus ist mein schönstes Licht" — „Komm, Liebster, komm in deinen Garten" — „Nur Jesus ist mein Leben" — „Schönster aller Schönen" — „Wie ein Turteltäubelein" — „O Vaterherz, o Liebesbrunst" — „Mein Freund zerschmelzt aus Lieb" — „O Täublein, flieg zu deinem Fenster" — „O Jesu, mein Bräut'gam, wie ist mir so wohl" — „Zerfließ, mein Geist, in Jesu Blut" — „Welt, packe dich, ich sehne mich" — „Wo willt du hin, weils Abend ist, verliebter".

Manche von Störl in zu hohem Tonverhältniß gegebene Melodien versetzte Stötzel in dieser Ausgabe in einen niederern Ton und umgekehrt. Er hatte bei seinem Tonsatz stets den mittlern Ton im Auge; im Uebrigen ist Störl's und Stötzel's Satzart nicht viel verschieden. Hier finden sich erstmals folgende ins neueste Würt. Choralbuch aufgenommene Melodien oder vielmehr Arien:

Aus Theil I.:

*	„So führst du doch recht selig"	von Störl.
*	„O Jerusalem, du schöne" — 1711	von Störl.
*	„Ruhet wohl, ihr Todtenbeine" — 1711	von Störl.
*	„O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen"	von Stötzel.
*	„Nun danket all und bringet"	
*	„Meine Seel' ermuntre dich"	vielleicht auch von Störl oder Stötzel, jedenfalls Würtemb. Ursprungs.
*	„Ach, wenn werd' ich dahin kommen"	
*	„Meinen Jesum ich erwähle"	
*	„Theuerster Immanuel"	
*	„Meinen Jesum laß ich nicht" c c b a g g f	
*	„In allen meinen Thaten" oder: „Herr, höre, Herr, erhöre"	
*	„Meine Armuth macht mich schreien" g d g a b a g a a	

Aus Theil II.:

*	„Mein Heiland nimmt die Sünder an" — aus Es Dur es b c b as g f es	
*	„Mein Salomo, dein freundliches Regieren"	von Störl.
*	„Der schmale Weg ist breit genug"	von Störl.
*	„Die Nacht ist vor der Thür".	von Störl.

Während aus der zweiten Ausgabe dieses Störl'schen Choralbuchs vom J. 1721 97 Melodien in das neueste Würt. Choralbuch kamen, sind es deren 118 aus dem ersten und 18 aus dem zweiten Theil der dritten Ausgabe von 1744; unter diesen 136 sind 80—82 ältere Kernmelodien, die vor 1690 entstanden waren. *

---

* Von den im neuesten Würt. Choralbuch stehenden Choralnummern befinden sich folgende in dem Störl-Stötzel'schen Choralbuch vom J. 1744, wobei bemerkt wird, daß die mit * bezeichneten schon im Störl'schen Choralbuch vom J. 1721, die mit ** bezeichneten noch früher, auch schon in der Ausgabe des Würt. großen Kirchengesangbuchs vom J. 1711 (s. S. 449), und die mit *** bezeichneten selbst auch schon in den ältesten Ausgaben des Würt. großen Kirchengesangbuchs von 1595 bis 1664 sich vorfinden:

Nach völligem Verschluß der dritten Ausgabe besorgte **Stötzel** im J. 1777 eine vierte Auflage des Störl'schen oder eigentlich eine zweite Auflage des Störl-Stötzel'schen Choralbuchs unter dem Titel: „Neubezogenes Davidisches Harpfen- und Psalter-Spiel oder neu aufgesetztes nach dem Würt. Landesgesangbuch eingerichtetes Choralbuch. Zum zweitenmal herausgegeben von J. G. Stötzel, Hofcantor. Stuttg. bei Metzler. 1777." Der erste Theil enthält auch wieder die zunächst zu den Liedern des Gesangbuchs von 1741 gehörenden Melodien, jedoch bloß einen Auszug derselben von 194 Nummern.

Die übrigen 39 blieben weg, weil sie sich nicht recht in den Kirchen eingebürgert hatten. Noch bedeutender abgekürzt ist der zweite Theil oder Anhang, indem er nur noch 51 Melodien enthält. Im ersten Theil dieser Ausgabe findet sich neben der früher hiezu gewöhnlichen Melodie: „Auf, hinauf zu deiner Freude" zum erstenmal die nun ins Würt. Choralbuch aufgenommene Weise:

* „Ruhe ist das beste Gut" — (Nro. 86.).

c g a a g f e

Auch in die im J. 1727 constituirte **Brüdergemeinde zu Herrenhut** giengen die Halle'schen Melodien über. Ihr Stifter, Graf v. Zinzendorf, war in Halle erzogen und ließ anfangs in Herrenhut Alles auf Halle'sche Manier singen. Als diese Gemeinde im J. 1735 ihr erstes Gesangbuch bewerkstelligte, nahm sie die vorzüglichern der Halle'schen Melodien, die wir größtentheils schon kennen gelernt haben, auf, z. B.: „Gott, den ich als Liebe" — „Ich will dich lieben" — „Mein Jesu, dem die Seraphinen" — „Es halten eitele Gemüther" — „Mein Jesu, der du mich" — „Folget mir, ruft uns" — „Der lieben Sonne Licht und Pracht" — „Wo ist mein Schäflein" ꝛc. Der Brüdergemeinde eigenthümlich sind folgende aus ihrem eigensten Wesen hervorgegangene, auf Zinzendorf'sche Lieder gefertigte Melodien des neuesten Würt. Choralbuchs:

Nro. 3**. 7**. 8***. 9**. 10*. 11***. 12***. 13**. 14***. 15*. 16**. 17. 18*. 19. 24*. 25. 26**. 28***. 29. 30. 33**. 35. 37. 41***. 42*. 44**. 46***. 47**. 48. 49**. 50**. 52**. 53**. 55. 56. 57**. 59. 60. 61***. 64***. 65. 67**. 72. 74*. 77. 78. 79. 80. 85**. 86. 88*. 89*. 90**. 91**. 92. 94. 95. 96*. 97. 98*. 101**. 102. 103***. 104***. 107**. 108. 109***. 111*. 112**. 113. 114***. 115***. 116**. 117***. 118***. 119***. 120**. 121***. 122***. 124**. 125. 126*. 128*. 130*. 131**. 132*. 133**. 134**. 135**. 137**. 138***. 139***. 140**. 141. 142**. 143*. 144***. 145. 147**. 150. 152. 154. 157*. 158**. 161**. 162*. 164**. 165**. 169**. 170**. 173*. 174*. 177**. 178. 179***. 180***. 181***. 183. 184***. 185a*** und b*. 186*. 187***. 188***. 189.a 194a**. 195. 196**. 201***. 202***. 204***. 205**. 206**. 207**. 208***. 210***.

* „Herz und Herz vereint zusammen"
* „Die wir uns allhie beisammen finden"

Hieher gehört auch:

* „O du Liebe meiner Liebe" — nach der Volksweise: „Sollen nun die grünen Jahre" — das Lied ist von Ang. Silesius.

Der geistliche Gesang gestaltete sich überhaupt in dieser Gemeinde je länger, desto eigenthümlicher; er wird noch viel süßlicher, als der Halle'sche und schlägt mehr und mehr bis gegen 1784 hin in's Empfindsame und Unkirchliche um. Er war dabei nur für das nächste Bedürfniß des gemeinschaftlichen Gesangs einfach und singbar gestaltet.

4.

Während nun bei diesem Halle'schen Liedergesang die Pflege der Harmonie und des kunstvollen Satzes in völligem Verfalle war, und der eigenthümliche Sinn für die kirchlichen Grundformen gänzlich verschwunden ist, begegnet uns in dieser ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein weit hinragender Tonmeister, bei dem wir eine völlige Erneuerung der Kunst des Setzers mit viel reichern Mitteln denn zuvor — und die vollendetste Ausgestaltung der Arienform erblicken. Es ist

Johann Sebastian Bach, der Vollender des Gebäudes der Harmonie. Er ist geb. 21. Merz 1685 zu Eisenach, wo sein Vater, Johann Ambrosius Bach, Hof- und Rathsmusikus war. Als er schon im zehnten Jahr seine Eltern verloren hatte, kam er zu seinem ältern Bruder, Johann Christoph, nach Ordruff, wo derselbe Organist war, um unter seiner Anleitung den Grund im Clavier zu legen. Schon als Knabe hatte er eine so brennende Begierde zur Musik, daß er seinem Bruder ein durch keinerlei Bitten zu erhaltendes Notenbuch von Pachelbel'schen Clavierstücken heimlich entwendete und Nachts beim Mondenschein in einer Zeit von sechs Monaten abschrieb. Nach seines Bruders Tod kam er auf das Gymnasium zu Lüneburg, von wo aus er fleißig nach Hamburg gieng, um den berühmten Organisten Joh. Adam Reinken zu hören. Im J. 1703 wurde er Hofmusikus in Weimar und 1704 Organist in Arnstadt. Hier namentlich bildete er sich durch fleißiges Studium der Werke des Bruhns, Reinken und Buxtehude, zu dem er ein ganzes Vierteljahr lang nach Lübeck gieng, zum großen Organisten und Tonsetzer aus. Im J. 1707 kam er als Organist in die Reichsstadt Mühlhausen, wo kurz zuvor am 1. Dez. 1706 Johann Georg Ahle (s. S. 438), sein unmittelbarer Vorgänger, gestorben war. Der Geist beider Ahle, des Vaters, Joh. Rudolph, und des Sohns, der Schöpfer der Arienform im geistlichen Tonkunstgebiet (s. S. 433 u. 438), wirkte hier merklich auf ihn ein, so daß er dann später es war, welcher die Arienform vollends aufs Eigenthümlichste ausgestaltete. Bereits im J. 1708 erhielt er den Ruf nach Weimar auf die Hoforganistenstelle; hier componirte

er seine meisten Orgelstücke, worinn er sich meisterhaft zeigte. Nachdem er daselbst im J. 1714 auch zum Concertmeister ernannt war, war er dadurch veranlaßt und gehalten, die Kirchenstücke zu componiren und aufzuführen. Wir haben fünf Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage von ihm, auch viele Oratorien. Im J. 1717 sodann berief ihn der Fürst von Cöthen als Kapellmeister. Von Cöthen aus besuchte er noch einmal seinen unterdessen hundert Jahre alt gewordenen Meister Reinken und ließ sich vor ihm in der St. Catharinenkirche im Beiseyn des Magistrats über zwei Stunden lang auf der Orgel hören. Da rief der alte Reinke, entzückt über sein Orgelspiel, am Schlusse aus: „Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben, ich sehe aber jetzt, daß sie noch lebt." Er war aber auch wirklich der größte Orgelspieler, den es je gegeben. So schwer die Orgel- und Clavierstücke waren, die er selbst componirte, so leicht waren sie für ihn. Er hatte sich eine eigene Fingerordnung ausgesonnen, bei der besonders der zuvor fast nie gebrauchte Daumen in Mitthätigkeit gezogen ist, so daß es ihm nicht schwer fiel, die größten Schwierigkeiten mit der fließendsten Leichtigkeit herauszubringen. Auf dem Pedal mußten seine Füße jedes Thema, jeden Gang ihren Vorgängern, den Händen, aufs genaueste nachmachen, so daß kein Vorschlag und kein Triller fehlen durfte; er machte oft mit beiden Füßen zugleich lange Doppeltriller, indeß die Hände nichts weniger, als müßig waren. Hiller sagt deßhalb von ihm, „er habe mit den Füßen Sätze ausgeführt, die den Händen manches nicht ungeschickten Clavierspielers zu schaffen machen würden." Endlich im J. 1723 berief ihn der Rath von Leipzig an die Thomasschule als Musikdirektor, worauf ihm auch einige Jahre später der Titel eines Königl. polnischen Hofcomponisten durch den Churfürsten von Sachsen ertheilt wurde. In Leipzig wirkte er nun als fruchtbarer Tonmeister 27 Jahre lang. Nach und nach verlor er aber durch eine mißlungene Augenoperation seine vorige Gesundheit und starb 65 Jahre alt am 28. Juli 1750 am Schlag. Ausführlich hat sein Leben Kapellmeister Hiller in den „Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler, erster Band", beschrieben.

Bach hat, während die meisten Tonkünstler dieser Zeit den Choral, die alte Kirchenweise, fast geringschätzten und bei ihren größern, der theatralischen Form immer mehr genäherten, geistlichen Tondichtungen denselben nur oberflächlich und flüchtig behandelten und ihn allein im Orgelspiel, als Grundlage künstlicher Ausführungen, einer größern Rücksicht würdigten, sich wieder mit aller Vorliebe den alten Chorälen zugewendet und einen ganz besonders tiefen Sinn für die kirchlichen Grundformen gezeigt. Nicht bloß für die Orgel harmonisirte er sie, nicht bloß zu künstlichen Orgelausführungen benützte er ihre Melodien, worinn er Meister war, er suchte sie auch durch eigene vierstimmige Tonsätze in der reichsten Harmoniefülle ihrem innersten Wesen und Gedanken nach zu entfalten und zu überarbeiten. Dann

webte er sie gewöhnlich seinen geistlichen Concerten, in denen er nach Hammerschmidt's Vorgang (s. S. 430) die Gesprächsform zwischen dem Schriftwort und einer kirchlichen Weise liebt, ein, indem er neben Recitativen, Duetten, Arien einen alten Prachtchoral durchklingen ließ, harmonisch belebt mit allen Mitteln der Vokal- und Instrumentalmusik. So webte er z. B. in seine „große Passionsmusik", eines der herrlichsten geistlichen Concerte (er schrieb noch vier weitere Passionen), unter die Recitativform, in der der evangelische Text der Leidensgeschichte vorgetragen wird und unter die in Arienform dazwischen eintretenden Sologesänge oder Duette die alten Kirchenweisen: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" — „O Welt, sieh hier dein Leben" („Nun ruhen alle") — „Was mein Gott will, das g'scheh all'zeit" — „O Mensch, bewein' dein' Sünden groß" — „Werde munter mein Gemüthe" (V. 4) — „O Haupt voll Blut und Wunden" („Herzlich thut mich") in reichster Tonfülle und mit der imposantesten Wirkung hinein. Besonders kunstvoll und ansprechend ist es, wie er hier einen Doppelchor einführt, bei welchem unter dem Chorgesang: „Kommt ihr Töchter, helft mir klagen" der alte Choral: „O Lamm Gottes", von einem andern Chor gesungen, wunderbarlich verwebet ist.

Er war der größte und tiefsinnigste Harmonist, und kein Tonkünstler hat, wie er, die verborgensten Geheimnisse der Harmonie zu solch künstlicher Ausübung gebracht. In seinen Tonsätzen, die alle mit dem wundervollsten Reichthum der Modulation und der kunstvollsten Stimmführung ausgestattet sind, besteht die Harmonie aus einer Verwebung mehrerer Melodien, die zugleich alle so sangbar sind, daß jede zu ihrer Zeit als Oberstimme erscheint. Im gebundenen Styl hat er unübertroffene Meisterwerke geliefert; „die Kunst der Fuge", in der er so groß dasteht, war sein letztes Werk; seine letzte Krankheit verhinderte ihn an deren Vollendung.

Bach fertigte auch eigene Choralgesänge, von denen aber die meisten ursprünglich nicht für den Gemeindegesang bestimmt sind, er bestimmte sie vielmehr in der ausgebildetsten Arienform für seine Oratorien, Cantaten und Motetten, so daß bei ihm dasselbe Verhältniß wiederkehrt, das wir bei den Concertmeistern des siebenzehnten Jahrhunderts, besonders bei einem Joh. Rudolph und J. G. Ahle, deren Nachfolger in Mühlhausen er war, erblicken. In den Gemeindegesang konnten diese kunstgeschmückten Arien nicht recht übergehen; am ehesten hat sich noch einige kirchliche Geltung verschafft die Melodie:

„O du dreieiniger Gott" — heißt auch:
„Wie gnädig warst du Gott" oder:
„O Gott, du frommer Gott."

Sein Sohn, Carl Ph. Emmanuel Bach in Hamburg, gab nach seinem Tode aus den Choralsammlungen, die der Vater sich angelegt hatte, heraus: „Vierstimmige Choralgesänge auf zwei Systeme ge-

zogen und herausgegeben von C. P. E. Bach. 1. Thl. 1765. 2. Thl. 1769"; beide Theile zusammen enthalten 400 Choräle. Eine zweite verbesserte Auflage hievon erschien in den Jahren 1784—86 in drei Theilen. Neuerdings gab Becker in Leipzig in den Jahren 1841 und 1842 eine Sammlung von 360 jener vierstimmigen Choräle heraus.

Blicken wir nun von diesem größten Orgelmeister aus, welcher das Orgelspiel zur höchsten Vollendung brachte, noch hin auf die **Orgel und ihren Gebrauch** während des siebenzehnten Jahrhunderts bis auf ihn.

In der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts ringt, nachdem schon Mich. Prätorius ums J. 1609 und 1611 die Orgel zu ausgedehnteren Ausführungen von Kirchenmelodien gebraucht hatte, der Hauptorgelmeister dieses Zeitraums, Samuel Scheidt, geb. 1587 zu Halle, Schüler Sweelinks und von 1620—1654 Organist und Kapellmeister des Markgrafen Christ. Wilh. von Brandenburg, mit dem Wohnsitz in Halle, aufs eifrigste darnach, der Orgel nun ein eigenes selbstständiges Kunstgebiet zu sichern und sie von der Dienstbarkeit eines bloßen Nachklingens des Gesanges, in der sie so lange gestanden, zu lösen. Er wollte für die Orgel eine Fülle selbstständig ausgebildeter, in eigenthümlichen Wendungen fortschreitender Stimmen deutlich darstellen, als sey jede durch einen einzelnen Sänger und Spieler besetzt. In flüchtigem Wechsel des Hinauf- und Herabwogens sollen die Stimmen der Orgel hinter dem Spieler jedes andern Instruments nicht zurückbleiben, während sie den Sänger darinn weit übertreffen. Wenn Scheidt damit oft auch weit die Gränzen des Kirchlichen überschritt, so hat er doch so dem Orgelspiele ein freies, selbstständiges Gebiet errungen.

Nun erhielt mit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts der Orgelbau seine wesentlichste Verbesserung durch die von Förner, geb. 1610, † 1680, neuerfundene, vermittelst der Windwage, die den Bälgen die nöthigen Windgrade giebt, zu bewerkstelligende Windprobe und durch Erweiterung der Claviere mit den noch mangelnden Obertasten. Noch förderlicher war die Erfindung der gleichschwebenden Temperatur, die im J. 1691 durch die Schrift: „Musikalische Temperatur oder wahrer mathematischer Unterricht, wie man die Orgelwerke wohl temperirt stimmen könne," ans Licht trat und dem Andreas Werkmeister, Organisten zu Halberstadt, früher zu Quedlinburg, zugeschrieben wird. Der Umfang der Claviatur wurde nun auch bis zum dreigestrichenen c getrieben, mit vier Octaven nebst zwei Octaven Pedal. Orgelmeister, die durch hohe Kunstfertigkeit sich auszeichneten, mehrten sich nun. Der größte derselben aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, Johann Pachelbel (vgl. S. 439), ordnet sich bei Begleitung des Gesangs der Gemeinde mehr den Bedürfnissen derselben unter,

als Scheidt, beschränkte aber sein Orgelspiel nicht bloß auf die Begleitung des Gesangs allein, sondern füllte mit demselben auch Ruhepunkte des Gesangs zwischen einzelnen Zeilen, zwischen Auf- und Abgesang ꝛc. durch frei und augenblicklich erfundene, die Ebenmäßigkeit des Ganzen nicht störende Zwischenharmonien aus. Im achtzehnten Jahrhundert sodann faßt Joh. Seb. Bach in seinem umfassenden Wirken die Richtungen jener beiden größten Orgelmeister des siebenzehnten Jahrhunderts zusammen und stellt sie in sich vereinigt dar.

Fünfte Periode.

Die Zeit der Aufklärung.

Vom Beginn des siebenjährigen Kriegs bis zum dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung. 1756—1817.

Das evangelische Kirchenlied als Moral- und Natur-Lied im Lehrton und Pathos.

Von Gellert und Klopstock bis Moritz Arndt.

Dr. Lange* schildert diese Periode als die Periode des allgemeinen christlichen Lebens, indem hier nicht mehr der Gottesdienst, nicht mehr das Grunddogma, die Confession, die Feier des innern Friedens ausschließlich das Kirchliche bilde, sondern das ganze Menschenleben, die ganze Weltbetrachtung durch den Geist Christi geheiligt und in die Kirche hereingezogen werden solle und der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben im Glauben und in den Werken in Liedern der Heiligung, die strenge Scheidung zwischen den Confessionen in Liedern der Nächstenliebe, allgemeinen Menschenliebe und Duldung, die Kluft zwischen dem Offenbarungsglauben und der sogenannten Naturreligion in der Verherrlichung des Schöpfers und der christlichen Naturfeier wegfalle. Er sieht in dieser neuen kirchlichen Grundrichtung der Zeit das eigenthümliche Walten des Geistes Gottes und hält es für eine Nothwendigkeit in dem christlichen Entwicklungsgang der Kirche und den natürlichen Entwicklungsgesetzen gemäß, daß nun auf eine Zeit, in der meist nur das innere Glaubensleben und der Herzensfrieden im Herrn besungen worden, auch die Weltverklärung im Glauben, besonders die Heiligung des Lebens und die sittlichen Lebensverhältnisse der Christen in den Kreis des geistlichen Lieds erhoben worden, daß auf die vielen Lieder des Glaubens und Vertrauens, in denen der Mensch sich selbst

---

* s. kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang im Grundriß, von J. P. Lange. Zürich. 1843.

in Sicherheit bringt, nun auch Lieder der Liebe folgen, in denen der Christ ausgeht, den Bruder zu suchen, zu retten und zu segnen in der Barmherzigkeit gegen den Nächsten.

Es ist hiemit die Lichtseite dieser neuen Richtung geschildert; — wenn aber nur nicht die Schattenseite viel überwiegender wäre; wenn nur nicht diese Lieder der Liebe meist so gar wenig im Boden des Christenglaubens wurzelten und die Richtung, die vorher in die innersten Tiefen des christlichen Gemüths gieng, nun nur nicht, in das Gegentheil umschlagend, auf das Gebiet äußerlicher Pflichterfüllung sich verlaufen würde; wenn sich nur nicht der mehr und mehr überhandnehmende, zerstörende Verflachungstrieb jener Zeit gegen die Kirche mit ihren Glaubenslehren, mit ihren Rechten und Ordnungen gerichtet hätte, so daß das christliche Leben in ein allgemeines, menschliches Leben nach den Regeln der Vernunft sich verflachte.

Der Hauptbebel dieser neuen Richtung ist das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Theologie eindringende rationelle Element, welches den kirchlichen Sinn und den frommen Glauben, somit die eigenste Nahrung des Kirchenlieds, mehr und mehr verschlang. Zunächst durch die Leibnitz-Wolfische Philosophie, welche wir am Schluß der vorigen Periode den Pietismus in Halle verdrängen und die Nothwendigkeit geltend machen sahen, die Kirchenlehren als Vernunftwahrheiten zu demonstriren, lernte man von dem eigenthümlich Christlichen und Biblischen in den geltenden Religionsbegriffen absehen und Vernunftbeweise an die Stelle der Schriftbeweise für die Glaubenswahrheiten setzen. Es traten durch die bloße natürliche Theologie Wolf's die eigentlichen christlichen Lehren im allgemeinen Bewußtseyn immer mehr in den Hintergrund, die menschliche Vernunft machte unter dem Einfluß der Arminianer in der reformirten und der Deisten in der englisch-bischöflichen Kirche immer mehr das Recht geltend, Alles zu prüfen, die heilige Schrift so gut, als die Symbole der Kirche, und nur das für wahr anzuerkennen, was mit der Vernunft übereinstimmt und von ihr begriffen und bewiesen werden kann. So bildete sich der sogenannte Rationalismus oder Vernunft- und Denkglaube; man fieng an, den Werth und die Bedeutung der Glaubenslehren nur nach ihrem Einfluß auf das sittliche Verhalten zu bestimmen, so daß bei gar Vielen das Christenthum auf bloße Moral und auf ein Schattenbild von natürlicher Religion zusammenschrumpfte; Glückseligkeit hielt man nun für die höchste Bestimmung des Menschen und wohlverstandener Trieb nach Glückseligkeit galt als Sittlichkeit; seine Glückseligkeit auch in Anderer Glückseligkeit zu finden, galt als höchste Tugend. Daneben fraß in den Volkskreisen, besonders den höhern, die französische Freidenkerei eines Voltaire und Rousseau, die das Christenthum als eine überlebte Bildungsstufe darstellten und die Kirche mit ihrem Glauben durch Witz und Spötterei lächerlich zu machen suchten, wie ein Krebsschaden um sich.

Friedrich der Große, der Held des siebenjährigen Kriegs, und bald darauf das Haupt des nun zum mächtigsten protestantischen Staat Deutschlands herangewachsenen Preußen's, sammelte, da er selbst die h. Geschichte für abgeschmackter, als die Fabeln des Heidenthums erklärte und den Glauben der Kirche als Aberglauben verspottete, gleichgesinnte Geister um sich her, einen Voltaire, Edelmann, Damm, welche folgende, und noch schlimmere, Sätze aufstellten: „Jesus ist ein Sohn Gottes, d. i. ein recht göttlicher, guter Mensch; der Versöhnungstod Jesu ist ein Unding; es giebt keine geoffenbarte Religion; die christliche Religion ist sowohl, als jede andere Religion Aberglauben; die Lehre der Christen von den Gnadenmitteln, Gnadenordnung, Gnadenwerken gehört theils zu den Fabeln, theils zu den Betrügereien." ꝛc. Diese falsche, von Westen kommende Aufklärung, diese dem christlichen Offenbarungsglauben feindliche, einseitige Verstandesrichtung der französischen Philosophie konnte sich nun in Deutschland um so ungehinderter und schneller verbreiten, je mehr das ganze Zeitalter angefangen hatte, dem großen Geiste Friedrich's nicht bloß in seiner Größe, sondern auch in seiner Schwäche zu huldigen. Die alte Orthodoxie, wie wir sie zu Anfang der vorigen Periode in ihrer mehr für die Lehre und den Lehrstuhl, als das Leben und die Kanzel geschäftigen Thätigkeit kennen lernten, war in einer starren Rechtgläubigkeit vertrocknet, und nachdem sie den Pietismus bekämpft und ihre Aufgabe, die in der wissenschaftlichen Durchkämpfung der confessionellen Gegensätze bestand, erfüllt hatte, hinfort nicht mehr eine Lebensmacht der Kirche. Der Pietismus aber konnte nach seiner ganzen Grundrichtung nur Einzelförmigkeit hervorbringen, und weil er im Grund seines Wesens doch unkirchlich war, da er meist die Kirchenordnung und Verfassung geringschätzte, auch die Wissenschaft vernachläßigte, und sich manche dem Spotte Nahrung gebende Gefühlsübertreibungen zu Schuld kommen ließ, auch kein Damm seyn gegen die auf den alten Bau der Kirche hereinbrechenden Gewässer des Unglaubens. So hatte die Aufklärung leichtes Spiel. Ihr Sitz und Mittelpunkt wurde Berlin und die von Nicolai daselbst im J. 1765 gegründete allgemeine deutsche Bibliothek war ihr Organ. Der im Innern bereits ausgedorrte Boden der Kirche ward, wie es die Berliner evangelische Kirchenzeitung einmal bekennt, nun noch von Außen mit Berliner Sande verschwemmt.

Die Wirkungen hievon zeigten sich gar bald auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds. Gemäßigte rationalistische Prediger, welche die Offenbarung aus Vernunft und Natur zu bestätigen und so gegen die überhand nehmende Freigeisterei zu vertheidigen suchten, dabei aber die Religion „ja nicht mit unnöthiger Salbung" behandelt, sondern sie „im Lichte praktischer Gemeinnützigkeit" vorgetragen wissen wollten, und auf der Kanzel den Platz, den die biblischen Glaubenslehren seither behauptet hatten, der Moral abgetreten hatten, gaben

jetzt den Ton an auf dem Gebiet des Kirchenlieds. Es sind dieß Männer wie Zollikofer, Diakonus zu St. Gallen, Jerusalem und Spalding, Probst an der Nikolaikirche zu Berlin, auf welcher Stelle Spener einst das Glaubensleben in der Kirche zu wecken bemüht gewesen. Mit dem strengen Bibelglauben schwand bei ihnen auch die eigentliche Bibelsprache und an ihre Stelle trat die moderne Ausdrucksweise der sogenannten Gebildeten.

Zu letzterem trugen wesentlich zwei ästhetische Vereine junger Männer bei, mit welchen jene Kirchenliederdichter mehr oder weniger verbunden war. Der eine hatte sich zu Leipzig auf den Vorschlag L. Chr. Gärtner's gebildet zwischen ihm, Joh. Adolph Schlegel und Joh. Andr. Cramer, unter dem Beitritt von Rabener, Elias Schlegel, Ebert, Zachariä, Cronegk ꝛc., genannt „die Bremer Beiträger" nach ihrer Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Bremen. 1ter Jahrg. 1744"; der andere zu Halle, zu dem Uz, Gleim, Kleist, Göz, Mendelssohn gehörten. Beide hatten den gleichen Grundsatz, ästhetische Bildung zu befördern. Sie haben das Verdienst, die Steifheit und kalte Nüchternheit der Gottsched'schen Schule, als deren Repräsentant Zimmermann am Schluß der vorigen Periode erschien, von der Poesie überhaupt und so auch vom Kirchenlied ausgetrieben und den größten Einfluß auf die Bildung des deutschen Geschmacks, die Ausbildung der Poesie und die Reinheit und Vervollkommnung der deutschen Sprache und des Versbaus geübt zu haben. Dieß kam dem Kirchenliede unmittelbar zu gut, da damals noch die ausgezeichnetsten weltlichen Dichter auch geistliche Lieder verfaßten, wie Uz, Ramler, Kleist, Zachariä, Cramer ꝛc. Aber durch die gefeilte, feine Sprache, die nun Ton und Mode wurde, büßte das Kirchenlied seine alte, kräftige, körnigte Bibelsprache ein, welche sein Gewand in den vorigen Zeiten gewesen war, und wurde modernisirt.

Unter solchen Verhältnissen trat Gellert, einer von den Bremer Beiträgern und daher auch ergriffen von der freisinnigeren Bildung seiner Zeit, obgleich sonst streng bibelglaubig, zu Leipzig auf. Er hielt zwar an der Bibellehre und den eigenthümlich christlichen Glaubenswahrheiten durchaus fest, trieb aber nach der Art der damaligen Theologen hauptsächlich die Moral oder Pflichtenlehre. Wie sein Biograph, Joh. Andr. Cramer, von ihm sagt, daß er diejenigen Schriften am meisten gelesen habe, welche dazu geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen, so suchte er selbst auch Andere auf verstandesmäßige Weise von den Wahrheiten der Religion zu überzeugen. Diese Grundzüge spiegeln sich denn auch in seinen geistlichen Liedern ab, die im J. 1757 erschienen. Im Gegensatz gegen die nüchterne und trockene Gottsched'sche Schule wollte er das Kirchenlied mit „sanfter, religiöser Wärme" und in edler Volksmäßig-

keit als Volkslied behandeln. Dafür war er aber zu nüchtern reflektirend und zu verständig belehrend, und seine Sprache hat, ob sie gleich gemüthlich, anschaulich und allgemein verständlich ist, doch nicht die wahre Volksthümlichkeit, da ihr der entschiedene biblische Ausdruck fehlt und sie statt dessen oft und viel in den modernen, abstrakten Begriffsworten der Moralphilosophie: „Pflicht, Tugend, Besserung, das Gute" ꝛc. sich bewegt. „Es ist bei Gellert," bemerkt über ihn **Dr.** Grüneisen, „das Kirchenlied nicht mehr das strenge Glaubenslied aus „Gottes Wort, aber doch im Wesentlichen die positive Wahrheit der „biblischen Lehre enthaltend, obschon den Glauben auch aus einem „allgemeinen Gesichtspunkt fassend und vorzugsweise, nur minder tief, „aber auch minder ängstlich, als es in der Spener'schen Schule geschehen „war, dem Lebensgebiet und Pflichtenkreise zugewendet." Daß seinen Liedern gerade die eigenthümliche evangelisch-kirchliche Glaubenssprache fehlt, wie sie uns so kräftig und entschieden aus dem alten Kirchenliede auch noch der letztvergangenen Periode entgegentritt, in ihnen vielmehr nach der pelàgianischen Färbung der ganzen damaligen Zeit bloß das allgemein christliche, und besonders das Moralgefühl ausgesprochen ist, dafür ist bezeichnend, daß die Gellert'schen Lieder auch in der katholischen Kirche freudig begrüßt wurden, wie z. B. der bigotte Freiherr v. Switen in Wien gegen einen Reisenden, der in Sorgen war, weil er Gellerts Schriften in Wien bei sich hatte, zur Beruhigung sagte: „Diese Schriften gehen unser Verbot nicht an, wir Alle bewundern Gellert's Schriften," und ein katholischer Geistlicher in Böhmen Gellert sogar in einem Danksagungsschreiben für seine geistlichen Lieder ernstlich zum Uebertritt in die römische Kirche zu bewegen suchte, da er meine, er müsse besser von der Nothwendigkeit der guten Werke denken, als Luther. Dabei ist nicht zu verkennen, daß Gellert als Kirchenliederdichter ganz der Mann für seine Zeit war, der, wie kein Anderer dieser Zeitrichtung, dem Volkston sich genähert, und dessen Sprache so korrekt und würdevoll war, daß diejenigen, welche die Lieder der früheren Zeiten mit ihren „veralteten Formen und Ausdrucksweisen" bewitzelten und verspotteten, nichts auszusetzen hatten und sich zufrieden geben mußten. Seine herzliche, klare und von aller Einseitigkeit freie Frömmigkeit war in jener dürren, glaubensarmen Zeit vom wohlthätigsten und allgemeinsten Einfluß auf das Volk. Dauernd aber konnte sein Einfluß, wie der Luthers und Gerhards, nicht seyn, weil seine Lieder nicht entschieden aus dem Kern des ewigen Gotteswortes, der Bibel, hervorgegangen sind.

Im Gegensatz gegen diese verständig belehrende Richtung Gellert's, in der er das Vorbild für viele Kirchenliederdichter seiner Zeit wurde, trat neben ihm Klopstock mit der pathetischen, rührhaften Richtung auf. Schon in seinen Oden hatte er die „Steigerung der Kunstlyrik und Erhebung der Unmittelbarkeit der Empfindung" über Alles gesetzt, und in seinem Messias (1748) hatte er, wie

Gervinus sich ausspricht, den Verstand mit erstaunenswürdigen Wahrheiten und die Einbildungskraft und das Herz mit religiöser Beredtsamkeit und Schwung der religiösen Gefühle zu befriedigen gesucht und war auf seinem Weg zur Herzensrührung und Erschütterung in ein Streben nach andauernder höchster Würde und Erhabenheit gefallen, das ermüdet. Als er im J. 1758 seine geistlichen Lieder herausgab, unterschied er zwischen den erhabenen, höhergehenden Gesängen und den populären Liedern, und stellte es als die höchste Aufgabe hin, Lieder zu dichten, die auch dem gefielen, der dem Gesang und der Ode folgen könne, und solche wollte er mit seinen geistlichen Liedern selbst liefern. Damit hat er aber selbst ausgesprochen, daß seine Lieder, was auch mit Ausnahme weniger der Fall ist, nicht für den gottesdienstlichen Gebrauch der Volksgemeinde sich eignen. Nur zu wahr ist das Urtheil Dr. Grüneisen's über Klopstock: „Er hat durch Epipheten und „Exklamationen den Schwung zu ersetzen gesucht, und auf zahllosen „Ausrufungszeichen gehen seine geistlichen Lieder, wie auf Stelzen, einher, noch dazu in Sprache und Reim ungelenk und mühsam."

Ueber Beide aber spricht sich Dr. Lange bezeichnend dahin aus: „Wenn Gellert für seinen Glauben zu sorgen scheint und den Zweifel „durch die Reflexion beseitigt, so scheint Klopstock keine Gefahr zu „ahnen und im begeisterten Schwunge den Zweifel zu überfliegen. „Allein es waltet hier im Grund noch dieselbe Noth, darum redet er „so überlaut oder überstark deklamatorisch. Sowohl Klopstocks De„klamation, als Gellert's Reflexion verrathen einen Mangel an idealer „Intensivität in der Glaubensfeier." Keiner von Beiden konnte deßhalb auf seine Art das Herz des Sünders und seinen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, befriedigen.

Auf Gellert's Seite stellten sich Chr. Fr. Neander, Joh. Ad. Schlegel, v. Cronegk, Diterich, Münter ꝛc. An Klopstock reihte sich zunächst Joh. Andr. Cramer, welcher noch in stärkeren Gegensatz gegen Gellert trat, als selbst Klopstock, und den Lehrton entschieden verwarf, dagegen aber nach Gervinus Schilderung auf das Musikalische, auf Empfindung und Bewegung, auf wirkliche Poesie drang und auf leidenschaftliche Erregung ausgieng, wobei er, da er die gesteigerte Religiosität Klopstocks noch übersteigerte, ins bloß Rhetorische verfiel. Auf dieser Seite steht auch Lavater, auf welchen übrigens zugleich auch noch Herder in seiner ideen- und bilderreicheren, schriftmäßigeren Art einwirkte. Zunächst an Lavater reiht sich Joh. Tim. Hermes; auch Sturm, Ramler und Schubart stehen auf dieser Seite.

Allen diesen geistlichen Liederdichtern der Gellert'schen und Klopstock'schen Schule mangelt es mehr oder weniger an dem Ausdruck der Kraft und der Heiterkeit des Glaubens, am wahren Glaubensschwung. Der Grund dieses Mangels ist von Gervinus klar damit bezeichnet, daß nämlich „ihr Glaube nicht mehr ein unangefochtener Besitz, sondern

ein angegriffenes Eigenthum ist, das aus Ueberzeugungsgründen vertheidigt werden muß". Man fühlt es ihren Liedern an, daß sie in einer lauen Zeit gedichtet sind als matte Ergebnisse verständiger Ueberlegung. Während die alten Dichter stets im allernächsten, herzinnigsten Zusammenhang mit dem Worte Gottes stehen, unverwandt auf Christum sehend und mit den Gegnern des Christenthums in keinerlei Unterhandlung sich einlassend, hatten sich diese neueren Dichter, wenn gleich ihre Grundgesinnung religiös war, doch dem Zweifelgeist der Zeit innerlich mehr oder weniger bequemt, um die Sache des Christenglaubens wenigstens in seinen Hauptpunkten noch zu retten. Während bei den alten Dichtern alle Seelenvermögen vom Geiste gleichmäßig durchdrungen waren, und ihre Lieder deßhalb durch Wärme und Innigkeit sich ebenso, wie durch Kraft auszeichnen, fehlt den neuern entweder die christliche Wärme und die innige Liebe zum Herrn, weil der Verstand mit seiner kalten Vernünftigkeit vorherrscht, oder es waltet in ihnen einzig nur das von den übrigen Geistesvermögen abgerissene Gefühl, wodurch eine falsche Sentimentalität sich erzeugt.

Gellert fand die zahlreichsten Anhänger und Nachahmer. Die meisten derselben lieferten aber, ohne die lebendige, religiöse Wärme Gellert's zu besitzen, äußerst trockene und matte Machwerke in gereimter Prosa. Als nun vollends der Rationalismus unter der Herrschaft des Kantischen Systems (die Kritik der reinen Vernunft erschien 1781, die der praktischen Vernunft 1788) in den neunziger Jahren sich immer mehr verbreitete, so warf man sich mit einer wahren Moralwuth auf das Sittengesetz, um es in sogenannten Morallliedern der Reihe nach in alle seine einzelnen, besondersten Pflichten und Tugenden zu zergliedern. Hatte man es schon gegen das Ende der vorigen Periode im Kreise der Orthodoxen und hie und da auch bei den Pietisten durch Rambach's Vorgang für einen Vorzug gehalten, über jede Glaubenslehre, sowie über jede Sittenlehre möglichst viele Lieder zu besitzen und daher Lieder gedichtet für gottesfürchtige Studenten, Soldaten, Kaufmannsdiener, Barbiere (s. S. 389), war also hier schon der Lehrton angeschlagen: so setzte man sich jetzt auf den ausschließlichen Standpunkt der Lehre und lieferte, da man Jesum nicht mehr anders ansah, denn als einen großen Volks- und Tugendlehrer und seine Kirche als eine Lehranstalt, bloß lehrhafte Tugend- und Pflichtenlieder. So entstanden statt Kirchenliedern „gereimte Moralpredigten" und die trockensten, mit der kühlsten Verständigkeit abgefaßten, gereimten Lehrabhandlungen über die verschiedenen Beweise für die Unsterblichkeit und das Daseyn Gottes, über Gottes Eigenschaften, über die Natur des Menschen als sinnliches und vernünftiges Geschöpf, über die Erhaltung und Pflege des Leibs, die fünf Sinne, die Vermögen des Menschen; da standen nun Lieder auf über die Religion im Allgemeinen und die christliche im Besondern, nebst ihren einzelnen Lehrsätzen,

über die Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst, alle einzelnen Pflichten, wie z. B. Sparsamkeit, Mitleid, Nüchternheit, Arbeitsamkeit, vernünftige Selbstliebe, Selbstbeherrschung, Billigkeit, Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit, Dienstfertigkeit, Leutseligkeit und Geselligkeit, Mitfreude, Bescheidenheit ꝛc. mußten ihre gereimte Abhandlung haben, während die Dichter der ältern Zeiten den richtigen Takt hatten, daß all das für einen rechten Christen überflüßig sey, da er im Glauben und in der Liebe zu Christo schon von selbst wissen werde, was seine Christenpflicht sey.

„Es ist" — so eiferte im J. 1829 die evangelische Kirchenzeitung mit Recht gegen diese Morallieder — „es ist viel Redens von Früchten, von mannigfaltigen, christlichen Tugenden, während man den Baum, der die Früchte trägt, den Glauben, der in der Liebe thätig ist, umhaut. Meist enthalten die Tugendlieder eine Menge guter, persönlicher Vorsätze und Entschließungen, ohne nach dem zu fragen, der Wollen und Vollbringen gibt. Sie erinnern an Münchhausen, der in einen tiefen Sumpf versunken auch den kräftigen Entschluß faßte, sich an seinem Zopf herauszuziehen." Selbst alle möglichen häuslichen Verhältnisse wurden auf's pünktlichste mit Liedern bedacht, während über die damalige Zeit gerade geklagt werden mußte, „daß das Gesangbuch bei dem Verschwinden aller häuslichen Erbauung höchstens noch des Sonntags zur Kirche getragen werde." In den Trostliedern, die einst so kräftig in der Davidischen Noth- und Drangsalszeit des dreißigjährigen Krieges und seiner Nachwehen erklangen, herrschte, wie Dr. Grüneisen klagend es ausspricht, ein weichlich weinerlicher Ton, womit man die ganze Manier der erotisch-idyllischen Dichtung der damaligen Zeit in die Kirche einzuführen sich nicht entblödete, und in den Lehr- und Glaubensliedern ein hohles Pathos falscher Deklamationen in vornehmen Worten und vollen Phrasen, womit man die armen Gedanken für reich und wichtig auszubieten wagte. In den Liedern vom Tod, Auferstehung und ewigen Leben machte sich der sentimentale allgemeine Unsterblichkeits- und Wiedersehensglaube der Rationalisten breit, und es wurde dabei ohne den rechten sittlichen Ernst viel widerlich Süßes und Rührhaftes vom Wiederfinden der vorangegangenen Lieben vorgebracht.

Wie weit aber die Unkirchlichkeit allmälich um sich gegriffen und wie tief der Kirchenglaube und christliche Bibelglaube bei den höhern Geistern der Zeit, besonders durch Lessing's Einfluß († 1781) und durch die alle Gedanken auf sich ziehenden Weltbegebenheiten erschüttert und in Hintergrund gestellt wurde, dieß zeigte sich auch daran, daß die aus dem im J. 1772 zu Göttingen gestifteten ästhetischen Dichterbund, dem Haynbund, hervorgehenden Männer, die um diese Zeit eine klassische Literatur unter uns gründeten, die Bildung unsres Volkes größtentheils in einem nichts weniger, als christlichen Geist zu fördern suchten; dieß zeigt sich noch mehr daran, daß in diesem sogenannten

goldenen Zeitalter der deutschen Poesie und Literatur, welches mit den hochgefederten Namen eines Wieland, Göthe, Schiller anbrach, kein einziger dieser gefeierten Dichter es auch nur der Mühe werth hielt, ein einziges geistliches Lied, ein Kirchenlied, zu dichten; dieß zeigt sich am meisten vollends daran, daß sich jetzt die poetische Literatur wie ein mündig gewordenes Kind von der Kirche, ihrer seitherigen Mutter, losreißt und ihren eigenen Weg geht, als schäme sie sich derselben und als könne ihr diese keine Nahrung mehr geben. Die schönsten und höchsten Erzeugnisse der poetischen Literatur sind von nun an dem geistigen Leben des Gesammtvolks entrückt, weil sie nicht mehr aus dem christlichen Glauben, diesem alten Gemeingut des deutschen Volks, fließen. Klopstock's Messiade war, wie sie Harleß einmal nannte, * „der letzte, aber mißglückte Versuch, die Poesie zur unmittelbaren Dienerin des Heiligen zu machen, aber auch der riesenhafte Markstein der Gränze, welche seitdem das Gebiet der deutschen Poesie vom geistigen Bereich der sogenannten niedern Volksklassen geschieden hält." Gellert schon mußte in der Vorrede zu seinen geistlichen Oden klagen, man halte nun die, welche religiöse Gesänge schreiben, für fanatisch, abergläubig und milzsüchtig.

Hatten sich nun gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ausgezeichnetsten Dichter des deutschen Volks vom Gebiet des Kirchenlieds in vornehmer Geringschätzung abgewandt, so blieben nur noch jene rationalistischen Dichter zweiten und dritten Rangs übrig, die weder mit der Genialität jener großen weltlichen Dichter, noch im Herzensdrang auf den Knieen unter Gebet und Verkehr mit dem Herrn, wie die alten Kirchenliederdichter, sondern am Studiertisch oder gar fabrikmäßig in größter Trockenheit und Nüchternheit geistliche Lieder verfertigten. Und dennoch entstanden jetzt mehr, als je in den vorigen Zeiten, geistliche Lieder. Jenes stolze Ignoriren des Kirchenlieds von Seiten der großen Dichter hätte nun die Kirche verschmerzen können, auch diese Fluth von matten, kaltverständigen oder hohlpathetischen Liedern, wie sie jetzt in Menge geliefert wurden, hätte nicht so viel geschadet, denn die Kirche hätte sie jederzeit beliebig wieder auf die Seite schieben können. Aber nun sollte gar auch das Heiligthum des alten Liederschatzes unserer evangelischen Kirche angetastet, es sollten die alten Kernlieder nach dem modernen Geschmack und herrschenden Zeitgeist umgemodelt werden; das Alte meinte man neu machen zu müssen und die ehrwürdigen alten Lieder des Glaubens, an vielen tausend Seelen schon erprobt, wurden nun in modernen Ueberarbeitungen mit größter Willkühr und Taktlosigkeit, theils in die Breite, theils in die Kürze gezogen und das heilige Eigenthumsrecht der Gemeinden an ihren kostbaren Liederschatz wurde der Willkühr

* Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. 3ter Band. 1tes Heft. „Die Kirche und die deutsche poetische Literatur seit der Reformation. Eine aphoristische Skizze."

unberufener, sogenannter „Verbesserer" preisgegeben. Vergessen war nun Dr. Val. Löscher's wahres Wort in der Vorrede zum Wittenberg'schen Gesangbuch von 1713: „Gesangbücher sind ein Anhang „von symbolischen Büchern, welche der ganzen Luther'schen und Evan„gel'schen Kirche Lehr und Bekenntniß darthun und also billig rein „und unverfälscht gehalten werden sollten."

Das Signal zu solcher verbesserungssüchtigen Antastung der alten Kirchenlieder hat Klopstock gegeben. Gellert scheute sich anfangs noch davor. Im J. 1758 gab aber Klopstock im Anhang zum ersten Theil seiner geistlichen Lieder eine Probe von neunundzwanzig ältern Liedern nach seiner Umarbeitung. Er hatte dabei die an sich lobenswerthe Absicht, so manches werthvolle ältere Lied, das in dieser Zeit wegen seiner minder passenden Form und einiger dem Zeitgeschmack durchaus zuwider laufender Ausdrücke verachtet und der Vergessenheit übergeben worden wäre, seiner Zeit zu erhalten. Es fehlte ihm aber an der Glaubenseinfalt und volksthümlichen Gemüthlichkeit, um sich in den Sinn des Originals hineindenken und bloß die Härten ändern zu können, ohne den Grundcharakter des Originals zu verwischen. Sein Vorgang war zu bedeutend, als daß er nicht bald mannigfache Nachahmung hätte finden sollen. Cramer und Schlegel thaten es ihm alsbald nach; im J. 1778 gab Heinrich Erhard Heeren „neue und veränderte Lieder" heraus und Dürr veröffentlichte im J. 1779 fünfzig alte Lieder in veränderter Gestalt.

Einen Schritt weiter gieng der Oberconsistorialrath Diterich zu Berlin, ein Nachahmer Gellert's, dadurch, daß er die Abschaffung der alten „ungenießbaren" Landesgesangbücher vorschlug, und zu diesem Zweck die mit Bruhn und Kirchhof gesammelten „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst" im J. 1765 herausgab; in dieser Sammlung hatte er sämmtliche ältere Lieder verändert und sogar an seines Meisters, des gefeierten Gellert's, Liedern sich Veränderungen erlaubt. Ihm schloß sich alsbald im J. 1767 Basedow an, der in seinem Privatgesangbuch nicht bloß ältere, sondern auch neuere, von noch lebenden Verfassern herrührende Lieder mit größter Willkühr änderte, und nun trat die traurige Gesangbuchsrevolution in Deutschland ein, über welche selbst Schubart einst in die Klagworte ausbrach: „Wehe uns, wenn Luthers Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar mattherzigen, unpoetischen und ängstlich dogmatisirenden oder kühn neologisirenden Sammlern herausgegeben werden, worinn oft unsere trefflichsten Lieder durchwässert, verstümmelt oder ganz krüppelhaft umgeformt sind! Sonst sang ein Handwerksbürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viel Varianten giebt, als wir Städte zählen,

seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht und alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luthers Bibel nicht wäre."

Diese Revolutionsmänner auf dem Gebiete des Kirchenlieds waren meist hochgestellte Herren des Kirchenregiments in den verschiedenen deutschen Ländern, Consistorialräthe, Hofprediger, Generalsuperintendenten ꝛc. Gleich im Jahr 1766 gab Zollikofer unter der Unterstützung Weiße's ein neues Gesangbuch für die reformirte Gemeinde in Leipzig heraus, in welches viele veränderte Lieder aus dem Diterich'schen Buch mit neuen Veränderungen aufgenommen waren; in der Vorrede waren bessere Gesangbücher als ein Bedürfniß dargestellt, „weil die Gesänge beider protestantischen Confessionen größtentheils schlecht wären". In demselben Geist besorgte Consistorialrath List im J. 1773 ein neues Gesangbuch für die evangelische Gemeinde in der Churpfalz, im J. 1774 Joh. Rud. Schlegel eines für die lutherische Gemeinde in der Reichsstadt Heilbronn, und im J. 1778 erhielten solche neue Gesangbücher Gotha, Eisenach und Erbach. Im J. 1779 besorgte sodann der Nassau-Usingen'sche Superintendent Bickel, ein Freund Diterich's, für Nassau-Usingen, der Generalsuperintendent Stockhausen für Hanau, Dr. Miller und Dr. Leß für Göttingen, Dr. Cramer für Holstein ein neues Landesgesangbuch. Im J. 1780 endlich gab Diterich selbst in Verbindung mit Teller und Spalding ganz nach dem Zeitgeschmack ein neues Gesangbuch „zum gottesdienstlichen Gebrauch der K. preußischen Lande" heraus. Nun folgten vollends Jahr für Jahr und Schlag auf Schlag der Reihe nach in den verschiedenen Landeskirchen Deutschlands solche „verbesserte" Landesgesangbücher, die in einem aus dogmatischen und moralischen Lehrbüchern entlehnten Fachwerk zu zwei Drittel dürftige, neue Dichtungen und zu einem Drittel naturwidrig modernisirte ältere Lieder enthielten. So besorgte gleichfalls im J. 1780 der Bremer Domprediger Heinrich Erhard Heeren ein neues Brem'sches Gesangbuch, im Jahr 1781 folgte das neue Anspach'sche Gesangbuch, dessen Herausgeber Uz und der Anspachsche Consistorialrath und Generalsuperintendent Junkheim waren; dann kamen in rascher Reihenfolge das Naumburg'sche, besorgt von Mann, das Stolberg'sche von Reisig; das Berg'sche von Reche, das Hessenkassel'sche von Funk, das Augsburg'sche von Krauß, das Anhalt-Köthen'sche von Isenſee, das Oldenburg'sche von Halem, das Mühlhausen'sche von Demme, das Quedlinburg'sche von Joh. Aug. Hermes, das Biberacher von Stadtpfarrer Mayer. In letzterem ist selbst nicht einmal das sonst überall respektirte evangelische Kraftlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" als selbstständiges Lied aufgeführt, sondern mit dem Flickworte eingeleitet: „So sangen unsere Alten", während in allen andern Liedern, wo es nur irgend

der Reim zuließ, mit merkwürdiger Consequenz, „Glaube," „Tugend" umgesetzt ist. Im Jahr 1791 erschien endlich auch das Würtembergische Gesangbuch mit 629 Liedern,* von Prälat und Consistorialrath G. Fr. Griesinger (geb. 1734, † 1826, Dichter des Lieds auf den Tod seines Sohnes: „Qualvoll, Gott, ist dieses Scheiden") und dem Advokaten G. Fr. Stäudlin zu Stuttgart besorgt. Es ist dieß zwar mit Ausnahme des gediegenen Hohenlohe'schen vom J. 1784** noch eines der besser gerathenen

---

* Zum erstenmal in einem Würtemb. Gesangbuch erscheinen hier folgende, nun auch noch im neuesten W. Gesangbuch befindliche Liedernummern, welche, mit Ausnahme der Nummern 367 (von Flemming), 110. 230 (von Hecker), 126. 186 (von Rambach), 154 (von Gesenius), 162 (von Sal. Frank), 252 (v. Günther), 309 (v. Lehr), 312 (v. P. Busch), 336 (von Wegleiter), 316 (von Scheitt), 350. 400 (von Schmolke) und 326 (v. Breithaupt), sämmtlich von modernen Dichtern der fünften Periode verfaßt sind: Nro. 15*. 21. 31. 32. 38*. 42. 45. 48. 49. 53. 57*. 58. 59*. 70. 73. 101. 104. 108. 116. 119. 120*. 135*. 148. 150. 159. 167*. 171*. 178. 210. 226*. 227*. 232. 238. 240. 245. 246. 250. 253. 258*. 261. 266*. 267*. 272*. 275*. 282. 285. 293. 298*. 302. 319. 325*. 327. 329. 338*. 340. 341*. 374. 380. 390. 393. 396. 399. 400. 406. 410*. 413*. 419*. 420. 426*. 427*. 428*. 433. 434*. 440*. 441. 449*. 450*. 453*. 476. 481. 483*. 485. 486. 497. 510*. 512. 517. 522. 524. 526*. 532*. 534*. 540*. 541*. 551. 562*. 565. 567*. 581. 582*. 585*. 592. 593*. 595*. 602*. 607*. 611*. 615*. 623*. 632. 642. 643. 645. 646. 649. Die mit * bezeichneten Nummern wären besser weggeblieben, indem sie nichts weniger als Kirchenlieder sind und solchen nur den Platz versperren.

** Das „neueingerichtete Hohenlohe'sche Gesangbuch, enthaltend 658, sowohl alte, als neue, geistliche Lieder. Oehringen. 1784." hat den großen Vorzug, daß die alten Kernlieder sammt und sonders in ihrer alten ehrwürdigen Gestalt belassen und in großer Anzahl dargeboten sind. Es besteht nämlich aus zwei Theilen, von welchen der erste Theil die unveränderten alten Lieder — 266 an der Zahl — aus dem Zeitraum von der Reformation bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der zweite Theil theils die dem Zeitbedürfniß entsprechenden neuen Lieder, unter welchen sich aber auch Lieder aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Rothe, Neumann, Lehmus, Rambach, Drese, Lehr, Hiller, Schmolke befinden, theils veränderte ältere Lieder, deren Originalfassung aber nur mit zarter Hand überarbeitet ist, enthält. Merkwürdig ist, daß erst noch in den 1830er Jahren den Hohenlohern, die mit großer Anhänglichkeit an diesem Gesangbuch festhielten, von der Würtemb. Kirchenbehörde das W. Gesangbuch von 1791, welches weit unter demselben steht, durch gemessene Befehle aufgedrungen wurde. Dagegen wurden im J. 1842 in das neueste W. Gesangb. mit sichtlicher Berücksichtigung des Hohenloher Gesangbuchs 27 Lieder desselben, die zuvor noch in keinem W. Landesgesangb. standen (sie sind im folgenden Verzeichniß mit * bezeichnet), aufgenommen. Folgende 175 Nummern des neuesten W. Gesangbuchs standen in dem Hohenloher Gesangbuch: Nro. 1. 2. 3. 7. 10*. 11. 12. 13. 16. 20*. 22*. 26. 27. 28. 30. 32. 33. 34. 36. 38. 39*. 48. 49. 51*. 53. 57. 58. 64. 67. 68. 70. 73. 76*. 78. 85*. 86. 88*. 93. 94. 96*. 97. 104. 110. 111. 119. 122. 125*. 126. 130. 131. 138. 141. 142. 149*. 152. 154. 155. 160. 166. 169. 177. 178. 180. 181*. 182*. 185. 190*. 194. 195. 196. 198. 199. 200*. 206.

neuern Landesgesangbücher, da es eine ziemliche Anzahl der gangbarsten alten Lieder entweder ganz unverändert oder bloß stellenweis verändert aufnahm, aber doch ließ es viele der trefflichsten alten Kernlieder, die im seitherigen Landesgesangbuch standen, wie z. B. „Zeuch ein zu deinen Thoren" — „Jesu hilf siegen" — „Valet will ich dir geben" — „Durch Adams Fall" — „Es glänzet der Christen" — „Fröhlich soll mein Herze" — „Gottlob ein Schritt" — „Gott will's machen" — „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr" — „Ruhe ist das beste Gut" ꝛc. ganz aus, und zwar, wie es merkwürdigerweise in der Vorrede S. 3 heißt, „als in ihrer ganzen Anlage fehlerhaft, mit fehlerhaften Gedanken und Redensarten durchwebt und keiner Verbesserung fähig". Andere alte Kernlieder, wie z. B. „Eins ist noth" — „Alle Menschen müssen sterben" — „Kommt her zu mir, spricht" — „Wachet auf! ruft uns" ꝛc. wurden als solche erklärt, „die durch eine völlige Umarbeitung dem heutigen verfeinerten Geschmack näher zu bringen seyen." Indem dieß geschah, wurde ihre Gestalt ins Unkenntliche verzerrt. Durch dieses Verfahren wurde aber bei dem christlichen Volke Würtembergs, das sich die Kleinodien seiner kirchlichen Andacht nicht wollte rauben lassen, viel Anstoß und Aergerniß erregt. Als nun auch vollends in Würtemberg, wie in allen andern deutschen protestantischen Ländern, eine in demselben Geiste zugerichtete Liturgie im J. 1809 eingeführt wurde, kam es zu nicht unbedeutenden religiösen Bewegungen; es separirten sich Viele und ein Mißtrauen gegen die Kirche und die Geistlichkeit setzte sich tief im Volke fest, so daß dasselbe noch lange in allem Neuen, das in Kirche oder Schule eingeführt werden sollte, selbst bei der Einführung eines zweiten Jahrgangs von Evangelien und Episteln

---

209. 212. 215. 225. 227. 230. 232. 237. 241. 245. 250. 251. 252. 261. 266. 268. 274. 277. 290. 294. 298. 305. 306*. 309. 312. 313. 317. 318*. 320. 325. 327. 329. 331. 332*. 346. 350. 351. 353*. 355. 364. 366. 367. 368. 373. 374. 378*. 392. 393. 394*. 400. 402. 403. 413. 438. 441. 449. 454*. 461. 462. 463*. 464. 466. 476. 482. 484. 485. 488*. 492. 493. 532. 533. 545*. 549. 551. 559. 562. 565. 571. 572. 578. 582. 585. 588. 590. 593. 594. 598. 599. 600. 602, 605. 606. 608. 610. 624. 634. 641*. 642. 643. 647*. 649.

Hie und da hatte sich, wiewohl äußerst vereinzelt, noch ein Gesangbuch im alten Geist und Ton unter den Stürmen der Gesangbucherevolution zu behaupten gewußt. So erhielt z. B. die Reichsstadt Eßlingen noch im J. 1767, in einer Zeit, als Diterich bereits die Revolution begonnen hatte, ein treffliches Gesangbuch voll der ausgesuchtesten alten Kernlieder durch die Bemühung des frommen Oberpfarrers und Seniors Cosmann Friedrich Köstlin, und dieses blieb bis in die neuere Zeit im Gebrauch, und mußte erst einige Zeit, nachdem Eßlingen im J. 1803 Würtembergisch geworden war, dem W. Gesangbuch von 1791 weichen. In demselben standen folgende Nummern des jetzigen W. Gesangbuchs, die — so weit sie nicht schon beim Hohenloher Gesangbuch bezeichnet sind — zuvor noch in keinem W. Landesgesangbuch sich vorfanden: Nro 29. 92. 98. 117. 144. 201. 211. 255. 256. 263. 334. 339. 395. 412. 496. 504. 544.

im J. 1831, stets „die neue Lehre" wittern wollte, und heute noch nicht von solchem Mißtrauen geheilt ist.

Die Zeit, in welcher diese allgemeine Gesangbuchs-Verbesserung oder vielmehr Verwässerung durchgeführt wurde, war die allerunglücklichste und ungeeignetste. Freilich fehlte es manchen ältern Liedern an einer reinen Form, und oft war auch die Sprache allzu derb oder gar auch unschicklich. Allein jetzt wurde das Kind sammt dem Bade ausgeschüttet. Der kritische Geist hatte sich überall verbreitet; überall der Kampf des Neuen gegen das Alte, das rücksichtslos über den Haufen geworfen wurde. Alles war so altklug, so eisig kalt und verständig geworden, daß man keinen Sinn mehr für die biblische Glaubenssprache des alten Kirchenlieds und den volksthümlichen, naiven, kräftigen Ausdruck in demselben hatte. An die Stelle der glaubensinnigen und lebenskräftigen Ausdrücke setzte man entweder eine kühlverständige und trocken belehrende oder blumenreiche, empfindsame Darstellung in weltförmiger, von den weltlichen Dichtern der Zeit entlehnter, glatter Sprache und regelrechten Reimen. Hinter den Angriffen auf die „veraltete, ungenießbare" Form und Sprache war aber meist die feindliche Gesinnung gegen die alte Kirchenlehre und den biblisch-christlichen Inhalt der alten Lieder versteckt, die bei den angebrachten Aenderungen deutlich zu Tage tritt; aus „Buße" wurde — „Besserung", aus „Heiligung" — „Besserungskraft", aus „ewig Leben" — „bessere Welt", aus „Gottseligkeit" — „Tugend", aus „Glaube" — „Religion"; und diese zwei abstrakten Begriffe „Tugend und Religion" wurden nun, wie ein Neuerer richtig bemerkt, gleichsam als „Untergötter" aufgestellt; an die Stelle der concreten Persönlichkeit des Gottessohns wurde „Christenthum" und an die Stelle des persönlichen Gottes wurde „Gottheit" oder „das höchste, das erhabene, anbetungswürdige Wesen" oder „Vorsehung" gesetzt. So verkannte man immer mehr das Thatsächliche und Persönliche, das lebensvolle Concrete, worinn doch der eigentliche Charakter des Volksmäßigen und des Christlichen sich offenbart, und verwandelte es in dürre, leere Abstraktion. So merzte man mit den Ausdrücken der Bibel auch die Lehre der Bibel aus, worunter der eigentlichste Charakter der bearbeiteten Lieder ganz verloren gieng und, wie Knapp in der Vorrede zu seinem Liederschatz S. 19 schlagend bemerkt, eine Art von Seelenwanderung vor sich gieng, wobei die Geister der alten Lieder mit dem Verlust ihrer Persönlichkeit in ganz andern Leibern und Naturen ans Licht traten. Schon Schubart hat sich hierüber (in seiner Lebensbeschreibung, Stuttg. 1791. 1ter Band, S. 100) mit richtigem Takt dahin geäußert: „Wie viel gefrorene Dogmatiker und Neo„theologen sammeln jetzt Lieder, verstümmeln die alten und mischen „die besten neuen, z. B. die Klopstock'schen" (so rächte sich Klopstock's Verfahren mit den alten Liedern an ihm selbst), „mit dem Wasser „ihrer sogenannten Verbesserungen. Wer ein Gesangbuch herausgeben

„will, muß nicht nur Dichter, nicht nur Theolog, sondern Theosoph, „ein Gottesweiser seyn, er muß die Kraft Jesu selbst in seiner Seele „erfahren haben."

Ueberblicken wir nun die Liederdichter dieser Periode, so stellen sich uns drei Hauptrichtungen unter denselben dar: 1) die Gellert'sche Richtung, 2) die Klopstock'sche Richtung, 3) die altgläubige Richtung, welche aus der vorigen Periode in diese noch hereinragt und das Salz der Erde geworden ist auch auf dem Gebiet des Kirchenlieds.

1) Die Gellert'sche Richtung.

In ihr ist der verständig belehrende Ton, dessen Zweck religiöse Ueberzeugung ist, vorherrschend.

Gellert, Christian Fürchtegott, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen unweit Freiberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als ein treuer Seelsorger und eifriger Prediger wirkte. Von der Erziehung, die er genoß, sagt er selbst: „Ich habe frühe gehorchen gelernt." Weil seine Eltern bei dreizehn Kindern, die sie zu versorgen hatten, wenig Mittel auftreiben konnten, so suchte er sich schon seit seinem eilften Jahr durch Abschreiben Geld zu verdienen. Sein Vater, der selbst dichtete, pflegte frühe in ihm die Anlage zur Dichtkunst, welche er schon als Knabe in Abfassung von allerlei Gelegenheitsgedichten zeigte. Im J. 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meißen, um sich auf die Universität vorzubereiten. Damals schon zeigten sich die ersten Spuren seiner ihn durch's ganze Leben begleitenden Kränklichkeit; sein Körper war von Kindheit auf zart und schwächlich. Im J. 1734 begab er sich auf die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studieren. Nach vierjährigem Aufenthalt daselbst, wo er als ein guter, gesitteter, fleißiger Jüngling gelebt hatte, gieng er zu seinem Vater, ihn im Predigtamte zu unterstützen. Nur mit der größten Schüchternheit legte er aber seine Predigten ab, da er viel über die Untreue seines Gedächtnisses zu klagen hatte, und stets verfolgte ihn der Gedanke an den ersten mißglückten Versuch, in seiner Vaterstadt am Grabe eines Kindes öffentlich zu reden. Im J. 1739 wurde er Hofmeister bei den Söhnen des Herrn von Lüttichau, unweit Dresden, und begleitete 1741 einen Sohn seiner Schwester auf die Universität Leipzig, um dort die Aufsicht über ihn zu führen. Während dieser ganzen Zeit seiner Jugend zeigte er einen großen, sittlichen Ernst; er war strenge in dem, was zum Lebensgenuß gehört, und voll freudigen Danks gegen Gott. „Ein wenig Meißnerwein," sagt er selbst, „erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendet hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." Bei diesem spätern Aufenthalt in Leipzig lebte er viel in dem bildenden Umgang mit den jungen Dichtern Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä ꝛc. und verband sich mit denselben zur Herausgabe der sogenannten „Bremer Beiträge".

Als die ersten Stücke derselben im J. 1745 erschienen, überraschte er seine Freunde durch mehrere Fabeln und Erzählungen, mittelst welcher er bald der beliebteste unter den Verfassern dieser „Beiträge" wurde. Schon zu dieser Zeit war er in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden suchte, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief schrieb; ja es kränkte ihn schon, wenn er nur hörte, daß man an diesem Tag einen Boten abfertigen wollte.

In seinem dreißigsten Jahr, 1744, wurde er Privatdocent an der philosophischen Fakultät zu Leipzig, wo er sich durch seinen faßlichen und praktischen Unterricht bald ungetheilten Beifall erwarb. Um diese Zeit führte ihm einmal ein Bauer einen Wagen Brennholz vor seine Thüre mit der Bitte, dasselbe als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen anzunehmen, welches ihm seine Fabeln gemacht haben. Dieß rührte Gellert bis zu Thränen. Endlich, im J. 1751, wurde er außerordentlicher Professor mit einem Gehalt von nicht mehr als hundert Thalern. Er hielt nun öffentliche Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit und suchte in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen zugleich auch die Neigung für das Gute" hervorzurufen. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten, liebten ihn wegen seines standhaften Eifers um ihr wahres Wohl. Ein solcher Lehrer, wie er, mußte viel über sie vermögen, denn er bemühte sich stets, seinen Ermahnungen den stärksten Nachdruck durch die Strenge seines eigenen Beispiels zu geben. Ihm wird gewiß mancher von den Jünglingen, die mit ihm bekannt geworden und ihn gehört oder seine Schriften gelesen haben, in der Ewigkeit zurufen:

„Heil sey dir! Denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du! (Nro. 642, 11.)

Solche Freude hatte Gellert hier schon zu verschiedenenmalen zu genießen. So drückte ihm einst ein junger preußischer Offizier ein Papier mit hundert Thalern in die Hand mit der Erklärung: „Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht." Da wallte Gellert's Herz von großen Empfindungen der Freude bei dem Gedanken: „Ein Herz gebessert." Während aber Gellert's Name überall gefeiert ward und auf allen Zungen lebte, quälte ihn das furchtbare Uebel der Hypochondrie; seine Tage waren ängstlich und trübe, die Nächte unruhig und voll schrecklicher Träume. Er legte sich seit 1752 ein Tagebuch an, darinn er „seine Tugenden mit ihren Abwechslungen und seine Fehler mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes" bemerkte. Die h. Schrift war sein liebstes Buch; vor andern geistlichen Büchern las er täglich Mosheims Sittenlehre und Sack's „vertheidigten Glauben", von welchem er sagte: „Ich finde immer meine Religion darinn."

Im J. 1757 gab er seine „geistliche Oden und Lieder" heraus, 54 an der Zahl, nachdem er lange an ihnen gebessert und aus Bescheidenheit gezögert hatte, sie unter seinem Namen oder zu seinen Lebzeiten erscheinen zu lassen, weil sonst Mancher denken möchte, er habe aus Begierde seines Namens geistlich gedichtet. Die Beschäftigung damit war seinem Herzen die feierlichste und wichtigste von allen. Immer bereitete er sich sehr sorgfältig unter steter Anrufung Gottes darauf vor und bestrebte sich, die darinn ausgesprochenen Wahrheiten auch an seinem eigenen Herzen zu erfahren.

In seinen vielen kranken Tagen war er stets in Gott gefaßt. So schrieb er einmal kurz vor seinem Geburtstag am 2. Juli 1759 an seine Schwester: „So beschwerlich mir auch meine Umstände zu gewissen Stunden vorkommen, so sind sie doch in andern Stunden wieder erträglich und dieß muß mich in der Geduld und im Vertrauen auf Gottes Hülfe stärken. In zweimal 24 Stunden habe ich 44 Jahre erlebt und Gott hat mir aus so mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen, und so wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig sind. Diese Tage wohl anzuwenden, um getrost zu sterben, dieß sey mein ganzer Kummer, das übrige Alles sey Gott anheimgestellt." Es spricht sich hier auf rührende Weise der schöne Leidenssinn aus, der bei seinen Liedern Nro. 486. 374. 476. der Grundton ist. Von allen Seiten kamen ihm Geschenke und Unterstützungen als Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung zu; er lehnte sie aber oft ab, mit der Bitte, dieses Geld zur Erziehung armer Kinder oder Unterstützung Bedürftigerer zu verwenden. Er rechnete es unter die größten Glückseligkeiten seines Lebens, daß der großmüthige Herr v. Crausseu seiner alten ehrwürdigen Mutter, für die er stets nach Vermögen sorgte, den ansehnlichen Jahresgehalt bis an ihren Tod gab, welchen er von sich abgelehnt hatte.

Viele vornehme Männer, selbst Friedrich der Große, besuchten ihn zu Leipzig. Darüber ruft er einmal in einem Briefe aus: „Gott! warum nehmen sich doch so viele Menschen meiner an? Verdiene ich's denn mehr, als Andere? Nichts weniger. Wenn mir Gott leidliche Gesundheit und ein freudiges Herz giebt, so verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß ist mein Wunsch und mein Gebet." In diesem gottselig genügsamen und demüthigen Sinn lehnte er es auch ab, als man ihn im J. 1761 zum ordentlichen Professor machen wollte. In seiner Gewissenhaftigkeit glaubte er, nicht mehr so viel leisten zu können. Auf dieß wurde ihm wenigstens eine Pension ausgesetzt, welcher der Churfürst, der ihn sehr hochachtete, öfters noch außerordentliche Geschenke zufügte. Seine körperlichen Leiden drückten ihn aber manchmal doch recht hart darnieder, eine außerordentliche Traurigkeit und eine oft unüberwindliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich in Folge derselben manchmal über sein ganzes Gemüth. Als er einmal in solcher Stimmung des Sonntags in die Kirche gieng und

beim Eintritt das von ihm selbst verfaßte Lied: „O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe" von der Gemeinde ihm entgegen singen hörte, so dachte er: „Bist du der Mensch, der dieses Lied gemacht hat und seine Kunst nicht im Herzen hat?" und fieng an, bitterlich zu weinen und — nicht vergebens — um Muth und Freudigkeit im Gebet zu ringen. Einst erfuhr er, wie im Coburg'schen das abscheuliche Gerücht über ihn verbreitet sey, er habe sich erhenkt; da sagte er lächelnd zu dem Freund, in dessen Zimmer er diese Nachricht in einem Brief zu lesen bekam: „Schreiben Sie den Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „Ich hang und werde hangen an Christo als sein Glied."

Oefters, und zuletzt im J. 1764, hatte er Hülfe gegen seine Krankheit im Carlsbad gesucht, was ihm aber nie ganz gelang. Im J. 1768 endlich fühlte er seine Kräfte immer mehr abnehmen, worauf ihm der Churfürst ein Pferd aus seinem eigenen Stalle mit Sattel und Zeug sandte. Er hätte sich gerne in die ländliche Stille zurückgezogen, wenn er es nicht für seine erste Pflicht gehalten hätte, den Studierenden, so lange es irgend seine Kräfte erlaubten, durch seine Vorlesungen, durch seinen Rath und sein Beispiel zu nützen. Er hatte sich aber auch besonders durch seine moralischen Vorlesungen, die er in den spätern Jahren unter den schönsten Segenszeichen und mit dem größten Beifall hielt und durch sein väterliches Wesen, so wie durch seinen exemplarischen Wandel und eifrige Gottesverehrung die Achtung und Liebe der Studierenden im höchsten Grade erworben, so daß, als einmal die öffentliche Ruhe in Leipzig durch die Studierenden gestört war, nur ihm es gelang, durch eine ernste Anrede im väterlichen Ton die Ruhe wieder herzustellen. Er fehlte nie in der Kirche und genoß oft das h. Abendmahl mit der Gemeinde, wodurch er solche Erbauung stiftete, daß man Manche sagen hörte, sie seyen durch seinen Anblick, durch seine ernste, ungeheuchelte Andacht allezeit gerührt worden.

Im Dezember 1769 ergriff ihn eine tödtliche Krankheit. So sehr er zuvor oft mit Sorgen, wie er die Schrecknisse des Todes überwinden werde, an seinen Tod dachte, so wenig Bekümmernisse hatte er mehr, als sein Ende herannahte. Er sah demselben mit Ruhe und Heiterkeit entgegen. Nachdem er seine Familienangelegenheiten besorgt, richtete er sich in seinem Bett auf, entblößte sein Haupt und betete mit so feuriger Andacht, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater und von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Viele seiner Freunde und Schüler nannte er mit Namen und empfahl sie der gnädigen Fürsorge Gottes. Hierauf empfieng er das h. Abendmahl aus den Händen seines Beichtvaters Thalemann, dem er, als er ihn mit den Worten begrüßte: „Herr! siehe, den du lieb hast, der liegt krank", tief

ergriffen erwiederte: „Ach! wenn ich doch das wäre!“ Bald aber fügte er sich tröstend hinzu: „Nun, ich hoffe es zu Deiner Gnade, mein Heiland, daß Du auch mich als den Deinigen lieb hast.“ Dann sammelte er seine völlig erschöpften Kräfte zu einem feierlichen Bekenntniß seiner Buße und seines Glaubens und versicherte seinen Beichtvater, noch nie in diesem Grade die Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen empfunden zu haben, und daß ihm jetzt erst die recht mitleidswerth vorkommen, die ihren Trost nicht im Verdienst ihres göttlichen Erlösers suchten. Als die Schmerzen immer empfindlicher wurden, beschäftigte er sich mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten des Versöhnungstodes Jesu, daß er sein Leiden beinahe nicht zu empfinden schien. Kurz zuvor hatte ihn sein Churfürst so sehr geehrt, daß er ihm seinen Leibarzt schickte. Als nun seine Schmerzen aufs höchste gestiegen waren, seufzte er: „Ach, welche Schmerzen! Doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den Seinigen verspeit und mich ehret mein Fürst.“ Zu seinen Freunden, die um ihn her wehklagten, sprach er: „Weil ich nicht mehr viel fassen kann, so rufet mir nur den Namen des Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir.“ Eine Stunde vor seinem Verscheiden, am 13. Dez. 1769, als man ihm auf seine Frage, wie lange sein Kampf noch dauern könne, sagte: „Vielleicht noch eine Stunde“, erhob er mit fröhlichem Antlitz seine Hände und antwortete: „Nun Gottlob! nur noch eine Stunde!“ wandte damit sein heiteres Antlitz auf die Seite und entschlummerte unter dem Gebet seiner Freunde. Nun konnte er mit Freuden sagen: „Es ist vollbracht!“ (Nro. 585, V. 6. 593, V. 14.) Dieses stille Entschlummern sagte, was Addison, dessen Ende er sich wünschte, noch mit Worten sagen konnte: „So stirbt der Christ!“

Weitere Charakterzüge aus Gellert's Leben vgl. Thl. II. Nro. 10. 53. 226. 266. 325. 374. 428. 476. 449. 486. 483. 585. 593. 642.

Gellert genoß die allgemeinste Achtung seiner Zeitgenossen und kein deutscher Schriftsteller hat in dieser Zeit mit solchem Segen und in so weiten Kreisen gewirkt, wie er. Er hatte zwar keine schöpferische Erfindungsgabe und hinreißende Kraft der Darstellung, aber um so mehr eine ungekünstelte Zartheit und Wärme des moralischen Gefühls. Seine geistlichen Lieder, so sehr darinn der Lehrton vorherrscht, daß sie oft wie ein in Verse gebrachtes Stück seiner moralischen Vorlesungen erscheinen, und so sehr zu tadeln ist, daß die eigentliche Bibelsprache ihnen oftmals abgeht, waren doch für die Zeit, in der sie gedichtet wurden, und noch auf lange hinaus, am geeignetsten, das Kirchenlied bei Ehren zu halten und die Andacht im Haus und in der Kirche zu fördern, weßhalb sie auch großen Segen stifteten und noch Vielen, die in dieser Zeit ihre Bil-

dung empfiengen, überaus lieb und werth sind. Gellert war es auch, der seine Zeit zuerst wieder auf den Werth der alten Kirchenlieder aufmerksam machte und in Demuth bekannte, daß er gegen ein einziges der alten Kernlieder gerne und willig alle seine eigenen Lieder gebe. Er sagt einmal: „Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich lieber verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz." Seine Lieder sind ins Französische, Dänische, Russische, Holländische übersetzt und Joh. Fr. Doles, Musikdirektor in Leipzig (1758), Ph. Em. Bach (1758) und Joh. A. Hiller (1792) haben Melodien dazu geliefert.

(Quellen: Chr. F. Gellert's Leben von Joh. Andreas Cramer im 10ten Bande der Gesammtausgabe von Gellert's Werken. — Chr. F. Geller.'s Leben, dargestellt von Dr. Heinrich Döring. 2 Theile. Greiz 1833. — Dorpatische evangelische Blätter von Dr. Friedrich Busch. 1. Band. Jahrg. 1832. Nr. 29. 31—35. 41. 42. — Das fromme Leben Chr. F. Gellert's. Für das Volk bearbeitet von Dr. G. Eduard Leo, Consistorialrath und Superintendent in Waldenburg. 1845.)

v. Cronegk, Johann Friedrich, einer von Gellert's edelsten Schülern, geb. in Anspach den 2. Sept. 1731, wo sein Vater Generalfeldmarschalllieutenant des fränkischen Kreises war. Er war das einzige, zärtlich geliebte Kind seiner Eltern und genoß als solches einer sorgfältigen Erziehung. Im J. 1749 bezog er die Universität Halle und ließ sich hier in die damals durch Nicolai gestiftete Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften aufnehmen. Nach einem Jahre aber begab er sich auf die Universität Leipzig; hier war er der begierigste und emsigste Schüler Gellert's, dessen Freundschaft und herzliche Zuneigung er sich in hohem Grade durch seinen edlen Sinn und gute Sitten erwarb. Gellert war eben so sehr sein Freund, als sein Lehrer. Zugleich lebte er mit Rabener, Weiße, Käſtner, Graf Moriz v. Brühl in freundschaftlichen Verhältnissen. Im J. 1752 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde zu Ende dieses Jahrs markgräflich Anspach'scher Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Justizrath. Bevor er sich aber den Geschäften widmete, machte er ungefähr ein Jahr lang eine größere Reise in Italien. In Anspach lebte er besonders mit Uz auf freundschaftlichem Fuße. Tief betrübt wurde er im J. 1757 durch den Tod seiner vortrefflichen, edlen Mutter, der ihn sehr ernst stimmte und an seinen eigenen Tod gemahnte. Auch als Dichter gieng seine Hauptrichtung auf das Ernste; die tragische Dichtkunst war sein Lieblingsfach, wobei er sich besonders durch sein Trauerspiel „Kodrus" bekannt machte. Fern von eitlem Stolze und Eigennutz wandelte er in ächt religiösem Geiste seine Bahn, geschätzt und geliebt von Jedermann.

Kurz nur war sein Ziel gesteckt; er sollte seiner Mutter bald nachfolgen, wie er es vorausgesehen. Als er nämlich zu Ende des Jahrs 1758 seinen Vater in Nürnberg besuchte, wurde er von den dort herrschenden Blattern befallen, die so bösartig waren, daß sie

seinem jungen Leben „ein schnelles Ende machten". Wie er in einem seiner Lieder (Nro. 580.) die Schrecken der letzten Stunde durch das Glaubenslicht freudig erhellt anschaute, so waren auch, als nun diese Schrecken so plötzlich über ihn herangezogen kamen, das seine letzten Worte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? „Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern „Herrn Jesum Christum" (1 Cor. 15, 55. 57.). So bewies er sich bis ans Ende als ein Christ und fuhr mit diesem Trost am letzten Tag des Jahrs 1758 mit Freuden dahin — erst 27 Jahre alt. Uz verfaßte ein Klaggedicht auf seinen Tod und Gellert schrieb darüber an seinen Freund, Graf Moriz v. Brühl: „Ich warf mich bei der „ersten Nachricht von seinem Tode auf mein Lager und weinte. Der „selige Jüngling! Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod „standhaft erwartet. Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der „Liebe und Anbetung Gottes. Wir sehen ihm in den Himmel nach „und folgen ihm auf der Bahn, auf welcher er so rühmliche Fuß„stapfen eingedrückt hat." Oftmals pries er ihn auch in seinen Vorlesungen den vornehmen Jünglingen zur Nachahmung an.

Nach seinem Tod gab Uz seine Werke heraus unter dem Titel: „Des Freiherrn J. Fr. v. Cronegk Schriften. 2 Bände. Leipzig und Anspach 1760. 1761." Im zweiten Band stehen zwei Bücher: „Oden und Lieder", wovon das erste Buch die „Lieder geistlichen und moralischen Inhalts" enthält. Der geistlichen Lieder sind es acht. In einem Brief an Gellert schreibt er, er habe es gewagt, ihm in geistlichen Liedern nachzuahmen, aber erst durch die Nachahmung gefunden, daß er unnachahmlich sey, doch habe er es für seine Pflicht gehalten, auch der Religion zu Ehren zu singen.

(Quellen: Uz's Vorrede zu Cronegk's Schriften. 1760.)

Uz, Johann Peter, Cronegk's Freund und Landsmann, geb. zu Anspach 3. Okt. 1720, wo sein Vater Goldschmied war. Schon als Schüler des Gymnasiums zu Anspach machte er viele Versuche in der Dichtkunst; Anacreon und Horaz waren stets in seinen Händen. Im J. 1739 bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Dort schloß er mit Gleim einen innigen Freundschaftsbund. Nachdem er 1743 von der Universität nach Anspach zurückgekehrt war, widmete er sich hier mehrere Jahre ausschließlich den Wissenschaften und vor Allem der Dichtkunst. Im J. 1748 aber übernahm er die Sekretärsstelle bei dem Anspach'schen Justizcollegium, die er zwölf Jahre lang ohne einen Kreuzer Gehalt bekleidete; vor Mangel schützte ihn seine Genügsamkeit, die stets ein herrschender Zug in seinem Charakter war. Im J. 1749 beförderte er seine lyrischen Gedichte zum Druck, nachdem er sie vorher, wie Alles, was er dichtete, seinem Gleim zur Beurtheilung geschickt hatte. In diesen befanden sich auch seine Lieder religiösen Inhalts. Im J. 1763 wurde er Assessor beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg

und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Culmbach. Damit nahm er Abschied von den dichterischen Arbeiten und warf sich ganz in seine ernsthaften Berufsgeschäfte; 1781 arbeitete er jedoch mit seinem Freund Junkheim auf Befehl seines Fürsten das neue Anspach'sche Gesangbuch aus. Er verharrte im ledigen Stande, da er bei einer Jugendliebe unglücklich war; in stiller, zufriedener Einsamkeit lebte er mit seiner Mutter und Schwester in einem kleinen Häuschen zusammen. So allgemein ihn ganz Deutschland als Dichter pries, so anspruchslos blieb er doch allezeit. Im J. 1790 wollte ihm zur Anerkennung seiner Verdienste sein Fürst den Charakter eines Geheimenraths ertheilen, er verbat sich aber aus Bescheidenheit diesen Titel und begnügte sich mit der Stelle eines Direktors des burggräflichen Landgerichts und des Consistoriums. Da zerfielen nun seine Tage in zwei Hälften; den Vormittag widmete er den Amtsgeschäften, den Nachmittag den schönen Wissenschaften. Sein Ende glich seinem Leben, es war ganz sanft und still. Wenige Stunden vor seinem Tod ward ihm noch ein Patent des Königs von Preußen, an den die Anspach'schen Lande gefallen waren, überreicht; er war darinn zum preußischen Justizrath ernannt. Er starb als ein allgemein verehrter Greis am 12. Mai 1796, und C. F. Weiße hat ihm das Denkmal gesetzt:

„Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth
„Von aller Welt gelesen und verehrt;
— — — — — — — — —
„Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
„Im Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
„Dienstfertig, sonder Eigennutz,
„Ein Weiser und ein Christ: wer kann dieß anders seyn — als Uz?"

Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: „Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. 2 Bände. Leipz. 1768." Im sechsten Buch des zweiten Bandes stehen die Lieder religiösen Inhalts. Er war der erste unter den Deutschen, der es wagte, dem römischen Lyriker Horaz es nachzuthun und in seinem Geist die Tugend zu preisen und das Laster zu strafen. Am besten sind seine Lehroden. Klopstock erkannte den Werth seiner geistlichen Lieder an und forderte ihn zu Beiträgen für sein Privatgesangbuch auf. Kapellmeister Schulz hat seine geistlichen Lieder mit Melodien begleitet in dem Werk: „J. P. Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts nebst einigen andern Gedichten gleichen Gegenstands von E. v. Kleist, Freih. v. Cronegk, J. J. Eschenburg ꝛc. von J. A. P. Schulz, Kapellmeister Sr. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamb. 1784."

(Quellen: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. Band I. S. 65—153.)

Junkheim, Dr. Johann Zacharias, gleichfalls ein Anspacher und Freund von Uz. Er wurde geb. zu Anspach im J. 1729, wo sein Vater Kammerdiener und Mundschenk war. Er wurde 1754

Stadtvikar, 1756 Kasernenprediger, 1757 Conrektor und 1760 Rektor am Gymnasium zu Anspach; hierauf kam er im J. 1763 als Schloßprediger der Markgräfin Friederike Luise und Pastor nach Schwaningen; 1774 aber wurde er Consistorialrath und Generalsuperintendent in Anspach. Als solcher gab er mit Uz das Anspacher Gesangbuch vom J. 1781 heraus. Als eigentlicher Liederdichter hat er sich nicht bekannt gemacht. Er starb zu Anspach am 17. Aug. 1790.

(Quellen: Seiler's gemeinnützige Betrachtungen. 1791.)

Krüger, Johann Christian, ein Freund Gellert's, bei dem er viel galt. Er wurde im J. 1722 zu Berlin als der Sohn armer und geringer Eltern geboren, und erhielt seine erste Ausbildung im Berlinschen Gymnasium zum grauen Kloster. Hierauf studierte er Theologie in Halle und in Frankfurt a. d. O., mußte aber seine Studienzeit abkürzen, da er keine Geldmittel hatte. Er kam nun in große Nöthen und schien vom Glücke ganz verlassen; dazu war er zu schüchtern, sich um ein Amt oder auch nur um eine Hauslehrerstelle zu bewerben, weßhalb er seine Zuflucht zur Abfassung von Gelegenheitsgedichten nahm, um sich damit, freilich kümmerlich genug, sein Brod zu verdienen. Gar oft war er dabei in Gefahr zu verhungern. Eben als er mit der bittersten Armuth zu kämpfen hatte, befand sich die Schönemann'sche Schauspielergesellschaft zu Berlin. Um nicht Hungers zu sterben, trat er in dieselbe und bestieg nun als zwanzigjähriger Jüngling, statt der Kanzel, die Schaubühne. Daneben setzte er aber das Studieren und Beten eifrig fort, und als sich die Gesellschaft nach Leipzig übersiedelte, schloß er hier eine innige Verbindung mit Cramer und Rabener, vor allen aber mit Gellert, der ihn wegen seiner Bescheidenheit und seines religiösen Sinnes, den er sich auch auf dem Theater ungeschwächt bewahrte, ungemein schätzte. Wegen seiner vielen Arbeiten war er oft gezwungen, ganze Nächte zum Studieren zu verwenden. Dieß schwächte seinen ohnedem schwächlichen Körper aufs äußerste, so daß er sich dadurch die Auszehrung zuzog. Wie zuvor die Armuth, so trug er jetzt auch die Körperleiden mit größter Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Er starb schnell dahin zu Hamburg am 23. Aug. 1750, erst 28 Jahre alt. Sein Herz war in der Todesstunde mit „Trost und Freud erfüllt" und er empfand es hier erst recht seliglich: „daß Christus sein Erlöser ist" (Nro. 341, 3. 5.).

Nach seinem Tod erschienen seine Arbeiten unter dem Titel: „J. Chr. Krüger's poetische und theatralische Schriften, herausgegeben von J. Fr. Löwen. Leipz. 1763." Hier stehen von S. 1—84 seine poetischen Schriften, meist geistlichen und moralischen Inhalts, die schönes Zeugniß von seinem ernsten religiösen Sinn ablegen. Die darunter befindlichen eilf geistlichen Lieder dichtete er zur Unterweisung einer Schauspielerin im Christenthum.

(Quellen: Löwen's Vorrede zu Krüger's Schriften.)

Löwen, Johann Friedrich, Krüger's Freund; auch ein Mann des Theaters und doch ein Christ voll Gottesfurcht. Er wurde im J. 1729 zu Clausthal auf dem Thüringer Harzgebirge geboren. In Göttingen studierte er die Rechte und hatte, wie Krüger, schon frühe mit Nahrungssorgen zu kämpfen, weßwegen er gleichfalls bei ganz ärmlichen Geldmitteln seine Studien nicht vollenden konnte. Er begab sich deßhalb im J. 1751 von Göttingen zu Hagedorn nach Hamburg, um sich von ihm nach London, wo er sein Glück versuchen wollte, ein Empfehlungsschreiben mitgeben zu lassen. Hier nahm ihn jedoch Legationsrath Zink mit Liebe und Wohlwollen in sein Haus auf und ermunterte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten. 1757 erlangte er endlich eine Anstellung als Sekretär zu Schwerin, wo er sich mit der Tochter des Schauspieldirektors Schönemann, in dessen Gesellschaft auch Krüger gewesen war, verheirathete. Als ihm nun im J. 1767, da man in Hamburg mit Plänen zur Verbesserung des dortigen Theaters umgieng, die Stelle eines Direktors und Lehrers der jungen Schauspieler am dortigen Theater angetragen wurde, trieb ihn sein Patriotismus für das deutsche Theater, diese Stelle anzunehmen und selbst seine Frau und Kinder die Bühne betreten zu lassen. Das ganze Unternehmen der Verbesserung des Hamburger Theaters scheiterte aber und so sah er sich genöthigt, weil er nicht mit der Schauspielergesellschaft von einem Ort zum andern ziehen wollte, im J. 1768 die Stelle eines Registrators zu Rostock mit ganz geringem Einkommen anzunehmen. Hier starb der fleißige, mit Nahrungssorgen und Hypochondrie vielfach geplagte Mann nach wenig Jahren am 23. Dez. 1771, erst 32 Jahre alt.

Von ihm erschienen: „Geistliche Poesien nebst einigen veränderten Kirchengesängen von J. Fr. Löwen. Greifswalde. 1770." Es sind im Ganzen 16 eigene Lieder und 8 veränderte; es klingt besonders wohlthuend in dieser Zeit der Bibelton aus diesen Liedern hervor, die daneben auch durch edle Einfachheit und faßliche Sprache, die weder zu niedrig noch zu hoch ist, sich auszeichnen. Löwen dichtete seine Lieder meist nach Anleitung eines Psalmen oder eines Bibelspruchs. Sie verrathen, wie Küttner in seinen „Charakteren deutscher Dichter" sich ausspricht, unverstellte Frömmigkeit und ein gerührtes Herz.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.

Diterich, Johann Samuel, geb. den 15. Dez. 1721 zu Berlin, wo sein Vater erster Prediger an der Marienkirche war. Nachdem er in Frankfurt an der Oder und in Halle, wo besonders Baumgarten den meisten Einfluß auf ihn übte, Theologie studiert hatte und einige Jahre Hauslehrer in Berlin gewesen war, wurde er 1748 dritter Prediger an der Kirche seines Vaters. Als dieser im Jahr 1751 starb, wurde er zweiter Prediger an derselben und 1754 erster. Hier zeigte

er sich als treuer Jugendlehrer. Die Königin Elisabethe Christine schenkte ihm großes Zutrauen, so daß sie ihn im J. 1768 zu ihrem Beichtvater erwählte. Im J. 1770 wurde er Oberconsistorialrath, welches Amt er bis an sein Ende, 14. Jan. 1797, bekleidete.

Seine Lieder sind meist bloß Umarbeitungen und Nachbildungen älterer und neuerer Lieder nach den Grundsätzen und Bedürfnissen der damaligen „Aufklärung". Sie sind in den einzelnen Liedersammlungen enthalten, mit welchen er den Weg zeigte für die Art, wie nun bald durch ganz Deutschland die alten Landesgesangbücher modernisirt werden sollten (s. S. 466). Außer seinen „Liedern für den öffentlichen Gottesdienst. Berl. 1765" (vgl. S. 466), gab er auch ein „Gesangbuch für die häusliche Andacht. Berl. 1787" heraus.

(Quellen: Diterich's Lebenslauf von Zöllner in Dr. W. A. Tellner's neuem Magazin für Prediger. VI. Band. 1. Stück. 1797.)

Bruhn, M. David, der Mitarbeiter Diterich's an den für die Gesangbuchsrevolution tonangebenden „Liedern für den öffentlichen Gottesdienst" vom J. 1765. Er wurde geb. 30. Sept. 1727 zu Memel, wo sein Vater Kaufmann und Rathsherr war. Er studierte zu Königsberg, kam 1747 nach Halle in Baumgarten's Haus, der ihm die Aufsicht über seine große Bibliothek übertrug und wurde 1750 daselbst Magister. In demselben Jahr wurde er Conrektor am Cölnischen Gymnasium in Berlin, 1754 dritter Prediger an der dortigen Marienkirche und 1756 zweiter Prediger, was er bis an sein Ende, 27. April 1782, blieb.

Zu jener Sammlung vom J. 1765, die dann auch am 5. April beim öffentlichen Gottesdienst eingeführt wurde, lieferte er sieben überarbeitete und vier neue Lieder.

Spalding, Dr. Johann Joachim, geb. 1. Nov. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern, wo sein Vater Rektor und später Prediger war. Dieser pflanzte ihm frühe schon Gottesfurcht ins Herz. Nachdem er von 1731—1734 in Rostock und Greifswalde Theologie studiert hatte, zog er zu seinem Vater, um sich bei ihm im Predigen zu üben. Dann war er eine Zeitlang in Halle und in Berlin Hofmeister, worauf er im J. 1749 Pfarrer zu Lassahn in Schwedisch-Pommern wurde. Hier verheirathete er sich und kam dann im J. 1757 als erster Pfarrer nach Barth, einer Stadt in Schwedisch-Pommern. Er hatte hier das traurige Geschick, seine innigstgeliebte Frau durch den Tod sich entrissen zu sehen, was ihm sehr nahe gieng, so daß er ein ganzes Jahr lang sich fast nicht wollte trösten lassen; doch besiegte er in Gottes Kraft allmählich der Trennung Schmerz durch die Hoffnung eines frohen Wiedersehens (vgl. Nro. 602, 6. 7.). Um diese Zeit erquickte ihn auch der Besuch der drei jungen Schweizer, Lavater, Füßli und Felix Heß, die ihn im J. 1763, angezogen von seinem Predigerruf und mehreren seiner Schriften, z. B. seinen „Gedanken über die Bestimmung des Menschen" und „über den Werth

der Gefühle im Christenthum", in seiner Einsamkeit zu Barth aufsuchten und längere Zeit einen gesegneten Umgang mit ihm pflogen. Lavater dichtete eine Ode auf ihn, die mit den Worten beginnt:

„Edelster unter den Menschen, der fern am Baltischen Ufer
Einsam, ein Licht in der Finsterniß, wohnt."

Er kann in allen seinen Briefen, die er nach Haus schrieb, Spalding's Edelsinn nicht genug loben. Bald sollte dieser aber nun aus seiner stillen Verborgenheit auf einen der wichtigsten Posten gerufen werden. Zu Ostern des J. 1764 wurde er preußischer Oberconsistorialrath und Probst an der St. Nikolaikirche zu Berlin. Es war dieselbe Stelle, die einst der ehrwürdige Spener bekleidet hatte. Während dieser aber von hier aus für Begründung eines lebendigen Glaubens und Erneuerung des kirchlichen Lebens durch den Geist der Schrift wirkte, waren „Aufklärung, Recht der Vernunft, Toleranz" die Losungsworte Spalding's. Als Prediger erwarb er sich in dieser Zeit einen großen Namen und seine Zeitgenossen versichern, „die Religion habe von seinen Lippen einen unwiderstehlichen Reiz gehabt." Er gab auch viele seiner Predigten heraus. Als sich die Hoffnung vereitelte, daß nach dem Tod König Friedrichs II. im J. 1786 das muthwillige Verfahren in Absicht auf religiöse Gegenstände aufhören werde und im J. 1788 das preußische Religionsedikt erschienen war, legte er seine Probststelle nieder, behielt jedoch seine Stelle im Oberconsistorium noch bei. Im J. 1797 gab er seine letzte Schrift heraus: „Die Religion eine Angelegenheit des Menschen", und entschlief dann am 26. Mai 1804 in einem Alter von neunzig Jahren sanft und still. Sein Biograph schreibt hierüber: „Es gilt von ihm, was von Abra„ham gesagt wird: „„„er nahm ab und starb in einem ruhigen Alter, „da er alt und lebenssatt war."""

Sein Antheil an dem von Diterich besorgten „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den K. Preußischen Landen. Berl. 1780" besteht in wenigen durch ihn veränderten ältern Liedern und in einem einzigen von ihm selbst gedichteten Liede (Nro. 602.). Sonst findet sich nichts, das er gedichtet hätte.

(Quellen: Joh. Joach. Spalding's Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatz von dessen Sohn G. L. Spalding. Halle. 1804. — Schlichtegroll's Nekrolog für das neunzehnte Jahrhundert. Band V. S. 99—207.)

Patzke, Johann Samuel, wurde geb. 24. Okt. 1727 zu Frankfurt a. d. O. Sein Vater, ein armer Accisbeamter, übergab ihn dem Großvater zur Erziehung. Er zeigte auf dem Gymnasium zu Frankfurt viel Lernbegierde, hatte aber dessen unerachtet eine tiefe Kränkung zu erfahren. Dem Rektor fiel nämlich seine armselige Kleidung auf, so daß er einmal in die Worte ausbrach: „Da, wo der Bettelbube sitzt, könnte auch wohl noch ein ehrlicher Mensch sitzen." Dieß schnitt dem jungen Patzke tief durchs Herz, daß er mit Thränen in

den Augen seine Bücher zusammenraffte und die Schule verließ, Willens, das Studieren nun ganz aufzugeben. Er bewarb sich deßhalb um eine Sekretärsstelle bei der Post in Frankfurt. Durch die Fürbitte seiner Mitschüler und durch ein Gedicht, das er auf die Hochzeitfeier des Rektors machte, ward dieser jedoch bewogen, ihn wieder in die Schule aufzunehmen. Im J. 1748 begann er nun in Frankfurt das Universitätsstudium. Gelegenheitsgedichte, die er als beliebter Dichter verfaßte, und einige Hausinformationen waren seine einzigen Geldquellen, von denen er kaum seine nöthigsten Bedürfnisse bestreiten konnte. Er ging nun auch noch auf die Universität Halle; obgleich er aber auch hier noch so sehr sparte, so mußte er doch seinem Wirth sieben Thaler schuldig bleiben. Da geht er einsmals, hierüber ganz tiefsinnig, an der Post vorbei, und wie er da nach den angeschlagenen Wechseln blickt, so traut er kaum seinen Augen, als er liest: „H. Patzke erhält zehn Dukaten.“ Es war dieß die Gabe eines verborgenen Wohlthäters. In seiner Herzensfreude wirft er sich sogleich hinter dem zurückgeschlagenen großen Postthor in einem Winkel auf seine Kniee nieder und dankt Gott, der ihm aus Finsternissen Licht geschafft, mit heißen Thränen.

Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, empfahl ihn der Oberhofprediger Sack in Berlin dem Markgrafen Heinrich v. Schwedt zu der erledigten Pfarrstelle in Wormsfeld und Stolzenberg. Dieser forderte ihn vor sich. Anfangs war er in größter Angst und Verlegenheit, wurde aber durch die wohlwollende Aufnahme immer beherzter, so daß er nun mit beredtem Munde erzählte, auf welchen rauhen Wegen ihn bisher Gott geführt und sicher geleitet habe. Dadurch erwarb er sich die Gunst des Markgrafen und legte durch sein aufrichtiges, herzeinnehmendes Benehmen den Grund zu seinem künftigen Glück. Im J. 1755 durfte er die genannte Pfarrei beziehen. Aber auch hier hatte er bei einem geringen Einkommen mit Mangel und Armuth zu kämpfen. Gott lenkte jedoch das Herz des Markgrafen, daß er ihn auf die edelmüthigste Weise unterstützte, sobald er von seiner Noth Kunde erhielt. Er lud nämlich Patzke vor sich und sagte ihm, er fahre nun mit ihm hinaus in sein Haus nach Wormsfeld zum Essen. Als sie hinkamen, sah der arme Pfarrer, der in größter Verlegenheit stets betheuerte, er habe nicht einmal die Stühle, um eine solche Gesellschaft zu setzen, wie sein ganzes Haus, Küche, Keller und sogar die Bibliothek aufs schönste eingerichtet und gefüllt waren. Im J. 1758, bald nach seiner Verheirathung, verheerten die Russen, die in die Mark eingefallen waren, seinen Ort und die ganze Umgegend. Unter dem Klaggeschrei der Unglücklichen, das ringsum zu vernehmen war, flüchtete er seine hochschwangere Frau zu ihren Eltern nach Schlesien. Bald kehrte er zurück und sah nun nichts, als Jammer und Elend; seine Gemeinde war zerstreut; sein Haus in eine Mördergrube verwandelt; Alles war ihm geraubt, selbst seine Bücher waren

zerriſſen und mit Unflath beſchmutzt. Seine Lage war höchſt traurig; er mußte mit Hunger und Blöße kämpfen und hätte ſein Leben nicht friſten können, wenn ihm ſein alter, bewährter Wohlthäter, der Markgraf, nicht monatlich acht Thaler hätte auszahlen laſſen. Ein Jahr darnach wurde er Pfarrer zu Linzen in der Churmark, wohin er nun ſeine Frau aus Schleſien wieder zurückholte. Kaum aber ſah er ſie wieder bei ſich, ſo fielen abermals die Ruſſen in die Mark ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Doch auch hier verzagte ſein Herz nicht; er glaubte es feſt, was er in ſeinem Liede: „Der du das Loos" (Nro. 22.) ſo feſten Muthes ſingt, daß ohne Gottes Willen kein Haar von ſeinem Haupte falle. Gott war auch hier auf ſein Wohl bedacht, daß er nicht unterliegen durfte; auf die Empfehlung des Markgrafen nämlich kam er 1762 als Prediger an die heilige Geiſtkirche nach Magdeburg. Der Markgraf blieb ihm Zeitlebens zugethan. Jedes Jahr mußte er ihn beſuchen, wo er dann jedesmal hundert Dukaten geſchenkt erhielt. Auch in Magdeburg ſollte er anfangs „durch mancher Prüfung Enge wallen"; er fand eine ſchwierige Stellung. Allein durch ſeine hinreißende Predigtweiſe, durch ſein redliches Weſen und ſein aufrichtiges Wirken für's Gute gewann er ſich allmählich die Achtung und Liebe der Gemeinde in hohem Grad. Er wirkte beſonders auch für Volksbelehrung und Beſſerung durch einige Wochenſchriften, die er herausgab. Nun hatte er endlich Ruhe gefunden und lebte in glücklicher Zufriedenheit noch manches Jahr dahin. So wußte ihm der Herr aus des Lebens Bitterkeiten ſein Glück zu bereiten, daß er recht aus der Erfahrung und im Herzensdrang jenes ſchöne Glaubenslied voll kindlichen Vertrauens ſingen konnte. Allein der Abend ſeines Lebens ſollte in dieſer unbeſtändigen Welt noch recht leidensvoll werden. Die drei letzten Jahre ſeines Lebens hatte er mit den größten Körperſchmerzen und Beſchwerden zu kämpfen, bis endlich der Tod ſeinen Qualen ein Ende machte am 14. Dez. 1786. Seine Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen der edelſten, beſten und achtungswürdigſten Menſchen.

Von ihm erſchienen: Gedichte. Halle. 1750. — Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle. 1754. — Muſikaliſche Gedichte nebſt einem Anhang einiger Lieder für Kinder von J. S. Patzke. Magd. und Leipz. 1780.

(Quellen: Sam. Baur's intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts. Band I. S. 426—444.)

Feddersen, Jakob Friedrich, geb. 31. Juli 1736 zu Schleswig, wo ſein Vater Kaufmann war. Das ſollte er anfangs auch werden, weßhalb er bereits eine Zeitlang bei einem Kaufmann in der Lehre war. Er wurde dieſer Beſchäftigung aber bald überdrüſſig und beſuchte nun in regem Wiſſenstrieb die lateiniſche Schule. In ſeinem fünfzehnten Jahre ſtarb ihm ſeine Mutter, deren Andenken ihm

ſein Lebenlang theuer blieb. Sie ließ ihn vor ihr Sterbebett kommen und rief ihm, ihre letzten Kräfte zuſammenraffend, mit nachdrücklicher Stimme wenige Minuten vor ihrem Verſcheiden zu: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen!“ Dieſe Worte blieben ſeiner Seele wie eingegraben und halfen ihm ſpäter aus mancher Verſuchungsſtunde. Vom J. 1755—1758 ſtudierte er Theologie auf der Univerſität Jena. Schon im J. 1760 berief ihn ſodann der Herzog von Auguſtenburg zu ſeinem Kabinetsprediger. Hier lernte ihn der Erbprinz von Bernburg kennen, der ihn ſofort nach ſeinem Regierungsantritt im J. 1766 zum Hofprediger ſeiner Gemahlin nach Ballenſtädt berief. Er wurde ſo nach zweihundert Jahren, welche ſeit Arndt's Abſchied von dort verfloſſen waren, der erſte evangeliſche Prediger und Seelſorger, deſſen ſich die lutheriſchen Einwohner des Herzogthums endlich wieder zu erfreuen hatten. Hier trat er auch in den Eheſtand, in welchem ihm zwei Söhne und eine Tochter geſchenkt wurden. Als jedoch im J. 1769 die Fürſtin im Wochenbett geſtorben war, kam er als dritter Prediger an die St. Johanniskirche nach Magdeburg, wo er Patzke und Sturm als Collegen antraf. Nachdem er hier acht Jahre lang, innig geliebt von ſeiner Gemeinde, gewirkt hatte, wurde er im J. 1777 als Domprediger und Beichtvater des ganzen herzoglichen Hauſes nach Braunſchweig berufen. Er hatte hier eilf Jahre lang durch ſeinen Amtseifer und ſeine hohen Kanzelgaben das größte Zutrauen und die herzlichſte Liebe nicht nur von der ganzen Gemeinde, ſondern auch vom herzoglichen Hauſe zu genießen, ſo daß er oft beſchämt ausrief: „Herr! ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thuſt!“ Beſonders mit dem edlen Herzog Ferdinand von Braunſchweig lebte er in vertrauteſter Freundſchaft. Da berief ihn der König von Dänemark im Frühjahr 1788 als Hauptpaſtor und Probſt des Altona'ſchen und Pinneberg-ſchen Conſiſtoriums nach Altona. Obgleich ihm der Abſchied von ſeiner Braunſchweiger Gemeinde überaus ſchwer fiel, ſo wollte er doch den Ruf ins Vaterland nicht ablehnen, und traf nun am 17. Juni 1788 in Altona ein, wo er mit dem ſehnlichſten Verlangen erwartet wurde. Mit dem größten Eifer widmete er ſich ſogleich ſeinem neuen Amt, unter allen ſeinen Amtsverrichtungen war ihm aber der Unterricht der Jugend das Liebſte. Durch ſeine Kinderliebe gewann er ſich die Herzen der Schulkinder ſo, daß ſie ſich ſtets auf ſein Kommen in die Schule herzlich freuten und ihn oft ſelbſt darum baten. Er war überhaupt von ganz ſanfter, freundlicher und friedlicher Art, gewöhnt, bei den Nebenmenſchen gern Alles zum Beſten zu kehren. Vor dem bloßen Gedanken an theologiſche Streithändel graute ihm, „weil ſie nicht frommen“. Das Studium der Bibel war ſeine tägliche Beſchäftigung und jeden Morgen machte er den Anfang ſeiner Arbeit mit dem Leſen eines Abſchnitts aus dem griechiſchen N. Teſtament oder aus den Pſalmen.

Der Herr hatte aber in seinem Rath beschlossen, ihn von seiner edlen, segensreichen Laufbahn im kraftvollsten Alter abzurufen. Es war, als hätte er dieß geahnet. An den Garten hinter seiner Wohnung in Altona stieß der Kirchhof. Gleich beim ersten Besuch dieses anmuthigen Gartens nun wählte er sich zwischen zwei Linden, die auf dem Kirchhof standen, eine Begräbnißstelle aus und wiederholte dabei gegen seine Freunde mehr wie einmal unter heiteren Gesprächen die Worte: „Dort will ich schlafen". Von Braunschweig her war ihm in Folge eines heftigen Katarrhfiebers eine Mattigkeit zurückgeblieben, bei der er sich im Eifer für seinen neuen Beruf nicht genug schonte. Dazu kam, daß er wegen einer Kränklichkeit seiner Frau, die ihr den Tod drohte, in große Aengsten kam. Sie genas jedoch wieder, dagegen ward aber nun er am 20. November von einem Flußfieber befallen, das ihn jedoch nicht abhielt, am 27. Sonntag nach Trinitatis noch selbst die Predigt zu halten. Kaum war er aber zu Haus, so brach das Fieber mit so heftiger Gewalt an ihm aus, daß er alsbald dachte, diese Krankheit werde seine letzte seyn. Er gab zwar zu erkennen, daß er für seine Person gern stürbe, er wünsche jedoch, wenn es Gott gefiele, für die Seinigen und für seine Gemeinde noch länger zu leben. Die Krankheit entwickelte sich zu einem förmlichen Faulfieber, wobei ihn jedes Gespräch schon in große Aufregung brachte, so daß längere Zeit bloß seine Frau und Tochter nebst zwei Freundinnen um ihn seyn durften. Er trug alle Beschwerden, Schwachheit und Schmerzen ohne eine Spur von ungeduldigem Murren und stärkte sich beständig durch ein herzliches Gebet zu Gott. Manchmal aber klagte er: „Ich kann jetzt nicht beten und sonst war ich so geübt darinn"; dann pflegte er sich mit der großen Wahrheit zu trösten: „Wir haben einen Fürsprecher beim Vater". „Ich habe," sagte er einmal zu einer seiner Freundinnen in einer schweren schlaflosen Nacht, „so die Gewohnheit, daß ich, wenn mir bei meiner Arbeit ein guter Gedanke einfällt, denselben auf einen kleinen Zettel schreibe und mir denselben vor Augen lege, um ihn wieder ins Gedächtniß zu bringen. Im Anfang meiner Krankheit kam es mir nun vor, als sähe ich einen solchen Zettel vor mir, auf welchem die Worte standen: „Vollkommen werden" — „Gehorsam lernen" — „Glaube und Vertrauen üben" — und eben sahe ich einen Zettel, darauf stand: „Jehovah meine Hülfe!" Daraus schließe ich, nun wird die Hülfe Gottes kommen." (Weiteres vgl. Thl. II. zu Nro. 142.) Mit dem Christfest trat der Tod ihm nahe. Aber die Wahrheit des Wortes: „Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost", traf auch an seinem Sterbebett ein zu großer Rührung und Ermunterung der umstehenden Zeugen. Bei aller Demuth blickte er auf seine vollbrachte Amtsführung mit der Freudigkeit eines guten Gewissens zurück, begnügte sich willig, dem Rufe Gottes zu folgen und redete von demselben stets als von seinem Hingang zu Gott. Die Hoffnung und stille Freudigkeit,

die er in ſeinem Liede Nro. 522, V. 6 und 7. den Greiſen ausſprechen läßt, belebte auch ihn. Die ruhigen Augenblicke, die er unter vielen bewußtloſen Stunden genoß, wandte er zum Gebet an und bezeugte einmal über das andere: „Ich hoffe aus Gnaden um Jeſu willen ſelig zu werden," und ein andermal rief er aus: „O! ich kann's nicht beſchreiben, welchen Frieden ich in meinem Herzen empfinde. Deinen hohen Frieden ſchmeck' ich ſchon hienieden, und was hoff' ich dort!" Unaufhörlich betete er für ſeine Frau und Kinder, daß ſie Gott auf ſeinen Wegen erhalten wolle; er durfte auch ſeinen von Kiel herbeieilenden Sohn noch einmal ſehen und ſegnen. In ſeiner letzten Lebensnacht, da er Niemand mehr kannte und nichts vernahm, was außer ihm vorgieng, betete er noch mit ſtarker, durchdringender Stimme für die Seinigen, für ſeine Freunde, die er alle mit Namen nannte, für den König, für Stadt und Gemeinde bis zu einer halben Stunde vor ſeiner Auflöſung. Tauſendfachen Segen rief er über Jeden herab. Man konnte ihn nicht völlig mehr verſtehen, zumal da ſich immer Bilder der irrenden Phantaſie einmiſchten. Mehrmal aber hörte man noch ganz deutlich die Worte: „Außer Chriſtum kann ich nichts; durch Chriſtum vermag ich Alles". So gieng ſeine Gott geheiligte Seele unter beſtändigem Gebet in die Wohnungen der Gerechten hinüber am Morgen des letzten Tages im Jahr 1788.

Er war ein praktiſcher Volksſchriftſteller; beſonders bekannt ſind ſeine „Nachrichten vom Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. Halle, 1776—1785. 5 Theile." Namentlich aber ſchrieb er auch für Kinder, z. B.: „Das Leben Jeſu für Kinder. Halle, 1777." — „Lehrreiche Erzählungen aus der bibliſchen Geſchichte für Kinder. 3. Aufl. 1788." — „Beiſpiele der Weisheit und Tugend aus der Geſchichte mit Erinnerungen für Kinder. 2 Thle. Halle, 1777—1780." In dieſen Schriften ſtehen mehrere geiſtliche Lieder, die er dichtete, manche auch in ſeinen „Unterhaltungen mit Gott in beſondern Fällen und Zeiten. Halle, 1774" und in den „Andachten im Leiden und auf dem Sterbebett. 1772."

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfrath's Leben Fedderſen's im ſechsten Band der Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen von Fedderſen. Halle 1790.)

Münter, Dr. Balthaſar, geb. 24. Merz 1735 zu Lübeck. Schon in ſeinem zwölften Jahr erfuhr er einen traurigen Wechſel des Glücks. Sein Vater, ein angeſehener und reicher Kaufmann, ſank plötzlich aus dem Schooß des Reichthums in große Armuth. Für den Knaben war aber gerade dieſes Mißgeſchick ein Sporn, ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit den Weg zu ſeinem Fortkommen in der Welt zu bahnen. Er wurde von der Zeit an einer der beſten Schüler auf dem Lübeck'ſchen Gymnaſium. Damals ſchon erwarb er ſich durch deutſche Gedichte großes Lob, beſonders durch ein paar Oden zum Preis der Gottheit. Im J. 1754 bezog er die Univerſität Jena, um Theologie

zu studieren und wurde 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt an der philosophischen Fakultät. Mit einer fast unglaublichen Anstrengung hielt er hier täglich 8—10 Vorlesungen. Im J. 1760 verschafften ihm seine seltenen Predigergaben die Stelle eines Waisenhauspredigers und Hofdiakonus in Gotha. Nach dritthalb Jahren schon kam er als Superintendent nach Tonna, einige Stunden von Gotha; er hatte sich aber durch seine Predigten, die sehr geblümt und bilderreich waren, die Gunst des Herzogs so sehr erworben, daß er immer noch alle Monate einmal in Gotha vor ihm predigen mußte. Heiter und zufrieden mit seinem Schicksal genoß er des ihm von Gott bescheerten Lebensglücks voll Danks gegen den Geber so vieler guten Gaben. Da ward er im J. 1765 als erster Prediger zur deutschen Petrigemeinde nach Kopenhagen berufen, wo vor ihm der ehrwürdige Dr. Hauber stand. Diesen Posten bekleidete er achtundzwanzig Jahre lang. Durch treue Amtsführung und ausgezeichnete Predigergaben erwarb er sich die größte Liebe der Gemeinde. Besonders weckte er viele junge Männer zum Eifer im Predigerberuf. Es erschienen auch viele Predigtsammlungen von ihm. Zu gleicher Zeit mit ihm weilten Cramer und Klopstock in Kopenhagen, die ihn zu seinen dichterischen Arbeiten aufmunterten und im vertrautesten Umgang mit ihm lebten. Im Jahr 1772 hatte er hier den unglücklichen Minister Struensee zum Tode auf dem Schaffot vorzubereiten, durch dessen Bekehrungsgeschichte, die er in demselben Jahre noch herausgab, er sich sehr berühmt machte. In den letzten fünf Jahren seines Lebens erwarb er sich auch durch bessere Einrichtung des Armenwesens, die er mit viel Eifer und Einsicht betrieb, große Verdienste. Sein Haus war eine Wohnung des Friedens und der Ruhe. Unumschränktes Wohlwollen, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit sind liebliche Züge seines Charakterbildes. Er starb in sanfter Glaubensruhe am 5. Okt. 1793 in einem Alter von achtundfünfzig Jahren.

Zuerst gab er „geistliche Cantaten auf die Evangelien, 1769" heraus, dann in den Jahren 1773 und 1774 zwei Sammlungen geistlicher Lieder. Beide enthalten hundert Lieder. Seine Freunde wetteiferten, sie mit Melodien zu schmücken. Zur ersten Sammlung sind Melodien beigegeben von dem Kapelldirektor Benda, Kapellmeister J. Chr. Fr. Bach in Bückeburg und Musikdirektor Hiller in Leipzig; zur zweiten von Fr. Bach allein. Seine geistliche Lieder, an denen er mit größter Sorgfalt feilte, waren ihm die liebsten unter seinen Schriften. Viele derselben erwarben sich auch wirklich die allgemeinste Geltung, wie z. B. „Stärk uns Mittler" — „Mein Glaub ist meines Lebens Ruh" — „Dich krönte Gott mit Freuden". Sie haben mehr poetischen Gehalt und Reiz, als die Gellert'schen Lieder. Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter sagt von ihnen: „Sie athmen einen „ächten Dichtergeist, Andacht und Empfindungen des feurigsten Danks; „sie sind erhaben ohne lyrische Kühnheit, reich an neuen und herz-

„erhebenden Gedanken, reicher an Ausbrüchen innigen Gefühls, als „an lehrender Moral; sie haben einen gewissen Anstrich von männ„licher Ernsthaftigkeit, mehr den Ton feierlicher, als weicher Empfin„dungen und eine kraftvolle, reine und gewählte Sprache."

(Quellen: Dr. Balthasar Münter's Leben und Charakter von seinem Sohne Dr. Fr. Münter. Kopenhagen. 1793. — Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1793. Bd. 1. S. 322—364. — Henke's Archiv für die Kirchengeschichte. Bd. 1. Stück 4. S. 6 ꝛc.)

Mudre, M. Johann Friedrich, wurde am 26. Dez. 1736 zu Lübben in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater seines Handwerks ein Weber war. Im J. 1757 bezog er die Universität Leipzig, wo er Gellert's Schüler wurde. Er wurde im J. 1771 Pfarrer in Bubendorf bei Borna, und zwei Jahre darauf in Mittelsaida bei Freiberg. Dort wirkte er bis ins hohe Alter viele Jahre im Segen. Zuletzt zog er sich nach Marienberg zurück und verbrachte hier den Abend seines Lebens, „ohne Furcht und Grauen seinem Tod entgegenschauend", der endlich am 30. Mai 1810 über ihn kam.

Er verfaßte 101 geistl. Lieder, unter welchen sich, wie Knapp bezeugt, manche liebliche befinden. Sie erschienen unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Gedichte. Friedrichsstadt bei Dresden 1770."

Heeren, Heinrich Erhard, geb. am 16. Febr. 1728 zu Wremen im Herzogthum Bremen, wo sein Vater Pfarrer war. Er wurde im J. 1754 Subrektor an der Domschule zu Bremen, 1760 Pfarrer zu Arbergen bei Bremen und 1775 Domprediger in Bremen. Er ist der Vater des bekannten Hofrath Dr. A. H. L. Heeren, Professors der Geschichte in Göttingen. In seinen letzten Jahren begab er sich in den Ruhestand und starb als ein alter, ehrwürdiger Greis von dreiundachtzig Jahren am 8. Merz 1811.

Er dichtete im Ganzen zweiunddreißig Lieder, die nebst siebenundzwanzig veränderten Liedern unter dem Titel erschienen: „Neue und veränderte geistliche Lieder zu einem neuen öffentlichen Gesangbuch beigetragen. Bremen 1778." Er war auch Mitarbeiter am Gesangbuch für die Bremer Domkirche vom J. 1778.

Hermes, Dr. Johann August, wurde geboren am 24. Aug. 1736 in Magdeburg. Er besuchte zuerst die Schule zu Klosterbergen unter dem frommen Abt Steinmez und dann die Universität Halle, wo er für Knapp am Waisenhaus unterrichtete. Er fand sich aber hier, wie schon in Klosterbergen, vom Pietismus abgestoßen. Seine erste Anstellung fand er im J. 1759 als Hülfsprediger zu Parchim im Mecklenburgischen, dann wurde er Pfarrer zu Groschendorf, wo der siebenjährige Krieg für ihn mancherlei schwere Drangsale herbeiführte und ihn fast all seines Eigenthums beraubte. Er ertrug aber solche Noth mit herzlichem Vertrauen zu Gott und erwarb sich unter der Zucht des h. Geistes dabei eine ungemeine Fassung des Gemüths, einen wahren christlichen Gleichmuth, der ihm in den Prüfungen, die seiner

noch warteten, wohl zu Statten kam. Nach geschlossenem Frieden kam er als Prediger nach Wahren. Hier zog er sich durch seine freiern Ansichten, die in manchen Punkten von der Kirchenlehre abwichen und die er im Jahr 1771 und 1772 in seinen „wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottseligkeit" veröffentlichte, allerlei Anfechtungen und Verketzerungen zu. Im J. 1777 wurde er Prediger in Dittfurt, einem Dorfe bei Quedlinburg. Hier schrieb er sein „Handbuch der Religion", das sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte und in viele fremde Sprachen übersetzt wurde. Namentlich erwarb er sich dadurch die Gunst der Aebtissin Amalie von Quedlinburg, auf deren Betreiben er im J. 1780 Oberprediger und später Superintendent und Consistorialrath in Quedlinburg wurde. Noch einmal sollte er im hohen Alter die Schrecknisse des Kriegs erfahren müssen; nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 wurde ihm von den Franzosen sein ganzes Haus ausgeplündert. Auf Dornen mußte er stets zu seinem Ziel hingehen. Er hatte es aber längst gelernt, dem großen Dulder als sein Jünger zu folgen. Bei den vielen Feinden und Gegnern, die er hatte, gab er stets Zeugniß von dem edlen Geist der Duldung, der ihn beseelte; allen ihren Angriffen suchte er nichts als ein reines und tadelloses Leben entgegenzusetzen und hielt allezeit fest an der Regel, die er in seinem so beliebt gewordenen Passionslied: „Ach! sieh ihn dulden" (Nro. 148, 7.) ausspricht: „Nie will ich mich am Feinde rächen." Endlich durfte er als ein hochbetagter Greis von fünfundachtzig Jahren zum ewigen Frieden heimgehen. Er starb zu Quedlinburg am 6. Jan. 1822.

Wir haben von ihm bloß drei geistliche Lieder, die in den zwei letzten Hauptstücken seines Handbuchs der Religion vom J. 1779 neben „Morgen- und Abendandachten" stehen. Er besorgte auch das neue verbesserte Quedlinburger Gesangbuch vom J. 1787.

(Quellen: J. A. Hermes nach seinem Leben, Charakter und Wirken von H. Fritsch.)

Koppe, Dr. Johann Benjamin, geb. 19. August 1750 zu Danzig, wo sein Vater Tuchmacher war. Im elterlichen Hause erhielt er nachhaltige Eindrücke der Frömmigkeit und studierte dann vom J. 1769 zu Leipzig die alten Sprachen. 1776 wurde er in Göttingen Professor der Theologie, 1784 Oberpfarrer und Generalsuperintendent in Gotha, und 1788 Consistorialrath und Hofprediger in Hannover, wo er am 12. Febr. 1791 starb. In seinen letzten Lebensjahren trafen ihn manche Leiden, besonders auch durch den Tod seiner Frau. Als seine Gesundheit endlich ganz geschwächt war und die Aerzte ihm ihre Besorgnisse für sein Leben mittheilten, bereitete er sich mit Ruhe zu seinem Tode vor. Er äußerte dabei mehrmals, „daß er nie so stark den Werth seines theologischen Studiums gefühlt, als in diesen Augenblicken, wo das Wesentliche desselben sich vor ihm in Einem Punkte vereinige." Er war ein seltener, großer Charakter voll

Nachgiebigkeit und Festigkeit, Freundlichkeit und Ernst. Er ist der Herausgeber des bekannten Commentars zum N. Testament. Eine Ausgabe seiner sehr beliebten Predigten besorgte Spittler im J. 1792 bis 1793. Göttingen. 2 Bde.

Seine wenigen Lieder stehen in dem von ihm herausgegebenen „christlichen Gesangbuch. Göttingen. 1789."

(Quellen: Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. H. Döring. Neustadt a. d. Orla. 1830.)

Eschenburg, Dr. Johann Joachim, der Sohn eines Kaufmanns zu Hamburg, wo er am 7. Dez. 1743 geboren wurde. Im Jahr 1764 bezog er die Universität Leipzig, und hörte dort Gellert's Vorlesungen mit großer Begierde und heiligem Ernst. Um Michaelis des Jahrs 1767 wurde er Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig, wo er zugleich auch anfieng, Vorlesungen über die schöne Literatur zu halten. Dadurch machte er sich einen solchen Namen, daß er zwei Jahre später Professor an dieser Anstalt wurde und 1777 an Zacharia's Stelle kam. Im J. 1787 übernahm er das Direktorium des Braunschweig'schen Intelligenzwesens. Er trug ungemein viel zur Beförderung der schönen Literatur der Deutschen bei, und machte sich besonders um Shakespeare, dessen Werke er von 1798—1806 übersetzte, sehr verdient. Zuletzt wurde er noch geheimer Justizrath und Canonikus des Cyriakusstiftes zu Braunschweig und starb als solcher am 29. Febr. 1820.

Die fünfzehn geistlichen Lieder, die er im Ganzen dichtete, erschienen im Zollikofer'schen Gesangbuch vom J. 1766, in Niemeyer's Gesangbuch für höhere Schulen und im neuen Braunschweig'schen Gesangbuch, das er bearbeiten half.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jörden's. Leipz. 1806—1812.)

Fröbing, Johann Christoph, geb. 8. Mai 1746 zu Ohrdruf in Thüringen. Im J. 1776 wurde er Conrektor in Hannover und blieb dieß zwanzig Jahre lang; 1796 kam er auf eine Pfarrei im Lüneburgischen, und im J. 1800 wurde er Diakonus zu Mark-Oldendorf im Hildesheimischen, wo er am 25. Jan. 1805 starb.

Er dichtete ungefähr hundert geistliche Lieder, in denen manchmal noch der alte Glaubenston durchklingt.

Bickel, Johann Daniel Carl, geb. 24. Juni 1737 zu Altweilnau im Herzogthum Nassau. Er war Nassau-Usingen'scher Superintendent in Mosbach und starb als solcher am 28. Juni 1809.

Er dichtete bloß zwei geistliche Lieder, welche zuerst in dem durch ihn besorgten Nassau-Usingen'schen Gesangbuch vom J. 1779 erschienen.

Röding, Johann Heinrich, geb. 20. Nov. 1732 zu Hamburg. Er war sein eigener Lehrmeister und sammelte sich ohne eigentlichen Unterricht durch eigenen Fleiß schöne Kenntnisse in den Sprachen und

Wissenschaften. Als Jüngling suchte er einen niedrigen Dorfschulmeisterdienst und erhielt ihn auch, wiewohl nur mit Mühe; dann kam er als Unterlehrer in die Schule des berühmten Jürgen Elert Kruse, hierauf an die Schule zu Tellingstadt in Holstein mit dem Titel eines Rektors. Endlich wurde er im J. 1768 Lehrer an der Jakobsschule zu Hamburg, wo er am 28. Dez. 1800 starb. Er war ein sanfter, liebreicher Mann voll Eifers, junge Herzen für den Herrn zu gewinnen.

Er ist ein Schulliederdichter. So erschienen von ihm: „Lieder über den Katechismus, nebst Gebeten für Kinder. 1772." — „Geistliche Lieder und Gebete für Kinder zum Gebrauch in den Schulen. 1774." — Außerdem schrieb er noch viele Unterrichts- und Erbauungsschriften, z. B. „die Leidensgeschichte Jesu mit untermengten Betrachtungen und Liedern. 1773." Im Ganzen dichtete er vierundachtzig geistliche Lieder, die zu Hamburg, im J. 1784 gesammelt, erschienen.

(Quellen: Thieß, Hamburger gelehrte Geschichte. II. 138.)

Pfeffel, Gottlieb Konrad, wurde am 28. Juni 1736 zu Colmar im Elsaß geboren, wo sein Vater französischer Hofconsulent war. Bevor er noch zwei Jahre alt war, starb ihm sein Vater, und seine würdige Mutter hatte ihn nun allein zu erziehen. Schon im fünfzehnten Jahr bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studieren. Von Kindheit auf hatte er an Augenentzündungen zu leiden; eine solche brach nun in Halle bei ihm im heftigsten Grade aus, weil er oft ganze Nächte durch studierte. Es bildeten sich auf beiden Augen Flecken, so daß er von Halle abreisen mußte. Er begab sich nun zu seinem Bruder, der in Dresden als sächsischer Legationsrath angestellt war; als aber derselbe im J. 1754 nach Polen ziehen mußte, kehrte er nach Colmar zurück. Drei Jahre später erblindete er, erst einundzwanzig Jahre alt, vollends gänzlich trotz aller Heilversuche. Nun sah er sich, um nicht so ganz hülflos und verlassen dazustehen, nach einer Gehülfin um und erhielt durch eine im J. 1759 geschlossene Heirath eine milde, sanfte Trösterin in seinem Mißgeschick. Im J. 1760 gab er Gedichte heraus unter dem Titel: „Poetische Versuche", die überall ungemeinen Beifall erregten; er hatte sie während seiner schwersten Augenleiden von 1753—1760 gedichtet. Im Jahr 1773 legte er unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für protestantische Jünglinge in Colmar an. Es waren besonders viele Schweizerjünglinge, die hier durch ihn einen trefflichen Unterricht genossen. Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt er daher auch das Schweizerische Bürgerrecht und wurde im J. 1783 in den großen Rath der Stadt Biel aufgenommen. In Folge der französischen Revolution wurde aber seine Kriegsschule aufgehoben. Zuletzt wurde er noch im J. 1803 Präsident des neu errichteten evangelischen Consistoriums zu Colmar. Während fünfzigjähriger Blindheit, in der er hienieden seine Wege gehen mußte, erlähmte sein kräftiger Geist doch nicht; seine Augen waren nach Außen zwar geschlossen,

sein Seelenauge aber war um so schärfer und thätiger; so dichtete er auch seine lieblichen Fabeln während seiner Blindheit, durch die er sich besonders bekannt gemacht hat. Dabei war ihm das Christenthum, dessen Trost und Kraft er in seinem traurigen Mißgeschick am eigenen Herzen reichlich erprobte, eine Herzenssache. Er starb zu Colmar im Jahr 1809.

Seine geistlichen Lieder, die er, wie Röding, für Schulzwecke dichtete, stehen in den von ihm herausgegebenen „Liedern für die Colmar'sche Kriegsschule. Cölln. 1778," welche durchaus moralischen und religiösen Inhalts sind, und von ihm meist auf französische Opernmelodien verfertigt wurden.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten v. Jörden's.)

Dürr, Leonhard Friedrich, geb. 23. Nov. 1743 in Leutkirch, einer oberschwäbischen, nun zu Würtemberg gehörenden Reichsstadt. Sein Vater war dort Schulmeister. Nachdem er in Tübingen und Altdorf seine Studien vollendet hatte, wurde er im J. 1765 in Kempten Rektor und 1768 Pfarrer, als der er auch starb.

Er gab eine Schrift heraus: „Versuche in Verbesserung einiger Kirchenlieder. Leipz. 1779." Diese Schrift enthielt fünfzig durch ihn veränderte und fünf neue von ihm gedichtete Lieder.

Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, Sohn des Grafen und spätern Fürsten Carl August zu Hohenlohe-Kirchberg, geb. in Kirchberg an der Jart 21. Okt. 1737. Seine Erziehung war in die Hände eines jungen Geistlichen, Namens Diezel, gelegt, der nachmals auf dem Pfarrdienst zu Enslingen starb. Schon nach zurückgelegtem vierzehntem Jahr, im J. 1752, kam er auf die Hochschule zu Jena, und trat sodann nach vierjährigen Studien im J. 1758 als achtzehnjähriger Jüngling unter das würtembergische Militär, und ward vom Herzog Carl zum Hauptmann ernannt. Als dieser im siebenjährigen Krieg seine Truppen gegen Friedrich den Großen ausschickte, gerieth der Prinz in preußische Gefangenschaft und wurde bis zum Hubertsburger Frieden in der Festung Magdeburg in einer schweren und strengen Kriegsgefangenschaft gehalten. Durch die unvorhergesehene und ungewohnte traurige Lage, in der er sich hier mehrere Jahre befand, wurde er in sein Inneres geführt, mit seines Herzens Bedürfnissen, so wie auch mit den Verheißungen und Ansprüchen des christlichen Glaubens inniger vertraut und erhob sich so zu einer frommen Lebensansicht, welche ihm in seiner Drangsal zur wahren Erquickung und Aufheiterung wurde. Als nun der Hubertsburger Friedensschluß ihm die Freiheit brachte, kam er als ein zwiefach Freigewordener und wahrhaft von Gott Gesegneter ins Vaterland zurück. Er stieg nun im würtembergischen Militärdienst, bei dem er sich wieder einstellte, bis zum Obristlieutenant, und erhielt als Zeichen großen Vertrauens das Commando der Festung Hohenasperg, welches damals von Bedeutung war, weil unter Carls Regierung wichtige

Staatsgefangene dort zu bewachen waren. Das fromme, redliche und sanfte Gemüth des Prinzen fühlte sich aber bei diesem Amt in einem qualvollen Widerstreit mit dem Drang des Herzens und dem Gebot der Amtspflicht ruhelos umgetrieben, weßhalb er nach zwanzigjähriger treuer Dienstleistung im J. 1776 seinen Abschied nahm.

Er wählte nun seinen Aufenthalt bei seinem ältern Bruder, dem unterdessen zur Regierung gekommenen Fürsten Christian Friedrich Carl zu Kirchberg, der gleichfalls von ungeheuchelter Frömmigkeit und feiner Bildung war. Bald darnach verehlichte er sich am 10. April 1778 mit der Gräfin Albertine Reata v. Castell-Remmingen (geb. 1. Juli 1735), die er bei seinem Bruder in Kirchberg, wo sie sich eine Zeit lang auf Besuch bei dessen Gemahlin aufhielt, kennen gelernt hatte. Zu dieser gleichgeschaffenen, frommen Frauenseele mußte sich sein christlichgesinntes Gemüth hingezogen fühlen. Sie ward nämlich frühe schon durch die bis in ihr zwanzigstes Jahr fortwährenden Folgen einer schweren Gliederkrankheit, die als Kind über sie kam, in der Schule der Leiden geübt und dadurch zu dem hingetrieben worden, der die Mühseligen und Beladenen erquickt und sie in seiner Nachfolge Demuth und Sanftmuth lehrt. Als sie nach zurückgelegtem zwanzigstem Jahr mehr zu genesen anfieng, starb ihr die treue Mutter, eine geborene Gräfin von Ortenburg, und in solcher Verwaisung, schüchtern vom Leben und Treiben der Welt sich abziehend, gewöhnte sie ihren Geist an die edelste Beschäftigung mit dem Wort Gottes und besonders auch mit den besten religiösen Dichtungen ihrer Zeit. Young und Gellert wurden hierin ihre Lieblinge, denen sie selbst auch nachzudichten versuchte. Mit dieser christlich durchgebildeten Frau lebte nun der Prinz zuerst vier Jahre lang (von 1778—1782) zu Remmlingen im Castell'schen, dann eilf Jahre im Hohenlohe'schen Schlosse zu Künzelsau am Kocher, zuletzt aber zu Kirchberg an der Jaxt, in überaus glücklicher, wiewohl kinderloser Ehe, die sich in den einfachsten Formen, in ungezierter Geselligkeit und prunkloser Freude bewegt haben soll. Nach Außen war ihr Wirken durch möglichst viele Beweise der Mildthätigkeit und Hülfleistung bezeichnet. Das innere Leben aber bezog sich auf die Gemeinschaft des Glaubens, worinn sich Beide mit und durch einander befestigten, läuterten, bildeten und stärkten. Der Prinz widmete sich vorzugsweise religiösen Studien. Er nahm fleißigen und eifrigen Antheil am öffentlichen Gottesdienst und suchte besonders auch auf die Bildung und Amtsführung der Geistlichen in seiner Nähe fördernd einzuwirken, indem er sich mit ihnen gar oft über ihre Predigten besprach und über allerlei geistliche Berufsangelegenheiten berieth, auch den untreuen Predigern mit liebevollem Ernste ihre Säumnisse und Fehltritte vorhielt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß er an der Bearbeitung und Einführung des Hohenlohe'schen Gesangbuchs vom J. 1784 (s. S. 468) mitgewirkt hat; noch entschiedeneren Antheil hatte er aber an dem Hohenlohe-

schen Kirchenbuch, das im J. 1799 statt des veralteten vom Jahr 1688 eingeführt wurde. In demselben sind neunzehn Collekten zum Anfang und dreiundfünfzig zum Schluß des Gottesdienstes von ihm verfaßt. Während er es liebte, Gebete als Ergüsse seiner christlichen Gefühle niederzuschreiben, dichtete seine Gemahlin mit besonderer Vorliebe geistliche Lieder; sie scheinen sich übrigens gegenseitig in diesen Lieblingsbeschäftigungen unterstützt zu haben.

Sechsundzwanzig Jahre hatte nun dieser schöne Ehebund des edlen fürstlichen Paars gewährt, und Gott hatte bereits die alte Verheißung Jesaj. 46, 4. an ihnen erfüllt, aber noch eine seltenere Gnade sollte an ihnen in Erfüllung gehen. In einem im fünften Jahr ihrer Ehe auf das Geburtsfest des Prinzen im J. 1782 gedichteten Festgedicht: „Mein Lebenslauf zum Preis des Höchsten aufgesetzt. An meinen besten Freund und innigstgeliebten Herrn Gemahl von seiner treuen Gattin," hatte die edle Frau unter Anderem also gesungen:

„Edler Mann! getreuer Gatte!
Freud' ist mir's, um dich zu seyn:
Eh' ich dich zum Führer hatte,
Gieng ich traurig und allein.

Aber nun, Dich zum Gefährten,
Fürcht' ich keine rauhe Bahn;
Will's gleich noch beschwerlich werden,
Gehet es doch himmelan.

Ruhig sind wir und zufrieden,
Ist gleich unser Glück nicht groß;
Gott hat unser Loos entschieden,
Und das ist das beste Loos! —

Ach! noch manche bitt're Stunden
Warten, Freund! auf mich und dich;
Scheiden — ach! das schneidet Wunden,
Höchster! o erbarme dich!

Darf ich eine Bitte wagen?
Vater! nimm zugleich uns auf,
Daß die Hinterblieb'nen sagen:
Schön vollendet ist ihr Lauf!

Dieser fromme Wunsch hatte Wohlgefallen vor Gott gefunden. Was die Sage der heidnischen Griechen meldet von Philemon und Baucis, die als edle Alte des Besuchs der Götter gewürdigt wurden und auf die Aufforderung, sich von ihnen ein Zeichen der Huld auszubitten, nur das Einzige flehten, daß keines von beiden das andere überlebe, worauf sie dann in derselben Nacht schlummernd einen gemeinsamen sanften Tod empfiengen: — dasselbe ist an diesem christlichen Ehepaare, das ein langes Leben hindurch mit Wohlthun und Aufnahme der Kranken und Armen Engel beherbergte (Ebr. 13, 2.),

durch Gebet und Vereinigung zu allem Guten in Christi Namen den Heiland in seiner Mitte behielt (Matth. 18, 20.) und sammt ihm auch dem Vater eine Wohnung bereitet hatte (Joh. 14, 23.), unzweifelhafte Wahrheit und geschichtliche Wirklichkeit geworden. An demselben Tage nämlich warf die Zärtlichliebenden einerlei Krankheit auf ein achttägiges Krankenlager. Sie giengen beide unrettbarer Entkräftung entgegen. Ein Vorgefühl ihrer gleichzeitigen Vollendung schien Beider Seelen im Fieberschlummer und im wachen Zustand zu erfreuen. Am Vorabend ihres Scheidens schien die Prinzessin in ihren Phantasien schon ihren Einzug in den Himmel mit ihrem Gemahl unter dem Zujauchzen der englischen Chöre zu feiern, denn sie forderte die hohen Anwesenden plötzlich mit freudestrahlendem Gesichte auf, mit ihr zu rufen: „Vivat das Ehepaar!" An demselben Abend, nachdem dem Prinzen endlich das lang entflohene Bewußtseyn wieder zurückgekehrt war, ließ er sich an das Bett seiner theuren Lebensgefährtin tragen und sprach ihr aus der Fülle seines frommen Geistes in priesterlicher Kraft und Weihe gar schön und tröstlich zu. Des andern Morgens, eine halbe Stunde vor ihrem gleichfalls nahen Ende, gebot die Prinzessin ihren umstehenden Verwandten, den besorgten Gemahl nicht über ihre zunehmende Schwäche zu enttäuschen, damit er sich zunächst nur mit dem Gedanken an seinen eigenen Hingang beschäftige und in Andacht stärke. Er aber ließ alsbald aus den lichten Träumen seiner Phantasie bei ihr anfragen: „Ob sie nun bereit wäre mit ihm zu kommen?" und erlosch, nachdem er noch ausgerufen hatte: „Albertine, bist du fertig, so wollen wir unsere Reise antreten!" sanft um zehn Uhr, die Unzertrennliche zehn Minuten später, am Morgen des 21. Jan. 1804. Am 25. wurde das edle Paar unter den Segnungen der ganzen Gemeinde, besonders der Armen, mit und neben einander in der fürstlichen Gruft zu Kirchberg beigesetzt. Ihre Grabschrift schließt mit den Worten:

Ungetrennt führte nach ihrem Wunsche
Die Morgenstunde von 10 — ½ 11 Uhr
Des 21. Jan. 1804
Sie beide hinüber ins Vaterland der Frommen!
Sanft ruhen Sie hier!
Vereint werden Sie auferstehn!

Gott hörte auf Ihr kindlich Flehen,
Vereint nahm sie der Vater auf,
Und wir, die Hinterbliebnen, sehen
Den schön vollbrachten Lebenslauf.

Der Prinz schrieb „Morgen- und Abendandachten auf zwölf Wochen. Stuttgart bei Löflund. 1796", die jetzt noch im Hohenlohe'schen als Morgen- und Abendsegen in häuslichen Versammlungen gebraucht werden. Diesen sind 30 geistliche Lieder angehängt, die, obwohl vorzugsweise von der Prinzessin gedichtet, wahrscheinlich das

gemeinschaftliche Werk beider Ehegatten sind, was wenigstens die Aufschrift einer handschriftlichen Sammlung der geistlichen Gedichte zu besagen scheint, die so lautet: „Geistliche Lieder von F. E. und A. R. 1796." Der Prinz soll als ein ausübender Kenner der Musik mehrere dieser Lieder componirt haben, um sie dadurch erbaulicher zu machen. Dr. Grüneisen, der die neueste Ausgabe dieser Lieder besorgte, giebt sein Urtheil über sie dahin ab: „In diesen Liedern zeigt sich zwar kein Schwung der Phantasie, keine lebendige und neue Bilderreihe, aber sie ziehen durch die einfache Innigkeit ihres Vortrags, durch die schmucklose Wahrheit und einen für die Zeit ihrer Abfassung sehr anerkennungswerthen Ton des Ausdrucks an, und sind der Fassungskraft eines großen Kreises von Lesern in der christlichen Gemeinde angemessen." Freilich gilt auch ihnen, was Grüneisen von den Gebeten sagt: „Es ist darin die biblische Sprache nicht vorherrschend und es treten mehr bloß die allgemein religiösen Vorstellungen von der weisen und gütigen Vorsehung Gottes, von seinem Schutze für den Frommen, von den Verheißungen der Glückseligkeit in der zukünftigen Vergeltung eines andern Lebens hervor, während es an jener tieferen und klareren Einsicht in den Grund und Zusammenhang der christlichen Heilswahrheit fehlt, welche das Wesen und die Kraft der Frömmigkeit in das Bewußtseyn der Erlösung von der Sünde, den Angel der Erlösung in das persönliche Verdienst des für uns dahingegebenen Erlösers setzt und dem gegenüber die Sünde in ihrer gottentfremdenden Natur anerkennt. Gleichwohl ist hier auch bei minder tiefer Auffassung und Durchbildung der christlichen Erkenntniß der Glaube, aus welchem diese Erkenntniß fließt, die Richtung auf das Wort und Verdienst des Erlösers überall ersichtlich und die einseitige Form, worinn die damalige Zeit das Christenthum mehr als einen Unterricht, denn als eine Kraft Gottes zu behandeln pflegte, läßt immer wieder die Erkenntniß der Frömmigkeit, als des wahren Lebens im Gemüth des Betenden durchscheinen." In dem Hohenlohe'schen Gesangbuch von 1784 findet sich keines dieser dreißig Lieder.

(Quellen: Morgen- und Abendandachten, nebst andern Gebeten und geistlichen Liedern vom Prinzen Fr. Eberh. zu Hohenlohe-Kirchberg. 8. Auflage mit einem Lebensabriß des Verfassers bevorwortet von Dr. Grüneisen, Hofprediger. Stuttg. 1838.)

Loder, Friedrich Wilhelm, geb. in Regensburg am 14. Febr. 1757. Er wurde im Jahr 1778 Hohenlohe'scher Archivarius und 1784 Gotha'scher Hof- und Consistorialrath und Landschaftsmitglied der Gotha'schen Stände, als welcher er am 30. Mai 1823 zu Ohrdruf starb.

Er hat ungefähr vierzig geistliche Lieder gedichtet.

Schink, Johann Friedrich, geb. in Magdeburg am 29. Apr. 1755. Er studierte anfangs zu Halle unter Semler die Theologie, legte sich dann aber ganz auf die Dichtkunst und arbeitete für das

Theater. Von 1789 an war er lange Zeit Theaterdichter in Hamburg und lebte später als Privatmann zu Holstein, Ratzeburg und Berlin. Im J. 1822 wurde er als herzoglicher Bibliothekar zu Sagan in Böhmen angestellt, wo er unterdessen wahrscheinlich gestorben ist.

Er dichtete 100 geistliche Lieder, die er unter dem bezeichnenden Titel herausgab: „Vernünftig (!) christliche Gedichte. Berlin. 1788."

Bürde, Samuel Gottlieb, wurde am 7. Dez. 1753 zu Breslau geboren, wo sein Vater der sogenannte „Scheffer" oder oberste Kirchenbediente an der Kirche St. Barbara war. Schon auf dem Gymnasium zu Breslau erhielt er durch den Rektor Arletius und durch die damalige Gewohnheit, im Gymnasium von Zeit zu Zeit dramatische Stücke aufzuführen, den Antrieb zu dichterischer Thätigkeit. Er las besonders Wieland's Werke und lernte manche derselben fast ganz auswendig. Wieland, dem er manche Gedichte zuschickte, bestärkte ihn, auf der dichterischen Laufbahn fortzufahren. Ein Jahr, bevor er die Universität beziehen sollte, starb sein Vater, ohne ihm das gehörige Vermögen zum Studieren zu hinterlassen. Doch schützte ihn ein Stipendium vor dem dringendsten Mangel, und auf der Universität Halle, wo er die Rechte studierte, fand er an einem Kaufmannssohn einen Schulkameraden und Freund, zu dessen Herzen und Kasse er gleich freien Zutritt hatte. So rettete ihn der Herr, wo Trübsal und Gefahr drohte, immerdar, und er ruhte unbedingt mit Kindesmuth in Gottes Vaterwillen (vgl. Nro. 23, 3. 7.). Nach vollendeten Studien war er von 1776—1778 Lehrer und Aufseher bei einer von der Freimaurerloge für zwölf arme Knaben errichteten Lehr- und Erziehungsanstalt, wo er Antheil nahm an einer in Breslau erscheinenden Wochenschrift: „Poëtereien, Altvater Opitzen geheiligt." Nachdem er hierauf mit dem Geh. Cabinetsminister v. Haugwiz, als dessen Privatsekretär, Italien und die Schweiz bereist hatte, arbeitete er zwei Jahre lang im Forstdepartement und wurde sofort Kammer- und endlich Geheimer-Sekretär bei dem schlesischen Generalfinanzdepartement, und zuletzt preußischer Hofrath und Kammerdirektor zu Berlin, wo er im Jahr 1831 starb.

Er gab heraus: „Geistliche Poesien von S. G. Bürde. Breslau 1787," mit 33 Liedern, die fast den Gellert'schen Liedern gleichkommen und hauptsächlich der gemeinschaftlichen häuslichen Erbauung und der Privatandacht bestimmt sind. Sie zeichnen sich aus durch fließende, meist reine Sprache, leichten, wohlklingenden Versbau, wahren poetischen Ausdruck und anziehende Gedanken im Tone aufrichtiger Frömmigkeit, hie und da mit der Färbung der pietistischen Schule.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten v. Jörden's.)

Neander, Christoph Friedrich, wurde geb. am 26. Dez. 1724 bei seinem Großvater mütterlicher Seits, dem M. Luther, Pfarrer zu Eckau in Kurland. Sein Vater, der in seiner Jugend Theologie

studiert hatte, lebte als Landwirth und Freund der Natur auf seinem Pfandgut Memelhof in Kurland. Ungefähr acht Jahre alt mag er gewesen seyn, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust und der Schmerz seiner geliebten Mutter wirkten gleich tief auf sein zartes Gemüth. Seine Seele erhielt dadurch frühe schon die Ahnung dessen, daß der Mensch unmöglich geboren werden könne, bloß um in die Erde gescharrt zu werden. Einsmals beschlich der achtjährige Knabe die geliebte Mutter, als sie gerade in einem einsamen Zimmer, wie sie öfters pflegte, ihrem Herzen durch Thränen Luft machte und auf den Knieen liegend durch's Gebet sich zu stärken suchte. Dieser Anblick machte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Er fühlte sich tief bewegt, erschüttert und von dem heiligen Gedanken der Allgegenwart Gottes so ergriffen, daß dieses selige Gefühl ihn nie mehr verließ. Kam er als Jüngling in Gefahr, zu straucheln, so schwebte ihm dieses Bild der tiefgebeugten Mutter vor und erweckte in ihm den Gedanken: „Durch dich soll die Theure keine Thränen vergießen"; traf ihn ein erschütternder Schmerz, gleich stand vor seiner Erinnerung die Mutter, wie sie mit zum Himmel gerichteten Blicken und emporgehobenen Händen betend auf den Knieen lag und das Gebet sie aufgerichtet hatte; und dadurch fühlte auch er sich immer wieder emporgehoben. In spätern Jahren begeisterte ihn dieses Bild seiner Mutter zu seinen geistlichen Liedern und erweckte frühe schon in ihm den Entschluß, Prediger zu werden. Das hat er selbst als Greis noch oft versichert. Schon im zartesten Alter zog er im Anschauen der Natur seine süßesten Gefühle. Regen, Sonnenschein und Sturm mahnten ihn an Gott und der Anblick des emporkeimenden Korns weckte in ihm den Glauben an die Auferstehung.

Von 1740—1743 studierte er zu Halle mit großem Fleiß. Hierauf übernahm er einige Hauslehrerstellen und verheirathete sich dann, als er im J. 1750 Landprediger für das Rittergut Kabillen wurde, mit seiner geistvollen Schülerin, der Tochter des Inspektors Voigt zu Liebau, die ihn als Lebensgefährtin einundfünfzig Jahre lang beglückte. Bald nach dieser Anstellung wurde er als Professor nach Halle berufen, wo er sich als Jüngling schon durch seine Beiträge zu den bekannten „Bremer Beiträgen" bekannt gemacht hatte. Er lehnte es aber ab; denn er wollte seine ganze Kraft dem Bedürfniß des Landvolks widmen, das damals in Kurland noch ganz vernachläßigt war und seinen ganzen Unterricht und alle Bildung vom Prediger empfieng. Er lebte auch ganz seinem geistlichen Amte und stand in einem schönen, vertraulichen, wahrhaft patriarchalischen Verhältniß zu seinen Pfarrkindern. Als ächten Apostel kümmerte ihn das Zeitliche gar nicht. Er wußte nicht, wann und was gesäet, was geerntet wurde, obgleich er seine Familie nur von der Landwirthschaft zu nähren hatte. Was zeitliche Sorge war, das ließ er sanft auf die zarten Schultern seiner edlen Gattin, einer trefflichen und klugen

Hausfrau, fallen. Im J. 1755 wurde er nach Gränzhof, einer der besten Pfarreien Kurlands, berufen. Sein zartes Gemüth sträubte sich aber lange dagegen, um des Vortheils erhöhter Einkünfte willen von seiner bisherigen, mit großer Liebe an ihm hängenden Gemeinde zu scheiden. Nur der Gedanke an seine eben erst zur Wittwe gewordene Schwester, die seitherige Pfarrerin auf Gränzhof, die sich mit fünf unmündigen Kindern nebst vier Stiefkindern an die Brust des Bruders geworfen hatte, bestimmte ihn endlich, den Ruf im J. 1756 anzunehmen, da er von seinen kleinen Einkünften zu Kabillen die bedrängte Familie seiner Schwester nicht hätte versorgen können. Sechsundzwanzig Jahre lang lebte er nun mit dieser Familie auf Gränzhof als ihr Versorger in schönster Liebe zusammen. Er hatte hier einen weit größern Wirkungskreis, da ein Umfang von mehreren Meilen seiner geistlichen Sorgfalt anvertraut war, und gewann bald die Herzen derer, die ihn predigen hörten, seinen Wandel sahen und seines geistvollen und belebenden Umgangs genossen. Bei seinen Predigten wußte er in seinen Vortrag die ganze Fülle seines Gemüths und die unwiderstehliche Kraft der Ueberzeugung hineinzulegen. Es ist nicht leicht in Kurland ein Mann so allgemein geliebt und so vertrauensvoll verehrt worden, als er. Im J. 1766 erschien die erste Sammlung seiner geistlichen Lieder, zu denen er sich durch die Vorgänge Gellert's, Klopstock's und Cramer's begeistern ließ. Sie wurden als Lieder des allgemein verehrten Mannes mit größtem Beifall aufgenommen, und man sang sie bald fast in jedem Hause Kurlands bei den Morgen- und Abendandachten. Er bekam deßhalb auch im J. 1771 den Auftrag, ein Kirchengesangbuch zu sammeln, welches im J. 1775 in allen Kirchen Kurlands eingeführt wurde.

In selbigem Jahre noch wurde er sofort Probst der Doblenschen Diöcese mit dem Wohnsitz in Gränzhof. Im Jahr 1784 sollte er Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semmigalen werden; aber nichts konnte den edlen Weisen, der am liebsten im Stillen wirkte, bewegen, seine geliebte Gemeinde zu Gränzhof zu verlassen. Er erklärte ernst: „Meine Gemeinde verlasse ich nicht eher, als bis Gott mich durchs Grab zu neuer Thätigkeit beruft." In demselben Jahre traf ihn ein harter Schlag, den er aber mit seltener Seelenruhe ertrug. Er hatte drei hoffnungsvolle Söhne, die zu Jena studierten und die er zärtlich liebte; da ward der, welcher ihm der Liebste unter diesen Dreien war, zu Jena von einem berüchtigten Raufer im Zweikampfe hämischerweise erstochen. Doch gleich bei der ersten Hiobspost, die sein Vaterherz tief verwundete, rief er aus: „Gottlob! „daß nicht mein Sohn der Mörder ist! daß er keinen Anlaß zum „Zweikampfe gab! Gott bekehre seinen Mörder und lasse diesen, durch „den traurigen Vorfall gerührt, einen bessern Menschen werden!" Anhaltende Trauer bei tiefem Schmerz galt ihm überhaupt als Undank gegen den, der uns die Hoffnung einer Ewigkeit gab, und das Ver-

trauen auf Gottes weises Walten gab ihm eine himmlische Heiterkeit, die durch nichts getrübt werden konnte. Im J. 1793 bekam er einen seiner Söhne als Adjunkten zugeordnet, von dem er noch zwei Enkel erlebte. Doch versah er meist noch selbst alle Geschäfte und reiste im hohen Alter, keine Witterung scheuend, einige Meilen weit bei den Kranken umher; er hatte in seinem ganzen Leben nicht über vier Sonntage versäumt, zu predigen, so beschwerlich dieß auch war, da oft 2000 Communikanten erschienen und jeden Sonntag zuerst lettisch, dann deutsch gepredigt werden mußte.

Da rief ihn am 21. Juli 1802 nach wohlvollbrachtem Tagewerk und weislich benützter Saatzeit (vgl. Nro. 441, 3.), gerade als sein Familienglück auf der Höhe irdischer Glückseligkeit stand, der Tod zum endlosen Heile ab. Er hatte manche Wochen zuvor heftige Leibesschmerzen zu dulden, mit stiller Ergebung und liebevoller Sorgfalt suchte er sie aber den Seinigen zu verbergen. Sein Tod war ein stiller Hingang zur Ruhe, das sanfte Erlöschen des letzten, milden Abendstrahls. Heilig ist sein Andenken ganz Kurland. Die Bauern seiner Gemeinde sollen viele Jahre lang noch, wenn sie aus der Kirche kamen, gerührt auf seinem Grabe niedergekniet seyn, um heilig zu geloben, so zu leben, daß ihr Seelsorger sich droben vor Gott ihres Wandels auf Erden freuen könne.

„Aufklärung des Volks" war allerdings auch sein Bestreben, aber er erklärte sich einst feierlich dahin: „dieß erhabene Wort ist nur in dem Sinne zu nehmen, sofern dadurch die Menschen über ihre Pflicht erleuchtet und dadurch zu guten Menschen gemacht werden sollen".

Von der Gesammtausgabe seiner Lieder erschien unter dem Titel: „C. Fr. Neander's geistliche Lieder" die 3te Auflage zu Riga im J. 1779. Die erste Sammlung war im J. 1766 zu Riga erschienen und erlebte schon 1768 eine zweite Ausgabe. Eine zweite Sammlung folgte im J. 1774. Es sind zusammen einundvierzig Lieder, nebst achtzehn veränderten ältern Liedern. Die Lieder kommen den Gellert'schen in der Deutlichkeit und Wärme am nächsten, und Gellert selbst sprach sich über die erste Sammlung in einem Brief an den Hofrath Borchward in Berlin dd. 3. Febr. 1768 dahin aus: „Allerdings sind die Neander'schen Lieder großentheils recht schön und der Verfasser hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden. Der Charakter dieser Lieder ist kräftige, erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht. Er kann mich und viele Andere hinter sich lassen." Küttner in seiner Charakteristik deutscher Dichter und Prosaisten vom J. 1780 sagt über sie: „Die Gesänge dieses inbrünstigen Dichters fallen vor „hundert andern (dieser Zeit) in den rechten Ton des alten Kirchen„lieds, ohne trockene Moral und allzu lyrischen Flug; sie sind voll „Einfalt und Kraft im Ausdruck, der gemeinen Fassungskraft ange„messen, leicht, herzrührend und harmonisch." Hofrath Lieb setzte sie in Musik und so wurden sie durch ganz Kurland gesungen; was

Gellert für Deutschland als geistlicher Liederdichter war, war Neander für Kurland.

(Quellen: Bruchstücke aus Neander's Leben von Charl. Elis. Constantia von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Herausgegeben von C. A. Tiedge. Berlin. 1804.)

v. **Hippel**, Theodor Gottlieb, wurde am 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater, ein Theologe, Rektor der Schule war. Seine Eltern, die er nicht genug rühmen kann, gehörten zu den Pietisten und gaben ihm eine gute, christlichsorgfältige Erziehung. Der Vater wollte ihn keinem Miethling überlassen und bildete ihn daher selbst, bis er im fünfzehnten Jahr die Universität Königsberg beziehen konnte. Er lernte als Knabe schon überaus schnell und zeigte sich bald als Genie. Der Prediger Keber zu Gerdauen, der ihn confirmirte und dessen fester, gen Himmel gerichteter Sinn großen Einfluß auf ihn hatte, unterrichtete ihn in der Religion. „In meiner Kindheit," so erzählt er selbst, „führte ich mit Gott ein patriarchalisches Leben; ich besinne mich, daß ich mit ihm im eigentlichen Sinne umgieng, wenn ich nichts unternahm, was nicht gut oder göttlich war. Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sehr zeitig mit Gott und meinem Gewissen, seinem Machthaber, bekannt geworden. Ich glaubte nicht bloß an Gott, sondern ich war seiner gewiß. Durch's Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Mein Gebet war ein Selbstgespräch; ich sprach mit meinem Gewissen und war gewiß, daß, wenn ich mit diesem gut stünde, ich auch mit Gott in gutem Vernehmen wäre." Dieser Umgang mit Gott war nicht ein bloßes Kinderspiel. So sagte er einmal als sechsjähriger Knabe bei einem Hausfreund seiner Eltern, wo er zu Besuch war, wider besseres Wissen eine unbedeutende Unrichtigkeit, da er nach Kinderart viel schwatzte. Auf der Stelle quälte ihn dieser „Fall Adams," allein sein Stolz erlaubte ihm nicht, zu widerrufen. Zu Hause angekommen, mochte er aber nicht essen, konnte seinen Eltern nicht antworten und eine Fieberhitze wandelte ihn an. „Bitte Gott ab," sagte er zu sich selbst, als er zu Bette gebracht war; allein er konnte nicht beten, die Unwahrheit quälte ihn. Da bat er seine Mutter mit Händeringen, jetzt noch einmal zu dem Hausfreund hingehen zu dürfen. Als ihm dieß gestattet ward und er hinkam, widerrief er seine Unwahrheit und in diesem Augenblick war Fieberhitze und Angst dahin. Gott war wieder sein Vater und beruhigt schlief er nun ein mit dem festen Vorsatz, sich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belasten. Bis in sein spätestes Alter war ihm von da an ein Lügner der abscheulichste Mensch und eine Lüge eines der größten Verbrechen. Als Knabe schon machte er ohne allen Unterricht Gedichte, ein Klagelied der Jugend an das Alter, einige geistliche Lieder und wozu ihn sonst Naturdrang und Gelegenheit reizte. Namentlich hatte er auch frühe schon außerordentliche Liebe zur Einsamkeit. Die Stelle: „Ich muß seyn in dem, das meines Vaters ist," war ihm sehr rührend;

seinen Garten hielt er für Gottes Tempel und lernte in ihm. Der Fleiß der Bienen, den er mit ansah, stärkte ihn in dem Vorsatz, nie müßig zu seyn, und so konnte er noch im Alter betheuern, keinen Tag verlebt zu haben, an dem er nicht wenigstens etwas in den Bienenstock getragen und gelernt hätte. Er sammelte einsmals längere Zeit seine zum Frühstück bestimmten Groschen und vergrub dieß Geld unter einem Baum, um durch dieses von seinem Leibe ersparte Frühstück sich ein Seelenfrühstück zu bereiten, sich nämlich ein Buch zu kaufen. Durch seine frühe schon rege Einbildungskraft kam er auf die Schwärmerei, mit Geistern Verkehr treiben zu können, und als ein todtes Brüderchen von ihm im Hause lag, stellte er bei der Leiche Todesbetrachtungen an und hielt dem kleinen Todten in stiller Einsamkeit eine Standrede. So wuchs er in frommer Unschuld und lebendigem Geistesverkehr mit Gott heran, daß er als gereifter Mann bekennen konnte: „Ich habe es jederzeit als das bewährteste Hausmittel und „als ein moralisches Universale befunden, in allen kritischen Vorfällen „meines Lebens an Gott oder an meinen Tod zu gedenken, um mich „vor Thorheiten oder Betrübnissen meiner Seele zu hüten;" — hier schon derselbe Sinn, den er in spätern Jahren in seinem Liede: „Jetzt leb ich" (Nro. 592) aussprach.

Also im Vaterhause wohl vorbereitet, bezog er nun an Michaelis 1756, fünfzehn Jahre alt, als talentvoller, frommer Jüngling die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren. „Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brod essen" — das war der Segen, den ihm seine Eltern mitgaben. Der berühmte Jurist, Justizrath Woyt, nahm ihn in sein Haus auf, weil er Gefallen an dem geistreichen, interessanten Jüngling fand. Neben der Theologie studierte er mit außerordentlichem Eifer Mathematik und Philosophie, in welch letzterer gerade damals Kant, sein Lehrer und bald auch sein Freund, großes Aufsehen machte. Die Hauptgrundsätze der Kant'schen Philosophie nahm er mit freiem Nachdenken in seine Ueberzeugung auf. Dabei aber hörte er nicht auf, wie er selbst sagt, „seine Seele in seinen Händen zu tragen". Jedes unnütze Wort, das er redete, erzeugte in ihm Vorwürfe und oft bei ganz gleichgültigen Dingen übte er sich im Selbstüberwinden. Er bekennt hierüber: „Je ärmlicher ich meinen Leib hielt, „desto reicher ward meine Seele; je mehr ich Fleisch und Blut überwand, „desto stärker ward mein Geist. O! wer es je empfand, wie glücklich „diese Palmen machen, der wird die Hände nicht in Schooß legen, „sondern darnach ringen." Auf der Universität dichtete er 32 geistliche Lieder, die jedoch erst im J. 1772 im Druck erschienen. Die Stimmung, in der er sie dichtete, schildert er selbst so: „Wenn „der Mensch mit dem göttlichen Wesen sich verbinden soll, muß er „der Heiligkeit nachjagen, und da er hier, er mag es nun machen, „wie er will, doch immer zu kurz schießen wird, so mag der Mensch „ein Ergänzungsmittel annehmen, welches er nur will, nie wird er

„ſich beruhigen, wenn er nicht auch nach allen ſeinen Kräften Gutes „zu thun ſich beſtrebet. Es heißt: „„Thut Buße und glaubet an das „Evangelium, bemühet euch, beſſere Menſchen zu werden und Gott „wird euch gnädig ſeyn!““ Von dieſer Seite genommen kann die Zu„rechnung eines fremden Verdienſtes um ſo weniger ſchädlich ſeyn, „als der Bürge nur das, was uns zu leiſten unmöglich fällt, zu be„zahlen übernommen hat. So ungefähr glaubte ich durch die Thür „des Syſtems Licht und Leben zeigen zu können. In dieſer Stimmung „dichtete ich geiſtliche Lieder.“ Es zeigt ſich hier deutlich der Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie. Seine geiſtlichen Lieder ſchickte er ſpäter, noch ehe ſie gedruckt wurden, unter dem angenommenen Namen Gerhard an Gellert nach Leipzig, der ihm hierauf, kurz vor ſeinem Tod, im J. 1769 einen Brief ſchrieb, der ihn ſehr erfreute.

Gegen Ende des Jahrs 1760 machte er eine Reiſe nach Petersburg, wo er ſich in der großen Welt umſah. Dann wurde er einige Zeit Hauslehrer in Königsberg. Doch verließ er ſchon im J. 1762 dieſe Stelle, um ſich in Königsberg dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Hiezu beſtimmte ihn die Liebe zu einem Mädchen ſeines Vaterlandes, das in Anſehung des Standes und des Vermögens weit über ihm war. Er ward, weil es alle ſeine Freunde für unmöglich hielten, dieſes Mädchen einſt beſitzen zu dürfen, eine Zeitlang ganz tiefſinnig und ſchwermüthig. Er ermannte ſich aber und faßte den Gedanken, ihr einſt in Anſehung des Stands und Vermögens gleich zu kommen; von hier an war ſein unverrückter Plan, einſt reich und groß zu werden. Deßhalb wählte er auch das Studium der Rechtswiſſenſchaft, weil er ſich von demſelben ſchnelleres Aufſteigen zu Ehrenſtellen und geſchwinderes Reichwerden, als vom geiſtlichen Stande verſprach. Anfangs hatte er Mangel und Armuth zu leiden, weil ſein Vater über dieſen Schritt unzufrieden war. Allein mit der unglaublichſten Entſagung ſchränkte er ſich anderthalb Jahre in Anſehung der Kleidung und des täglichen Unterhalts ein, — und in Kurzem hatte er ſein Ziel erreicht. Als er es nun aber errungen, entſagte er dem Beſitze dieſes Mädchens, das er geliebt hatte, um im eheloſen Stande ſeinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz leben zu können. Nachdem er 1765 Advokat beim Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 ſtädtiſcher Gerichtsverwandter, endlich auch Criminaldirektor geworden war und ſich auf dieſen Stellen großes Anſehen und allgemeines Vertrauen erworben hatte, ernannte ihn im J. 1780 der König zum dirigirenden erſten Bürgermeiſter zu Königsberg und zum Polizeidirektor mit dem Charakter eines Kriegsraths, obwohl er der jüngſte unter den Stadträthen war. 1786 ehrte ihn der König noch mit dem Titel eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten, worauf er den Adel ſeiner Familie erneuern ließ. Für dieſe Stelle war er wie geſchaffen. Viele Jahre hindurch lebte und bewegte ſich in Königsberg faſt Alles durch

ihn. An der Spitze des Magistrats erregte er Bewunderung; Polizei, Armenwesen ꝛc. besorgte er mit größter Ordnung und Umsicht. Er sammelte sich allmählich in einem bei ihm bis zur Leidenschaft gesteigerten Sammelgeist durch Thätigkeit, Fleiß und Sparsamkeit 140,000 Thaler.

Sehr berühmt machte er sich in ganz Deutschland als Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—1781) und des Buchs über die Ehe (1774), worinn er mit hinreißender Beredtsamkeit die Verpflichtung zur Ehe und das Glück des Familienlebens schildert. Er suchte in seinen Schriften Kant's Ideen zu verbreiten, noch ehe sie dieser selbst veröffentlicht hatte. Kant nannte ihn auch einen „Centralmenschen, einen Plan- und Centralkopf".

In seinem ganzen Wesen sind die merkwürdigsten Widersprüche vereinigt, eine schöpferische Einbildungskraft und ein durchdringender Verstand, Ernst und Laune, Andacht und Frohsinn. Bei all seinem Scharfsinn machte ihn das Feuer seiner Einbildungskraft oft zum Schwärmer. Immer spricht er auch so, als ob er bei aller Achtung für die Religion der Vernunft und für das moralische Christenthum sich damit noch nicht begnügen könne und als ob aus einem höhern Christenthum dem Menschen auch eine noch höhere Tugend und Ruhe käme. Den Gottesdienst besuchte er regelmäßig, der kirchliche Gesang begeisterte ihn; schon des Samstags ließ er sich nach den zu singenden Liedern erkundigen, die er dann auf seinem alten Flügel einsam für sich sang. Wort und That standen aber bei ihm oft im Widerspruch. Sein ganzes Leben war ein innerer Kampf zwischen Fleisch und Geist, wobei der bessere Mensch in ihm oft unterlag. Neben einer fast an Andächtelei gränzenden Frömmigkeit besaß er starke Leidenschaft und Sinnlichkeit. In den heiligen Stunden des Nachdenkens und Gebets war er entfesselt von den Banden der Erde und ganz durchdrungen von dem Werth der Herzensreinheit, der Selbstüberwindung, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und Sichtbaren gegen das Ewige und Unsichtbare in uns. Wenn aber der reizbare Mann wieder in die bürgerliche, gewöhnliche Welt kam, so wirkten Gold, Ehre und Weiber auf seine Sinnlichkeit ein, daß er oft unterlag und sein reizbares Gefühl in einem beständigen Sturm war, wodurch er endlich vor der Zeit aufgerieben wurde.

Wirklich war aber bei ihm, lange vorher, ehe er starb, das ernstliche und wahre Bestreben, „sich mit dem Tode zu familiarisiren". Davon zeugten auch nicht bloß seine Schriften, sondern selbst seine Haus- und Gartenverzierungen. In seinem Garten war nämlich eine Parthie, die einen Kirchhof nachahmte, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie". Eine heftige Krankheit und der Verlust eines Auges in Folge großer Anstrengungen bei der preußischen Besitznehmung Danzig's, die ihm übertragen

war, mahnten ihn nur noch um ſo ernſtlicher an ſeinen Tod. Es folgte nun auch ein Hinſchwinden ſeiner Kräfte und eine Auszehrung. Während ſeiner ganzen letzten Krankheit ſaß er ſtets auf einem Stuhle; bei aller Sterbensvorbereitung hoffte und wünſchte er aber immer noch länger zu leben und hauchte ſo voll Lebenshoffnung im fünfundfünfzigſten Jahr ſein Leben aus am 23. April 1796.

Außer den 32 geiſtlichen Liedern, die im J. 1772 zu Berlin bei Haude und Spener im Druck erſchienen, fanden ſich in ſeinem Nachlaß noch mehrere bis jetzt ungedruckt gebliebene. Die Kraft des Ausdrucks, die ihn ſonſt auszeichnet, iſt kaum hie und da in ſeinen Liedern zu finden; auch iſt gegen die Sprache und den Versbau mancher Verſtoß in denſelben zu finden. Doch klingt auch bei ihnen, wie bei denen Fröbing's und Bürde's, der frömmere alte Glaubenston mehr durch, als man ihn ſonſt bei den Dichtern dieſer Richtung findet.

(Quellen: Biographie des K. preuß. Geheimen-Kriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb v. Hippel, zum Theil von ihm ſelbſt verfaßt. Gotha. 1801. — Schlichtegroll's Nekrolog. 1796. 2. Bd. und 1797. 1. Bd.)

Als gelegenheitliche Liederdichter auf dem geiſtlichen Gebiet gehören dieſer Richtung auch noch an:

Zachariä (geb. 1726, † 1777), Kleiſt (geb. 1715, † 1759), Baſedow (geb. 1724, † 1790), Joh. Heinr. Voß (geb. 1751, † 1826), Koſegarten (geb. 1758, † 1818) und andere unbedeutendere Namen.

Aus der reformirten Kirche iſt noch genauer zu erwähnen:

Zollikofer, Georg Joachim, geb. 5. Aug. 1730 zu St. Gallen in der Schweiz, wo ſein Vater, David Anton, Rechtsgelehrter war. Er ſtudierte zu Utrecht, wurde dann im J. 1754 Pfarrer zu Murten in der Schweiz, hierauf in Monsheim und Iſenburg, bis er 1758 Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig wurde. Dieſe Stelle verwaltete er dreißig Jahre lang in großem Segen bis an ſeinen Tod, den er an der Auszehrung und Bruſtwaſſerſucht am 22. Jan. 1788 erlitt. Er war einer der berühmteſten Kanzelredner der damaligen Zeit; ſeine Predigten erſchienen in dreizehn Bänden zu Leipzig im J. 1798. Auch als Erbauungsſchriftſteller war er ſehr beliebt. Er war ein Mann von edlem, feſtem Charakter und warmer Menſchenliebe.

Die wenigen Lieder, die er dichtete, nahm er in das neue Leipziger Geſangbuch auf, das er mit Chr. Fr. Weiße im J. 1766 nach Diterich's Muſter unter dem Titel: „Sammlung geiſtlicher Lieder und Geſänge zum Gebrauch der Chriſten und insbeſondere reformirter Confeſſionsverwandten" herausgab.

(Quelle: Ueber den Charakter Zollikofer's von C. Garve. Leipzig. 1788.)

2) Die Klopstock'sche Richtung.

In ihr ist der rührhaft pathetische Ton, dessen Zweck höchste Erregung des religiösen Gefühls ist, vorherrschend.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, wurde geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater brandenburgischer Commissionsrath war, von wo er aber 1735 als Pachtamtmann nach Friedeburg im Mansfeldischen zog. Durch diesen schwärmerischen, viel mit Geistern der Verstorbenen verkehrenden und manche Nacht mit dem Teufel in schweren Kämpfen sich abringenden Vater bildete sich wahrscheinlich bald schon in dem Knaben die ernste, hohe und feierliche Stimmung aus, die in seinen spätern Jahren an ihm hervortrat. Im dreizehnten Jahre kehrte er mit seinem Vater nach Quedlinburg zurück und kam 1739 auf die berühmte Lehranstalt „Schulpforte". Hier schon faßte er, voll feuriger Liebe zur Dichtkunst, die ersten Gedanken zu seinem unsterblichen Gedicht: „Der Messias". Er ahnete damals bereits, daß er berufen sey, durch diesen Gesang das Vaterland zu verherrlichen und schrieb einsmals voll Selbstgefühl an die Wand die Worte: „Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein". Solches Selbstgefühl und feurige Ehrbegierde mäßigte er aber stets durch Gottesfurcht. So singt er von letzterer in einer seiner damaligen Oden:

Hoch weht die heilige Flamme voran und weiset
Dem Ehrbegierigen besseren Pfad.

Die Bibel machte er sich nicht allein aus Pflichtgefühl, sondern aus wahrer Herzenslust zu seinem Lieblingsbuch. Eine Verheißung, daß der gefallene Mensch Gnade finden solle, entlockte ihm als Jüngling häufig Thränen. Die Religion wurde ihm lauter Vorstellung der Größe und Herrlichkeit des Messias und seiner göttlichen Menschenliebe. Im Herbst 1745 bezog er nun die Universität Jena, um Theologie zu studieren und im Frühling 1746 die zu Leipzig, wo er mit seinem Verwandten J. C. Schmidt ein gemeinsames Zimmer in der Burgstraße bewohnte. Joh. Andreas Cramer wohnte neben an, nur durch eine dünne Seitenwand geschieden. Hier war es, daß Schmidt einst aus einem Koffer mit Wäsche die Handschrift hervorzog, welche die drei ersten Gesänge des Messias enthielt, die Klopstock unterdessen ganz im Verborgenen gedichtet hatte. Er las sie Cramern vor, so sehr auch Klopstock sich dagegen sträubte, worauf Cramer, dessen Beifall sie in hohem Grad erhielten, ihn aufforderte, in die Gesellschaft der „Bremer Beiträger" zu treten. Nun erschienen im J. 1748 die drei ersten Gesänge im vierten Band der Bremer Beiträge, und erregten in ganz Deutschland das allgemeinste Aufsehen, wie seit Luthers Bibelübersetzung und Gellert's Schriften noch nie ein deutsches Werk. Sogar die Kanzelberedtsamkeit der damaligen Zeit gieng dadurch in Verse über und man deklamirte heilige Reden in Hexametern. Auch dichtete er damals bereits einzelne Lieder und Oden, von denen ein

Zeitgenoſſe ſchreibt: „Es waren Meiſterſtücke; gleich der Auferſtehungspoſaune ſchmetterten ſie tief in den Abgrund und erhoben hoch über die Sterne."

Als nun ſeine vertrauteſten Freunde, Gärtner, Cramer, Joh. Ad. Schlegel ꝛc. ſich von Leipzig wegbegeben hatten, verließ auch er dieſe Stadt im J. 1748 und gieng nach Langenſalza, um im Hauſe eines Verwandten, des Kaufmanns Weiß, die Aufſicht über deſſen Kinder zu übernehmen. Während er nun daſtand, von ganz Deutſchland gefeiert wie noch Keiner, traf ihn der Schmerz einer hoffnungsloſen Liebe. Er faßte nämlich eine glühende Liebe zu Fanny, der ſchönen und geiſtreichen Schweſter Schmidt's in Langenſalza, die dieſelbe nicht erwiederte. Dieß erfüllte ſeine Seele mit hoher Wehmuth, zog aber auch ſeinen Blick mächtig hinaus auf die Ewigkeit. Zur Erholung reiſte er im J. 1750 nach Zürich zu Bodmer, der ihn eingeladen hatte. Von da berief ihn im Frühling 1751 der däniſche Miniſter, Graf v. Bernſtorff, deſſen Herz die drei Geſänge des Meſſias rührten und der daraus die Größe des Geiſtes, der ſie geſchaffen, erkannte, nach Copenhagen an den Hof Friedrichs V., wo ihm ein anſehnlicher Gehalt von 400 Reichsthalern ausgeſetzt wurde, damit er ruhig den Meſſias vollenden könnte. Er galt viel beim König und durch ihn wurde Cramer im J. 1754 als Hofprediger nach Copenhagen berufen, wie ein Jahr zuvor ſchon Baſedow als Profeſſor der Philoſophie nach Soröe. Am 10. Juni 1754 verheirathete er ſich mit Meta Moller, der Tochter eines Kaufmanns zu Hamburg, die eine herzliche Liebe zu ihm als Dichter des Meſſias gefaßt hatte. Allein nicht viel über vier Jahre hatte er an ihrer Seite das ſchönſte Glück des Lebens genoſſen, als er ſie am 28. Nov. 1758 durch den Tod verlieren ſollte. Zu Hamburg wollte ſie ihre Entbindung halten und dort hauchte ſie über dem, daß ſie ihm ein Söhnlein gebar, ihr Leben aus. Sein Schmerz über dieſen großen Verluſt ſpricht ſich rührend noch in manchen ſeiner ſpätern Oden aus, und im fünfzehnten Geſange ſeines Meſſias, der vierzehn Jahre ſpäter erſchien, feierte er ihr Andenken, indem er unter denen, die Erſcheinungen von Auferſtandenen ſehen, in Cidli, der Geliebten Gedors, ſeine Meta darſtellt. Der frohe, lebendige Glaube an ein ewiges Leben und an eine Wiedervereinigung mit ihr machte ihm allein ſein bitteres Loos erträglich. Auf dem Dorfkirchhof zu Ottenſen an der Elbe begrub er ſie mit der Inſchrift: „Saat von Gott geſäet, dem Tage der Garben zu reifen" (vgl. Nro. 632.). In demſelben Jahre 1758, ehe er noch ſeinen Meſſias zur Hälfte vollendet hatte, erſchien der erſte Theil ſeiner geiſtlichen Lieder zu Copenhagen. „Ich „habe," ſchreibt er in einem Briefe vom 8. Nov. 1756, „eine Sache „begonnen, die ich für meinen zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder „für den öffentlichen Gottesdienſt gemacht, was ich für ein's der „ſchwierigſten Dinge halte, die man unternehmen kann. Man ſoll,

„wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den Meisten verständlich seyn, „und doch der Religion würdig bleiben. Indeß scheint es mir, daß „mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen „lassen." Diese erste Sammlung enthält 35 neue und 29 sehr veränderte alte Kirchenlieder. Die zweite Sammlung, 32 neue Lieder enthaltend, folgte 1769 nach. Bis zu Ende des Jahrs 1770 lebte Klopstock zu Dänemark, verweilte übrigens dazwischen hinein bald in Quedlinburg, bald in Blankenburg.

Als jedoch sein edelmüthiger Freund und Beschützer, Bernstorff, durch den Günstling des neuen Königs, Christians **VII.**, den Grafen Struensee, in genanntem Jahr verdrängt ward, verließ er Dänemark und zog nach Hamburg mit einer dänischen Pension und dem Charakter eines dänischen Legationsraths. Hier vollendete er im Jahr 1773 seinen Messias, zu dessen allgemeiner Verbreitung namentlich Schubart durch seine öffentlichen Deklamationen desselben viel beitrug. Im J. 1775 ward Klopstock vom Markgrafen Friedrich von Baden nach Carlsruhe eingeladen, wo er viele Beweise der Huld empfieng und von wo er mit einer Pension und dem Titel eines Badenschen Hofraths nach Hamburg zu Anfang des Jahrs 1776 zurückkehrte. Er zog sich nun fast ganz von der Welt zurück und verlebte seine Tage in der Stille. Im J. 1791 vermählte er sich noch einmal mit seiner vieljährigen Freundin, der edlen Johanna Elis. v. Winthem, die sein Greisenalter erheiterte. In den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm er noch warmen Antheil an der französischen Staatsumwälzung, und weil er der neuen Freiheit Hymnen sang, schenkten ihm die Franzosen das Bürgerrecht. Als jedoch Louis **XVI.** unter der Guillotine fiel, hörte er auf, französischer Bürger zu seyn. Er genoß das Glück, sich auch im Greisenalter einer ungeschwächten Geisteskraft und Heiterkeit zu erfreuen.

Im Winter des Jahrs 1802—3 aber nahmen seine körperlichen Kräfte merklich ab; er hatte viel an der Kolik zu leiden. Am 17. Febr. 1803 legte er sich aufs Sterbebett. Auf seinen Wunsch wurden die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen und er lag allein mit Gott und dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit sich beschäftigend. Auch bei den heftigsten Schmerzen ließ er sich nicht zu Klagen hinreißen; er wurde nur um so ergebener und schaute mit um so lebendigerer Hoffnung des ewigen Lebens über sein eigenes Grab hinüber. „Christus litt," sagte er einst mit erhabener Seelenruhe, „warum staunen wir denn, daß er leiden mußte?" und augenblicklich schweigend fügte er hinzu: „darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist." Er ließ sich den zweiten Brief Johannis und den des Paulus an Philemon vorlesen. Selbst in seinen Phantasien sah er Christum und den h. Johannes neben sich und sagte Schriftstellen her, womit er sich aufrichtete, z. B.: „Kommet her zu mir Alle, die

ihr mühſelig ꝛc." Der Tod Mariä, wie er ihn im XVI. Geſang ſeines Meſſias beſungen hatte, beſchäftigte wachend und träumend ſeine Seele; er ſtarb auch wirklich dieſen Tod. „Ach! wo iſt der Engel," rief er einmal aus, „der mir helfen ſoll?" In einem ſeiner letzten und höchſten Kämpfe richtete er ſich empor auf ſeinem Lager und die Hände faltend ſprach er die in ſeiner Ode: „Der Erbarmer", geprieſenen Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen — — — ſiehe! in die Hände habe ich dich gezeichnet" (Jeſ. 49, 15.). „Wir Alle", fügte er hinzu, „wir Alle ſind in Gottes Hand gezeichnet." Nach dieſen Worten ſank er in einen tiefen Schlummer, um nie mehr daraus zu erwachen und verſchied dann am 14. Merz 1803 in einem Alter von 78 Jahren. Er ward zu Ottenſen neben ſeiner Meta begraben, wobei zwei ſeiner Lieder: „Selig ſind des" (Nro. 649.) und „Auferſtehn" (Nro. 632.) geſungen wurden.

Klopſtock's ſämmtliche Werke erſchienen zu Leipzig 1798—1817 in zwölf Bänden. Wegen ſeiner Oden voll feuriger Vaterlandsliebe heißt er „der deutſche Barde"; Gott und Unſterblichkeit beſang er voll hoher Andachtsgluth. Seine 67 geiſtlichen Lieder athmen zwar tiefe Andachtsgefühle, ſind aber doch von allzu gekünſtelter Begeiſterung (ſ. S. 461 f.). „Klopſtock's Begeiſterung," ſagt Hegel in ſeiner Aeſthetik III. S. 459, „bleibt nicht jedesmal ächt, ſondern wird häufig zu „etwas Gemachtem, obſchon manche ſeiner Oden voll wahrer und „wirklicher Empfindung und von einer hinreißenden Würde und Kraft „des Ausdrucks ſind." Als Kirchenlieder ſind ſeine Lieder jedenfalls zu hoch, zu pathetiſch und deklamatoriſch.

(Quellen: Klopſtock's Leben von Heinrich Döring. Weimar. 1825. — Eine Schilderung Klopſtock's in Helfrich Peter Sturz's Schriften. 1. Sammlung. Leipz. 1779. S. 180—189.)

Cramer, Dr. Johann Andreas, wurde geb. 29. Jan. 1723 zu Jöſtädt im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater unter armſeligen Umſtänden Prediger war. Er genoß eine gute, chriſtliche Erziehung und auch über ſein leibliches Leben wachte in ſeiner zarten Kindheit ſchon die Vorſehung auf beſondere Weiſe. Er ſammelte nämlich einſt Erdbeeren auf einem Berge, als eben unten im Bergwerk Steine geſprengt wurden. Ein heraufgeworfenes Felsſtück zerſchmetterte ſeinen Erdbeerhafen, ohne ihn ſelbſt im mindeſten zu verletzen, und er bedauerte in kindlicher Harmloſigkeit nur ſeine Erdbeeren, nicht ahnend, wie nahe er dem Tode geweſen. Auf der Schule zu Grimma bereitete er ſich auf die Univerſität; gerade aber als er dieſe im J. 1742 beziehen wollte, ſtarb ihm ſein treuer Vater, wodurch ihm faſt alle Unterſtützung entriſſen wurde. Doch traute er auf den Herrn und zog nach Leipzig, wo er jährlich oft nur achtzig Thaler zu verbrauchen hatte; allein ſein Fleiß, ſeine Sparſamkeit und Ordnungsliebe halfen ihm unter Gottes Beiſtand durch; er half ſich auch durch Ueberſetzen und durch Unterweiſung der Jugend. Bald öffnete ſich jedoch für ihn

eine rühmliche Laufbahn. Er und mehrere seiner Freunde hielten sich zu Gottsched und nahmen Theil an den durch Gottsched's Verehrer, Schwabe, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes." Bald aber machte sie des Herausgebers oft geschmacklose Auswahl unzufrieden und auf Gärtner's Vorschlag verabredeten sich mit ihm Cramer und Joh. Adolph Schlegel, welchen später Rabener, Gellert, Klopstock und Andere beitraten, zur Herausgabe der „Bremer Beiträge", die im J. 1742 ihren Anfang nahmen und vom größten Einfluß auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur, besonders in Betreff der Correktheit und des Wohlklangs der Sprache waren. Daneben sammelte sich Cramer große Gelehrsamkeit in den theologischen Wissenschaften.

Im J. 1748 wurde er zu Crellwitz, einem Dorfe zwischen Magdeburg und Halle, zum Prediger ernannt. Hier erwarb er sich durch sein liebreiches Betragen das Zutrauen und die Liebe der Landleute in hohem Grad. Einmal rettete er durch thätige Hülfeleistung und zweckmäßige Anstalten, wobei er sogar selbst die Sturmglocke anzog, sein Dorf vor dem unsäglichen Elend der Ueberschwemmung, indem die Saale bereits einen Damm durchbrochen hatte. Im J. 1750 wurde er Oberhofprediger in Quedlinburg und von hier aus kam er schon nach vier Jahren auf Klopstock's Betreiben nach Copenhagen als Hofprediger des Königs Friedrich V. von Dänemark. In diesem neuen Amte zeigte er sich vorzüglich als den allgemein bewunderten und in allem Betracht großen Kanzelredner. Er predigte mit ungemeinem Beifall und ausgezeichnetem Eindruck bei den Zuhörern. Bei Hof und in der ganzen Stadt, unter allen Ständen, erwarb er sich die größte Hochachtung und Liebe; auf seinen Rath traten viele heilsame Anstalten ins Leben. Auch erwarb er sich als Professor der Theologie, was er im J. 1765 wurde, viel Dank und Beifall. So verlebte er heitere Tage in Copenhagen und war so geschätzt, daß er den ehrwürdigen Beinamen „Eyegode", d. i. „der durchaus Gute" erhielt, den ehemals einer der ehrwürdigsten dänischen Könige im eilften Jahrhundert geführt hatte. Bald kamen aber auch trübe Zeiten, als der junge, schwache König Christian VII. in Struensee's Hände gerieth, Graf v. Bernstorff aber, Cramer's hoher Gönner, und mit ihm manche Freunde, wie z. B. Klopstock, Copenhagen verließen und er nun Zeuge des überall einreißenden Leichtsinns und großer Zügellosigkeit seyn mußte. Er war aber unerschrocken genug, das begünstigte Laster anzugreifen und seinen gestürzten hohen Gönner, den Minister Bernstorff, nicht zu verleugnen; mitten in diesen Zeiten der Trübsal und Verwirrung stand er, wie er einst Luthern in einer Ode geschildert hatte:

stand der Mann des Herrn, ein Fels im Meer
ragt über seine Wogen um sich her.

Aus solchem Sinn und unter solchen Erfahrungen gereift gieng

ſein Lied: „Sanft, o Chriſt" (Nro. 399.) hervor. Seine Freunde zitterten für ihn, er zitterte nicht. Endlich ſiegte die herrſchende Partei über ihn und er ward wegen ſeiner freimüthigen Predigten, womit er gegen das Laſter um ihn her kriegte, ſeiner Hofpredigerſtelle entſetzt. Es gieng ihm hier, wie einſt dem Chryſoſtomus, der aus ähnlichen Urſachen ſeine Würden mit dem Exil vertauſchen mußte. Er nahm daher den Ruf als Superintendent in der Reichsſtadt Lübeck an und gieng im J. 1771 dorthin ab. Als aber die bekannte abermalige Umwälzung der däniſchen Staatsverwaltung eingetreten und Struenſee geſtürzt war, wurde er im J. 1774 vom König von Dänemark als Prokanzler und erſter Profeſſor der Theologie auf die Univerſität Kiel berufen. Hier wirkte er mit größter Thätigkeit für das Beſte der Univerſität, beſonders auch für die Bildung junger Prediger durch ein Predigerinſtitut, für das Schulweſen ꝛc. Vier Jahre lang arbeitete er hier auch an dem neuen Schleswig-Holſtein'ſchen Geſangbuch, deſſen Sammlung ihm aufgetragen war und das unter dem Titel: „Allgemeines Geſangbuch für die Herzogthümer. Altona 1780" erſchien, jedoch viele ſeiner geringern und trockenern Lieder enthält. Durch den Verluſt zweier erwachſenen Töchter und ſeiner inniggeliebten Frau im J. 1777 hatte er ſchwere Prüfungen durchzumachen, er trug ſie aber mit demüthiger Ergebung in den Willen Gottes, ſo unerforſchlich ihm auch Gottes Weg und Rath war. Er glaubte feſt, was er in ſeinem Liede: „Unerforſchlich" (Nro. 73, 1.) ausſpricht:

„Iſt doch alles, was Gott thut,
Wie's auch ſcheine, weis und gut."

Er bewährte an ſich ſelbſt, was er in einem andern ſeiner Lieder ſingt:

— will er Opfer: Kinder müſſen
Folgen, und ich will auch gern
Zur Verleugnung mich entſchließen,
Denn ich kenne meinen Herrn.
Schmerzlich ſey es, oder ſchwer,
Was er fordert, fordert er
Doch nur (und dieß muß mich tröſten)
Was er will, zu meinem Beſten."

Im Jahr 1784 wurde er Kanzler der Univerſität Kiel und erlebte in ſeinem Alter an Kindern und Kindeskindern viele Freude; zwei ſeiner Söhne wurden noch zu ſeinen Lebzeiten Profeſſoren in Kiel. In ſeiner letzten Krankheit, die ihn in Folge der Abnahme ſeiner Kräfte überfiel, klagte er über viel unverdiente Feindſchaft, die ihn getroffen, und bat einen Freund, Jedwedem ſeiner Feinde zu ſagen, daß er mit einem Herzen voll Liebe für ihn aus der Welt gehe und wenn Gott ihm das Leben friſtete, es ſich zur Pflicht machen würde, zu deſſen Wohlfahrt Alles, was er könne, beizutragen. In der letzten Zeit wurde ſein Krankenlager ſehr ſchmerzlich. Gerade acht Tage vor ſeinem Ende beſtimmte er den Tag, der ſein Sterbetag ward, als Entſcheidungstag ſeiner Krankheit voraus. Er zitterte nicht und ſah froh-

lockend dem Tode entgegen, wie er dieß selbst in dem Lied: „Wer, o mein Gott" am wiedergeborenen Christen geschildert hatte (Nro. 340, V. 8.). Nach seiner Vorherbestimmung starb er in der Nacht vom 11—12. Juni 1788. Auf dem Sterbebette noch sprach er seine Ueberzeugung von der Gewißheit der göttlichen Begnadigung durch Christum aus, indem er bezeugte, er sage nicht als Theolog auf dem Krankenlager, über den Gott jeden kommenden Augenblick zum Tod entscheiden könne, sondern als philosophirender Theolog, daß kein anderes System ihm so viel Gründe der Beruhigung gewähre, als das lutherische System von der Begnadigung durch Christum, und er wünschte, daß er die Lebhaftigkeit dieses Gefühls, das er jetzt habe und oft gehabt habe, einigen der angesehensten Theologen unserer Kirche, die davon so schwankend und ungewiß reden, mittheilen könnte. „Du glaubest nicht vergebens" (Nro. 399, 8.) — hieß es auch bei ihm. Klopstock, an den sich Cramer als Dichter aufs innigste anschloß, hat ihm im zweiten Lied seiner Ode: „Wingolf", in der er seine poetischen Freunde besingt, ein würdiges Denkmal gesetzt.

Cramer verfaßte eine große Menge geistlicher Lieder, die manches Gute enthalten, doch aber meist nicht in die Tiefe der christlichen Heilswahrheiten eindringen und in allzu gesteigertem Schwunge zu sehr ins bloß Rhetorische verfallen. Dabei hat er aber großes Verdienst um den Anbau der lyrischen Form in der deutschen Poesie, er ist der Meister der schwunghaften Lyrik. Er gab heraus: „Poetische Uebersetzung der Psalmen. 4 Theile. Leipz. 1762—1764." — „Andachten in Gebeten, Betrachtungen und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke. 2 Theile. 1764 und 1765." — „Evangelische Nachahmung der Psalmen Davids und andere geistliche Lieder. Copenhagen. 1769." — Zuletzt sammelte er aus den Bremer Beiträgen, aus seiner Monatsschrift: „Der nordische Aufseher" (3 Bände, 1759 f.) und obigen Werken, besonders auch aus „den neuen geistlichen Oden und Liedern. Lübeck. 1775." seine „sämmtlichen Gedichte" und gab sie in 3 Theilen zu Leipzig von 1782 und 1783 heraus. Sie sind in 16 Bücher getheilt, wovon 15 die geistlichen Lieder enthalten, und nur das letzte die Oden und Lehrgedichte.

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfrath's Lebensbeschreibung Cramer's in den Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. VI. Band. Halle 1790. — Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.)

Hermes, Dr. Johann Timotheus, geb. am 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern, wo sein Vater, ein Anhänger der Wolf'schen Philosophie, Prediger war. In seiner Kindheit zeigte er sich als ein frühreifes Genie, indem er, erst fünf Jahre alt, die Methode erfand, ohne Buchstabieren lesen zu lernen. Auf dem Gymnasium zu Stargard, wo er sich auf die Universität vorbereitete, war er ein Jahr lang ins Zimmer gesprochen durch einen Gabelstich,

der ihm seinen Arm lähmte. Als er nach Königsberg reiste, um dort zu studieren, bekam er während eines heftigen Sturms auf der Seefahrt eine solche Quetschung auf der Brust, daß ein fast tödtlicher Blutsturz erfolgte. Von Allem entblößt, bloß 3½ Thaler in der Tasche, kam er in Königsberg an und fand dort die ihm vorausgeschickten hundert Thaler nicht; er verbarg seine bittere Noth und wäre sicherlich zu Grund gegangen, wenn ihn nicht edle Menschen unterstützt hätten. Durch seine Kenntniß der französischen Sprache wurden ihm bald die besten Häuser in der Stadt eröffnet. Dr. Arnold und Kant waren seine Lehrer; Kant aber zog ihn mit seiner kritischen Philosophie nicht an; er hielt sich meist an Arnold und dieser sagte einmal die denkwürdigen Worte zu ihm: „Die Zeit naht, wo wir als Prediger den Menschen wenig mehr werden beikommen können, alsdann wird das Wahre und Schöne eines gefälligen Gewandes bedürfen, und Sie, wenn Sie fortfahren, Ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederzuschreiben, können ein deutscher Richardson werden." Von Königsberg begab er sich zu weiterer Ausbildung nach Berlin, wurde sofort Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, kam dann als Feldprediger bei dem Krokow'schen Dragonerregiment nach Lüben in Schlesien und einige Jahre nachher als Anhalt-Köthen'scher Hof- und Schloßprediger nach Pleß in Oberschlesien. Endlich im J. 1772 kam er nach Breslau als Inspektor des Gymnasiums, wurde 1808 Superintendent des Fürstenthums Breslau und erster Professor der Theologie, zuletzt Probst an der h. Geistkirche und Oberconsistorialrath. Hier vollendete er das berühmte Werk: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", das zu Leipzig im Jahr 1769—1773 erschien. Er war ein sogenannter „Popularphilosoph" und ein „aufgeklärter, helldenkender Theolog". Sehr gerühmt wird an ihm seine große Menschenliebe und sein warmer Eifer für das Wohl seiner Brüder. Er starb zu Breslau in dem hohen Alter von 83 Jahren am 24. Juli 1821.

Er dichtete 112 geistliche Lieder unter dem Titel: „Lieder auf die besten, bekannten Kirchenmelodien nebst 12 Communionandachten. Breslau 1800." Sie unterscheiden sich zwar von gewöhnlichen Liedern durch eine gewisse Originalität in Gedanken und Ausdruck; aber sie haben oft etwas Gezwungenes und Schwerfälliges im Ausdruck und die Sprache ist zu gelehrt. Am besten sind noch seine Himmelfahrtslieder.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens.)

Ramler, Carl Wilhelm, geb. 25. Febr. 1725 zu Colberg in Hinterpommern, ein Landsmann von J. T. Hermes. Sein Vater war Accise-Inspektor. Im 13. Jahr kam er nach Halle, wo er im dortigen Waisenhaus seine Bildung erhielt. Hier suchte man seiner Neigung, Verse zu machen, die er schon als zehn- und eilfjähriger Knabe an den Tag legte, entgegenzuarbeiten und er hatte deßhalb allerlei kleine

Anfechtungen auszustehen, unter denen er dem Ton und Geist des Waisenhauses immer abgeneigter wurde. Nachdem er in Halle seine Studien vollendet hatte, kam er nach Berlin zu Freunden seines Vaters und machte hier vertraute Freundschaft mit Gleim, Kleist, Spalding ꝛc. Erst 23 Jahre alt wurde er im J. 1748 als Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem Cadettencorps zu Berlin angestellt, welche Stelle er 42 Jahre lang bekleidete. Er mußte in ziemlicher Beschränktheit leben, war aber dabei genügsam und heiter, ohne zu klagen. Durch seine 15 Horazischen und 40 eigene Oden machte er sich bald sehr berühmt; sie giengen von Mund zu Mund. Deutschland erkannte ihn einmüthig für seinen „Horaz", für einen der Ersten unter seinen Lyrikern. Wie Horaz seinen Kaiser Augustus besang, so besang er die Thaten seines Heldenkönigs, Friedrichs des Großen, mit Begeisterung und stolzem Flug. Obgleich er dafür nie eine Anerkennung beim König fand, so ließ er sich dadurch doch nicht bitter gegen denselben stimmen; er sang ja nicht um der Gunst willen, sondern aus Vaterlandsliebe. Seine Lage besserte sich erst, als er im J. 1787 neben seiner Stelle beim Cadettencorps mit Engel auch noch das Direktorat des Berliner Nationaltheaters erhielt. Er lebte bloß der Kunst und seinen Freunden, die er herzlich liebte; verheirathet war er nie. Sein Herz war offen und theilnehmend, sein Wesen sanft und gefällig. Im J. 1790 legte er seine Stelle am Cadettencorps, im J. 1796, bei immer mehr zunehmender Altersschwäche, auch die Direktion des Theaters nieder, und bekam bald darnach einen Anfall von Lungensucht, an der er am 11. April 1798 starb.

Er fertigte mehrere Cantaten, besonders die Cantate: „Der Tod Jesu", aus welcher das Passionslied: „Du, dessen Augen flossen" (Nro. 135.) genommen ist.

(Quellen: Ramler's Leben von Göckingk in C. W. Ramler's poetischen Werken. Thl. II. S. 305—325. — Versuch einer biographischen Skizze Ramler's nebst einer kurzen Darstellung seines poetischen Charakters von Theodor Heinsius. Berlin 1798.)

Sturm, M. Christoph Christian, der Sänger der Größe und Güte Gottes in der Schöpfung und Vorsehung. Er wurde geboren 25. Jan. 1740 in Augsburg, wo sein Vater, Johann Jakob, ein geschickter Rechtsgelehrter und kaiserlicher Notarius bei den Magistratsgerichten war. Einer seiner Ahnherren war der berühmte Rektor Johann Sturm zu Straßburg, eine Hauptstütze der dortigen Reformation († 1589). Er studierte vom J. 1760 in Jena und seit Herbst 1761 in Halle, wo er nach wenig Monaten die Lehrstelle eines Collegen am Pädagogium erhielt. Von da kam er 1765 als Conrektor nach Sorau in der Niederlausitz, nach zwei Jahren schon wurde er aber wieder nach Halle zurückberufen als Prediger an der Marktkirche. Im Juni 1769 erhielt er einen Ruf zur zweiten Predigerstelle an der h. Geistkirche in Magdeburg. Hier brachte er den

beſten und ruhigſten Theil ſeines Lebens zu, wie er ſelbſt mehrmals verſicherte. Seine Gemeinde hieng mit ungetheilter Achtung und inniger Liebe an ihm. Die meiſten ſeiner zahlreichen Erbauungsſchriften ſchrieb er in Magdeburg, wo er zugleich an Patzke und Fedderſen gleichgeſinnte Mitarbeiter im Weinberg des Herrn und herzliche Freunde hatte. Am 26. April 1778 wurde er an die Stelle des Dr. Friderici zum Hauptpaſtor an der St. Petrikirche in Hamburg erwählt. Auch hier, wie auf ſeinen ſeitherigen Stellen, erwarb er ſich bald durch ſeine vorzüglichen Predigergaben, durch ſeine Amtstreue und Gutherzigkeit, durch ſeinen ganzen Sinn und Wandel große Achtung und Zuneigung. Bei ſeiner Antrittspredigt am 1. September hatte er zum Herrn gefleht: „Deine ganz unausſprechliche Liebe gegen „Freunde und Feinde, gegen Bekannte und Unbekannte, gegen Fromme „und Gottloſe müſſe auch mich dringen, mitleidig, brüderlich, barmherzig und freundlich zu ſeyn, gerne, wo ich kann, wohlzuthun, Thränen abzutrocknen, gerne um Anderer willen auch einige Beſchwerden „zu ertragen. — „„Ich muß wirken die Werke deß, der mich geſandt „hat, ſo lang es Tag iſt. Es kommt die Nacht, da Niemand wirken „kann.““ Darnach will auch ich denken und handeln. Ich will es „immer meinem Herzen und Gewiſſen ſelbſt predigen: Die Zeit deines „Lebens iſt kurz, die Gelegenheiten, Gutes zu thun, ſind bald vorüber; die Nacht des Todes nähert ſich dir mit jedem Augenblick. — „Dieſer Zuruf ſoll mein beſtändiger Warner und Ermunterer ſeyn, „damit ich Gutes thue und nicht müde werde, ſondern vielmehr mit „unverdroſſener Treue dem Tag der Ernte entgegeneile.“ Es war, als habe er bei dieſen Worten das baldige Ziel ſeines Wirkens geahnet. Der Herr ſchenkte ihm aber auch die Kraft zur Erfüllung dieſes Flehens, ſo lange er noch hienieden war. Er war immer bereit zum Wohlthun, Helfen und Dienen; namentlich hatte er auch an ſeiner Frau, Johanne Chriſtiane, geb. Bunning, in der beſtändigen Ausübung der Wohlthätigkeit eine treue Gehülfin. Er war es namentlich, der mit dem edlen Profeſſor Büſch das treffliche Hamburger Krankeninſtitut gründete, wodurch ſchon vielen tauſend armen Kranken geholfen ward. Als Prediger ſagte er ohne Menſchenfurcht und ſündliche Menſchengefälligkeit, ohne Anſehen der Perſon, des Standes und Ranges, in ſeinen Vorträgen Jedem, was recht oder unrecht ſey; er that dieß aber ſtets mit dem Geiſte der Liebe und Sanftmuth. Bei dem Freimuth, mit dem er ſeine Ueberzeugung ausſprach, ſah er ſich bald vielen feindſeligen und gehäſſigen Angriffen, beſonders von Paſtor Göze, ausgeſetzt, wodurch ihm das Leben verbittert und die Geſundheit untergraben wurde. Nie aber hat er Bitterkeit mit Bitterkeit vergolten, meiſt geſchwiegen, und wo er nothgedrungen dagegen redete, es in ſanftem, brüderlichem Ton gethan. Seinem Freund Fedderſen, der ſeine Vertheidigung übernehmen wollte, verwehrte er es — „weil ſeine Feinde dadurch noch mehr möchten erbittert werden“. So hatte er

auch einmal einem Manne, der ihn früher aufs tiefste beleidigt hatte, nun aber ihn um seine Verwendung für eine Stelle in Hamburg bat, bereitwilligst zu helfen gesucht, und ihm, als seine Verwendung vergeblich war, ein ansehnliches Geschenk zur Linderung seiner Bedrängniß zugeschickt. Dabei lebte in ihm ein herzliches Vertrauen zu der Vorsehung, so daß er stets das Beste von Gott hoffte und sich zuversichtlich allen seinen Fügungen unterwarf. Oftmals konnte er zu seinem Feddersen sagen: „Darum ist mir Abraham so schätzbar, weil er ein Held im Glauben ist. Wohl uns, wenn wir Gott vertrauen, dadurch üben wir auf einmal viele große Tugenden aus." Aus eigenem vertrautem Umgang mit Gott und aus Erfahrungen desselben wurde er der herzliche Beter und der geistvolle Andachtslehrer, der er in allen seinen Erbauungsschriften ist. Auch den häuslichen Gottesdienst, den er stets empfahl, übte er selbst täglich mit wärmster Andacht aus. Seine festen Ueberzeugungen von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu und die Gottesweisheit und Gotteskraft derselben, die er an der eigenen Seele erfahren, machten ihn zu einem Mann nach dem Sinne Gottes und nach dem Vorbild Jesu.

So kam ihm mit nichten, „eh' er es gedacht, in der Sünde Freuden seines Lebens letzte Nacht" (vgl. Nro. 285, 3.), so schnell dieselbe auch über ihn kam. Mehrere Jahre schon kränkelte er an Brustleiden. Da überfiel ihn plötzlich in der Nacht vom 10. auf den 11. Aug. des Jahrs 1786 ein heftiger Bluthusten auf seinem Garten, wo er den Tag zuvor in Gesellschaft einiger Freunde heiter verlebt hatte. Er dachte alsbald an seinen Tod und ließ sich deßhalb Münter's Lied: „Der letzte meiner Tage ist mir vielleicht nicht fern" fleißig beten, nach dessen Vorlesung er einmal sagte: „Wohl dem, der seine Buße nicht bis aufs Krankenbett verschiebt! Ach! wie irren die Gedanken herum, wenn man im Fieber liegt." In dieser ganzen letzten Krankheit bewies er ein freudiges Vertrauen zu Gott, gänzliche Unterwerfung unter seinen Willen, Christenmuth und Geistesstärke beim Gefühl des herannahenden Todes. Das frohe Bewußtseyn der Gnade Gottes gab er in seiner großen Schwachheit einem Freund dadurch zu erkennen, daß er auf sein Herz wies mit den Worten: „Hier ist es ganz ruhig." Seine Frau befahl er einer Freundin dringend und die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen; dann fragte er sie: „Wie steht es um deinen Glauben? Ist dein Glaube auch stark?" und betete herzlich für sie, worauf er ihr zum Troste und beständigen Andenken die Worte des 73. Psalms: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn ꝛc." empfahl. Als nun der letzte Augenblick nahte, sagte er noch mit leiser Stimme die letzten Worte: „Ich bin meiner Seligkeit gewiß — ich sehe meinen Lohn vor mir — dort glänzt meine Krone!" (vgl. Nro. 108, 5.) Hierauf wurde sein Gesicht sehr heiter, er legte sich hin, als wollte er schlummern und mit der heitern Miene starb er sanft den 26. Aug. 1786 früh um zwei Uhr in einem Alter von 47 Jahren.

Sturm war ein fruchtbarer Erbauungsſchriftſteller; beſonders bekannt machte er ſich durch ſeine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden auf jeden Tag des Jahrs. Halle. 1768. 71. 74. 80. 85," ſowie durch ſeine „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorſehung auf alle Tage des Jahrs. Halle. 1773. 75. 85." Davon erſchienen ſelbſt franzöſiſche, däniſche und ſchwediſche Ueberſetzungen. „Große Schaaren" — ſagt deßhalb Feddersen — „werden ſich einſt in der Ewigkeit um ihn ſammeln und ihm zujauchzen: „Heil ſey dir! denn du haſt mein Leben, die Seele mir gerettet, du!" Obgleich er von den Vorzügen des Chriſtenthums vor der Naturreligion innig überzeugt war und auf Erkenntniß Jeſu Chriſti und Wachsthum in derſelben drang, auch die Erlöſung durch Chriſtum und das Verſöhnende in ſeinen Leiden mit aller Feſtigkeit glaubte und behauptete, ſo trieb er doch vorherrſchend entweder die chriſtliche Sittenlehre nach dem Tugendmuſter Jeſu, oder die Förderung der Erkenntniß und Verehrung Gottes durch die Natur. In dieſem Sinne dichtete er theils ſelbſt viele Lieder, theils veranſtaltete er Sammlungen von Liedern über die Naturreligion, über die wichtigſten Gegenſtände und Veränderungen in der Natur, über die Pflichten gegen Gott, uns ſelbſt und unſere Nächſten, wie ſie die Betrachtung der Natur lehrt. Hieher gehören: „Sammlung geiſtlicher Geſänge über die Werke Gottes in der Natur. Halle. 1774." — „Geſangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur. Hamb. 1781." — Seine beſſern Lieder, in denen chriſtliche Wahrheiten der Gegenſtand ſeines Geſanges ſind, finden ſich in der Sammlung: „Lieder und Kirchengeſänge. Hamb. 1780." (Zwei Sammlungen dieſer Lieder mit ſechzig Melodien zum Singen beim Clavier gab C. Ph. E. Bach im J. 1780 und 1781 heraus; ebenſo im J. 1781 A. Weber zu Magdeburg.) Die erſten Lieder, die er dichtete — 46 an der Zahl — ſind ſeine „Lieder für das Herz" vom J. 1767. Manche andere Lieder ſtreute er in ſeine ſonſtigen Erbauungsſchriften und Predigtentwürfe ein, wovon nach ſeinem Tode eine Sammlung erſchien unter dem Titel: „Lieder auf die hohen Feſt-, Paſſions- und Bußtage. Coburg. 1795." Auch für Kinder, die er beſonders lieb hatte, hat er gedichtet. So erſchienen 1771: „Gebete und Lieder für Kinder. 3. Aufl. 1776," deßgleichen ein „Geſangbuch für Kinder von reiferem Alter. Halle. 1777."

(Quellen: Chr. Ch. Sturm's Leben und Charakter von Jak. Fr. Feddersen, Hof- und Domprediger zu Braunſchweig. Hamb. 1786.)

Niemeyer, Dr. Auguſt Hermann, wurde geb. 1. Sept. 1754 zu Halle, wo ſein Vater Archidiakonus an der Liebfrauenkirche war. Seine Mutter war eine Tochter J. A. Freylinghauſen's und Enkelin A. H. Franke's, deſſen Urenkel er alſo war. Er beſuchte das Pädagogium zu Glaucha vor Halle und ſtudierte dann von 1771 an zu Halle Theologie, wobei er ſich hauptſächlich an Semler und Nöſſelt

anschloß. Im J. 1779 wurde er außerordentlicher, 1784 ordentlicher Professor der Theologie und Aufseher des Pädagogiums zu Halle. Ein Jahr darauf übernahm er das Direktorium des Waisenhauses, welches damals im größten Verfall war, denn der Geist des glaubigen Stifters war aus demselben gewichen. Im J. 1792 wurde er Consistorialrath, bald auch Doktor der Theologie, 1804 Oberconsistorialrath und Mitglied des Oberschulcollegiums. Als im J. 1807 die Franzosen Halle in Besitz nahmen, wurde er wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen als ein Verdächtiger plötzlich aus seiner Wohnung geholt und nach Frankreich als Geißel deportirt. Da gelang es ihm jedoch, bei Napoleon die Wiederherstellung der Universität Halle zu bewirken, und als nun das neue Königreich Westphalen errichtet wurde, erhielt er im J. 1808 die Kanzlerwürde auf der diesem Königreich zugetheilten Universität Halle. Von 1799 an hatte er den Franke'schen Stiftungen, deren Direktor er mit Dr. Knapp war, zu neuer Blüthe verholfen. Seiner Umsicht und seinen Bemühungen allein verdankten sie während jener ganzen bewegten Zeit ihre Erhaltung. Der Urenkel war berufen, des Urgroßvaters Werk vor dem Untergang zu retten. Er ist durch seine theologischen und pädagogischen Schriften sehr berühmt, denn er ist der Verfasser der „Charakteristik der Bibel. 5 Thle. 1775—1782" und der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 2 Thle. 1776." Weniger Bedeutung hat er als Dichter; Klopstock ist hier sein Urbild und er eigentlich bloß dessen Nachahmer, besonders in der Odenform; der eigentliche dichterische Schwung und Geist fehlt ihm aber gänzlich. Am 18. April 1827 feierte er, geehrt von allen Seiten, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum und starb dann das Jahr darauf an einem Schlag am 7. Juli 1828.

Er hat mehr als hundert geistliche Lieder gedichtet. Zwanzig derselben stehen in seinem „Timotheus zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen. 1789;" 64 derselben in seinem „Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. 1785;" auch gab er eine besondere Sammlung heraus unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Oratorien. Halle und Berlin. 1818."

(Quellen: A. H. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken herausgegeben von A. Jacobs und J. G. Gruber. Halle. 1831.)

Lavater, Johann Caspar, wurde geb. 15. Jan. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Doktor der Medicin und Mitglied der Regierung war. Er machte anfangs nur langsame Fortschritte im Lernen. „Gebrauch Gottes" war aber eines der ersten Grundgefühle seiner Kindheit und Jugend. Gott war ihm Bedürfniß, darum suchte er Gebrauch von Gott zu machen. Weil er die Predigten nicht verstand und nicht behalten konnte, gerieth er während derselben auf's Bibellesen; er hatte ein kleines Handbibelein; das nahm er mit in die Kirche und las darinn mit unersättlicher Begierde, namentlich im A. Testament

die Bücher Samuels, der Könige und der Chronik; vor allen zog ihn die Geſchichte von Elias und Eliſa an. Als einſt Ulrich, der Pfarrer zu Frauenmünſter, als Vorſteher der lateiniſchen Schule die Schüler fragte, was ſie werden wollen, wer von ihnen Pfarrer werden wolle, rief er, ohne weiter zu wiſſen, was er that: „ich, ich!" und von da an hatte er die größte Sehnſucht und den ernſtlichſten Vorſatz, den geiſtlichen Stand zu ergreifen. Im Mai 1753 wurde er gefährlich krank, und fieng an, ernſtlich an ſeinen Tod zu denken. „Ich durchgieng," ſagt er ſelbſt, „in dieſer Krankheit mein Leben, ſuchte mein „Herz zu reinigen und beſonders erinnere ich mich, daß ich alles Un„recht, was ich mir je angethan glaubte, herzlich vergab und um „Vergebung bat, wo ich Jemand beleidigt zu haben glaubte" (vgl. Nro. 429, 3.). Schon als Knabe war er moraliſch gut, zu aller Ungerechtigkeit oder Härte oder Betrug unverführbar, ſelbſt Fehler des Leichtſinns waren bei ihm ſelten. Das Gebet blieb immer ein unaustilgbares Bedürfniß ſeines Herzens und half ihm auch aus vielen Verlegenheiten und Beängſtigungen. Er betete unter allen Umſtänden; „konnt ich beten" — ſagt er ſelbſt — „mir war, als wenn ich ſchon hätte, um was ich bat." So ward durch ſolches Herablaſſen Gottes zu ſeiner kindlichen Einfalt in merkwürdigen Gebetserhörungen ſein unerſchütterlicher Glaube gegründet, der ſich in ſeinem Lied: „Von dir, o Vater" (Nro. 481) ſo ſchön ausſpricht. Im J. 1754 fieng er das Studium der Theologie an. Vor jedem andern Richterſtuhl, als dem ſeines eigenen Gewiſſens, war er ein unſträflicher Jüngling und doch that er ſich ſelbſt nie genug und klagte ſich oft bitter an; nie war ihm ſeine Frömmigkeit und ſein Gebet ernſthaft und herzlich genug. „Ich blieb," ſeufzt er ſelbſt hierüber, „im Grund, wer ich war, gut und fromm, wenn's mich ankam; leichtſinnig, wenn wieder eine Leidenſchaft ſich regte" (vgl. Nro. 390.). Doch zehnmal niedergeworfen, ſtand er zehnmal wieder auf. Seine erſte Uebungspredigt auf der Univerſität hielt er mit großem Ernſt und feierlicher Würde und ſagte nach derſelben zu den verſammelten Studenten: „Gott laſſe euch nicht von dieſer Stelle weggehen, ohne daß ich einen heilſam erſchütternden Eindruck auf euer Herz gemacht und zu eurer Beſſerung tief gewirkt habe." Und das erreichte er auch bei Vielen derſelben. Schon um dieſe Zeit, beſonders im J. 1760, machte er viele religiöſe Poeſien und Lieder, worinn namentlich Bodmer ſein dichteriſches Talent übte. Sein patriotiſcher Rechtsſinn, bei dem er nicht ſchweigen konnte zum Unrecht, das ſeine Mitmenſchen traf, während er zum Unrecht, das ihn traf, duldend ſchwieg, zeigte ſich in einem Drohbrief, den er in Verbindung mit Füßli dem ungerechten Landvogt Grebel zuſchickte und wodurch er erreichte, daß deſſen Gewaltthätigkeiten eingeſtellt wurden.

Im Frühjahr 1762 wurde er in das Züricher geiſtliche Miniſterium aufgenommen und begab ſich ſofort im Merz 1763 auf Reiſen, beſonders nach Barth in Schwediſch Pommern, um den als einen der

aufgeklärtesten und schönsten Geister und zugleich als einen der würdigsten Diener Christi bekannten Spalding (s. S. 481) kennen zu lernen. Auf der Heimreise besuchte er auch Klopstock, den er hoch verehrte und hielt sich drei Tage bei ihm auf. Am 3. Juni 1766 verheirathete er sich mit Jungfer Schinz, die ihm acht Kinder gebar. Auf den Hochzeittag verfaßte er ein besonderes Gebet, um es des Nachts mit seiner Braut zu beten. Zuvor hatte er ihr geschrieben:

Gott soll bei uns, Freundin, seyn,
In ihm wollen wir zerfließen:
Ihm von Herzen uns zu weih'n,
Wollen wir uns fest entschließen.

Ihr eheliches Glück war „auf Religion und Tugend gegründet." Tägliche gemeinschaftliche Gebetsübung war ihre Hausregel. In den Jahren 1765—1768 wurde ihm das geistliche Lied, das durch Klopstock und Cramer einen neuen Schwung erhalten hatte, besonders lieb und wichtig, und 1768 stiftete er die ascetische Gesellschaft in Zürich, die für angehende Prediger von großem Segen war. Bald darauf, am 7. April 1769, erhielt er nun einen schönen Wirkungskreis, indem er Diakonus an der Waisenhauskirche in Zürich wurde. Die Schaar der Waisenkinder war nun seine Heerde, bei der er mit Herzensfreude arbeitete. Auch das Zuchthaus hatte er zu besorgen. Als in den Jahren 1770 und 1771 das Züricher Land von einer furchtbaren Theurung und Hungersnoth heimgesucht wurde, forderte er in seinen Predigten mit außerordentlichem Nachdruck und ausgezeichnetem Segen zur Wohlthätigkeit auf. Es ist merkwürdig, welche reiche Gaben nun von allen Seiten in seine Hände gelegt wurden. Er selbst, obgleich er noch kein eigenes Vermögen hatte und seine Stelle fast nichts trug, gab von dem Seinen, was er konnte, und doch war ihm Alles zu wenig, was er gab. „Höllenqual ist Liebe ohne Macht" — sagte er da einmal. Er flehte herzlich zu Gott, er möge ihn recht lieben lehren (vgl. Nro. 429.). Haufenweise kamen die elenden Hungernden in sein Haus, das um diese Zeit einem Armenamte glich; von Hunger ausgemergelt, kaum noch im Stande zu gehen, wankten die Unglücklichen Lavater's Haus zu. Manche von ihnen führte er selbst die Treppe hinauf und war ihre Stütze, um sie seiner guten Frau zuzuführen, die aus den eingekommenen Gaben diese Hungrigen speiste und die Nackten kleidete. Sie hatte immer einen Topf voll kräftiger Suppe am Feuer, um den Hungernden sie darzureichen. Daneben wirkte Lavater auch mehr und mehr durch seine Schriften und Reden, wie der Sauerteig, den ein Weib genommen und unter den Scheffel Mehl geknetet hat. Besonders im J. 1777 wurde davon in Zürich ein großer Segen sichtbar, so daß er dieses Jahr ein „Erweckungsjahr" nannte. Auch auswärts wurde der Segen dessen sichtbar, was er durch seine Schriften zur Ehre Christi gestiftet hatte. Er war durch seine zahlreichen, viel gelesenen Schriften in einer

Zeit, da fast Alles dem Unglauben und Antichristenthum huldigte, einer der bedeutendsten Kämpfer und Zeugen für Christi Sache. Er hielt in seinen Ansichten immer an den Urkunden des Christenthums fest. Doch suchte er die Begriffe desselben für sich in philosophische Begriffe zu übersetzen und dann in der Sprache der möglichsten Popularität zu übertragen. Dadurch kam es aber auch, daß er bald wegen seiner Orthodoxie verlacht, bald wegen seiner Heterodoxie verlästert wurde. Manche urtheilten, wie Moser in Darmstadt: „Lavater ist mir für einen Philosophen zu christlich und für einen Christen zu philosophisch."

Im Frühjahr 1778 wurde er von der St. Petersgemeinde in Zürich zum Diakonus an der Peterskirche gewählt, wodurch er einen sehr erweiterten Wirkungskreis erhielt, vor dem er sich eigentlich fürchtete; denn die Gemeinde hatte mehr als fünftausend Seelen. Er trat sein Amt an mit einer Predigt über die Worte Pauli: „Ihr Brüder! betet für uns!" Seiner Gemeinde wurde er bald ausnehmend lieb. Die Unverdrossenheit, mit der er für Alle sorgte, sich besonders auch der Kranken in den entlegensten Gegenden der Stadt annahm, erwarb ihm großes Zutrauen. Seine Kirche war außerordentlich besucht, denn er war ein hinreißender Kanzelredner. Das Hauptthema seiner Predigten war: „Ich achte Alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Jesu Christi." Zu feindseligen Angriffen, die er zum Theil selbst von Züricher Amtsbrüdern, die auf der Kanzel deutlich gegen ihn predigten, zu erfahren hatte, schwieg er stets stille. Die Geduld, mit der er die Schmach Christi trug, wird als einer der schönsten Edelsteine in seiner Krone glänzen. Als er bemerkte, wie Steinbart's System der neuen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christenthums unter der Züricher Geistlichkeit großen Eingang fand, hielt er bei der Synode im J. 1780 ohne Menschenscheu eine kräftige Rede dagegen und warnte seine Amtsbrüder vor dieser „Entnervung und Ausleerung des altapostolischen Christenthums." In demselben Jahr erschien auch das zweite Hundert seiner christlichen Lieder, deren erstes Hundert schon 1776 erschienen war. Von allen Seiten strömten um diese Zeit Besuche, selbst von den höchsten fürstlichen Personen, in sein Haus; so war auch einst Herzog Carl von Würtemberg bei ihm, und Pfarrer Hahn von Kornwestheim, sein lieber Freund, besuchte ihn oft. Dabei widmete er auch dem Jugendunterricht und den Kranken viele Zeit, so daß es unbegreiflich ist, wie er daneben noch so viele Schriften schreiben konnte. Es lagen aber auch immer, wenn er zu Tische saß, neben seinem Teller, eine Menge Papiere oder ein Buch, und selbst auf den Spaziergängen war er nicht müßig. Im Jahr 1784 litt seine Gesundheit sehr an Brustzufällen. Aber in seiner Thätigkeit ließ er sich dadurch nicht stören. Er bestieg oft vom Krankenbett aus die Kanzel, unterrichtete vom Bett aus die Confirmanden und ließ sich zu den Kranken, selbst

als ein Kranker, in einer Sänfte tragen. Zu Ende des Jahrs 1786 wurde er einstimmig zum ersten Pfarrer an der St. Peterskirche erwählt. Seine letzte Predigt als Diakonus hielt er über 1 Cor. 15, 20.; sein Nachfolger am Diakonat wurde sein Herzensfreund Pfenninger, dem er zur Aufmunterung für ihr gemeinschaftliches Wirken die Verse schrieb:

„Es glühe jeden Tag des Lebens
Die Gluth des redlichsten Bestrebens,
Uns nichts und Alles Gott zu seyn
Bis in die Ewigkeit hinein."

Im Sommer 1794 wurde sein Gesundheitszustand sehr leidend. Er sagte nun oft: „Ich werde nicht lange mehr leben; wenn mir nur Gott die Gnade giebt, meine übrige Zeit recht zu benützen." Um sich den Gedanken an den Tod stets zu vergegenwärtigen, setzte er eine geraume Zeit oben auf jedes Blättchen Papier, das er vor sich nahm, darauf zu schreiben, die Worte: „Schreib', als wär's dein letztes." Nun fieng in demselben Jahr, angesteckt durch den französischen Revolutionsgeist, das Züricher Volk bereits in Stäfa sich aufzulehnen an. Trotz seines leidenden Zustandes verwandte er jetzt alle seine Kräfte auf der Kanzel und mitten unter dem Volk, Ruhe und Frieden zu erhalten; für die Aufrührer bat er. Als aber der Züricher Staat dennoch die Umwälzung erlebte, zeugte er als ächter Schweizerpatriot unerschrocken gegen alle Gewaltthat und alles Unchristliche; und als im J. 1797 die Franzosen brandschatzend in die Schweiz einrückten, schrieb er „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation," worinn er sagte: „Französische Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden — Freiheit, freilich auch einer großen Nation, der der Satane! Fluch dem, der diese Freiheit ausposaunt!" Auch protestirte er gegen die Deportation von zehn der wackersten Bürger. Im Mai 1799 wurden ihm deßhalb alle Papiere weggenommen und er von Dragonern aus Zürich nach Basel deportirt, worüber seine Frau in Ohnmacht fiel. Er wurde dort mehrfach verhört, aber eine unsichtbare Macht hielt den Gewalthabern die Hand und er ward nach einiger Zeit wieder heimgelassen. Unter größter Theilnahme der Gemeinde hielt er dann seine erste Sonntagspredigt wieder zu Zürich über Luk. 3, 10.: „Was sollen wir thun?" und gab darauf in der Hauptsache die Antwort: „Das in unsere und andere Herzen pflanzen, was keine Zeit zerstören, keine Umwälzung umwälzen kann, die Seelen in die Gemeinschaft mit dem bringen, bei welchem keine Veränderung noch Wechsel der Finsterniß und des Lichtes ist."

Als am 25. Sept. 1799 Massena die östreichisch-russische Armee geschlagen hatte, rückten Tags darauf die Franzosen in Zürich ein. Da sah Lavater von seinem Hause aus, wie ein paar Soldaten zwei Frauenspersonen auf dem Platz vor der Peterskirche ängstigten, indem

ſie Wein von ihr begehrten. Schnell zur Hülfe bereit, brachte er Wein und Brod daher, wofür ihm einer dieſer franzöſiſchen Grenadiere herzlich dankte. Nach Haus zurückgekehrt, bewillkommte ihn ſeine Frau mit den Worten: „Kommſt du, mein Daniel, aus der Löwengrube?“ Darauf trat er unter die Hausthüre, um nachzuſehen, ob er nicht ſeine Kinder in der Stadt beſuchen könne, als ein Soldat ein Hemd von ihm begehrte und, als er das nicht geben konnte, einen Thaler. Lavater gab ihm, was er hatte; dieſer aber, damit nicht zufrieden, hob ſeinen Säbel wüthend gegen ihn und ſchrie: „Geld her!“ Lavater rief den vorigen Soldaten um Hülfe, von dieſen aber rannte gerade der, welcher ihm kurz zuvor für die Erquickung gedankt, wüthend auf ihn los, und ſetzte ihm das Bajonnet auf die Bruſt, wobei ein Schuß losgieng, der ihm unmittelbar unter der Bruſt durch den ganzen Leib gieng; um einen Meſſerrücken höher, ſo wäre er ſogleich todt geweſen. Als er ſich von dieſer Verwundung ein wenig erholt hatte, diktirte er die ganze Geſchichte am 29. Sept. und ſetzte am Schluß bei: „Ich bitte Alle, die dieß leſen, dem Namen dieſes Mannes (des Grenadiers) auf keine Weiſe nachzufragen und wenn ſie ihn erfahren ſollten, als ein anvertrautes Geheimniß zu verſchweigen; ich würde unter meinen oft heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Uebles geſchähe. Er wußte im eigentlichen Verſtand nicht, was er that.“ Dabei trug er ſeine Schmerzen ohne alle Ungeduld mit kindlichem Sinn, ſo laut er oft aufſchreien mußte. Mitte Dezembers hatte er ſich jedoch ſo weit wieder erholt, daß er die Kanzel beſteigen konnte. Er ſprach über Pſalm 71, 7. 8. und ſchloß die Predigt mit den Worten: „Jeder wiederkehrende Schmerz meiner Wunden ſoll mir ein „Ruf der Erweckung ſeyn, mit neuem Muth, neuer Geduld und „Demuth, mit neuer Treue und Liebe in die Fußſtapfen deſſen zu „treten, an deſſen unnennbare Liebe und unbeſchreibliche Wunden„ſchmerzen für uns meine tauſendfach leidlichere Wunden mich täglich „erinnern ſollen.“ Im Januar 1800 aber wurden die Schmerzen ſo heftig, daß er nun ſeinem Amte nicht mehr nachkommen konnte. Sein Geiſt aber war fort und fort thätig; er ſtiftete noch eine wohlthätige Anſtalt, und ſchrieb an ſeinem „Schwanengeſang, oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jeſus von Nazareth“. Er wollte damit der Welt noch ſein Zeugniß und Bekenntniß von Jeſu Chriſto aufſetzen und ſeinen eigenen Glauben dadurch ſtärken. Denn er ſchreibt: „Ich „durchgehe gerne in den letzten Tagen meiner leidenvollen Wallfahrt „auf Erden die Gründe meines mich ſo ſehr beglückenden Glaubens. „Ich fühle ſeine Vernunftmäßigkeit mit hoher Freude; ich ſchöpfe „Troſt und Kraft aus dieſer Freuden- und Troſtquelle bis zum letzten „Athem.“ Und ſo war es auch. Am 14. Sept. 1800 ließ er ſich am allgemeinen Bettag ganz ſchwach in die Kirche führen, um mit ſeiner Gemeinde noch das h. Abendmahl zu feiern; er ſprach einige Worte über Luk. 22, 15. Die tiefſte Rührung verbreitete ſich über die

ganze Gemeinde, die mit so großer Liebe an ihm hieng. Das letzte, was er mit schon zitternder Hand, drei Wochen vor seinem Sterben, schrieb, war das Gedicht: „Zürich, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts"; die letzte Strophe desselben heißt:

Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen!
Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
O fleht: „es komm!" wer flehen kann.
Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden,
Es kommt mit gränzenlosen Freuden —
Macht ihm durch fromme Demuth Bahn.

Nun stieg sein Leiden immer höher, daß er oft Viertelstunden lang nach einander hell aufschreien mußte. Er ließ sich dabei viel aus seinen geistlichen Liedern vorlesen, die ihm nun das wurden, was sie vorher schon so manchen Leidenden gewesen waren. Er freute sich dieses Werks immer, vorzüglich um der darinn herrschenden Gedanken und Empfindungen willen, und äußerte sich einmal: „Es waren doch schon vor so vielen Jahren dieselben Empfindungen, Grundsätze und Hauptansichten, die ich jetzt habe — ich bleibe meinen Grundsätzen getreu!" Für seinen Mörder bat er noch um Verzeihung und flehte priesterlich für ihn (vgl. Thl. II. zu Nro. 159.). Nach einem schweren, heftigen Leidenskampf, in dem er einmal den Seinigen dringend zurief: „Betet, betet!" war sein Lauf vollendet am 2. Jan. 1801. Sein Tochtermann setzte ihm am Schlusse seiner Lebensbeschreibung das Zeugniß: „Er blieb sich selbst durchaus treu und gleich; er behielt seinen Glauben, bis er sein Auge für dieses Leben schloß, um es dort zum Schauen zu öffnen — auch im herbsten Schmerzens- und Todesleiden blieb er seinen Grundsätzen getreu. Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage: „„Er lebte, litt und starb dem Herrn.""

Seine wichtigsten Schriften sind: „Aussichten in die Ewigkeit" — „Physiognomische Fragmente" — „Handbibel für Leidende" — „Jesus Messias." Von seinen geistlichen Liedern erschienen zuerst: „Fünfzig christliche Lieder von J. Casp. Lavater. Zürich. 1771." In der Vorrede dazu sagt er: „Ein christliches Lied setzt voraus mehr als Klopstock's Schwung oder seinen Triumphton, noch mehr als Gellert's Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, auch mehr als Cramer's Kühnheit und Fleiß: — Erleuchtung, eigene Empfindung, Erfahrung, Selbsterkenntniß und himmlische Salbung". Dabei richtete er seine größte Mühe auf die Faßlichkeit der Lieder. Hierauf erschien: „Zweites Fünfzig christlicher Lieder v. J. C. Lavater. Zürich. 1776." und „Hundert christl. Lieder von J. C. Lavater. Zürich. 1776", welche obige zwei „Fünfzig" in sich befaßten. Diesen folgte: „Christlicher Lieder zweites Hundert, theils neue, theils aus des Verfassers kleinen Schriften gesammelt. Zürich. 1780." Endlich noch: „Lieder für Leidende v. J. C. Lavater. Tübingen. 1787" — 50 an der Zahl. J. P. Lange urtheilt über seine Lieder: „Sie haben

meiſt das Merkmal rhetoriſcher Diktion: der geiſtliche Redner ſtört oft den Dichter, das Feuer kommt dann nicht zur Ruhe der Feier."

Weitere Züge von Lavater vgl. Thl. II. Nro. 159. 272. 429. 477. 551. 607.

(Quellen: Lavater's Lebensbeſchreibung von ſeinem Tochtermann Georg Geßner. 3 Bände. 1801—1803. — J. Caſp. Lavater nach ſeinem Leben, Lehren und Wirken dargeſtellt von Dr. Ferd. Herbſt. Ansbach. 1832.)

Hier ſchließen ſich nun noch drei **Würtemberger** an — Schubart, Huber und Stäudlin.

Schubart, Chriſtian Friedrich Daniel, wurde geb. 26. Merz 1739 zu Oberſontheim in der jetzt zu Würtemberg gehörenden Grafſchaft Limpurg. Sein Vater, Joh. Jakob, war dort Cantor, Präceptor und Pfarrvikar, kam aber von da ſchon im folgenden Jahr als Präceptor und Muſikdirektor in die damalige Reichsſtadt, jetzt würtembergiſche Oberamtsſtadt Aalen, in welcher er ſpäter, im J. 1744, Diakonus wurde. Schon im Knabenalter faßte der junge Schubart eine große Vorliebe zu Klopſtock's Gedichten und lernte den Meſſias faſt auswendig. Als Mann trug er durch ſeine öffentlichen Deklamationen des Meſſias viel zur Verherrlichung dieſes Werkes bei; er wurde hierinn ein Meiſter, wie keiner vor und nach ihm. Im Jahr 1753 ſchickte ihn ſein Vater auf das Lyceum nach Nördlingen, das unter Thilo ſtand. Er beklagt es ſelbſt, daß auf dieſer Schule die Religion ſo kalt behandelt wurde, daß es ihn und ſeine Mitſchüler dabei ſtets gefröſtelt und gelangweilt habe. Die Seele des Chriſtenthums, ſeine herzbeſſernde Kraft, blieb ihm unbekannt. So lebte er damals, durch ſeine Fertigkeit im Clavierſpiel und durch ſeine fröhliche Laune beliebt, zaumlos als ein luſtiger, ſinnlicher, gedankenloſer Jüngling dahin, ohne viel an Gott und Ewigkeit zu denken. Im J. 1756 ſchickte ihn ſein Vater nach Nürnberg, wo er ſich ganz der Muſik widmete und ſchon manche Gedichte verfaßte, die bald überall bekannt wurden. Im J. 1758 jedoch bezog er die Univerſität Erlangen, um Theologie zu ſtudieren. Der trockene Ton aber, in dem man hier dieſe heilige Wiſſenſchaft lehrte, ſchreckte ihn ab und er ſtürzte ſich nun ganz in das wüſte, wilde Studentenleben, das damals in den erſten Zeiten des ſiebenjährigen Kriegs in Erlangen zu Hauſe war. Von Leidenſchaften gepeitſcht, brauste er da ſinnlos einher und häufte Schulden auf Schulden, weßwegen er vier Wochen in's Schuldgefängniß kam und von ſeinen Eltern, die ſolchen Aufwand nicht erſchwingen konnten, zurückgerufen wurde. Von da an litt auch ſeine Geſundheit, die er durch Ausſchweifungen zerrüttet hatte. In Aalen angekommen, predigte er eine Zeitlang bald für ſeinen Vater, bald für benachbarte Geiſtliche, z. B. in Lauterburg, Bartholomä ꝛc., oder auf Reiſen, wie z. B. in Oberſontheim, Eßlingen ꝛc. Er ward dadurch wieder ins Gebet getrieben und auf die h. Schrift gewieſen; er fühlte ſich von frommer Andacht ergriffen, ſo daß ihm nur ein Führer fehlte,

der ihn zum Herrn gebracht hätte. Allein die Welt verstrickte ihn gar bald wieder in ihre Netze. „Ein Weiler auf Erden," sagt er selbst, „war mir lieber, als die ferneuchtende Stadt Gottes."

Im J. 1764 bekam er das Präceptorat zu Geißlingen, wo er sich mit Helene, der Tochter des dortigen Oberzollers Bühler verheirathete und längere Zeit seinem mühseligen Beruf mit Umsicht und Fleiß vorstand. Er gab, weil er an den Gräbern Reden zu halten hatte, im J. 1767 „Todesgesänge" heraus, die allgemeinen Beifall fanden. Allein nach einiger Zeit wurde er mißvergnügt mit seinem Schicksal, fieng an zu zweifeln an den allerhöchsten Wahrheiten des Christenglaubens und zu spotten über geistliche und weltliche Ordnung. Zuletzt wurde er ein Lüstling, der die eheliche Treue nicht bewahrte. Er gesteht es selbst: „Marder und Geier, Feldteufel und Kobolde liefen in mir, wie nach Jesaj. 34, 14. unter Babels Ruinen unter einander." Ein Besuch in Ludwigsburg, wo man gerade eine neue Oper aufführte, entzündete in ihm eine heftige Begierde, einen Ort aufzusuchen, wo mehr Welt, mehr Freiheit, mehr Weite und Breite zum Austoben war, weßhalb er sich um die vakante Stelle eines Organisten und Musikdirektors in Ludwigsburg bemühte, die er auch erhielt. Obgleich ihn Gott durch einen bedeutungsvollen Traum von seinem Vorhaben zurückschrecken wollte (es träumte ihm nämlich, eine starke Hand zerre ihn aus einer von Scheusalen umheulten Wildniß voll Nacht und Finsterniß heraus, auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war, und wo er durch die Asche in einen Thurm watete, vor dem ein ganz Heer von Männern in schwarzen Kutten ihn hohnneckend bewillkommte), obgleich ihn sein treues, liebevolles Weib mit aufgehobenen Händen bat: „O Mann! ich bitte dich, werd ein Christ und bleibe hier," so verließ er doch Weib und Kind und zog im Herbst 1768 nach Ludwigsburg. Diese folgten ihm zwar bald nach, er aber stürzte sich dennoch in den Strudel der wildesten Fleischeslust; der tägliche Umgang mit Musikern, italienischen Sängern und Sängerinnen goß beständig Oel in das wild lodernde Feuer der Lust; er ward ein frecher Religionsspötter und Sittenverächter, fröhnte der Wollust und stürzte von Schande in Schande, so daß ihn Spezial Zilling excommunicirte und er endlich, nachdem er wegen eines verdächtigen Umgangs mit einem Mädchen ins Gefängniß geworfen worden war, um eines Spottgedichts willen, das er auf die Kirchenlitanei und auf einen bedeutenden Hofmann gefertigt hatte, aus Ludwigsburg ausgewiesen wurde.

Im Elend und im größten Jammer ließ er Weib und Kind zurück, und trieb sich nun als ein Brausekopf, unstät, ohne festes Brod, von der Kunst und Schöngeisterei sich nährend, an verschiedenen Orten herum, zuerst in Heilbronn, dann in Mannheim, hierauf in München, wo er im Oktober 1773 ankam und schon halb im Begriffe stand, katholisch zu werden. Doch sträubte sich dagegen sein besseres Ge-

fühl, das nie ganz in ihm verstummte. Weil er aber in München durch einen Brief, der ihm zur Last legte, er glaube an keinen heiligen Geist, verdächtigt worden war, zog er nach Augsburg und fieng hier an, „die deutsche Chronik" herauszugeben, in der er freimüthig den Jesuitenorden und besonders auch den katholischen Pfarrer Gaßner, der sich als Wunderdoktor geberdete und zur Verherrlichung des Jesuitenordens zu Ellwangen und Regensburg Teufel austrieb († 1779), angriff. Dadurch lud er großen Haß auf sich, so daß er gefangen gesetzt und zur Stadt hinausgeschafft wurde. Auf dieß zog er nach Ulm, wo er seine deutsche Chronik, die in Deutschland immer mehr Beifall fand, fortsetzte und sich dadurch einen ordentlichen Verdienst erwarb. Er rief nun seine Frau und Kinder, die er zwei Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, von Geißlingen zu sich, kehrte zur Ordnung und einem häuslichen, zufriedenen Leben zurück und wandte sich auch wieder der Religion zu. So gute Freunde er hier hatte, so drohte ihm doch von dem Hasse der katholischen Priesterpartei allerlei Lebensgefahr und endlich wurde er in einer mit dem Herzog Carl von Würtemberg, den er durch einige Gedichte beleidigt hatte, verabredeten Schlinge gefangen. Durch den Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren nämlich wurde er am 22. Jan. 1777 unter einem listigen Vorwand nach Blaubeuren gelockt, wo er verhaftet und auf die würtembergische Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg abgeführt wurde. Hier wurde er 377 Tage lang in einem düstern Felsenloch, in das kein Lichtstrahl fiel, gefangen gehalten. Nun war sein grausenvoller Geißlinger Traum in schreckliche Erfüllung gegangen.

Die ganze Zeit seiner Gefangenschaft, die später milder wurde, während der er aber nie von einem Richter verhört wurde, währte zehn Jahre lang von 1777—1787. Anfangs war er der Verzweiflung und dem Selbstmord nahe, zumal als seine Sünden, die ihm als Greuel vor die Seele traten, wie Höllenflammen über ihm zusammenschlugen; allein die Gnade Gottes erfaßte sein Herz und er lernte zu dem Herrn aus der Tiefe rufen: „Hilf mir, Gott, deine Pfeile stecken in mir, ich versinke in tiefen Wassern, da kein Grund ist"; der Gedanke: „Gott ist die Liebe", sowie das Gleichniß vom verlorenen Sohn, das er einmal in der Bibel aufschlug, richteten ihn jedoch wieder auf. Heilsame Anleitung zur Bekehrung und zum Ergreifen der Gnade Gottes gab ihm der damalige Festungskommandant Philipp Friedrich Rieger, welcher ein ähnliches Gefängniß auf Hohentwiel durchgemacht und sich dort bekehrt hatte (s. S. 335), durch eigenen Zuspruch und durch Mittheilung gottseliger Schriften von Arndt, Bengel und Hollaz. Des letztern Gnadenordnung reichte ihm das Recept: „Fühlst du deine Krankheit, so geh zu Christo und laß dir helfen." Die durch Gottes Licht bei ihm immer mehr aufgeschlossene Erkenntniß seiner Sünden trieb ihn immer tiefer in das Wort

Gottes hinein, er dichtete jetzt viele geistliche Lieder ohne Feder, Dinte und Bleistift, bloß im Gedächtniß, und bekam einen solchen Ernst in der Heiligung und im Kampf wider die angewohnte Sündenlust, daß er stets zitternd vor dem Wort Gottes 2 Petr. 2, 20. zu Gott betete: „O Gott! umzäune mich, bewahre mich, erhalte mich zum ewigen Leben! Willst du mir Freiheit geben, so gieb sie mir erst alsdann, wenn ich sie nicht mehr mißbrauche!" Zu seiner geistlichen Heilung wirkte aber besonders auch der fromme Pfarrer Hahn von Kornwestheim (s. S. 279) mit, den er zuerst aus seinen Schriften, die ihm Commandant Rieger brachte, kennen lernte und der ihn dann auch manchmal besuchen durfte und ihm eine „Diät für seine Seele" schriftlich aufsetzte, wie er in seiner Gefangenschaft seine Zeit am besten anwenden könne. Er lernte seinen Feinden verzeihen und für sie um Vergebung bitten; die oft wundervollen Gebetserhörungen, die er erfahren durfte, stärkten ihn täglich mehr im Glauben, so daß er Gott für seine Leiden preisen konnte und selbst im Kerker so freudig wurde, daß er all seinen Willen dem durch Weisheit und Liebe gelenkten Willen seines Vaters im Himmel in Allem unterwerfen lernte. Wornach seine Seele verlangte, zeigt sein schönes, in dieser Gefangenschaft gedichtetes Gebetslied: „Urquell aller Seligkeiten" (Nro. 21.). All das erzählt er selbst in seinem Lebenslauf, den er, da ihm das Schreiben aufs Strengste untersagt war, einem Mitgefangenen, v. Scheidlin, der mehr Freiheit hatte, theils durch eine dicke Wand, theils durch eine Rize unter dem Ofen im Gefängniß in die Feder diktirte. Als Rieger, der ihn bei aller Fürsorge für seine Seele hart und wunderlich hielt, gestorben war, wurde General v. Hügel, ein humaner und aufgeklärter Mann, Festungscommandant. Nun bekam es Schubart besser, er durfte Unterricht in der Musik geben und auch seine Frau durfte ihn mit den Kindern im neunten Jahr der Gefangenschaft endlich besuchen. Am 11. Mai 1787 begab sich Herzog Carl selbst auf die Festung und kündigte ihm seine Freiheit an, die er durch die Verwendung Friedrich Wilhelms II. von Preußen erhielt.

Mit der neugeschenkten Freiheit gewann er aber auch die Welt wieder lieb wie Demas, und hielt nicht Stand im Werke der Bekehrung. Der Herzog stellte ihn zur Entschädigung, daß er ihn ohne Urthel und Recht so lange hatte im Gefängniß schmachten lassen, als Hof- und Theaterdichter in Stuttgart an. Hier schrieb er auch wieder, wiewohl vorsichtiger und nicht mehr mit dem alten Schwung und Feuer, seine deutsche Chronik. Seiner Gesundheit schadete er durch zu vielen Genuß geistiger Getränke, und so durfte er nur vier Jahre noch die neugeschenkte Freiheit genießen und starb 10. Okt. 1791 an einem Schleimfieber, das damals in Stuttgart herrschte.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 648.

Von ihm erschienen: „Christ. Dan. Fr. Schubart's Gedichte aus dem Kerker. Zürich. 1785." Der erste Abschnitt enthält die

geistlichen Gedichte. Ferner: „Chr. Fr. D. Schubart's sämmtliche Gedichte. Von ihm selbst herausgegeben. 2 Bände. Frankf. 1787." Er dichtete sehr viele geistliche Lieder, in denen ein feuriger Schwung herrschte, die aber oft allzu sentimental-pathetisch sind. J. P. Lange sagt von Schubart: „In ihm offenbart sich der Schwung einer feurigen „und ergriffenen Seele, er hat eine ansehnliche Eigenthümlichkeit, „erinnert aber doch an die Klopstock'sche Ausdrucksweise."

(Quellen: Schubart's Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Stuttg. 1791—1792. 2 Thle. — Schubart's Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen. 1798.)

Ständlin, Gotthold Friedrich, geboren zu Stuttgart im J. 1758, Sohn des Regierungsraths Ständlin daselbst, eines strengen, rechtschaffenen und frommen Mannes, und Bruder des berühmten Carl Friedrich Ständlin, Doktors der Theologie zu Göttingen. Schon im neunzehnten Jahre machte er sich durch dichterische Arbeiten sehr bekannt und erregte allgemeine Theilnahme. Er studierte von 1776—1780 die Rechtswissenschaft zu Tübingen, wo er sich mit allem Feuer einer arglosen, unverdorbenen Jugend unwürdigen Freunden hingab. Nach vollendeten Studien ließ er sich als Ehegerichtsadvokat in Stuttgart nieder. Er besaß das ehrlichste Herz und war von Natur ein edler, guter Mensch, voll Feuer und Lebendigkeit. Er mißtraute jedoch in seiner Herzensgüte den Menschen zu wenig und stieß mit seinem Witze oft vielfach an; „ihm war die Kunst versagt, sich künstlich zu betragen." Deßhalb fand er auch lange keine Anstellung im Staatsdienst; alle Hoffnung, eine solche zu erhalten, vereitelte er vollends durch die begeisterten Freiheitsträume, mit denen er sich über die französische Revolution aussprach. So lebte er denn auch stets unter ziemlich drückendem Mangel, unter welchem er bis zur Schwermuth niedergeschlagen war. Tief beugte ihn auch der Tod zweier von ihm herzlich geliebter, hoffnungsvoller Geschwister, die in der schönsten Jugendzeit dahinstarben; — es war ein neunzehnjähriger Bruder, Dichter wie er, und eine jungfräuliche Schwester. Ihnen gilt wohl sein Klag- und Trostlied: „Wenn der Stifter der Geschlechter" (Nro. 623.). Unter der Leitung des Consistorialraths **Dr.** Griesinger hat er als Dichter das neue Würtembergische Gesangbuch vom J. 1791 bearbeitet, die damals beliebten Aenderungen an ältern Liedern vorgenommen und die Sammlung neuerer Lieder besorgt, auch selbst einigen Beitrag dazu geliefert. Nach dem Tod Schubart's, den er sich als Dichter zum Meister erwählt hatte, übernahm er auch im J. 1791 die Fortführung der „deutschen Chronik", und setzte dieselbe fort, bis sie durch Reichshofrathsbeschluß vom J. 1793 verboten wurde. Bald darnach, im J. 1795, fand er, erst siebenunddreißig Jahre alt, im Rhein bei Straßburg seinen Tod.

(Quellen: Vermischte Gedichte der Geschwister Gottlieb Friedrich, Daniel Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Ständlin, herausgegeben von einem Freunde der Familie. Stuttg. bei Sonnewald. 1827.)

Huber, M. Johann Ludwig, geboren 4. Merz 1723 zu Großheppach im Remsthal, einem Dorfe zwischen Schorndorf und Waiblingen. Dort war sein Vater viele Jahre lang Pfarrer und Vater der Gemeinde, seine Mutter war eine Schwester des Oberhofpredigers Dr. Eberhard Ludwig Fischer (s. S. 302). Nachdem ihn sein Vater bis zum vierzehnten Jahr selbst unterrichtet hatte und er in der ländlichen Natur kräftig und gesund herangewachsen war, kam er im J. 1737, zum geistlichen Stand bestimmt, in die Klosterschule nach Denkendorf, wo er Bengel als Lehrer traf, für dessen „beständige Ermahnungen zur Tugend" er noch im Alter sehr dankbar war. Nach anderthalb Jahren kam er in das Maulbronner Kloster und zwei Jahre darauf ins theologische Stift nach Tübingen. Weil er aber hier einem Professorssohn zu lieb ungerecht locirt worden war, trat er nach seines Vaters Tod aus dem Stift aus und studierte auf den Rath seines Oheims Fischer die Rechtswissenschaft. Seine Mutter verheirathete sich sofort mit dem Spezial Frommüller in Marbach, nachmaligen Prälaten. Auf der Universität schon widmete er sich der Dichtkunst, wozu ihn besonders die herrlichen Gesänge Klopstock's, Gleim's, Bodmer's, Wieland's ꝛc. reizten. Bis in sein vierundzwanzigstes Jahr hatte er schon eine große Menge von Gedichten der alten und neuen Dichter übersetzt und nachgeahmt und viele selbst verfertigt, die er dann im J. 1751 als erste Versuche unter dem Titel: „Oden, Lieder und Erzählungen," drucken ließ. Bodmer und Zachariä beurtheilten sie aufs Freundlichste. Nachdem er so auf der Universität als ein heiterer Jüngling unter edlen Freunden, zu welchen besonders der Geheimerath v. Gemmingen und der Regierungsrath Bilfinger gehörten, glückliche Jahre verlebt hatte, wurde er Advokat des Hofgerichts in Stuttgart und verheirathete sich mit der Tochter des Regierungsraths Weinmann, durch den er im J. 1750 Oberamtmann in Nagold wurde. Nach sechs Jahren erhielt er die Oberamtei Bebenhausen und nach fernern sechs Jahren, 1762, die zu Tübingen mit dem Rang und Titel eines Regierungsraths.

Er bewährte sich auf allen diesen Stellen als ein redlicher und gerader Mann, als ein herzvoller Patriot und Gegner aller Ungerechtigkeit, Willkühr und Gewalt. Er hielt redlich fest an dem, was Herzog Christoph über den Beruf eines Oberamtmanns ausgesprochen hatte, daß er nämlich denen ihm untergebenen Gemeinden an ihren Gerechtsamen, Verträgen, guten Gewohnheiten, Gütern und Einkommen eben so wenig abgehen und entziehen lassen dürfe, als seinem Fürsten. Bald sollte er nun auch Gelegenheit bekommen, diesen redlichen Rechtssinn auf eine glänzende Weise zu erproben. Bei der damaligen Willkührherrschaft des Herzogs Carl von Würtemberg, unter der die Beamten Knechte der Fürstengewalt waren und bloß zum blinden Gehorchen angehalten wurden, sollte mit ihrer Hülfe auf geheime und willkührliche, despotische Weise, ohne Zustimmung der Landstände,

eine allgemeine Steuerveränderung im ganzen Lande durchgeführt werden, wobei es auf nichts Geringeres, als auf die Erhöhung des Militärbeitrags des Landes, wenigſtens um die Hälfte, bis auf 800,000 fl., angeſehen war, während zuvor ſchon das Land durch unerhörte Laſten beinahe erdrückt war. Der Herzog ließ im J. 1764 zwölf Beamte nach Balingen rufen, unter dieſen auch Huber, um ihnen bei ſeiner Ungnade die Vollziehung ſeines Steuerplanes anzukünden. Während ein Beamter ſo kriechend war, ſeine fromme Freude über die neue Steueranſtalt mit dem bibliſchen Spruch Pſalm 118, 24. auszudrücken, wofür er dann zum Geheimerath gemächt wurde, war Huber freimüthig genug, die entſchiedenſten Vorſtellungen dagegen zu machen; dadurch lud er ſich aber auch den ganzen Haß des Herzogs und ſeines Miniſters Montmartin auf. Als er nun auf der Amtsverſammlung zu Tübingen den neuen Steuerplan zur Annahme vorlegen mußte, verſchwieg er den verſammelten Stadt- und Amtsvorſtehern nicht, daß ihre Verweigerung ihn ſein Amt koſten würde, bat ſie aber aufs Inſtändigſte, auf ſein Glück oder Unglück nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen. So ward die Verweigerung ausgeſprochen; als aber die Tübinger Abgeordneten dieß dem Herzog erklärten und ſich auf die Rechte des Vaterlands beriefen, fertigte ſie derſelbe mit der höhniſchen Rede ab: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!“ Allein der Ungehorſam und die Verweigerung von Stadt und Amt Tübingen war ſehr anſteckend; ihrem Beiſpiele folgten Sulz, Stuttgart, Calw und andere Städte, und bald verbreitete ſich der Widerſtand durch's ganze Land, ſo daß der Herzog den Plan aufgeben mußte. Ja ſogar gegen die alte Steuer wehrte man ſich jetzt und ſie mußte durch militäriſche Execution eingezogen werden. Eine ſolche Execution, beſtehend in zwei Regimentern Fußvolk und einer Abtheilung Grenadiere zu Pferd, unter dem Commando des Generals Schönfeld, kam auch nach Tübingen, obgleich Huber zuvor eine Vorſtellung voll dreiſter Demuth an den Herzog eingereicht hatte, worinn er die Unvermöglichkeit ſeiner Untergebenen behauptet, um Schonung gebeten und den Fürſten um Gottes und ſeiner eigenen Ehre willen beſchworen hatte, ſich durch ſchlimme und gewaltthätige Rathgeber nicht zum Zorn über unſchuldige Unterthanen reizen zu laſſen, welche bis auf dieſe Stunde niemals ihren Pflichten untreu geworden, ſondern bis zum Mangel an Kräften, ja bis zur Unmöglichkeit hin, beigeſteuert hätten. Dadurch aber lud er gerade des Herzogs höchſte Ungnade auf ſich. Bewaffnete beſetzten ſein Haus, und er ward, obgleich kaum von einem hitzigen Fieber geneſen, verhaftet, was er ſich mit den Worten gefallen ließ: „Ich erkenne die Gewalt. Ich traue auf meine Unſchuld. Gott wird Alles finden.“ Nun wurde er mit drei andern Tübinger Bürgern, dem Bürgermeiſter Steeb, Kaufmann Lenz und Wundarzt Rupf, auf die Feſtung Hohenaſperg abgeführt, zwanzig Grenadiere vor und zwanzig

hinter dem Wagen. Die Bürger, die zu den Fenstern herausſehen wollten, wurden mit Kugeln bedroht.

Auf Hohenaſperg nun, wo er ſechs Monate lang in engem Verwahrſam gehalten wurde, ſchrieb er mit einem Bleiſtift, das er ins Gefängniß gerettet hatte, an die Wände allerlei Gedichte, unter andern ein Morgenlied, worinn es heißt:

„Gott! wenn mein Herz an deine Güte denkt,
Bin ich ein freier Mann,
Da iſt kein Mißgeſchick mehr, das mich kränkt,
Kein Kerker, kein Tyrann!“

Drei Soldaten, von Tübingen gebürtig, ſchlichen ſich einſt des Nachts unter ſein Gitterfenſter und trugen ihm an, ſie wollen ihn befreien; er aber dankte ihnen und blieb, ruhig harrend, wie der Herr ſeine Sache hinausführen werde. Die Tübinger Bürger ſandten Abgeordnete zum Herzog, um ſeine Freiheit zu bitten; ſie wurden aber mit dem Zuchthaus bedroht; nun drang der verſammelte Landtag vor allen Dingen auf die Loslaſſung der Staatsgefangenen, unter welchen auch der Landſchaftsconſulent J. J. v. Moſer war (ſ. S. 332), der ſchon ſeit fünf Jahren in Hohentwiel ſaß. Endlich wurde nun am 25. Sept. 1764 zuerſt Moſer und am Chriſtfeſt deſſelben Jahrs, auf die Verwendung des kaiſerlichen Geſandten v. Wiedmann zu Stuttgart, auch Huber freigelaſſen. Er wurde in Tübingen unter den größten Freuden und Ehrenbezeugungen empfangen; es war die Freude des Wiederſehens eines für todtgeachteten Freundes. Zuvor ſchon hatte die juridiſche Fakultät ihm zur ehrenden Anerkennung ſeines Freimuths für die Rechte des Landes das Diplom als Doktor der Rechte ausgefertigt.

Kaum waren zwei Monate vorüber, daß Huber dieſes Unglück überſtanden hatte, ſo ſtarb ihm eine ſeiner zwei erwachſenen Töchtern, ein edles ſechzehnjähriges Mädchen, am Faulfieber, wodurch er tief erſchüttert ward. Doch trug er auch dieſes Mißgeſchick, wie das, daß ihm einige Jahre ſpäter die andere Tochter auch vollends ſtarb, mit chriſtlicher Faſſung. Er ſchreibt einmal: „Ich habe gegen allerlei Unfälle dieſes Menſchenlebens, die mich betroffen haben, vielerlei ſchmerzſtillende Arzneien verſucht, aber keine habe ich wirkſam gefunden, als das einfachſte Hausmittel des gemeinen Manns. Wenn das Unglück kommt, ſo hält er keine Thränen zurück, die die Natur von ihm fordert; aber bald geht er wieder an ſeine Berufsarbeit, arbeitet ſeinen Kummer hinweg und in einiger Zeit ſingt er wieder in ſeiner Werkſtätte oder auf dem Felde ſein tröſtend Lied: „„Was Gott thut, das iſt wohlgethan!““ Da ſaß Huber nun in Tübingen ohne Anſtellung und ohne Vermögen. Bald aber bekam er Arbeit, die er ſuchte; die Magiſtrate ſeiner vormaligen Oberämter ſandten ihm ihre Proceßakten zu, was ihn jedoch noch nicht ganz vor Mangel ſicherte. Da ſetzte ihm der Freiherr v. Schütz zu Pflummern eine Penſion von 200 fl. aus, und bald verwilligten ihm auch die Landſtände ſeines Vaterlandes

eine jährliche Penſion von 600 fl. Das Vaterland zeigte ſich dankbar für den Muth, mit dem er ſich für ſein Recht aufgeopfert, durch die rührendſten Beweiſe der Theilnahme und Achtung. So lebte er nun viele Jahre glücklich und von allen ſeinen Mitbürgern geliebt und hochgeehrt zu Tübingen im Privatſtand. Er erlebte die Freude, daß durch den von ihm begonnenen Widerſtand des Landes der Herzog genöthigt war, am 26. Febr. 1770 den ſogenannten „Erbvergleich" einzugehen, wodurch die alten Landesverträge wieder anerkannt wurden. Auch ſchlug ihn der Geheimerath wieder zu der erledigten Stelle eines Oberamtmanns zu Tübingen vor mit der Empfehlung, daß der Herzog ſeine Großmuth auf keine ausgezeichnetere Weiſe an den Tag legen könnte. Allein der Herzog wollte nicht und Huber ſuchte das auch nicht; er wollte nicht um Fürſtengunſt buhlen; er lebte lieber als freier unabhängiger Mann, weßhalb er auch nachher noch mehrere ſehr ehrenvolle Stellen ausſchlug, für die ihm ſeine Freunde im Ausland geſorgt hatten; er hatte eine entſchiedene Abneigung vor ſogenannten Ehrenſtellen und Fürſtendienſten, durfte es aber auch am Ende ſeines Lebens bezeugen: „Die Alles lenkende Vorſehung hat „mir ein Jahr voll Mühſeligkeit mit zwanzig heitern Jahren vergütet; „ſie gab mir anſtatt der Aemter oder Herrendienſte Freiheit des Lebens, „ſelbſtgewählte Geſchäfte, genugſames Einkommen, häusliche Glück„ſeligkeit, Freunde zum vertrauten und gelehrten Umgang, ein eigenes „Haus und Garten, und das größte zeitlicher Güter, Geſundheit."

Im J. 1788 zog er zu ſeinem alten bewährten Freund, dem Geheimerath v. Gemmingen, auf deſſen dringendes Bitten nach Stuttgart. Doch nach zwei Jahren ſchon ſtarb Gemmingen, dem es der Herzog ſehr übel deutete, daß er mit ſeinem Feind ſo vertrauten Umgang pflege. Als aber im J. 1793 der Herzog zum Sterben kam, ſah er ſein Unrecht gegen Huber ein, und ließ ihm ſagen, daß er vollkommen mit ihm ausgeſöhnt ſey; ja, die Herzogin Franziska ließ ihn ſogar in den letzten acht Tagen, die der Herzog noch lebte, nach Hohenheim kommen, daß er, wenn der Herzog ſterben ſollte, ihrer Angelegenheiten ſich annehme. Mit ſchönem Edelſinn rief er dem dahingeſchiedenen Herzog, der ihm ſo weh gethan, nach: „Ruhe du nun im Frieden; auch ich weihe dir hier meine aufrichtigen Thränen; denn du haſt mich viele Weisheit des Lebens, Liebe des Vaterlands und Standhaftigkeit im Unglück gelehrt!" Auch unter den folgenden drei Regierungen die er noch erlebte, nahm er, obwohl im Greiſenalter ſtehend, immer noch lebhaften Antheil an dem Wohl und Wehe ſeines Vaterlandes und erhob auch manchmal noch freimüthig als ein herzvoller Patriot ſeine Stimme. Am 30. Sept. 1800 rettete ihn endlich, wie er die Hoffnung ausſprach, der Tod in den ſichern Hafen, wo ihn kein Sturm mehr erreichen kann. Er hatte zuvor ſich folgende Grabſchrift geſchrieben: „Guter, Würtembergiſcher Mann! „wenn du vorübergehſt bei dieſem kleinen Grabmal, ſo wiſſe: Hier

„ruhen die Gebeine eines deiner treuen Mitbürger. Unter mancherlei „Gefahren hat er sein Vaterland geliebt; gönne ihm jetzt des Grabes „Ruhe und das Glück des ewigen Vaterlands!"

Er verfaßte eilf geistliche Lieder, die sich in seinen, zu Tübingen 1787 erschienenen „Versuchen in Reden mit Gott" befinden, wovon die erste Auflage schon im J. 1775 erschienen war. Er dichtete sie also während seines Privatstands in Tübingen nach der Gefangenschaft. Wir lassen ihn hierüber auf eine, seinen Standpunkt genügend bezeichnende Weise selbst reden: „Sie wurden von vielen vortrefflichen Men„schen mit dem ausgezeichnetsten Beifalle beehrt. Nur einige alte „Betbrüder meines Vaterlandes und ihre Schwestern hatten keinen „Glauben daran, weil sie von einem ungeistlichen Manne herrührten „und weil sie, wie sie sagten, von Menschen jeder Reli„gion gebetet werden könnten. — Doch unser besser denken„der und Wahrheit liebender Consistorialrath Griesinger hat meiner „redlichen Absicht, etwas zu Ausbreitung einer vernünftigen „Verehrung Gottes beizutragen, Gerechtigkeit widerfahren lassen und „verschiedene von jenen Versuchen in die neue Sammlung unserer all„gemeinen Kirchengesänge aufgenommen."

(Quellen: Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Festung, ein kleiner Beitrag zu der selbsterlebten Geschichte meines Vaterlands von Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart bei J. Fr. Steinkopf. 1798.)

Der Gellert'schen und Klopstock'schen Richtung, mit deren Schilderung wir nun zum Schluß gelangt sind, gehören auch mehrere katholische Kirchenliederdichter an, die uns Veranlassung geben, auch wieder einen Blick auf den Zustand des Kirchenlieds in der katholischen Kirche zu werfen.

Hier war nun freilich nach der Reformation lange Zeit nicht an den Gebrauch deutscher Kirchengesänge zu denken, weßhalb auch die deutsche Kirchenliederdichtung von dieser Seite gleichsam abgesperrt war. Schon aus Gegensatz gegen „die Praxis der Ketzer" wollte man nichts von deutschen Liedern beim Gottesdienste wissen und hielt um so fester an dem alten lateinischen Kirchengesange. Allmählich aber machten doch in Deutschland, wo in so vielen Gegenden Evangelische und Katholische nahe beisammen wohnen, die feierlichen, erhebenden Choralgesänge der Evangelischen den Wunsch nach ähnlichem Gesang in vielen Katholiken rege. Wie der Probst Michael Vehe im sechzehnten Jahrhundert, so sammelte im siebenzehnten Jahrhundert David Körner ein katholisches Gesangbuch, in welchem möglichst alle in deutscher Sprache verfaßten Gesänge, selbst von den ältesten Zeiten her, zusammengestellt wurden. Je mehr aber in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der schroffe Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten sich allmählich verlor und der Geist der

Aufklärung auch die katholischen Provinzen Deutschlands durchdrang, wie z. B. in Baiern im J. 1776 der Illuminatenorden sich bildete, um eine über dem Zwiespalte der Kirchen erhabene Aufklärung zu verbreiten, und Kaiser Joseph II. seit 1780 Toleranz und Volksaufklärung zu seinen Losungsworten machte; je mehr ferner der Gedanke einer deutschen Nationalkirche, die frei und unabhängig von Rom und den von dort diktirten Gebräuchen dastände, Wurzel faßte, desto mehr regte sich das Bedürfniß einer deutschen Liturgie. Zwei katholische Gelehrte, Beda Mayer und Pehem in Wien, schrieben treffliche Abhandlungen gegen die lateinische Liturgie, „bei der der Gottesdienst, so rührend und majestätisch er auch sey, doch nicht ganz fruchtbar und zweckmäßig genug sey, weil er in lateinischer Sprache verrichtet werde und das gemeine Volk nur mit den Augen und Ohren, nicht aber mit dem Verstand und Herzen daran Antheil nehmen könne."

Da es nun schwer hielt, mit einemmale die ganze Liturgie, die von Rom festgesetzt war, umzustoßen und solche Neuerung zu bedenklich schien, so benützte man zunächst den Weg der Gesänge; zuerst führte man bei den Predigten und Christenlehren deutsche Gesänge ein, dann wandte man auch bei der Messe deutsche Liederverse an, die unter die Meßhandlungen hinein von der Gemeinde gesungen wurden. Solche Versuche wurden in Baiern, Salzburg, am Rhein und in Oestreich gemacht und mit größtem Beifall aufgenommen. Namentlich wurde für diejenigen katholischen Gemeinden, denen es an einem Sängerchor und Orchester fehlte, die sogenannte „Wiener Messe" ausgearbeitet, in welcher das Kyrie, Gloria, Credo, Offertorium, Agnus ꝛc. in Form kurzer Lieder von zwei oder drei Strophen bearbeitet ist, die von der Gemeinde zu singen sind. So konnte man nun zunächst auf Dörfern und Flecken unter der h. Messe geistliche Gesänge in der Muttersprache hören; in Domstiftern, Klöstern und Städten freilich versperrte die dort befindliche Figural- und Choralmusik noch längere Zeit den herzlichen deutschen Gesängen den Zutritt. Es wurden jedoch allmählich förmliche deutsche Gesangbücher, oft selbst mit bischöflicher Auctorität, für den öffentlichen Gottesdienst veranstaltet und so mehr und mehr auch in Städten deutscher Meßgesang eingeführt. Die Lieder zu diesen katholischen Gesangbüchern wurden theils von Katholiken neu gedichtet und lieblichen neueren Melodien angepaßt, theils mit ihrer Melodie geradezu aus den evangelischen Gesangbüchern entlehnt. Letzteres hätte freilich nicht geschehen können, wenn noch die alten evangelischen Gesangbücher mit den kernkräftigen, den evangelischen Glauben entschieden aussprechenden Liedern im Gebrauch gewesen wären; so waren ja aber nun die neubearbeiteten evangelischen Gesangbücher meist mit lauter Moralliedern angefüllt, und gerade der pelagianische Grundton dieser Lieder war es, der den Katholiken so sehr behagte, daß sie dieselben endlich massen-

weise in ihre Gesangbücher aufnahmen, wie ja auch Gellert von Anfang seines Auftretens an von den Katholiken mit der größten Zustimmung aufgenommen wurde.

In Würtemberg war es der der Aufklärung huldigende katholische Herzog Carl Eugen, welcher bei seinem katholischen Hofgottesdienst deutschen Gesang und deutsche Messe einführte, und durch die Anstellung mehrerer helldenkender Geistlicher, eines Mercy, Werkmeister, Rust ꝛc. allerlei Reformen einführte. Von diesen Männern ließ er auch ein förmliches Gesangbuch für den Gebrauch der Würt. katholischen Hofkapelle ausarbeiten, das im J. 1786 zum zweitenmal sehr vermehrt aufgelegt wurde. Diese zweite Auflage enthält 101 deutsche Kirchenlieder, meist von evangelischen Liederdichtern und unter diesen besonders von Gellert, Cramer ꝛc.; folgende 41 Nummern des fünf Jahre später, 1791, neubearbeiteten evangelischen Landesgesangbuchs standen in diesem katholischen Gesangbuch — Nro. 137. 6. 44. 559. 294. 158. 393. 26. 475. 57. 30. 574. 25. 533. 441. 384. 45. 17. 319. 273. 372. 509. 61. 5. 495. 221. 520. 604. 514. 476. 38. 260. 292. 258. 486. 318. 433. 219. 481. 491., so daß man damals in Stuttgart gar oft mit dem evangelischen Gesangbuch in der katholischen Kirche ausreichen konnte. Es war überhaupt bei diesem Gesangbuch laut der Vorrede der Zweck, „nur solche Gesänge aufzunehmen, die das praktische Christenthum empfehlen und von allen Christen unseres Vaterlandes mitgesungen werden könnten, ohne daß sie in ihrer Andacht durch Stellen gestört würden, welche ihrer innern Ueberzeugung Gewalt anthun. Es wurden daher keine andere Gesänge gewählt, als solche, welche den Geist gemeinschaftlich anerkannter Wahrheiten athmen und zur allgemeinen Christenerbauung dienen. Man wird daher an allen Sonn- und Feiertagen, diese letztere mögen uns nun eigen oder andern Kirchen gemein seyn, nur zweckmäßige Ermunterungen zur christlichen Sittenlehre überhaupt oder auch zu den einzelnen Pflichten des Christenthums finden." So war es also die Moral, welche in katholischen und evangelischen Gesangbüchern dieser Zeit gleicherweise die Herrschaft behauptete.

Unter solcher in der katholischen Kirche Deutschlands vorherrschenden Stimmung dichteten nun manche Katholiken deutsche geistliche Lieder; es genüge an der Anführung zweier würdiger Repräsentanten der freiern Geistesregung in der katholischen Kirche, deren Lieder sich selbst vor manchen evangelischen dieser Zeit durch religiöse Innigkeit und Wärme auszeichnen:

Sperl, ein katholischer Priester in Baiern, welcher ein Liederwerk herausgab unter dem Titel: „Christliche Gesänge, vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken. Nürnberg. 1800." Unter diesen befinden sich mehrere recht schöne Lieder, die er selbst gedichtet hat.

v. **Wessenberg**, Ignaz Heinrich, Freiherr von Ampringen, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands, das zu den frühesten Ministerialen der alten Grafen von Habsburg gehörte und im Breisgau seßhaft worden war. Er wurde im J. 1774 zu Dresden geboren, wo damals sein Vater östreichischer Gesandter war. Schon als Jüngling erhielt er, nachdem er den geistlichen Studien sich zu widmen angefangen hatte, Domherrnstellen in verschiedenen deutschen Hochstiftern. Der Churerkanzler, Freiherr v. Dalberg, machte ihn im J. 1800 zum Domdechanten und im J. 1802 zum Generalvikar des Bisthums Constanz. In dieser Stellung hob er die meisten Klöster auf und errichtete mit ihrem Vermögen eine große Armenanstalt und eine Bildungsanstalt für junge Geistliche; in freisinnigem Geiste reformirte er die Schulen, führte deutschen Kirchengesang ein, veredelte die kirchliche Liturgie und suchte besonders auch durch Abfassung kleiner Schriften, die er in Menge verbreiten ließ, mit glühendem Eifer und unerschütterlicher Ausdauer den finstern Aberglauben zu verdrängen und religiöse Aufklärung zu verbreiten. Neben Werkmeister in Würtemberg und Sailer in Baiern übte er als Vorkämpfer einer unabhängigen deutschen Kirche gegen Rom und als Prediger reiner christlicher Liebe und Moral den größten Einfluß. Im J. 1814 ernannte ihn Dalberg mit Genehmigung des Großherzogs von Baden zum Coadjutor und Nachfolger im Bisthume Constanz und 1817 zum Bisthumsverweser. So stand er, obgleich die römische Curie ihn nicht bestätigte, sondern hart angriff, weil er ketzerische Schriften herausgebe und unerlaubte Aenderungen im Kirchenwesen vornehme, 25 Jahre lang bis zum J. 1827 im Bisthum Constanz als ein hellleuchtendes Licht, allgemein geachtet und geliebt und von seinem Landesfürsten vor den Feindseligkeiten Roms geschützt. Im letztgenannten Jahre aber wurde das Bisthum Constanz in Folge eines Concordats, das Baden mit dem Pabste schloß, aufgelöst und Wessenberg von seiner Stelle verdrängt. Er lebt nun seitdem als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit in Constanz.

Im J. 1828 gab er neben vielen religiösen Schriften ein „christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch" zu Constanz heraus. Auch als Dichter hat sein Name einen guten Klang. Seine „sämmtliche Dichtungen" erschienen zu Stuttgart im J. 1833.

3) Die altgläubige Richtung.

Der durch Spener und Franke angeregte fromme Sinn erlosch auch in dieser Zeit der einseitigen Verstandesrichtung nicht ganz in der evangelischen Kirche Deutschlands. Im Kern des Volkes und in kleinern Kreisen, meist verborgen vor der Welt, lebte der alte Christenglaube mit seinem treuen, kindlichen Festhalten am Worte Gottes noch fort. Das öffentliche kirchliche Leben gieng freilich immer mehr zu Grund; Spener's Vorschläge zur Einführung einer weisen,

kirchlichen Zucht und Verfassung blieben unbeachtet, das kirchliche Regiment in den Händen der Landesfürsten und der von ihnen durchaus abhängigen Consistorien verweltlichte sich immer mehr, die Kirche, statt sich aus sich selbst heraus frei zu entwickeln, kam in immer drückendere Abhängigkeit vom Staat. Die Kirchenzucht zerfiel, die Bande des Glaubens, welche seither die Glieder der Kirche verbunden hatten, lösten sich, und ein trauriger Zustand der Zerrissenheit und des Indifferentismus trat ein und die Unsittlichkeit wuchs in bedauerlichem Grade. Das war die traurige Frucht des zur Herrschaft gelangten Territorialsystems, der Verknechtung der Kirche unter den Staat. So zog sich denn jener fromme Sinn aus dem öffentlichen kirchlichen Leben immer mehr in das häusliche und Privatleben oder in die Stille des Gemüths zurück; durch die von Spener gegründeten Privatversammlungen war ihm noch ein Grund und Boden gesichert und diese weit verzweigten Privatversammlungen waren es, welche dem starken Gewässer des Unglaubens und der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen noch einigermaßen einen Damm entgegensetzten, daß nicht die ganze Kirche davon überfluthet und verwüstet wurde. Die unter dem Volke zahlreich verbreiteten gottseligen Schriften der Spenerisch-Franke'schen Schule erhielten unter demselben fortwährend noch das Bibelchristenthum, den Eifer im Lesen der h. Schrift und den Glauben an Jesum, als den Sohn Gottes und Heiland der Sünder. Da und dort leuchteten auch noch einzelne fromme Männer auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel oder als Schriftsteller, wie Leuchtthürme in der dunklen Nacht und bewahrten in ihren Kreisen den Christenglauben, wie z. B. ein Gottlieb Christian Storr auf der Universität Tübingen, ein Seiler in Erlangen, ein Carpzov in Helmstädt, ein Reinhardt auf der Dresdner Kanzel, ein Oberlin im elsäßischen Steinthal. Solche Männer wurden jetzt die Vertreter des kirchlichen Glaubens, und das Verhältniß, das wir in der vorigen Periode trafen, wo die Anhänger Spener's und Franke's der Heterodoxie beschuldigt wurden, kehrte sich nun geradezu um; jetzt wurden sie die Bewahrer der Orthodoxie wider den heterodoxen Rationalismus.

Am meisten hatte noch das christliche Glaubensleben seinen stetigen, sichern Fortgang in der

Herrenhuter Brüdergemeinde.

Dr. Leo, Professor in Halle, hat in seiner Universalgeschichte über Zinzendorf das treffende Zeugniß abgegeben: „Als die theologische Wissenschaft den Tempel des Herrn zu untergraben anfieng, trug Zinzendorf, größtentheils von armen und einfachen Menschen unterstützt, von den Reichen und Gebildeten dagegen verspottet und verfolgt, den Altar mit dessen Heiligthümern und unter ihnen auch den Riß des Tempels, daß er einst wieder sich erheben könnte, in ein

Gezelt, das auf feſtem Boden ſtand, um ſie zu retten, — zu retten für die ganze proteſtantiſche Welt. Das iſt ſein welthiſtoriſches Verdienſt. — Daß er wunderliche, zum Theil geſchmackloſe Formen des Ausdrucks und der Darſtellung wählte — was man ihm bis heute zum Vorwurf macht, war ſein und ſeiner Stiftung Glück, denn dadurch iſt dieſe behütet worden vor der Betheiligung der Halben und Unlautern — vor dem ſchwerſten Ausſatze, von welchem ein Werk, wie das ſeinige, befallen werden kann und dem es im Augenblick preisgegeben iſt, wo es in Formen auftritt, die den Beifall der Welt erhalten. Allerdings war Zinzendorf auch in der Lehre einſeitig; aber das mußte er ſeyn im Gegenſatze zur Krankheit ſeiner Zeit. Im Gegenſatze zur natürlichen, philoſophiſchen Religion, die da meinte, mit Gott dem Vater oder mit dem Geiſt allein auskommen zu können, und dadurch auf ganz irreführende Wege gerieth, mußte er vor allen Dingen accentuiren, daß es kein Heil gebe, außer in Chriſto (dem Gekreuzigten 1 Cor. 2, 2.), — daß alle Tugend, die etwas Anderes iſt als das Durchglänzen der Liebe Chriſti, nur ein Glanz eitler Selbſtgefälligkeit, der tiefſten und tödtlichſten Sünde, ſey und bleiben müſſe. Daß darum, weil Zinzendorf in ſeiner Lage vor allen Dingen ein Glied (und zwar das Herz) der Lehre accentuirte, die Herrenhut'ſche Lehre noch nicht auf Abwege gerieth, beweist vor allen Dingen die aus dieſen Kreiſen hervorgegangene **Idea fidei fratrum** Spangenberg's." So hat die Herrenhuter Gemeinde das Kleinod der evangeliſchen Kirche, das Wort vom Kreuze, in ihrem Schoos am treuſten und beſten bewahrt, während in der großen kirchlichen Gemeinſchaft die Gewäſſer des Unglaubens und philoſophirender Flachheit alle Dämme durchbrachen und das Land des alten Chriſtenglaubens überſchwemmten. Dieſe von der Welt abgeſonderte und vor dem Weltgeiſt eben damit beſſer verwahrte Gemeinde wurde zur Zeit des Abfalls, den Zinzendorf vorherſagte, ein Pella und ein evangeliſcher Fellerheerd, daß der alte innige Bibelglaube und die Anbetung des Sohnes Gottes, unſeres einigen Heilandes, nicht erloſch in der Chriſtenheit. Das prophetiſche Wort Offenb. 12, 6. wird deßhalb von Manchen auf ſie gedeutet. Ueber dem klärte ſich aber in ihr ſelbſt auch der überſchwängliche Gefühlsdrang, an dem ſie früher litt, immer mehr ab und ward in die rechten Glaubensſchranken eingelenkt; nüchterne Männer, geſund im Glauben, in der Liebe, in der Geduld nach dem Sinn Pauli (Tit. 2, 2.), wurden die Leiter der Gemeinde.

So beſchloß denn auch die Brüder-Unitäts-Direktion im J. 1775 ein neues Gemeingeſangbuch zu veranſtalten, „in welchem noch mehr, als bereits im Londoner Geſangbuch, bei den Geſängen Alles auf den feſten Grund der h. Schrift zurückgeführt und alle Abweichungen von deren Geiſt und Wort, welche aus der Zeit ihrer ſchnellen Ausbreitung von 1740—1750 ſich etwa noch erhalten hätten, beſeitigt werden ſollen, ohne jedoch von dem Eigenthümlichen das

Gute und Erbauliche wegzuwerfen." Damals führte Spangenberg das Bischofsamt. Den Auftrag aber zur Abfassung des neuen Gesangbuchs erhielt der vieljährige seelenvolle Organist und Musikdirektor Christian Gregor und der Prediger Heinrich v. Bruningk, nebst dem feingebildeten Uebersetzer Horazischer Oden und Davidischer Psalmen, E. W. v. Wobeser in Herrenhut.

Diese suchten nun, freilich ohne daß einer von ihnen ein eigentliches Dichtertalent gehabt hätte, bei ihrer Arbeit „alles Auffallende und zu kühn Scheinende zu vermeiden und die Geheimnisse des Glaubens nur in schlichter, demüthiger Form, auch für die Blödesten verständlich zu geben." Namentlich an Zinzendorfs Liedern nahmen sie viele Verkürzungen, oft auch starke Veränderungen und Einschiebungen selbstgedichteter Verse vor oder bildeten aus mehreren seiner Lieder zusammengefügte Bruchstücke, so daß, wie A. Knapp sagt, Zinzendorfs geistliche Dichterphysiognomie in ihrem erhabenen Profil sich aus diesem Gesangbuch nicht erkennen läßt. Auch geben sie die meisten alten Kernlieder der Gesammtkirche allzu verstümmelt, oft nur mit einigen Versen.

In solcher Bearbeitung erschien nun das neue Gesangbuch im J. 1778, in welchem auch Spangenbergs „**Idea fidei fratrum**" an den Tag trat. Gregor lieferte als der „Assaph Herrenhuts" 308 Lieder und Einzelverse zu demselben.

Hiemit beginnt, nach der eigenen Bezeichnung der Herrenhuter, die zweite Periode der Brüderlieder. In diese Periode gehören neben den Brüdern Prätorius, Brau und andern minder bedeutenden folgende Dichter:

Gregor, Christian, geb. 1. Jan. 1723 zu Dirsdorf bei Reichenbach in Schlesien, wo seine Eltern als rechtschaffene und fromme Bauersleute lebten. Während er als ein siebenjähriger Knabe im J. 1730 am Charfreitag in der Kirche war, erhielt er durch diese Feier des Todes Jesu einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck in sein Herz. Als nämlich bei den Worten: „Jesus neigte sein Haupt und verschied" plötzlich alle Glocken zu läuten anfiengen und der Prediger mit der Gemeinde auf die Kniee fiel und nun während eines stillen Gebets, ohne Sang und Klang, viele Thränen vergossen wurden, kam der Geist Gottes so mächtig über seine junge Seele, daß die nun folgende Predigt des Pfarrers Conrad „von der undankbaren Liebloſigkeit gegen Jesum" ihn so sehr erschütterte, daß er etliche Tage weder aß noch trank, sondern sich immer mit Jesu beschäftigte und das Gelübde that, er wolle ein gutes Kind werden und den Herrn Jesum von Herzen lieb haben. „Von dieser Zeit an," so bezeugt er es selbst, „war ich nie ganz todt in meinem Herzen und wurde über Alles in meinem Gewissen bestraft, was ich irgend nicht recht machte." Als nun ein Jahr darauf seine Mutter, die eine erweckte, innige Seele war, starb und ihn mit ihren letzten Worten herzlich zum Bleiben bei Jesu ermahnte, so machte das einen solchen Eindruck auf ihn, daß das Ge-

dächtniß daran ihm noch in manchen spätern Jahren in vielen Versuchungsstunden überwinden half. In seinem zehnten Jahre nahm ihn der fromme Graf v. Pful in sein Haus auf, wo er an dem Unterricht der Kinder des Grafen Antheil nehmen und beim täglichen Hausgottesdienst zugegen seyn durfte. Nach seiner Confirmation erhielt er von dem Pfarrer Conrad noch weiteren Unterricht in den für den Schullehrerberuf nöthigen Fächern und der treffliche Schulmeister in Dirsdorf lehrte ihn das Orgelspiel, in dem er sich später so sehr auszeichnete; einen denkwürdigen Unterricht gab ihm aber der Herr selbst um diese Zeit. Er befand sich nämlich im Sommer des J. 1738 eines Tags mit einem andern Knaben im Kirchthurm, um zu läuten; da schlug ein Blitzstrahl mit großem Krachen in den Kirchthurm ein und zerschmetterte den Boden über ihnen und zwei Böden unter ihnen, ohne daß sie den geringsten Schaden gelitten hätten. Von dieser merkwürdigen Bewahrung sagt er: „Das war eine ernstliche Weckstimme für uns, mehr als bisher zu bedenken, was zu unserem Frieden diene.“ Es wollte bei ihm aber immer noch nicht zu einer wahren Bekehrung kommen; sein natürlicher Leichtsinn regte sich fort und fort. Da durfte er einsmals nach überstandener Lehrzeit als ein siebenzehnjähriger Jüngling im J. 1740 die gräfliche Familie nach Herrenhut begleiten. Was er hier sah und hörte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von da an wünschte, sich an die Brüdergemeinde anzuschließen. Doch hatte er keinerlei Aussicht, hier seinen Unterhalt zu finden. Als aber nun einige Zeit hernach, während des ersten schlesischen Kriegs, ein Husar ihm die geladene Pistole vor die Stirne setzte, gelobte er Gott, wofern er sein Leben erhalte, zur Brüdergemeinde zu gehen, und wenn er sich auch die größten Mühseligkeiten sollte gefallen lassen müssen.

Er hielt nun auch wirklich sein Gelübde und gieng, obgleich ihm gerade jetzt eine annehmliche Schul- und Organistenstelle in seiner Heimath angeboten wurde, im J. 1742 nach Herrenhut. Hier fand er bald angemessene Beschäftigung in der Schule und auf der Orgel, seine Seele aber fand nun die wahre Ruhe und gab sich willenlos dem Herrn hin. Er war anfangs Hausvater und Rechnungsführer im gräflich Zinzendorf'schen Hause und verheirathete sich im J. 1751 mit Marg. Susanna Rasch, mit der er gegen fünfzig Jahre in einer glücklichen, mit fünf Kindern gesegneten Ehe lebte. Bald wurde er auch zum Kirchendienst gebraucht und im J. 1756 zum Diakonus geweiht, wo er sodann Singstunden und andere Vorträge hielt. Zugleich wurde er zum Organisten und Musikdirektor der Brüdergemeinde in Herrenhut erwählt. Als solcher trug er durch sein seelenvolles, gefühlvolles, obwohl höchst einfaches Orgelspiel ungemein viel zur Erbauung der Gemeinde bei; durch seine Vorspiele schon, die ganz dem Geiste des zu singenden Liedes angemessen waren, erhielt die Gemeinde immer die schönste Vorbereitung und Stimmung;

der Herr ließ es ihm oft wunderbar gelingen, die Gemüther der Zuhörer in die Nähe und Gegenwart des Herrn zu leiten. Im J. 1764 wurde er zu einem Mitglied der Unitäts-Direktion gewählt, in der auch Spangenberg mit ihm sich befand, und in der er auch bis an sein Ende blieb. Er wirkte in dieser Stellung gar viel, bald beim Rechnungswesen, bald in der Missionssache. In letzterer besuchte er von 1770—1772 die Gemeinden und Missionsstationen in Nordamerika. Darnach suchte er gegen Ende des Jahres 1774 die im J. 1765 von der Brüdergemeinde neu angelegte Stadt Sarepta an der Wolga, im russischen Gouvernement Saratow, auf, welche von dem gegen die Kaiserin Catharina sich empörenden Pugatschew ganz geplündert worden war, und erschien hier wie ein tröstender Engel Gottes in der schweren Noth.

Im J. 1787 aber, nachdem er drei Jahre zuvor das neue Choralbuch für das von ihm 1778 herausgegebene Brüdergesangbuch bearbeitet hatte, schickte ihm der Herr eine Demüthigung zu, wie er sie noch nie erfahren hatte. Er verfiel in eine schwere Krankheit, die er sich theils durch allzugroße Trauer über den Tod seiner ältesten Tochter, theils durch zu angestrengtes Arbeiten zugezogen hatte. Hievon erzählt er selbst: „Während dieser Krankheit deckte mir der „Herr meine Verwerflichkeit in solchem Grade auf, daß mir Hören „und Sehen vergieng und aller Glaubenstrost wegfiel. Jede Ver„schuldung von meiner Jugend auf, jede Unterlassung in der Heiligung „an Leib und Seele, jede Läßigkeit im Dienst des Herrn, stand mir „mit den lebhaftesten Farben als verdammungswürdig vor Augen. „All mein Gutes erschien mir als unrein, mit Eigenliebe und Selbst„gefälligkeit befleckt. Tag und Nacht seufzete ich um Gnade; aber „erst nach und nach, durch anhaltendes Gebet, durch die Fürbitte und „freundschaftlichen Tröstungen viel geprüfter, mir innig verbundener „Männer und durch eine Reise, die ich im Frühjahr machte, kam Licht „und Trost in meine Seele, und ich konnte dem Herrn danken, daß er „mich gedemüthigt und durch so schwere Trübsal tief in sich gegründet „hatte. Durchdrungen von jenen Erfahrungen schrieb ich im J. 1791 „zu meinem eigenen Gebrauch „„kurze Gebete und Betrachtungen in „Versen““ nieder, die ich nachher drucken ließ.“ Den Kern seiner aus solchen Erfahrungen entsprungenen Gefühle enthält sein unvergleichlich schönes Lied: „Ach! mein Herr Jesu, dein Naheseyn“ (Nro. 191.). Im Jahr 1789 wurde er an die Stelle des hochbetagten Spangenberg als Bischof der Brüdergemeinde erwählt, und blieb als solcher bis an sein Ende im Wirken für die Sache des Herrn unermüdet thätig, wozu ihn auch seine feste Gesundheit befähigte. Noch am 6. Nov. 1801, seinem Todestage, wohnte er einer mehrstündigen Conferenz der Unitäts-Direktion bei, in der er noch recht aufgeweckten Geistes war. Nachmittags besuchte er im nahegelegenen Herrenhut einige Freunde, kehrte aber müde und engbrüstig

nach Berthelsdorf zurück, wo ihn ein Schlagfluß in seinem achtundsiebenzigsten Jahre sanft und schnell von hinnen rief. Seine Collegen gaben ihm das Zeugniß: „Sein durchaus rechtschaffener, dem Herrn „ganz ergebener Sinn, seine Bereitwilligkeit, überall zu dienen, seine „unermüdliche, treue Amtsthätigkeit, seine freundliche Menschen- und „Bruderliebe, die ihm allgemeines Vertrauen erwarb, sein unverwandter „Blick auf die ewige Heimath und seine Gabe, den Namen des Herrn „in Liedern zu erhöhen, sichern dem Seligen unter uns ein unvergeß„liches Andenken." Er selbst schloß seinen eigenen Lebenslauf mit dem Verse:

Wer mir einst den Nachruf hält,
Sag' es noch an meinem Grabe,
Daß ich auf der weiten Welt
Nichts von mir zu rühmen habe,
Und nur auf Barmherzigkeit
Hoff' in Zeit und Ewigkeit.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 191.

Seine Lieder zeichnen sich durch eine große Liebesinnigkeit gegen den Gekreuzigten aus, die sich in einer einfachen, herzlichen Sprache äußert.

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1843. Nro. 1. — nach handschriftlichen Nachrichten.)

v. Bruiningk, Heinrich, der Mitarbeiter Gregor's bei Herausgabe des Herrenhuter Gesangbuchs von 1778 und dessen Vorgänger im Bischofsamt der Brüderkirche. Er wurde geb. 29. August 1738 zu Riga. Kurz vor seiner Geburt war sein Vater, der liefländische Probst Justus v. Bruiningk zu Wolmar, durch das Lesen der Berliner Reden Zinzendorf's erweckt und für die Sache der Brüdergemeinde gewonnen worden, zu der er auch neun Jahre später mit Niederlegung seiner Kirchenämter förmlich übertrat. Schon als Kind im elterlichen Hause faßte er bei öftern Besuchen von Gliedern der Brüdergemeinde, unter welchen auch einmal die Gräfin Zinzendorf war, eine herzliche Zuneigung zu derselben, und später ließ ihn sein Vater in dem Pädagogium zu Hennersdorf ausbilden, wo er dann im J. 1752 als vierzehnjähriger Knabe in die Gemeinde aufgenommen wurde. Von 1756—1759 bereitete er sich nun in dem Seminar zu Barby mit brennendem Eifer auf den Kirchendienst an der Gemeinde vor. Hier bat er öfters den Herrn angelegentlich, „er möchte ihn als eine Trompete an seinen Mund setzen und als eine Posaune der Gnade brauchen; er sey ja der weise Meister und könne daher auch auf einem schlechten Instrument dennoch liebliche Töne hervorbringen". Diese Bitte hat auch später der Herr reichlich erhöret. Im Januar 1760 berief ihn Zinzendorf in sein Haus als Nachschreiber seiner Vorträge an die Gemeinde, und in diesem Dienste, der für ihn eine eigene Schule des h. Geistes war, blieb er auch bis zum Heimgang des Grafen am 9. Mai. Bald darnach wurde er Diakonus und Pfleger der ledigen

Brüder zu Gnadenfrei. Als er zu dieser Stelle berufen ward, da gieng er wohl eine Stunde lang als ein Stummer vor den Augen des Heilands hin und konnte — wie er selbst berichtet — nicht anders denken, als: „Herr! da bin ich, ich bin dein Creatürlein; mein Herz ist doch nicht mein; Leib, Seele, Muth und Sinn ist allein dein Eigenthum; ich will nichts, als was du willst; nun! da bin ich zu deiner Disposition; — was ich thun, seyn und haben soll, Alles in Allem, mußt du und der h. Geist thun; das ist mein Grundsinn, dabei ich bleib und geh und steh." Nachdem er hierauf im J. 1766 Pfleger der ledigen Brüder in Herrenhut und im folgenden Jahr Conferenzschreiber bei der Unitätsdirektion in Zeist geworden war, als welcher er sich am 13. Merz 1769 mit Anna Benigna v. Watteville, der Enkelin Zinzendorf's, verheirathete, wurde er im Mai des Jahrs 1769 zum Prediger der Gemeinde in Zeist berufen, von wo er im J. 1777 als Prediger nach Gnadenfrei kam. Da ließ ihn denn nun der Herr, wie er als Jüngling es sich erbeten hatte, eine „rechte Posaune seiner Gnade" seyn. Er hatte vom Herrn außerordentliche Gaben zum öffentlichen Vortrag erhalten, so daß von den entlegensten Orten ein außerordentlicher Zulauf zu seinen Predigten war und sein Zeugniß des Evangelii an vielen Seelen mit dem reichsten Segen begleitet war. Namentlich brachte eine seiner Predigten im J. 1778 auf die preußischen Soldaten, welche in dem damaligen Krieg in und um Gnadenfrei lagen und anfangs nur ihren Spott auf dem Gemeinsaal treiben wollten, einen so tiefen, gewaltigen Eindruck hervor, daß die rohen Leute in ein allgemeines Weinen ausbrachen und ehe sie ab- und dem Feind entgegenzogen, sich noch eine außerordentliche Predigt von ihm ausbaten, „damit sie seine Worte mit auf das Schlachtfeld nehmen könnten."

Im J. 1782 wurde er zum Bischof der Brüdergemeinde geweiht und zu einem Mitglied der Aeltesten-Conferenz in Barby ernannt, fieng aber bald darnach zu kränkeln an. Dem unerachtet widmete er sich mit größtem Fleiß und aller Treue und Angelegenheit seinem wichtigen Beruf, selbst als er nicht mehr am Tische sitzend schreiben konnte, sondern dazu ein Brettchen frei vor sich halten und an Krücken gehen mußte. Auch eine Badekur zu Töplitz im Juni 1785 half ihm nicht; vielmehr gieng es mit ihm von da an immer schneller dem Ende zu. Um so mehr hätte er da gerne noch gewirkt. So sagte er nicht lange vor seinem Ende: „Ach! wenn ich gleich ein unnützer Knecht bin, so weiß der Heiland doch, wie sehr gern ich ihm dienen möchte; er weiß, es kleben Herz, Seel und Sinnen an Ihm, meinem Leben, — wenn er mich aber zu sich heimnehmen will, so macht er es ja viel schöner mit mir, als ich es erwarten kann." Am 1. Okt. 1785 bekam er einen Anfall von Schlagfluß, der ihn auf das Sterbebett legte. Auf demselben fand man ihn immer liebhabend,

geduldig und in seinem Gemüthe heiter, wie zuvor, und viele Besuchende bekamen einen außerordentlichen Eindruck. Die Schlagflüsse wiederholten sich und sein Ende kam immer näher. Da lag er einst in einer seiner letzten Nächte wie im Phantasieren. Von den Seinigen und allen übrigen Verbindungen schien er ganz los zu seyn, nur nicht von seinem Amte. Es war ihm, als sey er in der Conferenz, und sagte zuletzt mit einem besondern Nachdruck: „Liebe Brüder! darum müssen wir den Heiland fragen!“ faltete darauf die Hände und sprach: „Nun Herr! dein Wille geschehe!“ Darauf verrichtete er ein rührendes Gebet zum Heiland für sein ganzes Werk in der Brüder-Unität und schloß mit den Worten: „Nun ist nichts übrig; ich empfehle dir das ganze große Werk; ziehe alle Seelen zu dir, die dich kennen, und auch die, die dich nicht kennen.“ Von da an konnte er wenig Verständliches mehr reden; das Letzte was er noch lesen konnte, war der Choral: „Ich küsse die Hand, die so viel Barmherzigkeit an mich gewandt.“ Nachdem dann noch einmal ein Schlagfluß eingetreten war, entschlief er sanft und selig am 22. Okt. 1785 unter einer Heimgangsliturgie, welche die Brüder um sein Bett hielten, und nachdem kurz zuvor der ehrwürdige Spangenberg über dem scheidenden Bruder gebetet hatte.

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1845. 1. Heft. S. 799—813.)

v. Wobeser, Ernst Wilhelm, mit Bruining der Mitarbeiter Gregor's bei Herausgabe des Brüdergesangbuchs. Er wurde geb. 29. Nov. 1727 in dem brandenburgischen Städtchen Luckenwalde, wo sein Vater, früher Offizier, als Landrath angestellt war. Seine frommen, rechtschaffenen Eltern unterrichteten ihn frühzeitig in den Lehren des Christenthums und gaben ihm auch einen frommen Hofmeister aus dem Halle'schen Waisenhaus, der viele schöne Lieder aus Freylinghausen's Gesangbuch mit ihm sang; hierauf brachten sie ihn, als er vierzehn Jahre alt war, in die unter Leitung des Abtes Steinmez stehende fromme Lehranstalt Klosterbergen. Eine gute Weile entstand hier bei ihm eine rechte Bekümmerniß um seine Seligkeit, so daß er sogar durch tägliches langes Beten auf den Knien, oft unter häufigen Thränen, seine Bekehrung gleichsam erzwingen wollte; er gab aber dem Herrn sein Herz nicht mit ganzer Treue hin und allmählich erkaltete sein Eifer, und der Leichtsinn der Jugend bekam bei ihm wieder völlig die Oberhand. Derselbe wurde durch böse Gesellschaft noch mehr verstärkt, als er von 1744—1746 das Minden'sche Gymnasium besuchte. Doch bewahrten ihn der Eindruck seiner frühern Erziehung, so wie Ehrgeiz und Furcht vor den Folgen des Lasters vor groben Ausschweifungen. So kam er dann im Oktober 1746 in seinem neunzehnten Jahr als Offizier in die Dienste des Reichsgrafen Alexander von Neuwied, stieg in denselben bis zum Major, und wurde zu sehr

wichtigen Geschäften während der Zeiten des siebenjährigen Kriegs verwandt, denn er genoß das volle Zutrauen seiner Herrschaft, wie er überhaupt für einen wohlgesinnten, rechtschaffenen Mann galt. Aber er folgte diese ganze Zeit dem Willen des Fleisches und der Vernunft, liebte die Welt und wurde von ihr geliebt als ein gefälliger Mitgenoß ihrer Vergnügungen. Da kam nach sechzehn Jahren, die er zu Neuwied so zugebracht, mit einemmale zu Ende des J. 1762 etwas über ihn, daß er nicht wußte, wie ihm geschah; eine Unruhe über seinen Zustand, die er zuvor schon einige Zeit an sich verspürt hatte, wuchs nun plötzlich wie ein schwellender Strom in ihm, daß sein Herz außerordentlich beklemmt wurde; die Zeit seiner ersten Erweckung und was er in Klosterbergen erfahren, wurde ihm plötzlich nach zwanzig Jahren wieder neu und er erblickte sich reumüthig als einen untreuen, verlaufenen, unter die Sünde verkauften Sklaven, und Alles, was er that, wurde ihm zur Sünde. Nun war es ihm ausgemacht, daß die Stunde, sich zu bekehren, gekommen und sein Lauf mit der Welt zu Ende gekommen sey. Von da an regte sich alsbald ein Verlangen in ihm nach der Gemeinschaft mit den Herrenhuter Brüdern, welche seit 1750 in Neuwied eine Niederlassung gegründet hatten, und er besuchte nun, nachdem er die anfängliche Furcht vor der Schmach ablegen gelernt, ihre Gemeinversammlungen. Als er nun am 1. Okt. 1763 eine besondere Gnadenstunde hatte genießen dürfen, in der ihm „die Absolution über sein ganzes vergangenes Leben und die Zueignung des Verdienstes Christi zu seiner Seligkeit" ganz klar und gewiß wurde, daß er wie neugeboren war, so beschloß er, sich jetzt ganz mit der Brüdergemeinde zu verbinden und nahm deßhalb am 10. April 1764 seinen Abschied aus dem Neuwied'schen Militärdienst. Er reiste nun nach Marienborn, um sich bei Spangenberg zur Aufnahme in die Gemeinde zu melden. Allein sein Gesuch wurde nicht genehmigt; so demüthig war aber sein Sinn, daß er sich dadurch, statt sich abgestoßen und beleidigt zu fühlen, nur um so mehr auf die Reinigung seines Herzens führen ließ und beschloß, in einem nahe bei Herrenhut gelegenen Dorfe zu bleiben und lieber sein Leben auf die kümmerlichste und dunkelste Weise zuzubringen, als wieder in die große Welt sich verflechten zu lassen. Endlich wurde er nach einer schmerz- und thränenvollen, für sein Herz aber gesegneten Schul- und Wartezeit am 13. Okt. 1766 in die Gemeinde aufgenommen und bei dem Unitäts-Syndikats-Collegium in Herrenhut angestellt.

Nach mehreren Dienstleistungen weihte ihn Johannes v. Watteville im J. 1772 zum Diakonus der Brüderkirche, worauf er sich mit der ledigen Schwester Luise Friederike v. Damnitz verheirathete; drei Jahre später wurde er zum Mitglied der Aeltesten-Conferenz erwählt und ihm im J. 1782 auch noch das Direktorat der Unitäts-Anstalten in Niesky übertragen. Als er nun aber im folgenden Jahr

auf dem linken Auge, an dem er schon länger sehr viel zu leiden hatte, das Gesicht völlig verlor und heftige Schwindelanfälle bekam, so legte er seine Aemter nieder und begab sich zur Ruhe nach Herrenhut, wo er noch zwölf Jahre lang einen stillen, seligen Feierabend hielt. In der letzten Zeit seines Lebens litt er viel an Beklemmungen, die am 16. Dez. 1795 sein Ende sanft herbeiführten. Der freundliche Blick seiner entseelten Hütte gab deutlich zu erkennen, mit welchem Wohlseyn sein Verscheiden begleitet gewesen.

Seine Brüder gaben ihm das Zeugniß: „Der Selige wurde unter uns als ein treuer und bewährter Diener des Herrn durchgängig geliebt und geehrt. Wohlwollen und menschenfreundliche Milde war ein Hauptzug seines Charakters; die Schwächen und Fehler Anderer beurtheilte er jederzeit mit bescheidener Mäßigung. Der herzvertrauliche Umgang mit dem Heiland, den er über Alles liebte und an den sein Herz fest gebunden blieb unter Freude und Leid, war das Element, in dem er lebte."

Zur Dichtkunst besaß er ein schönes Talent; er übersetzte in seinen frühern Jahren die Oden des Horaz und gab „Gedichte vermischten Inhalts" heraus im J. 1758 und 1779. Viel Beifall erhielt seine metrische Uebersetzung der Psalmen unter dem Titel: „Psalmen, dem König David nachgesungen. Winterthur. 1793." Er hatte auch Spangenberg bei Abfassung des Lebens Zinzendorfs zu helfen.

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1846. 3. Heft. S. 468—479.)

Loshiel, Georg Heinrich, wie Bruiningk ein geborener Liefländer; sein Vater war ein mit der Brüdergemeinde verbundener Prediger in Liefland. Er wurde daselbst im J. 1740 geboren. Nachdem er an mehreren Brüdergemeinden Prediger gewesen und die Erziehungsanstalten in Kleinwelke und Gnadenfrei gegründet hatte, wurde er 1782 Mitglied der Unitätsdirektion und Prediger in dem Gemeinort Bethlehem in Nordamerika, wo er im J. 1789 die Geschichte der Indianermission in Nordamerika schrieb. Dort entschlief er im J. 1813, lebt aber gleichwohl noch fort durch sein edles Buch: „Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit."

Blicken wir nun von der Brüdergemeinde auf die deutschen evangelischen Landeskirchen hin, so sehen wir, wie sich vornämlich in

Würtemberg

durch Albrecht Bengel und seine Schule, so wie durch vielfache Verbindung mit der Brüdergemeinde der alte fromme Sinn im Herzen des Volkes erhalten hat. Weit durch das Land verbreitet waren und blie-

ben auch in dieser Zeit, geschützt durch die milde, umsichtige Consistorial-Verordnung vom J. 1743, die pietistischen Privatversammlungen, in welchen sich der alte Bibelglaube durch beständige gemeinsame Uebung im Worte Gottes und das alte bibelkräftige geistliche Lied, durch Festhalten an dem Gesangbuch der frommen Väterzeit bei den gemeinsamen Privatgesängen fort und fort erhielt. Nur unter vielfachem Widerstand des Volks, zum Theil durch Militärgewalt, konnte das nach dem modernen Geschmack eingerichtete Gesangbuch von 1791 in's öffentliche kirchliche Leben eingeführt werden; es bildeten sich dadurch viele Separatisten, die aus solcher Kirche, in der nun auf die befohlene Weise gesungen und gebetet werden sollte, als aus einem Babel fortzogen in ferne Lande und sich in Nordamerika, Bessarabien und am Kaukasus ansiedelten. Nie wurde bei den Privatversammlungen das neue, sondern stets das alte Gesangbuch von 1741 gebraucht. In denselben war namentlich auch das sogenannte „Brüderbüchlein", eine von den Hauptleitern der Pietisten in Würtemberg, Bürgermeister Hofmann in Leonberg, welcher im J. 1818—19 die separirte Gemeinde Kornthal gegründet hat, Müller Boley in Berg und Weber Conrad in Marbach, zu Anfang dieses Jahrhunderts veranstaltete und in Reutlingen gedruckte Liedersammlung, die schon mehrere Auflagen erlebte, einheimisch. Vor Allem aber blieb durch Hiller's „Schatzkästlein", welches erst im J. 1762 und 1767 erschien (s. S. 319) und bald neben dem alten Gesangbuch das regelmäßige Liederbuch des Volks bei seinen Privatandachten wurde, der alte fromme Liedergeist im Volke erhalten. Auch Moser und Burk (s. S. 326 und 307) reichen als geistliche Liederdichter theilweise noch in diese Periode herein. Nicht minder war Würtemberg auch fort und fort gesegnet durch eine edle Schaar frommer, christlicher Seelenhirten und Prediger (s. S. 279); die Bibelauslegungen Carl Heinrich Rieger's stifteten viel Gutes, und die Sammlung der bibelkräftigen Predigten eines Immanuel Gottlob Brastberger's, seit 1756 Spezial zu Nürtingen, wurde das eigentliche Predigtbuch des Volks neben so manchen andern aus der nächst vorangehenden Zeit stammenden gottseligen Schriften, Gebet-, Predigtbüchern ꝛc. eines Roos, G. Conrad Rieger, Steinhofer, Johann Christian Storr ꝛc., welche heute noch in zahlreichen Exemplaren in den Häusern des Volks verbreitet sind. Auch war die Landesuniversität Tübingen zuletzt noch die einzige in Deutschland, auf der das biblische Christenthum und der Offenbarungsglaube entschieden gelehrt und vertheidigt wurden. Namentlich Gottlieb Christian Storr, vom J. 1777—1797 Professor der Theologie zu Tübingen, ein Sohn des würdigen Joh. Christian Storr (s. S. 304), setzte dem strommeise einbrechenden Unglauben einen mächtigen Damm entgegen und streute durch die mündlichen und schriftlichen Zeugnisse, die er für das biblische Christenthum ablegte und durch die Schüler, die er in solchem

Sinne für den Kirchendienst heranzog, auf lange Zeit köstlichen Samen aus.

Zu den in diese Zeit fallenden württembergischen Liederdichtern gehören: **M.** Christian Gottlieb **Göz**, seit 1784 Pfarrer zu Plieningen und Hohenheim, zuvor in Scharnhausen bei Stuttgart; er gab heraus: „Die Uebung der Gottseligkeit in h. Betrachtungen in Liedern übersetzt. Stuttg. 1775"; sein Gebetslied: „Zu den Höhen aufzusehen" sollte nicht fehlen. — Balthasar **Haug**, Professor am Gymnasium und Mittwochsprediger in Stuttgart, gab gute geistliche Lieder heraus unter dem Titel: „Der Christ am Sabbath, in Lehrgedichten und Liedern über die vornehmsten Gegenstände der Religion. 3 Thle. Ulm. 1763. 2. Aufl. 1778" und ließ als Hymnologe ein Büchlein über die Liederdichter des Würt. Gesangbuchs von 1741 im J. 1780 drucken. — **M.** Joh. Ferd. **Seiz**, geb. 6. Jan. 1738 zu Lombach im Schwarzwald, der Tochtermann des Prälaten Oetinger, zuerst seit 1768 Diakonus in Bietigheim, dann Stadtpfarrer in Sindelfingen, wo er 1793 starb. Er dichtete das im „Brüderbüchlein" (s. S. 549) befindliche Lied: „Warten wird doch nie gereuen."

Die genannten sind aber im Würt. Gesangbuch nicht bedacht; bei folgenden ist dieß der Fall:

Harttmann, M. Carl Friedrich, wurde geb. am 4. Jan. 1743 im Kloster Adelberg; den Grund seiner Bildung legte er zuerst von 1757—1759 in der Klosterschule zu Blaubeuren und dann von 1759—1761 in der zu Bebenhausen. Hier geschah es, daß sechs junge Klosterschüler, ohne von einander etwas zu wissen, durch ernstliche Betrachtung der letzten Zeit und der bevorstehenden Gerichte Gottes von der „herumholenden Liebe Christi" so mächtig durchdrungen wurden, daß sie, nachdem sie sich in gleichem Streben erkannt, einen christlichen Freundschaftsbund unter sich schloßen, mit einander dem Herrn zu dienen. Unter diesen war Harttmann, der sich namentlich mit seinem Compromotionalen Christian Gottlieb Kraft noch mit besonderer Innigkeit verband. Ihre Studien waren gemeinschaftlich auf die Erkenntniß der biblischen Wahrheit und auf Belebung des innern Sinns gerichtet. Mit vollen Zügen genoßen sie die lautere Milch des Evangeliums, wie sie ihnen besonders durch A. Bengel's Schriften, welche ihnen Jak. Fr. Klemm, nachmaliger Dekan in Nürtingen, ein Vetter Kraft's, angerathen hatte, dargeboten wurde. Dazu kam bald noch ein anderer Führer, welcher den Jünglingen eine neue Richtung gab. Der bekannte Friedrich Christoph Oetinger, der Schüler Weißensee's und A. Bengel's (s. S. 295, † 1782 als Prälat in Murrhardt), wurde im J. 1759 Dekan in Herrenberg. In der Vakanz lernte ihn Kraft, ein geborener Herrenberger, kennen und fühlte sich von dessen mystischer Theologie und seinem lieblichen Wesen

so eingenommen, daß er auch seinen Freund Harttmann in diese Bekanntschaft zu bringen suchte. Von da an war Oetinger der Jünglinge Vorbild, Rathgeber und Lehrer; alle ihre Vorsätze und Arbeiten legten sie ihm vor, ja sie arbeiteten selbst mit ihm. Professor Sprenger in Maulbronn warnte sie zwar vor Oetinger's Theosophie, die seinem schlichten Christensinn nicht recht zusagte, allein sie hiengen zu sehr an Oetinger, dessen Umgang für sie etwas ungemein Erhebendes und Ansprechendes hatte. Nachdem nun die Freunde ihre theologischen Studien im theologischen Seminar zu Tübingen 1765 vollendet hatten, wurde in demselben Jahr noch Harttmann Vikar in Oeschelbronn und Kraft Vikar in dem nahen Thailfingen. Hier arbeiteten sie nun, als die nächsten Nachbarn, mit einander das Neue Testament mit Summarien und kurzen Erklärungen, meist nach Bengel, aus und ließen es im J. 1767 zu Tübingen drucken. Auf gleiche Weise bearbeiteten sie auch den Psalter, der bereits 1766 unter Harttmann's Namen und mit dem Titel: „Der Psalter Davids nach Luthers Uebersetzung mit Anmerkungen" zu Tübingen erschien, und wollten eine Lesebibel herausgeben, die aber nicht zu Stande kam. Darnach wurden sie im J. 1768 mit einander in das Repetentencollegium am theologischen Seminar zu Tübingen berufen; nach drei Jahren aber schon trennte der Tod die Unzertrennlichen, und Harttmann mußte seinen Herzensfreund, der mit ihm Ein Herz und Eine Seele worden war, als Pfarrer von Onstmettingen zur Ewigkeit voranziehen sehen. Er selbst aber wurde im J. 1774 Akademieprediger und Professor an der hohen Carlsschule auf der Solitude und später zu Stuttgart, aus der so viele treffliche Schüler hervorgiengen. Hier soll er einmal dem Herzog Carl, der von einem Balle aus ihn fragte: „ob er nicht auch einmal tanzen wolle?" geantwortet haben: „Ja! wenn es mit David vor der Bundeslade hergienge." Bei solchem Sinn hielt er es auch nicht lange in dieser Hofluft aus und trat nach drei Jahren schon zum eigentlichen Kirchendienst über, indem er im J. 1777 Pfarrer zu Illingen wurde. Von dort kam er im J. 1781 auf die Pfarrei Kornwestheim bei Ludwigsburg als Nachfolger des frommen Ph. M. Hahn, sodann als Spezialsuperintendent im J. 1793 nach Blaubeuren, 1795 nach Neuffen und 1803 nach Lauffen am Neckar.

Er war ein gediegener, wahrhaft frommer Mann, der sein Hirtenamt mit großer Treue, als ein redlicher, unerschrockener Zeuge der evangelischen Wahrheit und voll Freundlichkeit und Leutseligkeit übte. In Lauffen wurde er einst von einem unbekannten Manne, der am Hause tief in der Mitternacht die Hausglocke zog, zu einem Kranken bestellt, ihm Trost zuzusprechen. Voll Eifer und Aufopferung, wo es galt, Seelen mit dem Wort des Lebens aufzurichten, stand er alsbald auf und gieng in das bezeichnete Haus; als man dort nichts von ihm wissen wollte, ward er nicht müde, in solcher Nachtzeit noch

in einigen andern Häuſern umherzugehen, wo er vermuthete, daß man ihn zu ſprechen verlangt habe. Als er jedoch auch hier fand, daß man nicht nach ihm geſchickt, eilte er, nichts Gutes ahnend, nach Hauſe, wo er denn auch wirklich fand, daß ein verkappter Mann mit geſchwärztem Angeſicht in ſeiner abſichtlich herbeigeführten Abweſenheit ſeine Frau überfallen und von ihr die Auslieferung ihres baaren Geldvorraths verlangt hatte. Er hatte jedoch nur Grund, dem Herrn zu danken, durch deſſen hülfreichen Beiſtand und bewahrenden Schutz die muthige Frau, die mit dem Diebe ringend um Hülfe rief, die drohende Gefahr ferne trieb. Durch einen erwachſenen Sohn, der als praktiſcher Arzt zu Lauffen im beſten Alter ſtarb und auf Irrwege gerathen war, wurde er ſchwer geprüft. Am tiefſten aber nahm er ſich den Schaden der Kirche zu Herzen und litt ſchwer unter dem einbrechenden Unglauben jener Zeit. Aber er ſtand da als ein treuer Wächter über das Haus Iſrael nach Ezech. Kap. 33. und zeugte freimüthig gegen die Gebrechen der Kirche und gegen das Moralchriſtenthum, das zur Mode werden wollte.

So zeugte er einmal am Sonntag Lätare 1798: „Ein Lehrer muß heutzutag Alles laufen laſſen, der Bind- und Löſeſchlüſſel des Predigtamts iſt hinweg; es iſt ein ſolcher Durcheinander, daß ein wahrer Chriſt ſich ſelber beſinnen und prüfen muß, wo er daran ſey," und am 17. Sonntag nach Trinitatis des Jahrs 1798 ſprach er gegen die einreißende Frivolität in Betreff der Sonntagsheiligung, deren Wahrung bereits damals den Geiſtlichen mehr und mehr geſchmälert wurde: „Wie geht's wirklich an unſern Sonntagen in der Chriſtenheit? Kann „der Herr nicht auch zu uns, wie ehemals zu Iſrael ſagen: „„Ich „will dir den Koth deiner Feiertage ins Angeſicht werfen?"" Wo iſt „der Eifer, mit dem man über der Sonntagsfeier hält und den Entheiligungen des Sonntags ſteuert? Bei dem Verhältniß, das zwiſchen „Kirche und Polizei iſt, können wir Lehrer nicht viel thun; es bleibt „uns nichts, als das Wort: Er klag's dem Herrn. Auch dieß iſt ein „Beweis, daß unſere Macht dahin iſt. Uebrigens dürfen wir noch „bitten, ermahnen, warnen, klagen und ſeufzen. Dem Sabbathsrechte „meines Herrn, der auch der eurige iſt, vergebe ich auch mit gebundenen Händen nicht das Mindeſte." In demſelben Jahr ſeufzte er am Adventsfeſte: „Es iſt gegenwärtig eine Zeit, wo es einem um ſein Durchkommen Angſt werden möchte, wo man ſorgen möchte, man werde unter dem Toben der Völker gegen dieſen König, bei dem Unglauben, der gegen die Wahrheit ſeines Konigreichs ſtreitet, zuletzt auch die Hoffnung des unbeweglichen Königreichs aus dem Herzen verlieren," und dennoch begrüßte er in glaubiger Hoffnung ſeine Gemeinde zum Eintritt ins neue Kirchenjahr mit dem Bekenntniß: „Herr Jeſu! Du biſt noch eben derſelbe, unſer König!" So hatte er auch den Confirmanden dieſes Jahres zugerufen: „Ihr lebet mit uns in derjenigen Zeit, da der Teufel auf die Erde herabgeworfen worden iſt

und einen großen Grimm hat; was werdet ihr noch erleben? Das Nächste, das auf euch und vielleicht auch noch auf uns wartet, ist der falsche Prophet und die Anbetung des Thiers und seines Bildes. Das theure Wort der Wahrheit uns wegzunehmen, darum ist es dem Satan sonderlich zu thun. Denn wenn er uns den Artikel von Christus nimmt, so hat er gewonnenes Spiel. Darauf geht er eben in unserer Zeit los, daß uns Christus recht fremd werden soll. Dieß ist ein Hauptzeichen unserer Zeit, daß man immer weniger nach einem Heiland fragt, daß man ihn endlich ganz entbehren kann. Darum betet: Mache dich mein Geist bereit ꝛc." (Nro. 438). Es war deßhalb auch in allen Predigten sein Hauptbemühen, aufs Entschiedenste von Christo, als dem Sohne Gottes und alleinigen Heiland, zu zeugen; was ihn dazu trieb, sprach er klar am Reformationsfeste des Jahrs 1807 aus: „Wie fremd ist die Lehre von der Rechtfertigung, von Jesus, dem einigen Gnadenthron! Wie hat das fast allgemein gewordene Gewäsch von Moral, Tugend, Religion, das Wort Glauben, Glauben an den Namen des eingeborenen Sohnes, fast ganz verdränget! Wie hat ein wahrer Christ sich an die Bitte Jesaj. 8, 16. zu halten." Bei einem solchen entschiedenen Sinne konnte er sich mit der im Jahr 1809 ohne Rücksprache mit der Kirche auf königlichen Befehl angeordneten neuen Liturgie nicht vertragen. Denn diese hatte alle alten glaubenskräftigen, in der Bibelsprache vorgetragenen Gebete und Legenden entfernt und in rationalisirender Weise Alles in moderne, pathetische, kühl verständige Formen und Redensarten gekleidet, namentlich war im Taufformular die Entsagungsformel: „Widersaget Ihr dem Teufel und all seinem Werk und Wesen?" umgeändert in die Formel: „Entsaget Ihr allem Unglauben und Aberglauben?" Darüber entstand an vielen Orten eine große Bewegung, indem das Volk wähnte, sein biblischer Glaube an das Daseyn des Teufels solle für Aberglauben erklärt und eine neue Lehre eingeführt werden. Harttmann wollte bei dem großen Aergerniß, das hiedurch, zumal in den frommen Kreisen, und namentlich in Lauffen, entstand, die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen und trat daher im J. 1812 mit Niederlegung seiner Stelle in den Privatstand zurück. Vor ihm war Pfarrer Friedrich in Winzerhausen, nachmaliger Pfarrer der separirten Gemeinde Kornthal bei Stuttgart, der sich der Einführung dieser Liturgie widersetzt hatte, ohne Weiteres seines Amtes entlassen worden. Eine Anzahl Geistlicher hatten Friedrich aufgemuntert, auf seiner Weigerung zu beharren, und unter diesen war auch Harttmann. Während aber die Andern, als sie die Amtsentsetzung Friedrich's erfuhren, sich zurückzogen, obgleich sie demselben zugesagt hatten, ihn nicht im Stich zu lassen, hielt Harttmann aus und trat freiwillig ab.

In den Gemeinden aber, in welchen er durch die lautere Verkündigung des Evangeliums in großem Segen gewirkt, blieb fort und fort sein Glauben, Lieben, Hoffen und Wirken in gesegnetem

Andenken und ſie hiengen mit herzlicher Liebe an ihm. Eine Sammlung der unter ihnen gehaltenen Predigten hatte er im Jahr 1809 herausgegeben, worauf längere Zeit nach ſeinem Tode eine zweite Sammlung von „Sonn-, Feſt und Feiertagspredigten. Tübingen, bei Fues. 1831“ folgte. Es ſind zwei treffliche Predigtbücher, Zeugniſſe evangeliſcher Wahrheit und eines ſchlichten, lautern Bibelchriſtenthums. In der von ihm zur erſten Sammlung am 16. Okt. 1799 geſchriebenen und am 5. Apr. 1812 erneuerten Vorrede ſagt er: „Es war mir darum zu thun, die theuren Wahrheiten von Chriſto, von ſeinem Leben, Leiden, Tod, Auferſtehung, Prieſterthum und Königreich und von der in Chriſto erſchienenen und die ganze Welt umfaſſenden Menſchenfreundlichkeit Gottes (ſo viel ich aus dem tiefen Meer dieſer Wahrheiten faſſen konnte) vorzutragen; denn ohne dieſe unentbehrlichen Wahrheiten iſt ein jedes Lehrgebäude unſerer Religion wie ein Haus ohne Fundament. Einer immer lichteren und kräftigeren Erkenntniß und einem aller öffentlichen und verborgenen Scham trotzenden Bekenntniß wünſche ich auch bis an mein Ende entgegen zu ſtreben. Er ſchenke uns nur den Geiſt des Glaubens, wie geſchrieben ſteht: „„Ich glaube, darum rede ich““ (2 Cor. 4, 13.). Die heutzutag ſo beliebte Moral hoffe ich nicht ganz vergeſſen zu haben. Alle obbemeldten Wahrheiten haben ohnehin etwas Praktiſches. Sie ſind wie bei einem Gewebe der Zettel, und ihr Einfluß auf das Sittliche iſt der Eintrag. Nun ſetzt aber letzteres das erſtere voraus. Die menſchliche Natur, die kränker iſt, als man glaubt, kann nicht bloß durch diätetiſche Vorſchriften, ſondern muß durch eine höhere Arznei, die außer ihrer Sphäre liegt, kurirt werden.“ In einer beſondern Zuſchrift redet er ſeine ſämmtlichen Gemeinden, in denen er im Dienſt des Wortes geſtanden war, alſo an: „Schenket mir auch eure fernere „Liebe. Ich bitte euch mit den Worten Pauli: Phil. 2, 16. Der „Herr ſchenke mir und euch, beſonders in der gegenwärtigen Zeit, „einen unverrückten Antheil an dem Bundeswort Hagg. 2, 6. Be„haltet in den dunkelſten Zeiten, auch bei der wirklich hereinbrechenden „Mitternacht den feſten Blick auf denjenigen, der der helle Morgen„ſtern iſt und mit ſeinem großen Tag alle Menſchentage überleben „und entſcheiden wird. Er laſſe uns einmal unter denjenigen erfunden „werden, die ſeinen Namen nicht verleugnet und das Wort ſeiner „Geduld bewahret haben.“

Den Abend ſeines Lebens vollbrachte er noch als einen ſchönen Feierabend zu Tübingen. Er erlebte vor ſeinem Ende die Freude, ſeinen Sohn M. Gottlieb Friedrich als Profeſſor am evangeliſchen Seminar zu Maulbronn im J. 1814 angeſtellt und einen andern Sohn, der nun als Geheimerath und Vorſtand des Würt. Guſtav-Adolph-Vereins zu Stuttgart lebt, im Staatsdienſt von Stufe zu Stufe ſteigen zu ſehen. Drei Jahre nach ſeinem Rücktritt vom Predigtamt gieng er als zweiundſiebenzigjähriger Greis zu ſeines Herrn

Freude ein am 31. Aug. 1815. Seinem verklärten Geist hat einer seiner Angehörigen folgenden Nachruf geweiht:

Unser sey der Hoffnung Himmelspflanze,
Die in Lieb' und Glauben dir gedieh,
Und, bestrahlt von heil'ger Zukunft Glanze,
Seligkeit auch trüben Stunden lieh!
Heil! dir sind des Buches Siegel offen!
Bleib' uns nah' im Glauben, Lieben, Hoffen!

A. Knapp bezeugt von ihm: „Er war ein Geist, der mit großen Gaben sehr demüthig dahergieng." Im J. 1793 gab er auch heraus: „Schriftmäßige Erläuterung des evangelischen Lehrbegriffs zur Wiederholung des empfangenen Confirmationsunterrichts. Stuttg. 1793."

Hosch, M. Wilhelm Ludwig, wurde am 20. Sept. 1750 zu Hornberg, einem damals noch würtembergischen, jetzt badischen Städtchen im Schwarzwald geboren, wo sein Vater Spezial war. Seine Mutter, Eleonore Magdalene, geb. Beutel, starb ihm frühe hinweg, weßhalb er öfters äußerte: „O, wo Mutterliebe, Muttertreue fehlt, da fehlt viel." Er besuchte zuerst die lateinische Schule in Urach und erhielt sofort von 1764—1772 seine theologische Bildung in den Seminarien zu Blaubeuren, Maulbronn und Tübingen. In seinem letzten Studienjahr wurde er gründlich bekehrt und schloß sich an den nur um ein Jahr jüngern, bekannten M. Christ. Gottl. Pregizer an, dem er daher auch später einmal nach Haiterbach, wo derselbe Stadtpfarrer geworden war und großen Zulauf hatte, also schrieb:

„Schon Anno Einundsiebenzig
Zog er mit Liebesseilen mich,
Und kurz vorher auch, Bruder, dich,
Vom Sündenfluch und Sündenzwang
Durch seines Geistes innern Drang
Hinüber in sein Gnadenreich;
Sag, was ist diesem Glücke gleich?
O göttliche Barmherzigkeit!
O angenehme Gnadenzeit!
O Tage voller Seligkeit!"

Hierauf war er mehrere Jahre Vikar bei seinem Vater in Hornberg und dann in Ehningen, bis er im J. 1781 Pfarrer zu Gächingen auf der Alp, in der Gegend von Urach, wurde. Hier verheirathete er sich mit Maria Regina, geb. Goll. Weil aber seine Ehe kinderlos blieb, so nahm er fremde Kinder in sein Haus und erzog sie, wie seine eigenen. Zwanzig Jahre lang wirkte er in großem Segen zu Gächingen. Seiner theologischen Denkart nach war er ein warmer Anhänger des apokalyptischen Systems von A. Bengel. Er besaß eine vorzügliche Rednergabe, durch die es ihm gelang, steinharte Herzen zu erweichen. Dabei war er ein Mann des Volkes, mit dem er in seiner Sprache sprechen konnte, wie nicht leicht ein Anderer. So schrieb er ganz in der Volksmanier auf höchst interessante Weise eine Gächinger Dorfchronik unter dem Titel: „Merkwürdige Welt- und Dorfsbegebenheiten vom J. 1796 als ein Anhang zu unserem Lager-

buch, geschrieben zur Nachricht für die Nachkommen, zur Lehre, zur Warnung, zur Besserung für unsere liebe Jugend zu Gächingen und Lonsingen." Darinn rühmt er es als ein besonderes Zeichen, das ihnen vom Himmel gegeben worden sey, daß gerade auf den 3. Juli 1796, als der Kriegsschrecken ins Dorf hereinfiel und eine traurige Nachricht um die andere von Plünderungen, Erpressungen und allerlei Gewaltthätigkeiten kam, das Evangelium Matth. 6, 19—34. gefallen sey. In seinem Tagebuch aber von diesem Jahr finden sich die Wörte aufgezeichnet: „Man hört so viel von Kriegsnoth. Was sollen wir thun? Uns demüthigen über den allgemeinen Kaltsinn und Leichtsinn der Christen, unsere eigene und des ganzen Volkes Sünde bekennen und um Gnade für uns und Andere bitten. Solche Anbeter verlangt der Vater, welche die allgemeine Noth sich zu Herzen gehen lassen." Endlich aber wurde es in seiner letzten Zeit zu Gächingen furchtbarer Ernst mit den Kriegsschrecken. Am 2. Juli 1800 fielen französische Husaren in das Dorf ein und plünderten das Pfarrhaus völlig aus. Die Bauern waren gerade alle auf dem Felde, doch als sie Kunde erhielten und Sturm geläutet wurde, eilten sie alle mit Heugabeln bewaffnet, dem Pfarrhause zu, wo mehrere Husaren noch mit Einpacken beschäftigt waren. Nach einiger Gegenwehr, während welcher einer der Husaren mit einer Heugabel erstochen wurde, mußten die Soldaten den Ort räumen. Hosch aber, obwohl fast ganz von Hab und Gut entblößt, behielt doch guten Muth, daß er am Abend seine Harfe nahm, die sie ihm noch gelassen hatten, und das Lied sang: „Warum sollt' ich mich denn grämen?" (Nro. 462.) Am darauf folgenden Sonntag sagte er in der Predigt: „Es sind Räuber in unser Dorf gefallen. Was haben sie uns geraubt? Tugend und Unschuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben sie uns das Neue Testament entrissen, den Zugang zu Gott versperrt, die Gemeinschaft mit dem Himmel abgeschnitten? Ach nein! das sind nicht die Güter, denen die Diebe nachstellten! Was denn? Etwas von unserem Ueberfluß, das sich leicht entbehren, oder wenn es seyn soll, leicht wieder anschaffen oder ersetzen läßt."

Bald darauf, noch im J. 1800, wurde er zum Pfarrer in Aidlingen bei Böblingen ernannt. Gleich darnach bekam er einen Ruf in seine Vaterstadt, wo er hätte Dekan werden können; er schlug es aber aus, um dem Winke Gottes nicht zu widerstreben. Zu seiner neuen Stelle in Aidlingen stärkte er sich mit ernstlichem Gebet; „denn" — so schreibt er in seinem Tagebuch — „die gegenwärtige Zeit erfordert „eine neue Heiligung, einen höhern Grad von Nüchternheit, Wach„samkeit, Gebet und Eifer im Guten. Die letzte Zeit naht heran. „Der Abfall regt sich gewaltig. O! wie sehr fühle ich mich bedürftig, „aufs Neue gewetzt und gestählt zu werden, wie ein stumpfgewordenes, „abgenutztes Beil. Immer wird die Scene ernsthafter. Der Herr „kommt. Welche dringende Aufforderung zur Buße, zur Heiligung,

„zur zarteſten Gewiſſenhaftigkeit!“ Er hatte in Aidlingen anfangs einen ſchwierigen Stand, denn es waren gar viele Separatiſten dort. Allein ſeiner Demuth, ſeiner aufopferungsvollen Liebe und ächten Gottesfurcht gelang es, dieſelben wieder zur Kirche zurückzuführen. Nur wenige Wochen war er in Aidlingen, als eines Tags einer dieſer Separatiſten, ein Strumpfſtricker, trotzig und mit bedecktem Haupt in ſeine Stube trat, ihm einen Brief überreichte mit den Worten: „Da, Pfarrer, lies!“ und gleich wieder fortgieng. Der Brief enthielt die erſchrecklichſten Läſterungen über die Kirche, als eine Babel, und den Pfarrer, als Baalspfaffen, Wolf und Miethling. Der aber wollte nicht Feuer vom Himmel fallen laſſen, ſondern gieng gegen Abend mit einer Bouteille Wein in der Taſche in das Haus des Separatiſtenhaupts, um ihm, der ein armer Mann war, etwas zur Stärkung zu bringen. Auf den herzlichen Gruß antwortete der Separatiſt noch voll Hochmuth und Trotz: „Schon recht — aber, Pfarrer, könnteſt du dich auch ſo weit demüthigen, daß du mit mir in meinem Stall niederknieteſt und beteteſt?“ — „Warum denn nicht?“ — war des Pfarrers Antwort, der nun mit ihm in den Stall gieng und dort ein ſo mächtiges, Mark und Bein durchſchütterndes Gebet ſprach, daß der Separatiſt aufs Tiefſte beſchämt wurde, ſo daß er ſelber gar nichts beten konnte und den edlen Mann Gottes mit Thränen um Verzeihung bat. Dieſen Hergang erzählte nun der Mann ſeinen Genoſſen und allen Leuten im Dorfe, ſo daß nicht allein die Meiſten der Irregeleiteten bald auf den rechten Weg zurückkehrten, ſondern auch mehrere ganz weltlichgeſinnte Leute gründlich erweckt wurden. Seine Wirkſamkeit wurde nun immer ausgebreiteter in der ſtets von Einheimiſchen und Fremden, ſowohl Nach- als Vormittags, gedrängt vollen Kirche. Dadurch aber, daß er ſeine Pflicht an einem pflichtvergeſſenen, leichtſinnigen Proviſor, der mit den angeſehenſten Bauernfamilien verwandt war, thun mußte und dieſer nun die Leute beredete, daß ihn der Pfarrer ums Brod bringen wolle, entſtand ein allgemeines Geſchrei wider ihn im Orte, ſo daß ihm ein Bürger vor verſammeltem Magiſtrat, ohne daß ſich von dieſem auch nur Eine Stimme wider den Läſterer erhoben hätte, ins Angeſicht ſagte, Jedermann würde ihn gerne über ſeine beſten Samenfelder wegfahren ſehen. Am folgenden Sonntag erzählte der ſchwer darniedergedrückte, redliche Pfarrer nach geendigter Predigt dieſe Aeußerung und den ganzen Hergang der verſammelten Gemeinde und ſetzte hinzu: „Ihr wiſſet, daß ich nichts Anderes will, als daß Ihr nach dem Evangelium Jeſu Chriſti leben möchtet. Wollet Ihr mich denn nicht mehr länger auf dieſe Weiſe unter Euch haben, wohlan, ſo iſt mein Auftrag an Euch zu Ende und ich ſchüttle den Staub von meinen Füßen wider Euch. Indeß kann ich's kaum glauben, daß Alle dieſe Geſinnung haben. Ich will daher noch eine Probe machen. Kommt Niemand von Euch in mein Haus und ſagt, daß ich bleiben ſoll, dann werde ich gehen; außerdem aber will ich bleiben und mein Amt unter Euch fortſetzen.“

Nun eilten nach der Kirche ganze Schaaren seiner Gemeindeglieder in sein Haus und baten ihn ums Bleiben. So ward er gerechtfertiget. Drei Jahre später nun brach eine Untersuchung über den ganzen Magistrat aus wegen vieler Unterschleife, die sie getrieben, und sonstiger Betrügereien. Hosch aber sammelte feurige Kohlen über ihren Häuptern; statt es ihnen zu gönnen, legte er bei dem Oberbeamten Fürbitte ein für Schonung und mildere Behandlung wenigstens der Verführten unter ihnen. Seine Fürbitte hatte, ohne daß übrigens irgend Jemand im Orte davon etwas erfuhr, den gewünschten Erfolg, so daß statt harter Zuchthausstrafen bloß ein Theil des Magistrats abgesetzt, der andere Theil belassen wurde. Da kam nun das Weib eines der abgesetzten Rathsherren zu ihm und verlästerte und verfluchte ihn aufs Entsetzlichste, daß er solche Männer um Brod und Ehre gebracht. Viele im Orte glaubten nämlich, daß der Pfarrer die Gemeinderäthe vom Amt gebracht. Hosch aber hörte das Weib lange mit unbeschreiblicher Geduld an und sagte endlich: „Nun, Frau, will ich ihr auch etwas sagen. Ich bin es, der für eure Männer Fürbitte eingelegt hat, sonst wäre es ihnen noch schlimmer ergangen; wenn es ihr aber nach ihrem ungestümen Herzen um ein Käpplein voll Blut (damit nahm er seine schwarze Magisterkappe ab) zu thun ist, so will ich auch dieses für Euch gerne hergeben." Hiemit war das Weib entwaffnet und gieng stille heim.

So wirkte Hosch, dessen edle Gedanken und in Gott gefaßte Vorsätze in seinem Tagebuch verzeichnet sind und mit seinem Leben in so schönem Einklang stehen. „Wir müssen," so schreibt er einmal, „absolute einander vertragen lernen, so lange wir auf Einem Wege „wandeln; wer kann aber tragen und vertragen, als der, welcher „erkennet, wie schwer er selber ist und wie viel man an ihm zu tragen „habe. Wer unter den Demüthigungen auch kleiner, reiner, demüthiger, „vertragsamer, gelinder wird, der ist's, an dem Gott seine Absichten „erreicht, der ist sein Kind und wird gefördert." Er war eigentlich unermüdet thätig, denn seine Erholung von seinen vielen geistlichen Anstrengungen suchte er sich am Hobelbank. Dabei war es aber doch sein Grundsatz: „Nicht zu viel auf einmal thun wollen! Es geht sonst nicht! Alle Tage nur Etwas und nur keinen Tag ohne Gebet und Erneuerung, keinen ohne Uebung seiner Kräfte, ohne Bemühung und Anstrengung zum Besten des Nächsten. Nicht zu viel, aber doch gewiß Etwas und alle Tage am Werk fortgearbeitet — das frömmt." Bei all seinem Wirken für das Heil und Wohlergehen so Vieler schrieb er es sich stets zur Verwahrung vor der Heuchelei als Regel vor: „Thue dein Gutes im Verborgenen und schweige dazu; dein Böses und dein Schlechtes aber laß kund werden," und gieng in aller Demuth einher, den Reim im Herzen tragend:

Das, was ich bin, bin ich durch Ihn,
Was ich vermag, hat Er verlieh'n.

Weß ist der Dank, weß ist die Ehr'?
Sein großer Name heißet Herr!

Im Jahr 1805 gab er eine treffliche Jugendschrift heraus in lauter Fragen, in welchen er eine besondere Stärke hatte; ihr Titel ist: „Werdet gute Rechner und Denker! Tübingen. 1805."

In die letzten Jahre seines Lebens drängte sich nun eine Menge empfindlicher Leiden zusammen. Er aber sprach: „Komm's besser oder schlimmer; es wird immer Raum bleiben zur Uebung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung." Diese Geduldsstille sprach er auch lieblich in seinem Liede: „Ich will nicht alle Morgen" (Nro. 465) aus; er hatte es sich zum Morgenlied gedichtet, um des Tages Last tragen zu können. So reifte er im Ofen der Trübsal für die bessere Welt, indem er sich zu seinem täglichen Christengeschäft machte „das Hinzunahen zu Gott, das Eindringen ins göttliche Wesen, ein beständig Hungern und Dürsten nach Gott, um von ihm gesättigt zu werden, ein allzeitiges Bitten, Suchen und Anklopfen, um zu empfangen und zu finden; dagegen aber auch ein fortgesetztes Kämpfen wider seine Neigungen, gegen Trägheit und Gleichgültigkeit und gegen die Reizungen von außen." Am Neujahrstage 1811, dem Jahr seines Todes, schrieb er noch voll Eifer, Gutes zu wirken, so lange es noch Zeit ist (Joh. 9, 4.), als Neujahrsgedanken in sein Tagebuch: „Wenn du „dein Heute versäumt hast und es ist keines mehr, o! wie wird es „dich kränken! Darum eile und säume nicht, so lange es noch Heute „heißt! In dem neuen Jahr wird es recht lotteriemäßig hergehen. „Wie muß ich's machen, daß mir kein Glück entwischt? Setze auf „alle Lose, es sind 365, so gewinnst du alle Treffer. Suche jedem „Tage etwas abzugewinnen. Jeder ist ein Glücks- und Fangtag." So gieng er die Zeit wohl auskaufend, „dem frohen Ziel" entgegen (Nro. 465, 8.). In genanntem Jahr brach ein epidemisches Nervenfieber in Aidlingen aus, wobei er unermüdet war, die Kranken zu besuchen, bis er selbst von dem Fieber ergriffen ward und am 10. Aug. 1811 im sechzigsten Lebensjahr starb. Er ruhet nun von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach.

Jener Provisor aber, der ihm so viel Herzeleid bereitete, durch fortgesetzte Schlechtigkeiten aber endlich im J. 1806 auf acht Jahre ins Zuchthaus gekommen war und nach seiner Entlassung ihm schwere Rache gedroht hatte, ward mehrere Jahre nach Hosch's Tod, nachdem er zurückgekehrt und wahnsinnig geworden war, oft stundenlang an Hosch's Grab sitzend gefunden, wie er oft und viel wehklagend ausrief: „Ach! wie schwer habe ich mich an dir versündigt, ach! daß ich dich, meinen treusten Freund, wieder herausgraben könnte, dann würde mir geholfen seyn! Doch jetzt ist Alles verloren!"

(Quellen: Christenbote. Jahrg. 1831. Nro. 3. 7. — 1835. Nro. 27. 45. — 1832. S. 5. 35. 76. 103. 244. — 1833. S. 7. 99. 135.)

Dann, M. Christian Adam, ein Schüler Gottl. Christian Storr's, wurde geb. am 24. Dez. 1758 zu Tübingen, wo sein Vater, Jakob Heinrich, „ein Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, dem zugleich Gottes Reich sehr am Herzen gelegen," Hofgerichtsassessor und erster Bürgermeister war. In seinem zwölften Jahr kam er zu dem frommen Diakonus M. Klemm in Balingen in Unterweisung, bei dem er den Grund zu einer durchaus praktischen Erkenntniß des Christenthums legte. Um die Zeit seiner Confirmation war der Geist Gottes besonders geschäftig an seiner Seele, so daß er als ein gottesfürchtiger Jüngling im J. 1772 in die Klosterschule zu Blaubeuren eintrat, wo er besonders an dem Professor Kübler einen trefflichen Führer zur Gottseligkeit hatte. Im J. 1777 kam er in das theologische Seminar nach Tübingen, wo er an Dr. Storr, welcher durch seine praktischen Vorlesungen über das N. Testament ihm die Bibel immer weiter aufschloß, einen freundlichen Stern für seine theologische Laufbahn hatte. Er kann von seiner Jugend, deren Erinnerung ihm durch keine jugendliche Verirrungen und verschuldete Thorheiten und Uebertreibungen getrübt war und in der er von früh auf die erziehende Gnade des Herrn in hohem Grade zu erfahren hatte, bezeugen: „So viel auch jugendliche Unachtsamkeit und Zerstreuung und Anwandlung von Weltliebe dazwischen kam, so wurde „mein Herz doch bald wieder auf das Eine Nothwendige hingelenkt." Im J. 1783 wurde er nach dem Tod seines Schwagers Christmann, Professors zu Bebenhausen, Klosterprofessorats-Vikarius daselbst und von da, ohne sein Zuthun, im J. 1785 Repetent im theologischen Seminar zu Tübingen. Fünf Jahre bekleidete er diese Stelle, auf der er mit einigen Studierenden viele Stunden der erbauenden Schriftbetrachtung widmete. Er konnte da auch noch den Umgang seines Vaters genießen und ihm seinen mühevollen Pilgerlauf versüßen. Derselbe starb gerade, als er im J. 1793 als zweiter Diakonus nach Göppingen kam. Dort konnte er mit vieler Freudigkeit das Evangelium predigen. Nach zwei Jahren aber schon wurde er, ohne sein Gesuch, nach Stuttgart zum Helferat bei St. Leonhard berufen, wo er sodann, nachdem er sich im J. 1798 mit Christiane Marie Luise, geb. Finner, verheirathet hatte, im J. 1800 zum Helferat am Hospital vorrückte.

In Stuttgart öffnete sich ihm ein schöner, großer Wirkungskreis. Ueber die Worte: „Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes" (Röm. 12, 1.) hielt er seine Antrittspredigt und setzte es sich vor, daß von dem Eindruck: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren," seine Vorträge hauptsächlich beleuchtet werden sollen. „Wie konnte dieß aber seyn", sagt er selbst, „ohne Jesum Christum den Gekreuzigten zu predigen als den, der uns Gottes Barmherzigkeit zugewendet hat, weßhalb es bei mir unabänderliche Entschließung „bleibt, was der sel. Gellert in den Worten ausdrückt:

„„Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sey es mir, trotz alles ihres Spottes,
Die Weisheit Gottes.““

Das hielt er auch treulich. Mit jugendlicher Begeisterung und machtvoller Rede vertheidigte er die ewigen Hoheits- und Königsrechte des Sohnes Gottes, mit freier Stirne zeugte er gegen jedes öffentliche Aergerniß, von wannen es auch kommen mochte, und schonte nicht und legte die Axt den Bäumen an die Wurzel. Da konnte man sein Auge funkeln, seine Stirne sich runzeln sehen und ihn mit Entrüstung, wie einen zweiten Johannes, die Sünde, erschien sie nun im Verführers- oder im Gleißners-Gewande, strafen und schelten hören, dabei er auch der Schande und Schmach Christi, die er sich deßhalb oft zuzog, nicht achtete. Bei diesem Eifer hatte er aber auch im Gefühl dessen, was er Paulo von Grund des Herzens nachsprach — 1 Tim. 1, 13. 16. — die evangelische Milde und Zartheit, welche mit Erbarmung die Sünder anzufassen und mit den Müden zu reden weiß zu rechter Zeit. Er war so ein rechter Botschafter an Christi Statt. Seine Predigergabe war außerordentlich, nicht nur durch fortgesetztes Bibelstudium, wobei Bengel, Heß und Menken seine liebsten Führer waren, sondern besonders auch durch den Geist des Gebets und tiefer Selbsterkenntniß durchgebildet und geheiliget. Nicht leicht hat ein Prediger die innern und äußern Verhältnisse des Christen vielseitiger beleuchtet, als er. Sein Vortrag hatte jene gewinnende Vielseitigkeit, die das theure Gnadenwort immer wieder von neuen Seiten beleuchtet und jedes Mal wieder mit frischer Salbung würzt und schmackhaft macht. Auch hatte er eine edle Predigergestalt. So wirkte er als Prediger im größten Segen und unter ungemeinem Zulauf. Um unter einer so großen Gemeinde aber wenigstens auf Einige mit bestimmterer Thätigkeit wirken zu können, wendete er sich mit dem Evangelium zunächst an Kinder und jüngere Mitchristen. Die Kinder hatten an ihm einen traulichen, zur blödesten Einfalt sich herablassenden Vater, die Jungfrauen, denen er besondere Erbauungsstunden hielt und wodurch er ein edles Geschlecht christlicher Mütter in Stuttgart heranzog, einen unvergeßlichen, mit allen Gefahren des jugendlichen Herzens vertrauten Führer. Er hat dadurch eine köstliche Saat in viele hundert junge Herzen ausgestreut; namentlich wirkte er auf die Jugend auch durch eine Menge Flugschriften und kleinere Confirmationsschriften, die er schrieb, und, ohne dafür sich bezahlen zu lassen, drucken ließ. Daneben war er der treueste Besorger der Kranken, denen er sogar den größten Theil seiner Studiertage widmete, so daß er seine Predigten vielfach an den Kranken- und Sterbelagern studierte. Zu seiner Erfrischung führte er eine lebhafte und vertraute Correspondenz mit Lavater, Heß, J. G. Müller, Schöner und andern trefflichen Männern.

So wirkte er fast zwanzig Jahre in Stuttgart, als er im J. 1812

durch ein ungeſchminktes, entſchiedenes Zeugniß wider die Welt und ihre Luſt, welches er am Grabe des Hofſchauſpielers und Komikers Weberling ablegte, die Ungnade des Königs Friedrich ſich zuzog und plötzlich auf die Pfarrei Oeſchingen bei Tübingen, am Fuß der Alp, verſetzt wurde, ſo ſehr er es ſich auch gewünſcht hatte, einſt unter ſeiner Heerde zu Stuttgart ausruhen zu dürfen. „Aber der Herr" — ſo ſagte er bei ſeiner Inveſtitur in Oeſchingen ganz ſanft und gelaſſen — „dachte anders; er gab meinem Weg eine andere, aber gewiß die beſte Richtung." Er war nur ganz kurze Zeit hier und noch nicht inveſtirt, als er in eine ſchwere Krankheit verfiel, in der er ſich aber an das hielt, was ihm einer ſeiner Freunde ſchrieb: „Auch durch Leiden ſegnet Gott uns ein." Im Jahr 1817 am 21. Juni wurde ihm ſeine theure Gattin, an der ihm der Herr eine gleich- und treugeſinnte Gehülfin und eine fromme Tröſterin in den Stunden der Leiden geſchenkt hatte, durch den Tod in Folge der Halsſchwindſucht entriſſen; es blieb ihm nur ein einziges ſiebenjähriges Kind, deſſen Anſtellung als Pfarrer in Schöckingen er ſpäter noch erlebte. Von Oeſchingen aus führte er ſtets mit ſeinen Stuttgarter Schülerinnen eine wöchentliche Correſpondenz, wobei er ihnen viele bibliſche Bücher erklärte und auf's innere und äußere Leben anwandte, und worauf ſie ihm wieder das Wichtigſte aus ihrem Glaubensgange berichteten. Es war dieß ein ſchöner Bibelleſebund. Im J. 1819 kam er auf die benachbarte Pfarrei Möſſingen, einem volkreichen Marktflecken im ſchönen Steinlachthal. Hier, wie in Oeſchingen, führte er ein ſtilles, geſegnetes Hirtenleben, und auch dieſe Gemeinde ſuchte er mit treuſtem Eifer dem Herrn zuzuführen. Namentlich bewirkte er auch in derſelben einen überaus ſanften, gefühlvollen, reinen und ſchönen Gemeindegeſang; er achtete mit aller Sorgfalt darauf und wenn er einen ſchreienden Ton hörte, trat er aus ſeiner Sakriſtei heraus und verwehrte es; es war wirklich herzerhebend, den Kirchengeſang in Möſſingen zu hören. Ueberdieß ſtand er zu ganz beſonderm Segen in dieſen Jahren in ſeinem Pfarramt zu Oeſchingen und Möſſingen für die damals zu Tübingen ſtudierenden jungen Theologen da. Schaarenweiſe zogen dieſelben an den Sonntagen in ſeine ſtille Dorfkirche hinaus und empfiengen von den Lippen dieſes furchtloſen, ſtets auf's innerſte Leben eindringenden Predigers Keime des ewigen Lebens; ſie hatten bei ihm ein rechtes Predigerinſtitut. So hatte auch einſt ſechzig Jahre zuvor der fromme Dekan M. F. C. Steinhofer als Pfarrer zu Ehningen unter Achalm einen Kreis heilsbegieriger, ſtudierender Jünglinge um ſich geſammelt. Viele ſolche Schüler Dann's, die in ihm ihren geiſtlichen Vater verehren, ſtehen jetzt im Dienſte der Würt. Kirche und predigen nach ſeinem edlen Vorbild das Wort Gottes im Segen.

Im Sept. 1823 wurde Dann zum Pfarrer in Plochingen bei Eßlingen ernannt. Seine durch die heiligſten Bande mit ihm zuſammen-

hängende Stuttgarter Gemeinde, zu welcher er sich selbst fort und fort mit großer, stets gleicher Sehnsucht hingezogen fühlte, ruhte aber nicht, bis sie sich von dem unterdessen zur Regierung gelangten König Wilhelm ihren alten, geliebten Lehrer wieder nach Stuttgart erbeten hatte. Noch vor seinem Aufzug in Plochingen wurde er im J. 1824 zum Archidiakonus an der Stiftskirche in Stuttgart ernannt zur dankbarsten Freude der Stadt. Seine Freunde aber, die ihm diese Nachricht brachten, hatten an ihm viel zu trösten, da er große Zweifel hatte, ob er als ein alternder Mann diesem Berufe noch genügen könne. Am Palmtag 1824 hielt er seine Antrittspredigt und die Gemeinde empfieng ihn mit offenen Armen; nach einem Jahr wurde er der Nachfolger des im Glauben entschlafenen Amtsdekans M. Hofacker auf der Stadtpfarrei zu St. Leonhard, die bis dahin der zu frühe heimgegangene Sohn des Obigen, der nachmalige Pfarrer zu Rielingshausen, M. Ludwig Hofacker, als Vikar versehen hatte. Dreizehn Jahre durfte er nun noch in Stuttgart wirken. Jetzt hörten die dortigen Bewohner seinen Ausruf wieder: „Zur Quelle! zur Quelle!“ womit er stets in großer Innigkeit auf das göttliche Wort, als auf die einzige, unversiegbare und unvergleichliche Lebensquelle hinwies. Man konnte es oft von den begierigsten seiner Zuhörer vernehmen, daß er mit jedem Jahre gleich der im Herbste zeitigenden Traube an Kraft, Geist und Süßigkeit des Zeugnisses gewinne. Seine Kirche füllte sich immer mehr, nicht nur, weil Viele seinen baldigen Abschied ahneten, sondern weil sie immer reichlichere, erquickendere Waide bei ihm fanden. An den Predigten war es ihm aber nicht genug; er setzte auch seine Töchterstunden wieder fort. Deßgleichen hielt er in der Kirche Singstunden mit Gebet zur Uebung der Gottseligkeit und gab hiefür zwei Liedersammlungen heraus unter dem Titel: „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften, einstimmigen Kirchengesangs von C. A. D. Stuttg. 1829 und 1832.“ mit dem Gesammttitel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs.“ Er war nämlich ein unerschütterlicher Vertreter der alten Kirchenlieder, die er für die Volkskleinodien erklärte, da er ihren Werth aus einer halbhundertjährigen geistlichen Erfahrung zu würdigen wußte. Ob er gleich nun vielfach leidend war, verjüngte er sich doch von Jahr zu Jahr im Glauben und in der Liebe gleich dem Adler und führte in seinem Greisenalter noch in der Kirche, in der Seelsorge, im Privat-Unterricht, dem er sich mit besonderer Sorgfalt widmete, und im täglichen Umgang Tausende zu Gott in Christo. Selbst wenn er vom Bett matt und schwach aufstand, um die Kanzel zu besteigen, so wurde er ein Anderer auf der Kanzel und das verjüngende Lebensfeuer des Glaubens floß durch seine altgewordenen Adern, also daß er sich oft plötzlich von seinem Schwachheitshalber benützten Kanzelsitz erheben konnte, um in seiner erhabenen Gestalt mit ausgerecktem Arm voll

Kraft und Nachdruck für den Herrn zu zeugen. In diesen dreizehn Jahren beschäftigte er sich auch viel mit stillen Privatarbeiten, um die innern Wirkungen Gottes sich und den Seinigen festzuhalten. Seine verbreitetsten und gediegendsten Schriften, die er meist in frühern Jahren schrieb, sind sein „Beicht- und Communionbuch“ und die „evangelisch-christliche Blätter auf Hoffnung ausgestreut von C. A. D. 1821.“, in welchen seine ältesten Gedenkblätter gesammelt sind. Namentlich schrieb er auch zwei vortreffliche Schriften zur Beherzigung der unsäglichen Leiden der Thiere und suchte einen Verein gegen die Thierquälerei zu stiften. Die Leiden dieser unschuldigen Thiere waren seinem mitleidigen Gemüth eine lebenslängliche Pein.

Während er so Andern predigte, wollte er am wenigsten an ihm selbst verwerflich scheinen. Er war sehr strenge gegen sich selbst, und richtete sich selbst am schärfsten. Den herben Stachel der Selbstanklage und Selbstverdammung empfand er oft und tief. Darum haderte er fort und fort mit der Sünde und sprach: „Hinaus mit dir! nur Christo gehört mein Herz.“ Ja, er kreuzigte sogar mit eiserner Strenge sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden und beschränkte sich stets auf die einfachste Kost, selbst als Greis meist bloß auf Wasser und Milch.

„Wir verlangen keine Ruhe
Für das Fleisch in Ewigkeit!
Wie du's nöthig find'st, so thue
Mit uns vor der Abschiedszeit!“ (Nro. 418, 7.)

Dieß ist der Sinn, der aus allen seinen Bekenntnissen und Klagen spricht. Am dritten Adventssonntag 1836 hielt er seine letzte Predigt in St. Leonhard „über den edlen Sonderling Johannes den Täufer“ — merkwürdig genug, da er einerseits auch solch eine strenge, dem Täufer ähnliche Natur war, scharf und unerschrocken in der Bußpredigt und der Vollbringer des Worts Jesaj. 58, 1.; andererseits aber freilich auch Johannes dem Evangelisten ähnlich, dessen Geist voll Liebe Christi und Seiner Erlösten ist. Ein Katarrhfieber fesselte ihn gleich des andern Tages wochenlang auf's Lager. Späterhin gesellten sich aber höchst schmerzliche und langwierige Harnbeschwerden hinzu, unter denen seine Leibeshütte mehr und mehr zusammenbrach. Er setzte seine täglichen Bibellektionen und Gebete mit der gewohnten strengen Genauigkeit und unerschütterlichen Treue fort, so viel es ihn auch anstrengte; mitten unter den heftigsten Schmerzen drückte er seine vielgeliebte Bibel noch an die Brust, um einige Sprüche zum Trost zu suchen. Ja, auf die alten steifen Kniee warf er sich noch auf seinem Lager in den letzten Tagen, um mit dem Herrn zu ringen im Gebet, denn dieser hatte beschlossen, ihn zu vollenden durch eine Leidenstaufe, unter welcher seiner Seele bange wurde. Schwere Nächte und schmerzensvolle Tage wurden ihm nun in reichem Maaß zugemessen und er, der

so viele Trostworte am Kranken- und Sterbebette gespendet, wurde nun selbst des Trostes höchst bedürftig. Aber Jesus blieb dennoch auch in der dunkelsten Leidensnacht sein heller Morgenstern. Zu seinem Freund und Schüler Wilhelm Hofacker, dem gesalbten Prediger und Diakonus an St. Leonhard, sagte er einst mit großem Ernst: „Mein Wahlspruch im Blick auf das mir anvertraut gewesene Predigtamt ist:

„Was ich gelebt, Herr, decke zu,
Was ich noch leben werd', regiere du!"

In diesem Sinne verbot er es nun auch, ihn bei der Beerdigung zu loben, weil allein die Gnade des Herrn zu preisen sey. Nachdem er die letzten zwei Tage an einem Halsübel sprachlos unter den Seufzern der Seinigen zugebracht, entfloh der vollendete Geist still und sanft aus seiner irdischen Behausung zu jenen ewigen Hütten, die er beim Anblick des Morgensterns sich so oft von dem, welcher ist Christus, der helle Morgenstern, erflehet hatte; dieß geschah am Palmtag den 19. Merz 1837. Die Leichenpredigt hielt ihm sein Hofacker, der statt des Leichentextes ein Denkblatt des Verewigten vorlas, auf dem geschrieben stand: „Es soll meiner nicht lobend gedacht werden; denn ich fühle am Besten, wie außer Christo nichts Lobenswürdiges an mir ist. Aber desto kräftiger, glaubiger, dankbarer werde dessen gedacht, was 1 Tim. 1, 13. Phil. 1, 21. 2 Tim. 1, 10. und Joh. 11, 25. 26. geschrieben steht. Davon, nur davon soll geredet werden." Und so redete auch der Leichenredner davon, wie die zwei ersten jener Stellen Dann's treue Begleiter gewesen seyen durch's Leben und Wirken, die zwei andern aber seine mächtigen Tröster im Leiden und Sterben.

Seine Lieder stehen zerstreut in seinen einzelnen Schriften.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 466. 605. 643.

(Quellen: Denkmal der Liebe für den vollendeten M. C. A. Dann, Stadtpfarrer bei St. Leonhard. Stuttg. bei Steinkopf. 1837. Eine ausführliche Lebensbeschreibung Dann's wird A. Knapp, der auch dieses Denkmal verfaßte, in dem Jahrg. 1847 seiner Christoterpe geben.)

Nun noch ein Repräsentant der Würtembergischen „Gemeinschaften" oder religiösen Privatversammlungen, ein geistlicher Dichter aus dem Bauernstande, das mystische Parteihaupt der Michelianer —

Hahn, Michael, gewöhnlich nur „Michele" genannt, wurde geb. den 2. Febr. 1758 zu Altdorf bei Böblingen am nördlichen Saum des Schönbuchs, wo seine Eltern, Johann Georg Hahn und Regina, geb. Hahn, wohlhabende Bauersleute waren. Schon als Kind zeigte er ein nachdenksames Gemüth; so oft in der Schule etwas aus der Kinderlehre oder Bibel gelesen wurde, machte es einen solchen Eindruck auf ihn, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den h. Geist bat. Nach seiner Confirmation mußte er, so wenig es mit seinem Inwendigen übereinstimmte, das Mezgerhandwerk lernen; nach der Lehrzeit arbeitete er aber wieder auf dem Bauerngut seines Vaters. Weil er ein schöner, blühender, freundlicher und liebreicher Jüngling war, auch eine außerordentliche Unterhaltungsgabe besaß und sehr

schön singen und pfeifen konnte, so suchten ihn die ledigen Leute an sich zu ziehen; er hatte aber schon in diesen jungen Jahren ein solches reges und zartes Gewissen, daß ihn dasselbe über jede Theilnahme an leichtsinnigem Zeitvertreib ernstlich strafte. So faßte er damals schon Vorsätze zum Bekehren, und fieng an, während seine andern Kameraden spielten und Possen trieben, trotz ihres Spottes in der Bibel zu lesen. Er glaubte nach 1 Joh. 3, 15. schon ein Todtschläger zu seyn, wenn sich nur der geringste Unwille wider Jemand in seinem Herzen offenbarte. Daher kam es auch, daß er von den Leuten in seinem Orte für den Untadelhaftesten erklärt wurde. Zu einer gründlichen Erweckung kam er nun aber in seinem siebenzehnten Lebensjahr, als er in der Kirche mit der Gemeinde das Lied: „Der am Kreuz ist meine Liebe" (Nro. 152) sang. Von da an fieng ein heftiger Bußkampf, der Streit zwischen Geist und Fleisch, bei ihm an. Nach Licht und Frieden dürstend kämpfte er vom siebenzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr mit schweren, innerlichen Anfechtungen und Zweifeln. Als aber diese dunkle Nacht der Trübsal durchgemacht war, folgten zweimal nach einander lichtvolle, außerordentliche Seelenzustände bei ihm, das erstemal drei Stunden lang, als er eines Tages gerade auf einem Acker ganz allein Gerste häufelte, das anderemal, im Jahr 1780, sieben Wochen lang. Diese „Erleuchtung" — wie er selbst diese Zustände nannte — schrieb er auf und verweilte über dem Aufschreiben oft bis zwei und drei Uhr in der Mitternacht an seinem Schreibtisch. „In dieser Zeit" — so schreibt er selbst — „hätte nicht „viel gefehlt, meine Seele wäre aus dem Leibe gefahren, denn ich „habe geglaubt, die ganze Welt sey lauter Paradies und voll heiligen „Geistes; ich sahe in die innerste Geburt und allen Dingen in das „Herz, und mir war, als wäre auf einmal die Erde zum Himmel „worden und als ob ich die Allenthalbenheit Gottes schauete. Mein „Herz war gleich der ausgedehnten Ewigkeit, darinnen sich Gott „offenbart. Ich ward auch über die wichtigsten Schriftstellen am „allergründlichsten erleuchtet und belehrt.

Jesus war wirksam, mein Geist hielt sich leidend,
Jesus mittheilte, mein Glaube war waidend,
Nichts konnte hindern den heiligen Lauf.
Meine Tinktur wurde gänzlich durchdrungen
Und in das Urbild der Menschheit verschlungen."

Schon seit der ersten Erleuchtung fieng er Privaterbauungsstunden zu besuchen und sich von der Welt zurückzuziehen an. Darüber war aber sein Vater so erbost, daß er ihm einmal siebenzig Streiche gab, und ihn, aufgehetzt durch die Stiefmutter, mißhandelte. Daher verließ er das väterliche Haus und diente als Bauernknecht in Döffingen und auf dem Illinger Hof, bis sein Vater anderer Gesinnung wurde und versprach, ihm seine Freiheit zu lassen, daß er ungehindert nach Ueberzeugung Gott dienen könnte. Nun lebte er in der größten Verleugnung

aller Sinnlichkeit; seine Kleidung war schlecht, weil er nichts anzog, als was seine Brüder abgelegt hatten, über dem Gebet vergaß er oft das Essen, in zwanzig Jahren trank er weder Wein, noch Most, noch Thee, noch Kaffee, sondern bloß Wasser und Milch.

Nun redete Hahn in den Privatversammlungen, und die außerordentliche Geisteskraft, welche seine Rede begleitete, zog viele Seelen herbei und machte großes Aufsehen in der ganzen Umgegend von Altdorf, weil ein unstudierter Jüngling so innig und so fliessend von den tiefsten Gottesgeheimnissen reden könne. Er bildete sich nach des Prälat Oetinger's mystischen Schriften, hauptsächlich aber nach Jakob Böhme, dem Görlitzer Schuhmacher, dessen Theosophie und Schreibart er ganz angenommen hat. Manche vermutheten einen Propheten in ihm, der berufen wäre, noch Höheres und Tieferes zu offenbaren, als die h. Schrift enthält. Der große Zulauf, den er auf diese Art von allen Seiten her hatte, und seine von den symbolischen Büchern unserer evangelischen Kirche mannigfach abweichende Lehre waren die Ursache, daß er einmal über das andere von geistlichen und weltlichen Behörden zur Verantwortung gezogen wurde. Da entwich er, auf den Rath des Pfarrers Hahn zu Echterdingen (vgl. S. 279), eine Zeit lang in die Schweiz, wo er Lavatern besuchte. Allein nach seiner Zurückkunft mehrte das Verbot seiner Erbauungsstunden nur um so mehr die Zahl seiner Verehrer; denn nun betrachteten sie ihn als einen Märtyrer der Wahrheit. Vor das Consistorium geladen, fand er an Consistorialrath und Stiftsprediger, Carl Heinrich Rieger, dem Sohne Georg Konrads (S. 335), einen einsichtsvollen Richter; sonst hätte leicht aus dieser Bewegung völliger Separatismus entstehen können. Den Vorschlag Rieger's, Theologie zu studieren, nahm er nicht an, um nicht an eine Gemeinde gebunden zu seyn, einen andern Rath desselben aber, sich künftig mehr an die h. Schrift zu halten und sich mehr mit Schriftworten und im Schriftsinn auszudrücken, versprach er zu beherzigen. Bis in sein dreißigstes Jahr, also bis 1788, hielt er sich nun so meist in seinem väterlichen Hause auf und trieb dort das Wanduhrenmachen, welches er besonders erlernte, um auch eine leibliche Beschäftigung zu haben. Dann hielt er, obwohl unter fortwährendem Widerstand der Kirche und ihrer Diener, Erbauungsstunden an verschiedenen Orten des Gäu's, besonders in Ober- und Unter-Jettingen. Er schrieb auch viele Briefe und Lieder, die er sich jedesmal von christlichen Brüdern besonders abschreiben ließ, um Alles zu sammeln, was er geschrieben hatte.

In den Jahren 1792—1794 zog er sich nach Nebringen bei Herrenberg zurück, um dem allzugroßen Zulauf auszuweichen, von wo er dann in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahr 1794 auf das Schloßgut der Herzogin Franziska zu Sindlingen bei Herrenberg als Drittelmeyer kam. Hier wurde er nun von keiner Behörde mehr gestört und konnte sich seiner umfassenden geistlichen Wirksamkeit unter

dem Beistand mehrerer geistesverwandten Gehülfen nun ganz widmen. Er hielt dort an allen Sonn-, Fest- und Feiertagen nach geendetem Gottesdienst bei immer zahlreicheren Versammlungen seine Erbauungsstunden, oft unter freiem Himmel im Schloßgarten, da seine Wohnung nicht geräumig genug war. Daneben schrieb er nun auch, außer einem großen Briefwechsel selbst ins Ausland, mehrere Schriften über biblische Bücher, besonders seine „dreizehn Briefe über den Inbegriff seiner Erkenntniß von den Offenbarungen Gottes durch alle Zeiten hindurch. 1814." Diese Schrift ist eigentlich das Herzblatt seiner sämmtlichen, sehr breit gerathenen Schriften. Er weicht zwar in manchen Punkten von der Lehre der symbolischen Bücher ab, z. B. in der Annahme eines innern Lichts, eines zwiefachen Sündenfalls, wobei der erste Sündenfall darein gesetzt wurde, daß Adam ein Gelüste nach einem Weib bekam, in der Geringschätzung des ehelichen Standes als einer geringern Stufe des Christenthums, im Glauben an Einzelauferstehungen der Gläubigen bald nach dem Tode, an die Wiederbringung aller Dinge und damit in Verbindung stehende Reinigungsfeuer in verschiedenen Aeonen der Ewigkeit ꝛc.; bildete aber durch sein Dringen auf Lebensgerechtigkeit und Heiligung ein heilsames Gegengewicht gegen die damals in Würtemberg, besonders im Gäu, weit verbreitete Sekte der Pregizerianer, welche die Gnadenpredigten des Stadtpfarrers M. Chr. Gottl. Pregizer zu Haiterbach, eines Freunds von Hosch, mißverstanden und den Begriff des Glaubens als eines bloßen Annehmens der Gerechtigkeit Christi so hoch spannten, daß sie nichts mehr mit Klagen über ihre Sünden zu schaffen haben, sondern in der durch Christum erworbenen Versöhnung und Sündenvergebung ganz fröhlich und selig seyn wollten. Ebenso bildete er ein heilsames Gegengewicht gegen die seitherigen sogenannten „alten Pietisten", welche nicht nur ziemlich lau geworden waren, sondern namentlich den Glauben als ein bloßes leidendes Annehmen der Gerechtigkeit ansahen, wobei der Mensch gar nichts thun könne, als zuwarten, bis Gott von selbst die Sünde austreibe, über die sie daher beständig klagten und seufzten, ohne sich das Blut Christi zu einer rechten Heiligungskraft dienen zu lassen. Hahn dagegen lehrte zwar auch die Glaubensgerechtigkeit, daß nur dem die Gerechtigkeit Christi vollkommen zugerechnet werde, der im Glauben das Wort von der Versöhnung annehme, aber er hob vor Allem hervor, daß aus dieser Glaubensgerechtigkeit auch eine Lebensgerechtigkeit werden müsse, wie die Frucht aus dem Baume hervorwachse, und daß der Mensch im Glauben eine Kraft bekomme, wider die ihm immer noch anklebende Sünde zu kämpfen, unter täglicher Buße der Heiligung nachzujagen und von Neuem geboren zu werden. „Niemand hat Vergebung der Sünden" — das war einer seiner Hauptsätze — „als der wirklich im Werden, in der Geburt Gottes, ist. Die Kinder Gottes wollen nicht von außen, sondern von innen gerecht seyn, gerecht geboren

von innen." Dabei war er in diesem unglaubigen Zeitalter für Viele eine Weckstimme zum ernstlichen Bemühen um Wahrheit und Gottseligkeit. Namentlich wirkte er aber auch den damals auf eine drohende Weise um sich greifenden Separatisten entgegen, von welchen er vielen Hunderten ihren Haß gegen die Kirche benahm. Es wäre nur zu wünschen, daß seine jetzigen Anhänger, nach seinem Taufnamen „Michelianer" genannt, welche nun mehr oder weniger unkirchlich, oft sogar antikirchlich gesinnt und unter sich als besonderes „Kirchlein" förmlich organisirt sind, besser beachten würden, wie er oftmals mit Entschiedenheit sich dahin aussprach: „Wahre Kinder Gottes sind sehr „demüthige, einfältige und redliche Seelen; sie verachten nicht die „Anordnungen und Gebräuche ihrer Kirche, die heiligen Sakramente, „noch auch die verordneten Lehrer, sondern Alles dieses respektiren sie „und sind froh, wenn man sie unter solchen Verfassungen leben und „passiren läßt; sie sehen sich nicht an und wollen nicht angesehen seyn „als berufene, ordentliche Lehrer, sondern bloß als Handlanger derer, „die am geistlichen Tempel Gottes arbeiten. Diese sind die werkzeug„lichen Baumeister, wir ihre Handlanger."

In den letzten dreizehn Jahren seines Lebens hatte er mit der Wassersucht zu kämpfen, was ihm oft das Sprechen in den Versammlungen sehr beschwerlich machte. Er betrachtete aber diese körperlichen Leiden als eine heilsame „Begleitung" durch die Welt, als eine beschützende Gesellschaft und als eine immerwährende Mahnstimme zur Demuth und ernstlichen Herzensprüfung. Heftige Anstrengungen um Weihnachten des Jahrs 1818 durch Reden in Erbauungsstunden und heftiges Beten bei einer Krankheit seiner Hausgenossen beschleunigten seinen Tod. Er sagte denselben als in vierzehn Tagen eintretend voraus und ordnete nun seine Sachen. Seine Augen waren in der Todesstunde stets aufwärts gerichtet und sein Mund gieng stille, wie eines Betenden. Auf die Frage, ob er denn gar keine Bangigkeit des Todes habe, daß er so freundlich sey, antwortete er noch: „Nein! der Heiland hat sie Alle genommen und mich außerordentlich erquickt, daß ich ganz getrost bin." So starb er denn sanft und freudig am 20. Jan. 1819 in einem Alter von 61 Jahren. Zu seiner Beerdigung kamen die Leute von 12—15 Stunden weit her. Während er ins Grab gesenkt wurde stand ein Regenbogen als himmlisches Gnadenzeichen am Himmel und wölbte sich über dem offenen Grab. Die Seinen aber meinten, er sey nach wenigen Tagen schon auferstanden.

Nach seinem Tode gaben seine Anhänger zehn Bände seiner Schriften heraus, in welchen sich viele Lieder, meist mit langen, zahlreichen Versen, deren Zahl oft 20—40 ist, befinden. Sie haben fast alle seine theosophische Sprache und sind zwar von einem entschiedenen christlichen Geist und Heiligungseifer erfüllt, aber allzubreit gerathen und ohne wirkliche Poesie, meist nur gereimte Prosa, bei deren Durchlesung es einem ist, als müsse man durch tiefe Wasser waten. Der

Kern der Hahn'schen Lieder ist mit sorgfältiger Auswahl gegeben in der Schrift: „Das geistliche Liederkästlein oder kurzer Auszug aus den sämmtlichen Liedern von J. M. Hahn. Tübingen bei Fues. 1831."

(Quellen: Joh. Michael Hahn's Schriften. 1. Band: Sein Lebenslauf. Tübingen bei Fues. 1819.)

Außerhalb Würtembergs zeigt sich die altgläubige Richtung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, wiewohl höchst vereinzelt, auch noch in

andern deutschen Ländern.

Schon bei der Gellert'schen Richtung trafen wir einen Fröbing und Bürde, deren Lieder mehr in der alten glaubenskräftigen Form gedichtet sind. Es ist dieß in noch höherem Grade auch bei einem Genossen der Bremer Beiträger und Freunde Gellert's, Klopstock's und Cramer's der Fall, bei

Schlegel, Dr. Johann Adolph, geb. 18. Sept. 1721 zu Meißen in Sachsen, wo sein Vater Appellationsrath und Stiftssyndikus war. Johann Elias war sein älterer Bruder, dessen Aufsicht und Leitung auf der Schulpforte und in Leipzig, wo er seit 1741 studierte, er viel verdankte. Seines Bruders Gedichte, die in Deutschland mit vielem Beifall aufgenommen wurden, reizten auch ihn zu dichterischen Versuchen, und er trat in den Dichterbund, dessen Glieder Gellert, Rabener, Gärtner ꝛc. waren. Sein rechtschaffener Vater kam durch unverschuldete Unglücksfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück; deßhalb hatte er auf der Universität oft mit Mangel zu kämpfen, so daß er gar häufig statt des Mittagessens bloß ein Stück Brod auf dem Spaziergang verzehrte. Dazu wurde er auch einmal sehr gefährlich krank, und wäre ohne die sorgsame Verpflegung seines Bruders nicht mehr aufgekommen. Sein Aeußeres war gar nicht einnehmend, so daß Gellert von seinem ersten Zusammentreffen mit ihm gesteht: „Er gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch ist dieser Schlegel ein Freund mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde."

Nachdem er das Studium der Theologie vollendet hatte, wurde er Hauslehrer zu Strehla in Churſachsen und zog dann im J. 1748 zu Cramer, der Pfarrer in Crellwitz geworden war. Mit diesem verlebte er nun unter allerlei wissenschaftlichen Arbeiten anderthalb glückliche, genußreiche Jahre, bis er im J. 1751 Diakonus und Lehrer an der Schulpforte bei Naumburg wurde, wo er selbst seine erste Bildung erhalten hatte. Von da kam er im J. 1754 als Oberpfarrer und Professor der Theologie an das Gymnasium zu Zerbst und gab hier eine Sammlung seiner Predigten heraus. Auch hier hatte er stets mit Mangel und allerlei Noth zu kämpfen, die ihn ernstlich zum Herzen Gottes trieben. Endlich erhielt er ein hinlängliches Einkommen,

als er im J. 1759 Pfarrer an der Marktkirche zu Hannover wurde. Hier gab er von 1765—1772 drei kleine Sammlungen von neuen und verbesserten Kirchenliedern heraus, und das Kirchenlied, in dem er viel Belesenheit hatte, wurde von nun an sein Lieblingsfach. Die alten kraftvollen Lieder überfeilte er nur mit größter Behutsamkeit und bei seinen eigenen Liedern zeichnete er sich durch treues Festhalten am alten innigen Glaubensgeist aus. Was C. H. Jördens in seinem Lexikon der deutschen Dichter ihm als Tadel anrechnet: „gegen seine geistlichen Gedichte wird selbst die strengste Orthodoxie nichts einzuwenden haben, aber mitunter der Verstand und noch öfter das Herz", rechnen wir ihm zum Lob. Nach Gellert's Tod besorgte er die Herausgabe von dessen „moralischen Vorlesungen". Im J. 1775 endlich wurde er Consistorialrath, Generalsuperintendent des Fürstenthums Calenberg und erster Prediger an der Neustädter Hof- und Stadtkirche zu Hannover, welche Stelle er bis zu seinem Ende bekleidete. Als solcher besorgte er auch einen Anhang zum Hannoverschen Gesangbuch. Er starb zwei Tage vor seinem Geburtstag am 16. Sept. 1793.

Neben der Ueberarbeitung älterer Lieder dichtete er sehr schätzbare geistliche Lieder in reiner Sprache und fließendem Versbau voll innigen Glaubens. Sie sind meist enthalten in seinen „Sammlungen geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung von Johann Ad. Schlegel. 3 Theile. Leipzig. 1766. 1770. 1772." Der erste Theil enthält 8 neue und 42 geänderte, der zweite 14 neue und 15 veränderte, der dritte 27 neue und 30 veränderte Lieder. Küttner sagt in seinen „Charakteren deutscher Dichter" von ihm: „Er hat den unterscheidenden Ton des Kirchenlieds fast unter Allen seiner Zeit am glücklichsten getroffen; er hat Cramer's und Klopstock's feuervollen Schwung und Gellert's didaktischen Ausdruck eher vermieden, als erreicht und seine Gesänge besonders zur allgemeinen gottesdienstlichen Erbauung brauchbar gemacht, — für den gemeinen Mann nicht zu hoch und lyrisch, für den erleuchteten Christen nicht zu matt und geistlos. Ueberall ist Empfindung, edle Faßlichkeit und feierliche Würde." Weiter erschienen von ihm „vermischte Gedichte. 2 Bände. Hannover. 1787. 1789", welche geistliche und moralische Gedichte, Oden und Lieder enthalten.

(Quellen: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1798. Band I. S. 71—121.)

Liebich, Ehrenfried, der letzte Sprößling der zweiten schlesischen Schule, an Schmolke und Caspar Neumann sich anschließend (s. S. 191), wurde geb. am 13. Juni 1713 in Probsthayn im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater Müller war. Bis ins sechzehnte Jahr mußte er demselben in der Mühle helfen, kam aber dann, weil er ausgezeichnete Gaben zeigte, auf die Schule nach Schweidnitz und studierte sofort vom J. 1738 in Leipzig die Theologie. Bald

nach vollendeten Studien, im J. 1742, wurde er Pfarrer in Lommitz und Erdmannsdorf. Hier starb er auch nach 36jähriger treuer und gesegneter Amtsführung am 23. Dez. 1780.

Er dichtete frommen Sinnes 236 für ihre Zeit besonders korrekte und liebliche geistliche Lieder. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Oden. 1. Thl. Hirschberg und Leipzig. 1768. 2. Thl. Leipz. 1774." Im ersten Theil stehen 142, im zweiten 94 Lieder.

Claudius, Matthias, der bekannte fromme Wandsbecker Bote, wurde am 15. August 1743 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinschen, unweit Lübeck, geboren. Er lebte anfangs in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, als Privatmann und wurde dann im Jahr 1776 Oberlandkommissär in Darmstadt, legte aber diese Stelle bald wieder nieder und begab sich im J. 1777 wieder in sein liebes Wandsbeck, wo er unter dürftigen Umständen, aber ruhig und in seinem Gott zufrieden, lebte. Im J. 1788 wurde er Revisor bei der Schleswig-Holstein'schen Bank in Altona. Diese Stelle erlaubte ihm nach wie vor in seinem ihm unendlich theuer gewordenen Wandsbeck zu wohnen. Hier gab er nun eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Der Wandsbecker Bote", worinn er mit ächter Frömmigkeit und edlem Freimuth in einer launigen und naiven, gleichsam aus dem Munde eines spaßhaften Landboten kommenden Sprache die Gesinnungen der Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe und Religiosität zu empfehlen und durch Spott und Verachtung die menschlichen Thorheiten und Laster, vor Allem aber die Zeitphilosophie zu geißeln suchte. Ein Geist der Mystik und eine tiefe, geheime Weisheit spricht aus seinen Schriften. Er gab alle seine Arbeiten, die im Wandsbecker Boten und sonst noch in andern Zeitschriften erschienen waren, gesammelt heraus unter dem Titel: „**Asmus omnia sua secum portans** oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. 7 Theile. 1775 bis 1803." Es befinden sich darunter auch viele Lieder, meist Fabeln und Sinngedichte, so wie einige Lieder geistlichen und moralischen Inhalts. Er starb hochbetagt und allgemein geschätzt zu Wandsbeck am 21. Januar 1815. Sein Name gehört zu den edelsten Namen Deutschlands.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipzig. 1806—1812. 6 Bände.)

Schöner, Johann Gottfried, geb. 15. April 1749 zu Rügheim bei Schweinfurt im fränkischen Baiern, wo sein Vater Pfarrer war. Im achten Jahr nahm ihn sein Großvater, Pfarrer Giegler zu Wezhausen, ein frommer und sehr gelehrter Mann zu sich und gab ihm guten Unterricht in den Wissenschaften und in Gottes Wort. Jeden Tag mußte er seine Lektion mit dem Denkspruch anfangen: „**sine tuo lumine nihil est in homine!**" was der Großvater so übersetzte:

„Ohne deines Geistes Schein kann nichts Gut's im Menschen seyn!“ Im neunten Jahr kam er auf die lateinische Schule nach Königsberg in Franken und im J. 1760 nach Schweinfurt aufs Gymnasium. Hier war er zu viel sich selbst überlassen und lebte, wiewohl er mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit lernte, nach eigenem Dünkel, leichtsinnig, flüchtig, unbeständig, eitel, wenig bekümmert um Gott und sein Wort, noch weniger um Menschen, denen er sich bloß äußerlich durch ein einnehmendes Betragen gefällig zu machen suchte. Er fühlte den Irrweg, den er gieng, zuweilen mit geschlagenem Herzen und sang dann unter Thränen öfters die Lieder: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder“ — „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut“ — „Aus tiefer Noth“. Als er zwischen 16 und 17 Jahre alt war, hielt er die erste Predigt und nun ließ ihn die Stimme des Gewissens nicht mehr ruhen; die Gnade erlangte einen schönen Sieg über ihn, daß er sich nun von den gewöhnlichen Jugendsünden und allen bösen Gesellschaften losmachte und eingezogen, still und fleißig lebte. Mit einem solchen Ernst, sich ein gutes Gewissen zu bewahren, bezog er nun im J. 1767 die Universität Leipzig, wo er namentlich an Gellert und Crusius Lehrer hatte, die auf sein Herz segensreichen Einfluß übten. Er errichtete mit einigen frommen Studenten einen Bund redlicher Liebe und konnte noch in seinem Alter über seine Universitätszeit ausrufen: „Welche Freuden gönnte mir da mein Herr und Heiland mitten in meinen übrigens kümmerlichen Umständen!“ Im J. 1769 kam er als Hauslehrer nach Erlangen und 1770 nach Baiersdorf. An diesen beiden Orten beobachtete er, da er an der Hypochondrie litt, die Rathschläge der Aerzte mehr, als die Gebote des Evangeliums; er wurde schläfrig in den Uebungen der Gottseligkeit und verließ beide Orte, obgleich von Menschen ganz bedeckt mit dem Ruhm eines stillen, frommen Jünglings, aber bereits mit einem vom Guten wieder abgekommenen Herzen; er hatte eben noch keinen lebendigen Glauben an Christum und keine wahre Liebe. Nun suchte ihn der Herr in seiner Güte und Langmuth zur Buße zu leiten, indem er ihn mit vielem Guten überströmte. Er kam nämlich im J. 1772 als Hofmeister in das fromme v. Winkler'sche Haus nach Nürnberg und wurde hier bald unter die Nürnberger Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, was für einen Ausländer sehr schwer hielt, und im Sommer 1773 zum Prediger an der Margarethenkirche auf der Veste ernannt. Endlich ward er auch, daß zu seinem Glücke nichts mehr fehle, in das Nürnberger geistliche Ministerium aufgenommen und am 22. Juli 1776 zum Diakonus an der Marienkirche ernannt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Spezereihändlers Joh. Georg Essen, die ihm fünf Stiefkinder in die Ehe brachte. Die rasch auf einander folgenden Glücksumstände, in die er kam, der Beifall und die Ehrenbezeugungen, die man namentlich seinen Predigten bewies, verderbten an seinem Herzen wieder die seit-

herige Gnadenarbeit des heiligen Geistes. Er wurde eitel und hätte, wie er sagt, gerne „schöner" noch, als schön erscheinen mögen, da er, ohne das zu erkennen, statt Jesum den Herrn, zunächst nur sich, den Schöner, predigte und mehr auf den Effekt bei seinen Zuhörern schaute, als auf den Beistand dessen, welcher dem armen Menschen Worte des Lebens in den Mund legen kann. Er wurde so der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und seine Kirche war voll von Solchen, die sich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes sagen lassen. Daher scheute er sich auch vor dem freien und einfältigen Bekennen zu dem Herrn und seinem Kreuz.

Da gefiel es Gott, ihn aus dem Dienst der eitlen Creatur loszumachen und zu einer treuen, einfältigen Verkündigung des Evangeliums zu berufen; er erfuhr die Mark und Bein durchdringende Kraft des Wortes Gottes, das er so lange im Munde geführt, auf eine entscheidende Weise. Am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahrs 1776 predigte er nämlich einmal über den Glauben an Christum. Er schloß mit einer rednerischen Beschreibung des Glaubens und sagte ungefähr so: „Wer diesen lebendigen Glauben an Christum nicht hat, der hat keinen Theil an Gott und der durch Jesum erworbenen Gnade; ihm bleibet in diesem Zustande der Himmel auf immer verschlossen und die Wetterwolken des Zornes Gottes ruhen auf ihm die ganze dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch." Da er das so sagte, war es ihm als träfe ihn selbst ein Strahl aus diesen dunkeln Wolken und eine durchdringend laute Stimme sprach in seinem Herzen: „Du selber hast diesen Glauben nicht, auch auf dir ruht der Zorn Gottes, den du eben selber beschwurst." Da wird er auf einmal leichenblaß, wankt und schwankt auf der Kanzel zum Schrecken der Zuhörer, also daß den kranken Mann einige Männer von der Kanzel herunterführen müssen. Zu Hause angekommen, weinte er vor Gottes Angesicht Thränen der aufrichtigen Selbsterkenntniß und Gotteserkenntniß. In diesem Zeitpunkt suchte ihn der fromme Kaufmann Joh. Tobias Kießling auf, der sich seither vergebens um ihn bemüht hatte, und half ihm vollends ganz zu Christo. Damit war aber die Leidenstaufe, die ihm der Herr zugedacht, noch nicht vollendet. Als er vierzehn Tage später, am Erscheinungsfeste, wiederum predigen wollte, gieng es ihm, wie dem seligen Tauler: Thränen hemmen seine Sprache und er muß, halb ohnmächtig vor Scham und Schrecken, die Kanzel abermals verlassen. Darauf folgte drei Vierteljahre lang eine solche Untüchtigkeit zum Predigen, daß er mehreremale aus der Kirche wieder nach Haus geführt werden mußte, ohne fähig zu seyn, ein einziges Wort an die versammelten Zuhörer zu reden. Er wußte davon keine andere Auslegung zu machen, als daß der Zorn Gottes einen Unwürdigen vom Predigtamte, ja vielleicht gar von seinem Angesichte verstoßen habe; daher verfolgte ihn überall Angst und Schrecken, und selbst nachdem er sich wieder erholt hatte, trat nun der Kampf bei ihm ein zwischen dem

Ruhm Christi und dem Ruhm der Welt, zwischen seinem Gewissen, das ihn trieb, offen sich zu Christo zu bekennen, und der Eitelkeit, die auch den Beifall der Welt noch gern behalten hätte. So ward seine Natur dermaßen verzagt und verdrossen, daß er jedesmal zur Kanzel mit einer Angst gieng, wie sie ein Missethäter haben muß, der zum Tode geführt wird. Seine ehemaligen Zuhörer verloren sich jetzt meist aus seiner Kirche; man streute öffentlich das Gerücht aus, er sey im Haupt verwirrt geworden. Doch der Herr, zu dem ihn seine Noth immer mehr und näher hindrängte, hielt ihn, tröstete und stärkte ihn überschwänglich, also daß er nun, durchaus am Herzen verändert, frei und unumwunden, mit größter Entschiedenheit das Wort vom Heil und Leben der Sünder in Christo, dem alleinigen Sünderheiland, predigte. Es dauerte nun auch nicht lange, so sammelten sich ganz andere Zuhörer, meist aus den mittlern und niedrigern Ständen, um ihn, ein Häuflein nach dem Lebenswort dürstender Seelen, und unter diesen auch Kießling, der nun sein Herzensfreund wurde.

Am 2. Mai 1783 wurde Schöner Pfarrer an der Hauptkirche St. Lorenz. Diese Veränderung war zwar für seine äußere Lage sehr günstig und verschaffte ihm ein besseres Einkommen, aber eine schwierige und umfassende Seelsorge nahm jetzt seine Kräfte sehr in Anspruch und fast mit jedem Jahre bekam er ein neues, schwereres Kreuz zu tragen, unter dessen Zentnerlast er oft unterliegen zu müssen glaubte. Zuletzt aber dankte er dem Herrn dafür und sprach zu ihm: „Ich sehe jetzt wohl ein, daß du mir die mannigfache, äußere und „innere Noth, das vielfältige Kreuz, das ich getragen, seitdem ich mich „treuer zu deinem Dienst bekannte, nur deßhalb zugesendet hast, damit „ich den Menschen desto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz „erzählen könnte. Denn in diesem deinem Kreuze ist ja allein, nach „kurzem Leide, ewiger Trost und ewige Ruhe." In seinem Amte hatte er oft so viele peinliche Kränkungen zu ertragen, daß manchmal die Feindesliebe fast erlöschen wollte; auch in seinen häuslichen Verhältnissen gab es manche herbe Uebungen, denn eines seiner Stiefkinder wurde ein Selbstmörder und eine seiner leiblichen Töchtern, eine Jungfrau von achtzehn Jahren, in deren Herzen der Himmel wohnte, litt Jahre lang an der Fallsucht, daß die Jammertöne, die sie bewußtlos dabei ausstieß, ihm oft fast das Herz zerrissen; dabei war auch seine Frau immer leidend. Im J. 1799 wurde er selbst auch, nachdem er einen heftigen Schrecken durchzumachen hatte, von einem äußerst beschwerlichen Nervenzittern befallen, wodurch sein Körper immer schwächlicher wurde. Er lobte aber auch dafür Gott unter Thränen, wie einer, der für einen Vorschmack der Seligkeit dankt. „Denn," sagte er, „ehe ich gezüchtiget wurde, kannte ich ihn nicht. Je größer der Schmerz, desto inniger die Nähe seiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: „Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich eingehen." So lernte er aber auch im

eigenen Leiden die Leidenden himmelan zu weisen, wie er dieß am schönsten gethan in seinem Liede: „Himmelan" (Nro. 421.).

Mitten unter diesen Leiden blieb aber sein Geist gleichwohl in reger Thätigkeit. Gerade in diesen Jahren; namentlich von 1799 bis 1809, gab er die meisten seiner Schriften heraus, die im In- und Ausland viel Segen stifteten, z. B. Feiertags-Epistelpredigten, Evangelienpredigten, das historische Lesebuch, die Sprüchwörter, einen Catechismus und eine Sammlung eigener Lieder, nebst vielen andern kleinern Schriften. Wie Dann in Stuttgart, so wirkte Schöner in Nürnberg. Er schämte sich nun des Evangeliums von Christo nicht mehr, sondern verkündete unermüdet das Wort vom Kreuz als eine Gotteskraft und Gottesweisheit, und, ermahnte unablässig zur Buße und zum Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Wie er predigte, drückt er selbst in den Worten aus: „Ich knüpfe nicht an meine Predigten den Grundstein des Christenglaubens nur gelegentlich an, sondern auf ihm sind alle meine Ermahnungen und Belehrungen an die Gemeinde gegründet und auferbauet. Man sagt von manchen Menschen, die immer Recht haben wollen: sie müssen immer das letzte Wort haben. Ich aber will wenigstens thun, was in meinen Kräften steht, um zu bewirken, daß der, welcher allein Recht hat, während alle Menschen Lügner sind, noch das letzte Wort an das Herz und Ohr des sterbenden Sünders behalte." Namentlich besaß er auch eine eigene Gabe des Kinderunterrichts und hielt gesegnete öffentliche und Hauskinderlehren, durch die er in Verbindung mit seinen Jugendschriften edle Samenkörner in die Herzen ausstreute. Obgleich mit seinem Prediger- und Seelsorgeramt reichlich beschäftigt, führte er neben seinen schriftstellerischen Arbeiten auch noch einen reichen Briefwechsel und nahm an der Bibelsache so warmen Antheil, daß er der Erste war, der im J. 1805 in Deutschland eine Bibelgesellschaft gründete, die in Verbindung stand mit der brittischen Bibelgesellschaft zu London. Durch seinen unermüdeten Eifer und ausgedehnte Bekanntschaften brachte er eine Summe zusammen, so weit sie nöthig war, das N. Testament mit stehenden Lettern zu drucken, wodurch mehr als 30,000 Exemplare theils unentgeldlich, theils zu ganz niedrigen Preisen vertheilt wurden. Ueberall war seine Hauptabsicht, für Jesum Seelen zu gewinnen und selig zu machen.

Je treuer er sich so seinem heiligen Berufe weihte, desto beschwerlicher mußten ihm die größeren Anstrengungen seyn, die dieser von ihm forderte. Sein Nervenzittern wurde immer stärker, so daß er nur mit Hülfe einer Maschine, wodurch das Papier festgehalten wurde, die zitternde Hand noch einigermaßen zum Schreiben gebrauchen konnte. Als er daher im J. 1809 zum Stadtpfarrer an seiner Kirche ernannt wurde, mußte er die Verwesung der stadtpfarramtlichen Geschäfte seinem Collegen überlassen. Aber die Seelsorge und das Predigtamt versah er noch bis acht Monate vor seinem Heimgang

mit treuem, priesterlichem Herzen. Da war an seinen Vorträgen und ihrem Geistesfeuer recht sichtbar das Wort des Herrn: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Endlich mußte er sich aber doch entschließen, im Oktober 1817 seine Amtsführung niederzulegen. Das Zittern an beiden Händen nahm immer mehr zu und auch die Füße versagten jetzt ihre Dienste. Nun war Unthätigkeit sein Loos. Dieß beugte ihn tief, daß er darüber Thränen vergoß und sich als ein elendes Nichts, als einen vorzüglichen Sünder betrachtete. Es gereichte Allen zur größten Beschämung, wie er so gar gering von sich dachte und Andere weit über sich erhob. Oft bekannte er, wie er sich so arm, so schwach, so ohnmächtig zu allem Guten fühle und wie der Kampf mit der Sünde täglich so sauer und schwer sey. Wie froh war er da, wenn man ihm ein Trostwort oder eine Bibelstelle zur Ermunterung vorsprach. Da sagte er einmal: „Je ohnmächtiger, je kraftloser der alte Schöner wird, desto gewaltiger und mächtiger wird in ihm Jesus Christus. Je ärmer ich bin, desto reicher ist mein Herr, je saurer und schwerer der Kampf, desto süßer sein Trost, desto mächtiger sein Beistand." Er blieb auch jetzt noch nicht ganz unthätig, denn er diktirte mehrere kleine Schriften, z. B.: „Gedichte zur Verherrlichung Jesu" und „lehrreiche Aufsätze unter dem Bibellesen entstanden". Immer heftiger aber wurde sein Nervenzittern, das nun schon achtzehn Jahre währte und ihn zu einem immerwährenden, vielgeprüften und bewährten Dulder machte. Er mußte zuletzt wie ein Kind gepflegt werden und konnte beim Sitzen nicht einmal mehr einen Fuß über den andern schlagen. Allein man hörte kein ungeduldiges Wort von ihm, er blieb stets in tiefer Verehrung seines Gottes, dessen Wege er für eitel Güte und Wahrheit hielt. Sein Trost war, wie er es selbst einmal gesungen hat: „Ich bin nicht allein, der Vater ist bei mir" (Nro. 31, 8.). Mit ihm gieng er stets um im Gebet, also daß der edle Schubert von ihm bezeugt: „Ich habe kaum einen andern Menschen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß so vermochte und übte, als Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beständiges Gebet gibt, so durch und durch anmerken können, als ihm." Nicht lange vor seinem Tod schrieb er noch einer Freundin mit zitternder Hand ins Stammbuch: „Betet ohne Unterlaß — wer beten kann, ist selig dran", und hat damit das Bild seines eigenen, innern Wesens verzeichnet.

Endlich kam für ihn, nachdem eine Geschwulst ihm zuvor schon die Augen verschlossen hatte, nach schwerem Leidenskampf die Stunde, da er „mit dem Sterbekleid sein Elend alles auszog" (Nro. 31, 11.), und er verschied sanft am 28. Juni 1818 in einem Alter von 69 Jahren. Er hatte sich selbst eine Leichenrede und zwei Traueroden noch im Leben verfaßt, in deren einer er am Anfang und Schluß dem Freunde Tod entgegensang:

Wohl mir, ich geh' zur Ruhe hin!
Mein Glaube hat gewonnen!
Durch dich, erhöhter Heiland, bin
Ich allem Zorn entronnen! —
Drum schließ ich sanft die Augen zu,
Befehl' dir meine Seele,
Die nimmst — und die bewahrest du,
Ach! diese theure Seele!

Der Inhalt der Leichenrede war: „Die Vergebung der Sünden, die erste und unentbehrlichste Trostquelle", und der Leichentext: Psalm 25, 6. 7.

Manche seiner glaubensinnigen Lieder, die etwas vom Gellertschen Ton haben, kamen auf einzelnen Blättern, besonders auch in den zu Basel erscheinenden „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit" heraus; er war nämlich vieljähriges Mitglied der diese Sammlungen herausgebenden „Deutschen Gesellschaft". Zuerst erschienen von ihm: „Einige vermischte geistliche Gedichte. Nürnb. 1775." — „Einige Lieder zur Erbauung. 1776." Erst die spätern Sammlungen enthalten seine unter der Trübsalshitze gereiften Geistesfrüchte; es sind folgende: „Vermischte geistliche Lieder und Gedichte. 1790", namentlich aber: „Trostlieder. 1803" und „Gedichte zur Verherrlichung Jesu. 1818."

(Quellen: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Basel. Jahrg. 1819. S. 73—96. — Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde von Dr. Schubert (welcher Schöner seinen geistlichen Vater nennt). II. Band. Leipz. 1824. S. 246—256. S. 308—313. — III. Band. 2. Aufl. Erlangen. 1838. S. 166—172. S. 183—187. S. 192—198. S. 229—231. S 242—245. S. 254 f.)

Auch aus der reformirten Kirche sind hier drei würdige Vertreter zu nennen:

Annoni,* **M.** Hieronymus, geb. in Basel 12. Sept. 1697. Er wurde, nachdem er viele gelehrte Reisen gemacht hatte, im J. 1740 Pfarrer in Waldenburg im Canton Basel, wo er sich mit Esther, geb. Zwinger, verheirathete, an der er allezeit eine fromme Gehülfin hatte. Im J. 1747 kam er als Pfarrer nach Muttenz, einem bloß eine kleine Stunde von Basel entfernten Dorfe. Hier wirkte er 23 Jahre lang in großem Segen, so daß von ihm bezeugt wird, „er machte Epoche im Reiche Gottes zu seiner Zeit für die Stadt und Landschaft Basel". Es entstanden durch ihn viele Erweckungen in der Basler Gegend und es war ein stets anhaltender großer Zulauf von Menschen aus der nahen Stadt und der ganzen Umgegend, um seine salbungsreichen Predigten zu hören.

* Der Zeit nach gehört er eigentlich in die vierte Periode; sein hauptsächlichstes Wirken fällt aber doch mehr in die ersten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, weßhalb ihm hier seine Stelle angewiesen ist.

Er hielt dieselben nicht in dem gekünstelten, frostigen Ton, der damals mehr und mehr aufkam, sondern ganz einfältig, herzlich und kindlich. Er wollte vor Allem verstanden seyn, weßhalb er auch mehrmals zu sagen pflegte: „Ich muß predigen, daß mich meine lieben Bauern verstehen, ich will nicht den Stühlen und Bänken predigen.“ Einige seiner herzlichen, bibelkräftigen Predigten, die er im J. 1754 über das Evangelium Johannis hielt und die ein Verehrer der Wahrheit ihm nachgeschrieben hat, sind in den Jahrgängen 1795—1797 der Basler „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ aufbehalten. Daselbst ist auch von ihm bezeugt: „Er „besaß gründliche Gelehrsamkeit, auf Reisen durch Beobachtungen ge„sammelte Welt- und Menschenkenntniß, aber vorzüglich viel Geistes„und Gnadengaben, und war von der Liebe zu seinem Herrn so ge„drungen, daß er sich alle Mühe gab, ihm, dem Erzhirten, Schafe „zuzuführen.“ Er stand daher auch mit vielen Seelen, die sich an seine seelsorgerliche Berathung von nah und fern wandten, in brieflichem Verkehr. So schreibt er einmal an eine christliche Freundin, der er den Weg zum Leben weisen sollte: „Der Anfang ist noch nicht das Ende und das Anklopfen des Bräutigams noch nicht die Hochzeit. Sie müssen niemals vergessen, daß das Christenthum die Reise aus Aegypten nach Canaan ist; die Wüste liegt aber dazwischen, durch welche man wandern muß; da muß man erfahren, daß das Herz auch eine Wüste sey und muß lernen zum Hohenpriester gehen, daß man rein werde nach und nach. Da sieht's bald heiter, bald dunkel — da gibt's bald eine gute, bald eine schlechte Herberge — bald donnert's auf Sinai, bald schneit's Manna, bald ist's Wasser bitter, bald quellet der Fels. Hier ist Geduld noth, fleißiges Beten und Singen und Hoffen, bis endlich zur Erlösung durch den Jordan ins himmlische Jerusalem. Unsere neumodischen Christen möchten oft gerne in Einem Sprunge hinüber, aber sie erfahren doch Alle, daß es eine Reise ist von Wochen, Monaten und Jahren. Gott helfe uns fort und hinüber!“ Er war ein tief gewurzelter und ganz auf Jesum gegründeter Christ. So sagte er einmal: „Es ist ein rechtes und gültiges „Sprüchwort:

„„Wer Christum Jesum recht erkennt,
Der hat sein' Zeit wohl angewend't.““

„Dieß ist das Fundament des Christenthums und ewigen Lebens.“ Solch ein kernhafter Glaubenssinn spricht auch aus den Liedern, die er dichtete, vor Allem aus dem Lied: „Der Heiland ist's allein“, das mit der Ueberschrift: „Christus Alles in Allem“ in den Basler Sammlungen, Jahrg. 1804. 6. Stück. S. 190 sich findet, und worinn er entschieden auf ein wahres, lauteres Kernchristenthum dringt, wenn er z. B. in einigen Versen ausruft:

„Christ! denke, red' und wandle,
Wie's dir im Herzen ist;
Nur denke, sprich und handle
Nichts ohne Jesum Christ.“

„Wohlan, dieß große Eine
Bleib stets dein Element,
Der Heiland sey alleine
Der Anfang, Mittel, End'."

Er gab auch ein recht gutes Gesangbuch heraus und leistete in seiner Gemeinde viel für den Kirchengesang. Als ein 73jähriger treuer Knecht Gottes wurde er endlich nach wohl vollbrachtem Tagewerk zu seines Herrn Freude eingeführt am 10. Okt. 1770 und an der Seite seiner ihm vorangegangenen Ehefrau vor der Hauptpforte der Muttenzer Kirche begraben, wo jetzt noch auf seinem Grabstein eine Grabschrift zu lesen ist, welche die Ueberschrift hat: „**Post crucem corona**" (auf das Kreuz die Krone!), und worauf er gepriesen ist als ein treuer Arbeiter, der das Werk des Herrn eifrig und im Segen betrieben und nun eine fröhliche Auferstehung in Jesu Christo erwarte. Der Segen und das Siegel seines Amtes währet noch fort.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten. — Basler Sammlungen Jahrg. 1795. S. 64.)

Krummacher, Dr. Friedrich Adolph, wurde geb. am 13. Juli 1767 zu Tecklenburg in Westphalen. Er stammt aus einem gottseligen Haus und Geschlecht, von dem es, so weit die Blicke auf dasselbe reichen, heißen kann: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern." Sein Großvater, dessen Haus der Sammelplatz vieler Glaubigen aus dem Städtchen Tecklenburg und der Umgegend war, Adolph Heinrich, war Schloßwachtmeister auf der Bergfeste Tecklenburg und sein Vater, Friedrich Jakob, war ein streng gewissenhafter Rechtsgelehrter, Hoffiskal, Justizkommissär und Bürgermeister in Tecklenburg. Derselbe lag so oft und ernstlich im Gebet vor Gott, daß heute noch die Sage geht, eine Vertiefung, die sich in dem Fußboden seiner Kammer vorfand, habe er mit seinen Knieen und Thränen ausgehöhlt. Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren ein mit Jahreszahl und Datum bezeichnetes Zettelchen, auf das er mit seinem Blut die Worte geschrieben hatte: „Heute vergab mir der Gott der Gnade meine Sünden." Er hatte an Maria Dorothea, geb. Sträcker, eine treue Gehülfin, die ihm in in ihrem frommen Sinn seine Kinder unter einer sanften und ernsten Leitung zur Gottseligkeit heranziehen half. Rektor Hasenkamp in Duisburg sagte einst zu unserem Krummacher: „Wenn ich je meine Kniee beugen könnte vor einem Menschen, dann vor Ihrer Mutter." So ward derselbe frühe schon durch frommer Eltern Zucht für den Herrn und seinen Dienst gewonnen. Er studierte in Halle von 1785 Theologie und fand hierauf im J. 1790 eine Anstellung als Conrektor am Gymnasium in Hamm im Regierungsbezirk Arensberg in Westphalen. Nach vier Jahren wurde er Rektor des Gymnasiums zu Meurs im Regierungsbezirk Cleve. An beiden Orten hatte er seinen jüngeren Bruder bei sich, da der ehrwürdige Vater im J. 1791 heimgegangen war, nachdem er durch sein

Sterben noch den tiefsten Eindruck auf die Söhne gemacht hatte. Dieser jüngere Bruder ist der durch seine salbungsreichen Predigten über Jakobs Kampf und Sieg und durch seine Hauspostille wohlbekannte 21jährige Prediger an der reformirten Gemeinde zu Elberfeld, Gottfried Daniel Krummacher († 30. Jan. 1837).

Im J. 1801 wurde unser Friedrich Adolph Professor der Theologie in Duisburg; seine Herzensneigung zog ihn aber zu dem Beruf eines Seelsorgers und Predigers, weshalb er im J. 1807 die Stelle eines reformirten Predigers in der Stadt Crefeld und in demselben Jahre noch die eines Landpredigers zu Kettwich übernahm. Auf seiner akademischen Lehrstelle in Duisburg hatte er sich nämlich schon in kindlich frommem Sinne der Kinderwelt zugeneigt, um sie in kindlicher Sprache Tugend und Frömmigkeit zu lehren. Das Treiben der Welt hatte ihm Unmuth und Eckel erweckt, daher wandte er sich in die Unschuldswelt der Kinder, eingedenk des Worts Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." So erschien von ihm im J. 1806 zu Duisburg die liebliche Dichtung: „Die Kinderwelt" (neue Auflage 1813). Er war einer von den Schülern Herder's, die durch dessen geistreiche Behandlung der ebräischen Poesie und alttestamentlichen Werke angeregt, mit Begierde die Sprache und Sitte des Morgenlands zu erforschen und so tiefer in das Verständniß der h. Schrift einzubringen bemüht waren. Eine köstliche Frucht seiner Herder'schen Schule sind seine noch vor obiger Schrift erschienenen „Parabeln", deren erstes Bändchen im J. 1805 erschien und die in vollständiger Ausgabe in zwei Theilen zu Duisburg von 1819—20 gedruckt wurden (6. Aufl. 1830). Nach Art der ebräischen Parabeln sucht er in denselben in einfach-kindlicher, dem biblischen Ausdruck nachgebildeter Sprache an allerlei sinnlichen Gegenständen übersinnliche Lehren und Wahrheiten zur Anschauung zu bringen und erwarb sich durch die Sinnigkeit und Wärme der Darstellung mit diesen Parabeln bei Alt und Jung den größten Beifall. Von Kettwich kam er als Oberprediger und Superintendent nach Bernburg, wo ihn der Herzog von Anhalt-Bernburg bald auch zum Consistorialrath ernannte und er im Segen wirkte. Er arbeitete hier zur Verbreitung der Bibelkenntniß unter der Jugend seinen wohlbekannten „Bibelkatechismus" aus, der schon die zehnte Auflage erlebt hat, und in dessen Vorrede er klar und schön seinen ganzen Sinn ausspricht, wenn er sagt: „Die Bibel ist das Haupt-, Hand-, Haus- und Lebensbuch der Christen. Je mehr Kenntniß desselben, desto mehr religiöses Interesse und Liebe zum Christenthum, wie zu einem freien Vaterlande, dessen Freiheitsbrief die Bibel ist. Nur durch Gottes Wort, nicht durch äußere Kraft und Reizmittel kann das verfallene Zion wieder erbauet und erhalten werden." Im J. 1824 berief ihn die St. Ansgariusgemeinde in der freien Stadt Bremen zu ihrem Prediger. Hier stand er 21 Jahre lang als ein im Dienst des Herrn ergrauter Arbeiter und treuer Zeuge

des Herrn wider den Unglauben. Sein Sohn ist der als feuriger Eliasprediger wohlbekannte Friedrich Wilhelm Krummacher, seit 1835 Pastor zu Elberfeld. Endlich nahm ihn als einen 77jährigen Greisen sein Hirte bei der Hand und führte ihn 4. April 1845 auf „die grünen Auen" (Nro. 72.), wo nun der Herr selbst als Morgenstern ihm leuchtet (Nro. 628.).

Seine geistlichen Lieder tragen, wie alle seine Arbeiten, den Charakter der kindlichen Frömmigkeit, obwohl die Sprache zu modern und in Herder'scher Art zu blühend ist. Sie sind meist enthalten in seinem „Festbüchlein, 3 Bändchen: Der Sonntag. Essen. 1805 (5. Aufl. 1828). Das Christfest. Essen. 1810 (3. Aufl. 1821). Das Neujahrsfest. Essen. 1819 (2. Aufl. 1833)." Einzelne Lieder aus diesem „Festbüchlein" sind schon im J. 1808 und 1809 mit Melodien von A. Harder besonders herausgegeben worden. Er bewegte sich am liebsten auf dem allegorisch-didaktischen Gebiet. Bei dem sinnigsten Verständniß des Natur- und Menschenlebens und der zartesten Darstellungsgabe fehlte es — wie Kletke richtig urtheilt — dem kindlich gemüthlichen Dichter an Kraft, um seine Bilder tiefer und vielseitiger zu beleben.

Menken, Dr. Gottfried, wurde geb. 29. Mai 1768 zu Bremen, gottseliger Eltern Kind; mütterlicher Seits stammt er von dem großen Schriftforscher Lampe ab. Im J. 1788 bezog er als ein frommer Jüngling von strengen Sitten die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Noch wenig bekannt mit dem hohen Grad, den der Unglaube bereits erstiegen hatte, und mit dem ganzen Geiste des damals auftauchenden Rationalismus, trat er in die Hörsäle der neuen Lehrer ein; er war voll Begierde nach Aufschluß der Bibel; aber er traute seinen Sinnen nicht und erschrack heftig, als die Professoren in ihren Bibelerklärungen ihm zumutheten, etwas ganz Anderes im Texte zu sehen, als er in seinem vorliegenden Testament wirklich sah. Einige Wochen hielt er es aus; dann übermannte ihn Traurigkeit und Unmuth; sein kindlicher Glaube, tief befremdet über solchen Abfall von der Wahrheit, hatte einen heftigen Kampf zu bestehen. Er sah ein, daß er entweder allen Glauben und dessen Seligkeiten aufgeben, oder mit einem festern Standpunkt Alles gewinnen müsse; deßhalb warf er sich unter heißen Thränen auf die Kniee und betete: „Bist du, „o Gott, und ist die Bibel dein Werk, so segne mein Forschen, daß „ich deiner und deines Worts gewiß werde. Wirst du mich erhören, „so soll mein ganzes Leben dem Dienste deiner Wahrheit geheiligt „seyn." Er blieb nun von diesen Collegien weg und las und studierte mit allen möglichen Hülfsmitteln Tag und Nacht für sich allein die Bibel. Heller und heller gieng ihm nun das Gnadenlicht auf und von da an brauchte er die h. Schrift fort und fort so fleißig, daß er fast häufiger einer neuen Bibel, als neuer Kleider, bedurfte. Das Ringen seiner Seele nach Wahrheit war ein Ringen mit Gott, der diesem jugendlichen Kämpfer und Forscher hier die stille Weihe zum

Zeugen und Helden der Wahrheit gab. Sein Leben war eigentlich eine fortwährende Lösung jenes Gelübdes, das er Gott damals auf den Knieen that. Von Jena gieng er im J. 1790 nach Duisburg, um noch einige Vorlesungen zu hören und nach erstandenem Examen von dort aus sich um eine Predigerstelle zu bemühen. Besonders einflußreich war hier für ihn die Berührung mit dem regen christlichen Leben, das schon damals, genährt durch das Wirken zweier edler, tiefer Geister, Tersteegen's (s. S. 219) und Collenbusch's, das Herzogthum Berg auszeichnete; besonders der Umgang mit Collenbusch gab ihm die entschiedenste Glaubensrichtung.

Noch in Duisburg begann er als Candidat seine schriftstellerische Zeugenthätigkeit, indem er sich in kühner Freiheit und mit dem Salz der Wahrheit gegen die unglaubige, rationalistische Lehre von den Dämonen oder Teufeln aussprach in der Schrift: „Beitrag zur Dämonologie". Diese Schrift erregte lebhaftes Aufsehen. Die Feinde der Wahrheit empfanden sie wie einen Scorpionenhieb, und geriethen über ihren unbekannten Verfasser in völlige Wuth. Die Schrift wurde als Schmähschrift behandelt und in Duisburg, wo der Hauptrationalist, Grimm, lehrte, am Schandpranger im Halseisen aufgehängt, mit Füßen getreten, zerrissen, und die Blätter umhergestreut. Die Schmach aber, die er hiefür litt, brach seinen heiligen Muth für die Wahrheit nicht. Er wurde nun im August 1793 Hülfsprediger für einen an den Augen leidenden Pfarrer in der kleinen Gemeinde Ueden im Herzogthum Cleve. Nach zehn Monaten schon wurde er von der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. zum Gehülfsprediger berufen. Inhalt und Art seiner Predigten setzten hier Fromme und Gottlose in Erstaunen und lockten eine Menge Zuhörer herbei; er hielt glaubige, inhaltreiche, gewaltige Predigten. Einen besonders freundschaftlichen Umgang hatte er hier mit dem frommen Prediger Krafft, der ihm am 22. Jan. 1795 unter dem Tischgebet, nachdem sie gerade zuvor viel und herzlich von der unsichtbaren Welt und ihrer Herrlichkeit mit einander gesprochen hatten, plötzlich todt in die Arme sank. Nach zweijährigem Aufenthalt in Frankfurt kam er als Prediger an die reformirte Gemeinde zu Wetzlar, und dann im J. 1802, nachdem er sich durch seine Schriften bereits hinlänglich bekannt gemacht hatte, nach Bremen, in die alte Vaterstadt. Hier erschien anfangs die starke Speise, die er in seinen Predigten reichte, die Tiefe der Erkenntniß, mit der er in das Geheimniß der Versöhnungslehre und des Hohepriesterthums Christi eindrang, die Entschiedenheit und Schärfe, mit der er seine Ueberzeugung und die Wahrheit aussprach, Vielen gar zu neu und abstoßend. Anfangs hatte er bloß einen kleinern Kreis von Zuhörern; derselbe erweiterte sich aber bald so, daß seine Kirche nachgerade die besuchteste wurde. Später wurde er **Pastor primarius** an der St. Martinikirche und Direktor des geistlichen Ministeriums.

Er war stets anspruchslos und herzlich, doch rücksichtslos in seinem Widerspruch gegen Alles, was sich dem göttlichen Charakter des Christenthums entgegensetzte. Seine Lieblingsschriftsteller waren Bär und Joh. Albrecht Bengel; des letztern lautere, tiefe, heilige Schriftweisheit und gediegene, salbungsvolle Sprache zog ihn besonders an. Er bearbeitete am eifrigsten als Schriftsteller das Feld der Homilie und brachte dieselbe, nächst Herder, am meisten wieder zu Ehren. So hatte er schon vor seiner Berufung nach Bremen zwei Sammlungen christlicher Homilien im J. 1798 und 1802 herausgegeben. Diesen folgten dann im J. 1804 Homilien über Stellen aus der Geschichte des Propheten Elias, im J. 1821 eine Erklärung des eilften Kapitels des Briefs an die Ebräer, im J. 1826 Betrachtungen über das Evangelium Matthäi und Blicke in das Leben des Apostels Paulus. Besonders segensreich hat er auch für eine vertrautere Bekanntschaft mit dem A. Testament gewirkt, auf das er stets hinwies und dessen einzelne Stücke er mit großer Einsicht und Treue bearbeitete. Bekannt ist auch seine dogmatische Schrift: „Ueber die eherne Schlange und das symbolische Verhältniß derselben zu der Person und Geschichte Jesu. 1812." Seine Schriften wurden ins Schwedische und Holländische übersetzt und besonders in den russisch-deutschen Provinzen sehr geschätzt, so daß ihn die Universität Dorpat zum Doktor der Theologie machte. Wie auf der Kanzel, so bewährte er sich auch in seinen Schriften als einen Mann von apostolischem Zeugengeist. Er war ein aus den Schätzen der ewigen Wahrheit Neues und Altes hervorbringender Schriftgelehrter zum Himmelreich, ein Gottesgelehrter aus der dreifachen, von Luther bezeichneten Schule der Theologen, der des Gebets, der Betrachtung und der Anfechtung.

In der Schule der letztern wurde er namentlich gar heiß und tief geübt. Außer den Kämpfen, welche er, wie alle Lehrer der Wahrheit, stets zu durchkämpfen hatte, ward er von sehr angreifenden körperlichen und häuslichen Leiden anhaltend durchläutert. Entsetzliche, langwierige Zahnschmerzen brachten ihn mehrmals bis an den Rand des Grabes; ein schrecklicher Druck auf dem Haupte und Grauen in zerrütteten Nerven machten ihn oft eine Reihe von Wochen und einmal siebenzehn Monate lang unfähig, eine Predigt zu halten, oder eine Feder anzusetzen. Siegreich strahlte aber sein Glaube aus solchen Nächten und Gluthen immer wieder hervor, und der erschütternde Wahrheitsernst seiner Lehre verklärte sich so immer mehr in den Geist der Liebe und des Trostes, der himmlisch erquickend zu den Angefochtenen unter seinen Zuhörern sprach. Als nun aber die immer wiederkehrenden Leiden ihn fast arbeitsunfähig machten, kaufte ihm ein Kreis seiner Verehrer einen freundlichen Ruhesitz, wo er die Tage seines Lebens ruhig beschließen konnte. Dieser stille Feierabend that dem erschöpften Kämpfer des Herrn gar wohl. Ein Freund, der in seiner letzten, schweren, viermonatlichen Krankheit um ihn war, bezeugt: „Jeder Tag an seinem

Sterbebette ist zu einem Festtag worden, indem aus seinem Benehmen und seinen Reden die inwendige Herrlichkeit hervorstrahlte, welche die Wunder des Königs und Hohenpriesters Jesu Christi in ihm geschaffen hatten." Im größten Schmerz und Elendsgefühl, da er mehrere Monate, besonders des Nachts, nicht schlafen, nicht liegen, noch sitzen, nicht essen, ja vierzehn Tage lang seinen Durst nicht stillen konnte, kam ihm, wie er bekannte, nie auch nur einen Augenblick ein Zweifel an der Liebe Gottes. Sein ganzes Verhalten war das ächte Conterfei Alles dessen, was er lange zuvor und oft und viel vom Leiden, vom tröstlichen Segen beim Wohlverhalten im Leiden, von der Glaubensfreudigkeit, die er in seinem Lied: „Die ihr den Heiland" (Nro. 471), so herrlich den Leidenden anpreist, geredet und geschrieben hatte. Er bezeugte oft: „Ich habe mich ganz in die Hand meines „Herrn Jesu Christi begeben und lasse ihn machen. Ich bin wie ein „ausgedroschenes Stroh und meine Selbstthätigkeit hört auf. Er „wird mir über den Tod helfen; da kann es vorher noch dieß und das „setzen, aber ich bin in seiner Hand wohl verwahrt." Gutmüthigen Trösterin, die ihm sagten, er könne bei solchem Wirken und Wandeln froh dem Tod entgegengehen, sagte er zu verschiedenenmalen: „Nein, darauf hin könnte ich nicht ruhig aus dieser Welt gehen. Ich habe mich oft nicht wohl verhalten, sondern vielfältig gesündigt. Ich suche meine Gerechtigkeit nicht aus des Gesetzes Werken; ich habe mich je und je auf die Versöhnung in Christo gestützt und Frieden mit Gott gesucht und gefunden. Ich habe gelebt im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich für mich gegeben hat (Gal. 2, 20.); in diesem Glauben sterbe ich auch getrost."

Am 29. Mai 1831 erlebte er seinen letzten Geburtstag. Am Morgen dieses Tages pries er, ohne noch zu wissen, daß sein Geburtstag sey, den Herrn mit dem Psalmvers: „Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu"; da erscholl ergänzend eine Stimme aus dem Nebenzimmer: „Und seine Treue ist groß", und als ihm nun sein vieljähriger Arzt Glück wünschte und mit den Worten schloß: „Der Herr hat Alles wohl gemacht", sprach er gerührt: „Das will ich droben bald singen, „„wo die lieben Engelein — Alle Musikanten seyn"". In der Nacht des 1. Juni lag er im Sterben. Ein Freund betete über sein erblassend Angesicht sich beugend also: „Herr Jesu, erwecke das ganze Zutrauen zu deinem Namen in deinem Knecht, welches in ihm ist; Seligmacher, erlöse ihn nun; hilf ihm, seinen Geist freudig in deine Hand zu befehlen, wie du am Kreuz deinen Geist in die Hände deines Vaters befahlst, nimm seinen Geist auf und laß auch sein letztes Ende Gott preisen." Mitten in diesem Gebet vernahm man von ihm noch ein schwaches Getöne, und ehe es zu Ende war, war er sanft entschwunden. Seine Freunde aber riefen: „Hallelujah!"

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 471.

(Quellen: Gebet und Rede beim Begräbniß G. Menken's am

6. Juni 1831 von C. H. G. Hasenkamp, evangelischem Prediger zu Vegesack. (Menken hatte denselben wenige Jahre vor seinem Tod als seinen Herzensfreund in sein Amt eingeführt.) — „Zum Andenken Dr. G. Menken's. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Theologie von M. J. C. Osiander, Prof. in Maulbronn (jetzt Dekan in Göppingen)." Aus der Tübinger Zeitschrift für Theologie. Jahrg. 1832. 2tes Heft, besonders abgedruckt. Bremen, bei W. Kaiser. 1832.)

Bevor wir aber nun aus dieser Periode der geistlichen Liederdichtung scheiden und in die Neuzeit übertreten, tritt unserem Blicke noch eine eigenthümliche Dichtererscheinung entgegen, die einzig in ihrer Art über ihrer Zeit steht, und von ihr noch nicht begriffen worden war, eine „Prophezeihung der neuern Zeit", wie sie schon bezeichnend genannt worden ist. Es ist der uns in die nächste Periode als ihr Vorläufer hinüberleitende

v. **Hardenberg**, Friedrich, genannt **Novalis**. Er wurde geboren 2. Mai 1772 auf einem Familiengut in der Grafschaft Mansfeld als der älteste Sohn unter eilf Geschwistern. Um sich nicht „v. Hardenberg" unterzeichnen zu müssen, nahm er in spätern Jahren den Namen „Novalis" an, von einem Gute, nach welchem die ältere Linie der von Hardenberg sich unterscheidet. Sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen und hielt sich mit seiner Gattin zur Herrenhuter Brüdergemeinde. Die fromme Gesinnung seiner Eltern, vor Allem die sanfte Ruhe und schöne Religiosität der Mutter, welche sich dem ganzen Haus- und Familienkreis mittheilte, machte auf sein junges, zartes Gemüth die tiefsten Eindrücke, die ihn auch durch sein ganzes Leben begleiteten. Er war ein überaus fleißiger Schüler, und seiner lebhaften Einbildungskraft sagten in den Knabenjahren am meisten die Mährchen zu. Im J. 1790 bezog er die Universität Jena, um Philosophie zu studieren, und gieng von da nach zwei Jahren nach Leipzig und später nach Wittenberg, um die Rechte zu studieren. Fr. Schlegel und Fichte, die er damals kennen lernte, übten einen großen Einfluß auf ihn. Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, gieng er im J. 1795 nach Arnstadt in Thüringen, um unter dem Kreishauptmann Just sich in die praktischen Geschäfte einleiten zu lassen. Dort lernte er auf dem Landgut Grüningen Sophie v. Kühn kennen, die zwar erst das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, aber bereits zu einer Jungfrau herangeblüht war von wunderbar lieblicher Gestalt, „voll himmlischer Anmuth, Rührung und Majestät." Der erste Anblick derselben entschied für sein ganzes Leben, dessen Blüthezeit das Jahr 1795 war. Er verehrte in ihr nichts Anderes, denn eine Madonna. Kaum hatte er sich aber mit ihr im Herbst des genannten Jahrs verlobt, als sie tödtlich erkrankte. Sie genas zwar wieder, allein es blieb ihr ein Todeskeim, ein Schmerz an der Seite, zurück. Bald nach ihrer Genesung kam er nach Weissenfels als Auditor bei seines Vaters Departement. Während er nun da ruhig im elterlichen Hause lebte, erhielt er die Nachricht, seine Braut, die an

einem Lungengeschwür litt, habe sich in Jena operiren lassen. Allein auch nach dieser Operation kränkelte sie fort und fort, und welkte dem Tod entgegen, der sie auch in ihrem fünfzehnten Jahr am 19. Merz 1797 dahinraffte. In dieser Zeit lebte Novalis nur seinem Schmerze, der unaussprechlich groß war. Es war ihm jetzt ganz natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten. Zugleich ward ihm das Leben ein verklärtes und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen, bewußtvollen Traum eines höheren Daseyns. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklärt sich sein ganzes Wesen. Die damalige tiefe Trauer mag wohl auch den Keim des Todes in den schönen, blühenden Jüngling gelegt haben; er war wirklich schön zu nennen, groß, schlank, und trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken. Der Umriß und Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem des Evangelisten Johannes nahe, wie er auf der großen Tafel von Albrecht Dürer in München und Nürnberg zu sehen ist.

Nach einigen Monaten kam er ganz getröstet und verklärt von dem Grabe seiner Braut zu den Geschäften zurück und gieng im Dezember desselben Jahrs nach Freyberg, um unter Werner den Bergbau zu erlernen. Er liebte es nun zwar, meist von den Gebieten unsichtbarer Welten mit Begeisterung zu sprechen und am liebsten die Tiefen des Gefühls im Gespräch zu enthüllen; dabei war er aber doch auch fröhlich, wie ein Kind. Dort in Freyberg verlobte er sich denn auch im J. 1798 mit Julie v. Charpentier; dem unerachtet blieb aber doch Sophie stets der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, ja er verehrte sie als eine Abgeschiedene fast noch mehr, als da sie ihm noch sichtbar nahe war. Im J. 1799 kehrte er zu seinem Vater nach Weissenfels zurück und wurde unter ihm Assessor und Amtshauptmann des thüringischen Kreises. Um diese Zeit dichtete er einige seiner geistlichen Lieder; sie sollten einen Theil eines christlichen Gesangbuchs ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums begleiten wollte. Im August 1800, gerade als er zu seiner Hochzeit nach Freyberg reisen wollte, fieng er an, Blut auszuwerfen, so daß seine Verheirathung aufgeschoben werden mußte. Er wurde aber immer schwächer, und als er vollends erfuhr, daß sein jüngerer Bruder durch Unvorsichtigkeit ertrunken sey, wurde er von einem so plötzlichen Schrecken ergriffen, daß er einen Blutsturz bekam, worauf die Aerzte sein Uebel für unheilbar erklärten. Doch arbeitete er noch viel, dichtete noch einige geistliche Lieder und las fleißig in der Bibel, auch viel in Zinzendorf's und Lavater's Schriften. Je mehr sein Ende sich nahte, desto gewisser hoffte er auf seine Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Er sagte da einsmals: „Jetzt sind ganz andere Lieder in mir aufgegangen, als ich bisher geschrieben habe." Vom Todestage seiner

Sophie an (19. Merz), wurde er jedoch auffallend schwächer und schlief am 25. Merz 1801 unter den melodischen Tönen des Claviers in den Armen Fr. Schlegel's sanft ein, ohne die mindeste Bewegung. Er hatte im Tode noch seine gewöhnliche freundliche Miene, als wenn er noch lebte. So starb er, der die „lieblichste Verkörperung eines hohen, unsterblichen Geistes" war, bevor er noch das neunundzwanzigste Jahr erreicht hatte.

Er war ein wahrer Dichter im heiligsten Sinn des Wortes. Alle seine Gedichte sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion aufs Innigste durchdrungen und seine ganze Religion war eine Religion des Jenseits. „Es war ihm," wie Tieck ihn schildert, „zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, „und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, welche die meisten Menschen nur „als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war „ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er einen neuen Weg der „Darstellung, und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht „der Liebe und dem Glauben an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darinn, daß ein einziger, großer Lebensmoment „und Ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie wurde, „gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante."

Er dichtete im Ganzen fünfzehn geistliche Lieder, die im zweiten Theil seiner im J. 1802 zu Berlin herausgekommenen Schriften (5. Aufl. 1837) stehen. Unter ihnen sind auch zwei an die Madonna, nämlich: „Wer einmal, Mutter, dich erblickt, wird vom Verderben nicht bestrickt;" und: „Ich habe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt." Seine Lieder sind aber zu subjektiv und sentimental, als daß sie Kirchenlieder genannt werden könnten. Dr. Lange giebt folgendes Urtheil über sie ab: „Tiefsinn und Frömmigkeit, ein inniger Friede und eine reiche, aufdämmernde Ahnung beseelen seine Lieder. Er war in seinem Gemüthe über die Noth des Kampfes mit dem Unglauben hinaus; darum sind sie ächt lyrisch. Aber er hatte das unaussprechliche Gefühl, in welchem ihm die Natur und Gnade, der Glaube und das Denken versöhnt erschienen, noch nicht zur Klarheit des Geistes gebracht; daher das Unklare, pantheistisch Vage in manchen seiner Lieder." Ein Ungenannter sagt von ihnen in der evangelischen Kirchenzeitung. 1830. Nro. 17: „Sie sind, streng genommen, mit Ausnahme einzelner Strophen nur im Vorhofe der Heiden gedichtet, und klingen profan im Heiligthum und matt neben den Gesängen eines P. Gerhard und Angelus."

(Quellen: Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. 1. Thl. Vorrede zur dritten Auflage.)

Blicken wir nun noch auf die Entwicklung **des Kirchengesangs*** während der Aufklärungsperiode, so begegnet uns ein wahres Wort eines der neuesten Wortführer für die Reform des Choralwesens (Hauber's), welcher sich dahin ausspricht: „In Lieb „und Leid bleibt der evangelische Choral seiner Kirche getreu. Er „jubelt und klagt mit ihr, ist mit ihr dogmatisch und moralisch, „er theilt mit ihr ihren Reichthum und Armuth, ihr Polychrom „und Ipserweiß; man hört in ihm den großartigen Heerdengesang „einer starken, objektiv festen Kirche und die süßen Klagelaute der „zersprengten Schafe; so oft eine neue Epoche, sey's zum Guten „oder Schlimmen, in der Kirche eintritt, hallen die innern Vorgänge „wieder im Gesang, wenn auch nicht sogleich. So ist er treulich der „Kirche gefolgt bis dahin, wo sie selbst, verzagend an ihrem Begriff „und ihrer Würde, sich zur bloßen Großkinderschule heruntergegeben „hat und also auch der Choral ihr nach auf der unter„sten Stufe seiner Existenz angekommen ist — als pädagogischer Choral." Auf diese unterste Stufe gelangte er in der Aufklärungsperiode; so wenig in ihr das Kirchenlied gedeihen konnte, eben so wenig der Choral.

Der Verfall des Kirchengesangs, den wir also nun zu schildern haben, zeigt sich in folgenden vier Hauptpunkten:

1) In der Alleinherrschaft des weltlichen Styls. Die Bahn dazu war schon in der vorigen Periode gebrochen (s. S. 440 f. 446 f.). In einer so unkirchlichen Zeit nun aber, in der man sich der Bibelsprache beim geistlichen Lied fast schämte und die modernen Redeformen der Weltweisheit in die neuen Liederdichtungen einführte, in einer so verständig seyn wollenden Zeit, da man den Kraftton der alten Glaubenslieder für ungenießbar und unanständig hielt, kam vollends der Sinn für die Einfalt und den Ernst des Kirchenstyls ganz abhanden; er galt nun für steif und langweilig. Man gieng mehr und mehr ab von dem einfachen diatonischen System und wandte fast ausschließlich die weltliche Tonleiter und Dissonanz an. Die leichten, in diatonischem Fortschritte einer Oktave sich bewegenden Choralformen, wobei die auf- und absteigenden Töne mehr singend an einander gereiht erscheinen, verschwinden jetzt, und moderne Formen, wie sie eben die neueren Tonarten begünstigen, treten überall hervor. Gar beliebt sind nun Fortschreitungen nach der chromatischen Tonleiter in lauter Terzen-, Quarten-, Quinten- und Sextensprüngen, wie sich dieß selbst

---

Quellen: „Geschichte des christlichen, besonders des evangelischen Kirchengesangs und der Kirchenmusik. Ein historisch-ästhetischer Versuch von Joh. Ernst Häuser. 1834." — „Reform des Choralwesens. Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge. Ein Aufsatz des Diakonus Hauber in Tübingen, in der Vierteljahrsschrift. Stuttgart, bei Cotta. 1841. 4tes Heft. Nro. 16." — „Allgemeine Geschichte der Musik von Forkel. Zwei Bände."

bei dem damals verhältnißmäßig kirchlichsten Componisten, bei Knecht zeigt, z. B. in den Chorälen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Vollendet ist dein Werk" — „Mit dem Haufen deiner Frommen" — „Heilig, heilig ist dein Wille."

Es giebt nun überhaupt keinen Kirchenstyl und somit auch keinen eigentlichen Kirchengesang mehr, weßhalb Carl v. Winterfeld seine Geschichte des evangelischen Kirchengesangs mit Joh. Sebastian Bach schließt. Wie sich damals bald nach Klopstock die Dichterheroen vom Gebiet der geistlichen Dichtkunst vornehm und kalt abwandten, so wandten sich auch die Heroen der musikalischen Welt von dem alten, ernsten, kirchlichen Styl immer mehr ab, und bedienten sich, wie z. B. Mozart (1756—1792) und Beethoven, der Vollender der Instrumentalmusik (1770—1827),* bei kirchlichen Musikstücken geradezu des Opernstyls. Es gieng nun der Oratorienstyl vollends ganz in den Opernstyl über, und die weltliche Musik trat in ihre Glanzperiode ein. Theater und Concert erhielten nun die Hauptrollen auf dem Gebiet der Tonkunst; von ihnen aus ward die Kirchenmusik, die nun in ein ganz untergeordnetes Verhältniß tritt, versorgt. Mit dem kirchlichen Glauben verfiel auch die Kirchenmusik. Besonders ansteckend war für die protestantische Kirchenmusik, die meist in sogenannten „Cantaten" bestand, deren z. B. Zumsteeg in Stuttgart († 1802) viele geliefert hat, der katholische Meßgesang, welcher zuerst durch den Einfluß der Opernmusik ganz in den galanten Styl verwandelt worden war, den einst die Väter des Tridentinischen Concils durch Palestrina so eifrig abzuwehren bemüht waren (s. S. 121). Darnach wurden aber auch die Cantaten für evangelische Kirchen geformt, so daß dieselben nach Dr. Grüneisen's richtiger Bemerkung „oft eher an Motive aus der „Zauberflöte oder aus dem Donauweibchen erinnerten, als an die „Nachtmahlshymne eines Decius."

So brach am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Verweichlichung und eitle Verweltlichung ein, die gleichen Schritts mit der alle tiefere Religiosität untergrabenden Aufklärerei allmählich allen Ernst und alle Würde aus der Kirchenmusik verbannte. Gerecht sind J. E. Häuser's Klagen: „Immer höher stieg der Prunk der Instru„mentirung; die Kraft, die Würde, das Andachterhebende ver„scheuchten Reminiscenzen weltlicher Melodien. Unreines, Gemeines „kam in die Kirche als Vorspiel, als Nachspiel. Mit einer Ouver„türe kamen die Leute zur Kirche, mit einem Marsch marschierten oder „mit einem Walzer tanzten sie zum Tempel hinaus."

Das deutlichste Zeichen, daß die Kirchenmusik alle ihre selbstständige Bedeutung verloren hatte, war die Abnahme ächter, gründlicher Orgelspieler, während auf den andern Instru-

* Beethoven schrieb neben seinem schönen Passionsoratorium: „Christus am Oelberg" für die Kirche Messen voll des tiefsten Gefühls. Auch lieferte er Compositionen für sechs Gellert'sche Lieder.

menten immer größere Meister sich bemerklich machten und nun auch mehr geachtet und geschätzt wurden, als selbst die Orgelspieler, die doch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts so hoch standen, daß kein Musiker etwas galt, der nicht Meister auf der Orgel war. Vogler, der größte Orgelspieler dieser Zeit (geb. 1749, † 1814 zu Darmstadt), mußte die Orgel „zu einer Art Panorama für das Ohr" machen; er mußte mit ihr malen und allerlei Tongemälde, z. B. vom jüngsten Gericht, von einer Seeschlacht sammt den dabei vorkommenden Donnerschlägen, Trommelwirbeln, Kanonenschüssen, den Einsturz der Mauern von Jericho ꝛc. auf ihr aufführen, sonst hätte er solchen Beifall sich nicht mehr erringen können. Solches Malen riß auch bei gewöhnlichen Organisten ein. So spielte einer nach D. G. Türns Erzählung in der Schrift: „Die wichtigsten Pflichten eines Organisten" bei den Worten: „Am Kreuz gestorben" mit kreuzweis über einander geschlagenen Händen, ein anderer spielte bei der Stelle: „Meines Glaubens Licht, laß verlöschen nicht," anfangs vollstimmig, allmählich immer schwächer, dann nur mit einem Finger und zuletzt — gar nicht mehr; ein dritter machte bei den Worten: „Furcht und Schrecken", mit der Orgel ein entsetzliches Geheul, indem er beide Arme auf das gekoppelte Hauptwerk legte und beide Füße auf das Pedal setzte. Bei Leichen wurde gewöhnlich der Tremulant gebraucht oder zum Schluß des Gottesdienstes, selbst bei der Feier des h. Abendmahls, Märsche, Walzer ꝛc. gespielt. Ein Organist nahm sogar, als der Prediger über die Mäßigkeit gepredigt hatte, als Nachspiel das bekannte: „Wer niemals einen Rausch gehabt." Bei solcher Verweltlichung der Kirchenmusik, und in Folge davon selbst auch des Orgelspiels, konnte es nicht fehlen, daß in dieser Glanzzeit der weltlichen Musik auch der Choral das Weltkleid anzog.

2) In der Herrschaft des geraden oder viertheiligen Takts. Es verschwinden jetzt vollends auch die punktirten Noten und der Trippeltakt, wodurch seither noch einiges Leben im Choralgesang geblieben war; an die Stelle der Mannigfaltigkeit tritt nun ein gleichförmiger, wechselloser Fortschritt in lauter geraden Takten mit stetigen halben Noten von gleichem Werth. Der Rhythmus wird zur Monotonie. Zugleich glaubte man selbst auch die die Hauptnoten mit einander verbindenden Zwischennoten entfernen zu müssen. Dadurch verlor der Choralgesang alle Frische und Lebendigkeit und erhielt nun den Eindruck ungemeiner Langweiligkeit, Schwerfälligkeit und Einförmigkeit, so daß fast ein Choral dem andern zu gleichen scheint.

In dieser glaubensleeren, trockenen, nüchternen Zeit verstand man die alte, ausdrucksvolle Rhythmik nicht mehr und hielt sie gar wohl für Tändelei. Die Kraft und der Schwung des neuerwachten evangelischen Geistes, wodurch einst jene melodischen Schwingungen dem freudigen Wogen in den Rhythmus gekommen waren, war nun erstorben und gelähmt, denn Zweifel und Unglauben herrschten. Wie

die Dichter, weil sie mit dem Volke den alten Volksglauben nicht mehr aus voller Seele theilten, unfähig waren, volksmäßige Glaubenslieder zu dichten, so wich auch die belebte Rhythmik, die allein ächt volksgemäß ist, aus den neuern Choralcompositionen und der Choral wurde wieder das, was er vor der Reformation war, ein dem volksthümlichen Geiste der Gemeinde fremdes Singen im langsamen, gemessenen Schritt des strengen gregorianischen Gesangs. Wie einst der ambrosianische Kirchengesang, nachdem er zweihundert Jahre lang (von 386—590) voll melodischen Schwungs und frischer, rhythmischer Belebtheit in der Kirche geherrscht hatte, dem römischen oder gregorianischen Kirchengesang in der gemessenen, feierlich langsamen Tonfolge von lauter gleichen Tönen weichen mußte, so traf ihn nun wiederholt dasselbe Schicksal, nachdem er aufs Neue wieder zweihundert Jahre lang von Luther bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche Eingang gefunden hatte. Gar altklug stellte man den Grundsatz auf: „Je gemessener und langsamer ein Choral gesungen wird, desto feierlicher ist er." Daher fängt die Vorrede zum Würt. Gesangbuch vom J. 1791 gleich mit den (Klopstock'schen) Worten an: „Gleich wie der Kirchengesang, dieses laute und langsame Gebet der ganzen Gemeinde, zur öffentlichen Anbetung Gottes gehört ꝛc." Und Knecht, der Herausgeber des Choralbuchs zu diesem Gesangbuch vom J. 1798, beginnt deßhalb seine Vorrede zu demselben alsogleich mit den Worten: „Der Choral ist der einfachste und langsamste Gesang, der „nur gedacht werden kann. Diese Einfachheit und Langsamkeit „aber gibt ihm nicht nur die höchste Feierlichkeit und Würde, sondern „auch die anerkannteste Tauglichkeit, von einer sehr zahlreichen Menge „Volks, wenn es gleich im eigentlichen Verstand nicht musikalisch ist, „abgesungen zu werden."

In den letztern Worten liegt nun noch ein weiterer Erklärungsgrund jener Umgestaltung in der Rhythmik des Chorals. Bei dem ersterbenden Sinn für das Kirchlich-Religiöse hatte nämlich auch die Fertigkeit im Gesang beim Volke bedeutend abgenommen, namentlich seit dem siebenjährigen Krieg. Mit der Geringschätzung des Christenthums und überhandnehmenden Volksaufklärerei hatte auch die häusliche Andacht und Erbauung, bei der man früher in Winterabenden oder bei den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten, Sonntags auch nach dem Mittagessen, mit den Hausgenossen Lieder aus dem Gesangbuch sang, fast ganz aufgehört und die Gemeinde, wenn sie nun als große Versammlung in der Kirche zusammenkam, konnte jetzt bei dem Mangel der Sangfertigkeit nicht anders mehr singen, als wenn der langsame, gemessene Schritt des strengern gregorianischen Choralgesangs eingehalten wurde.

So hat zwar damals der selbstverschuldete Mangel der Sangfertigkeit der Gemeinden diesen langsamen Gesang in lauter gleichen

Noten ohne alle Leitetöne bedingt. Volksmäßig ist er aber deßhalb nicht zu nennen, sondern gleichwohl wider die ganze Natur des Volksgesangs. Dafür galten die nun bei solchem Kirchengesang aufkommenden Schnörkel. Hauber macht in dieser Beziehung die treffende Bemerkung: „Es rächte sich nun die Natur und schob in die unmusikalischen, leeren Zwischenräume Ergänzungssurrogate ein. Dieß sind die verzweifelten Schnörkel des Volksgesangs. Durch sie wird die der Natur des Gesangs angethane Beleidigung reichlich zurückgegeben; sie sind die rächenden Schatten der todtgeschlagenen Anmuth. Die singende Gemeinde ist hier im Stand der Nothwehr und hilft sich selbst gegen die Eingriffe eines willkührlichen, fremden Gesetzes in ihre Gerechtsame."

3) In der Entstehung einer Menge neuer unvolksmäßiger und schwerfaßlicher Melodien im trockenen Schulton. Zu jener Zeit, da das Kirchenlied zum trockenen Morallied wurde, erhielt auch der Choral ein trockenes, lehrhaftes Gepräge. Wir stehen nun in der Periode des didaktischen Chorals.

Die übertriebene Subjektivität auf dem reinen Standpunkt des Denkglaubens oder Verstandes hatte eine solche Oberflächlichkeit und Zerstreutheit zur Folge, daß nun Melodien geschaffen wurden, die nichts sagen und daher auch nicht behalten werden können. Wahr und ergreifend ist die Klage des edlen Freiherrn v. Tucher:* „Der „Geist der ganzen Zeit ist es, dem der Verfall des Kirchengesangs „zur Schuld anzurechnen ist, der Geist, der nunmehr im Glauben an „den einzigen gemeinsamen Mittelpunkt, an Christum, nicht mehr „sein Heil erkennt, der es nicht versteht, daß die Gemeinde der Leib „Christi ist, der darum in der Gemeinde nicht mehr seine Einheit „sucht und findet, damit aber auch alles Volksgemäße mißachtet, wohl „auch gar verachtet, und sich nun in der Zersplitterung subjektiver „Partikularität, die man heutiges Tages Glaubensfreiheit nennt, „und deren abstrakt geistigen oder materiellen Interessen verliert, darum „aber auch von dem Geist der Gemeinde sich lostrennt, sich demselben „gegenübersetzt und sich damit unfähig macht, mit Aufgeben der be„wußt reflektirenden Subjektivität den Geist der Gemeinde zu erfassen „und auszusprechen. Unsere Dichter und Componisten singen nicht „mehr, wie früher im Namen des Volks und aus diesem heraus, „sondern nur in eigenem Namen und für das Volk, das sie wohl „auch auf tieferer Stufe, als sich selbst glauben. Lied und Choral, „Predigt und Gebet zeigen nun das gleiche Schicksal, den gleichen „Fortgang zum Verfalle von der schlichten, unbefangenen Unmittel„barkeit, demüthigen Glaubensinnigkeit, Glaubensstärke und Begei-

* In dem Vorwort zu seinem: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft ꝛc. von G. Freiherrn v. Tucher. Stuttg. bei Metzler. 1840."

„sterung, Geistestiefe und Popularität zur Leerheit, abstrakt reflek„tirender Subjektivität, zum Hochmuth eigenen Wissens, Meinens „und Empfindens, zur Flachheit gemüthlosen Raisonnements und „Moralisirens und damit zur Entfremdung vom wahren geistlichen „Leben und christlichen Volksthum."

Während die alten Choräle der Glaube geschaffen hat, so war hinfort nicht mehr das innere Gemüth bei Erfindung einer neuen Melodie tonangebend, sondern rein bloß das Gehör oder der ästhetische Geschmack. Fast handwerksmäßig wurden die neuen Melodien den Liedern angemessen und angepaßt. Hat doch z. B. selbst Knecht, und, wie er, noch mancher Herausgeber neuer Choralbücher, auf Bestellung allein für das würtembergische Gesangbuch siebenundneunzig neue Melodien und für das baierische in einem Jahr fünfundzwanzig gefertigt. Bei dem seichten Inhalt der meisten Lieder, zu denen solche Melodien gefertigt wurden, ist es auch gar nicht zu verwundern, daß sie größtentheils gering ausfallen mußten: denn einem vom Geiste des Liedes ergriffenen Gemüthe konnte eine solche Melodie nicht entströmt seyn. Daher haben solche Melodien auch fast nirgends ein Bürgerrecht in dem kirchlichen Gemeindegesang erlangt und sind mit wenig Ausnahmen entweder bereits vergessen oder, statt ein Gemeingut der deutschen evangelischen Kirche zu seyn, höchstens in denjenigen Gegenden in einigen Gebrauch gekommen, in welchen die Componisten zu Hause sind. Die Gemeinde selbst hat so über sie gerichtet ein „stummes Gericht".

Auch das war ein Uebelstand, daß nun nicht mehr, wie ehedem, entweder durch den Dichter eines Liedes auch dessen Weise geschaffen wurde, wobei mit dem Klang der Worte auch der Klang der Töne in innigster Durchdringung und Wechselwirkung als aus einem Guß hervortrat, wie dieß z. B. bei: „Ein' feste Burg", oder; „Wer nur den lieben Gott" der Fall war, oder Dichter und Sänger oder Tonmeister sich unter einander besprachen, wie Luther und Walther thaten, oder dasselbe anregende äußere Erlebniß, das den Dichter zu seinem Lied erregte, auch im Sänger die Weise hervorrief, wie dieß z. B. bei: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" — „Valet will ich dir geben" ꝛc., der Fall war. So fehlt nun diesen neuen Weisen, so zu sagen, der Charakter, während die ältern stets einen Hauptton hatten, der mit dem Inhalt des Liedes, zu dem sie gemacht waren, im seelenvollsten Einklang steht. Die Stelle solches seelenvollen Charakters muß nun meist eine zärtliche Empfindelei, matte Süßlichkeit, oder ein eitles Prangen mit überraschenden Effekten vertreten, und das Gemachte sieht man solchen Melodien meist nur allzudeutlich an.

4) In der Umbildung der alten kirchlichen Weisen in die modernen Formen. Dieselbe Verwässerung, welche damals unter Klopstock's und Dietrich's Vorgang die alten Kernlieder der evangelischen Kirche durch Verstümmlung und Umschmelzung in moderne Sprachform bis zur Unkenntlichkeit und Verzerrung zu er-

fahren hatten, traf nun auch die alten Kernmelodien. Den Gesangbuchsverbesserungen folgten die modernen Choralbuchsverbesserungen auf dem Fuße nach. Viele alte herrliche Weisen wurden als ungenießbar nun ganz auf die Seite geschoben; bei denen, die noch Gnade fanden, wurden nach dem weltförmigen Zeitgeschmack die alten Tonarten, in denen sie gesetzt waren, auf die neueren reducirt. Im Satz der Choräle nicht bloß, sondern besonders auch bei der Choralbegleitung wurden jetzt die modernsten, der hohen Einfalt und Würde des Chorals schnurstraks zuwiderlaufenden Harmonien, Abweichungen, Veränderungen, Verzierungen der Melodie ꝛc. angebracht, und ihnen so ein modisches Kleid angezogen. Allermeist aber wurde bei den alten Chorälen die lebensvolle Rhythmik vollends gänzlich auf die Seite geschafft; alle wurden nach der Meßschnur des geraden viertheiligen Takts zugerichtet und geebnet. Die alten Weisen, die sonst glaubensmuthig einherschritten, müssen sich nun in den steifen „Paradeschritt", der jetzt als Merkmal der Kirchlichkeit galt, zwängen lassen. Nur wenige alte Weisen von der Art des dreitheiligen Takts blieben noch übrig und entgiengen bei ihren großartig prägnanten oder ausdrucksvollen Tonfolgen der Alles ebnenden und gleichmachenden Macht des viertheiligen Takts. Aber selbst diesen wurde die Frische und geistige Kraft, die sie bei ihrem rhythmischen Gepräge noch an sich trugen, vollends durch den langsamen, schleppenden Vortrag, mit dem sie in der Kirche gesungen wurden, genommen; man hörte bei dem langsamen Singen der einzelnen Noten ihren Rhythmus nicht mehr. Der Choral zerfiel in manchen Kirchen in ein Aggregat von einzelnen Tönen und keine Zeile desselben konnte mehr einen musikalischen Gesammteindruck machen, geschweige denn die ganze Weise, weil das Ganze zu lang dauerte, um zusammengehört zu werden.

Lernen wir nun die bedeutendern Componisten dieser neuen Richtung im evangelischen Choralwesen näher kennen. Es sind folgende:

Carl Philipp Emanuel **Bach**, ein Sohn des großen Johann Sebastian Bach (s. S. 453), geb. zu Weimar 14. Merz 1714. Er studierte zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. die Rechte, legte aber schon als Student eine musikalische Akademie an, denn sein Vater lehrte ihn als Kind schon die edle Tonkunst. Im J. 1740 kam er als Kammermusikus und Cembalist in die Dienste Friedrichs des Großen nach Berlin, wo er bis zum J. 1767 blieb. Dann kam er an Telemann's Stelle als Musikdirektor nach Hamburg, wo er am 14. Dez. 1788 an einer Brustkrankheit starb. Neben dem, daß er sich vorzüglich als Claviercomponist sehr berühmt machte und seines Vaters Sammlung alter Kirchenweisen herausgab, fertigte er auch viele Choralmelodien, zuerst zu Gellert's Liedern (1759), dann zu Cramer's Psalmen (1774), und zu Sturm's geistlichen Gesängen (1780 und 1781 in zwei Theilen). Auch gab er im J. 1787 zu Lüneburg

neue Melodien zu dem neuen Hamburger Gesangbuch heraus. Zwei derselben wurden in das Würtemb. Choralbuch von 1798 aufgenommen, bürgerten sich aber wohl nirgends ein:

„Du klagst und fühlest die Beschwerden"
„Gott ist mein Hort."

Johann Adam Hiller (eigentlich Hüller), geb. 25. Dez. 1728 zu Windischoßig bei Görlitz in Schlesien, wo sein Vater Schulmeister war. Er verlor denselben, da er erst sechs Jahre alt war und wurde dadurch in die dürftigsten Umstände versetzt. In seinen Knabenjahren schon war Singen sein gewöhnlicher Zeitvertreib; da er aber sonst nichts hatte, sang er Lieder aus dem Gesangbuch, meist Passions- und Sterblieder, und unter diesen die längsten am liebsten. 1740 kam er auf das Gymnasium nach Görlitz, wo er wegen seiner guten Diskantstimme in das Singchor aufgenommen wurde und allerlei Instrumente spielen lernte. Dadurch gelang es ihm, im J. 1747 in die Dresdener Kreuzschule aufgenommen zu werden, wo er bei dem großen Homilius (s. S. 597) Unterricht im Clavier hatte. Im J. 1751 bezog er zuerst als Studierender der Rechtswissenschaft, dann später im J. 1758 als Hofmeister des jüngern Grafen v. Brühl, Heinrich Adolph, die Universität Leipzig, und hier war es, daß er aus Verehrung und Gefälligkeit gegen Gellert Choralmelodien zu dessen geistlichen Liedern componirte. Vom J. 1760 lebte er als Privatmann in Leipzig, und wurde 1763 Direktor des dortigen großen Concerts, das von ihm errichtet als Muster aller übrigen in ganz Deutschland galt. Er wurde der Schöpfer des deutschen Singspiele, und der Herzog von Kurland ehrte ihn dafür so sehr, daß er ihm den Titel eines Kapellmeisters nebst einer ansehnlichen Pension gab. Schon einundsechzig Jahre war er alt, als er noch an Doles Stelle (s. S. 597) Cantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig wurde, auf welcher Stelle er hochbetagt im J. 1804 starb. Es erschienen von ihm im J. 1761 „Choralmelodien zu Gellert's geistlichen Oden und Liedern, welche nicht nach bekannten Kirchenmelodien können gesungen werden," und im J. 1792 „Fünfundzwanzig neue Choralmelodien zu Liedern von Gellert". Von diesen nahm er dann viele, die sich meist in Baiern, Sachsen und Preußen verbreiteten, in sein „allgemeines sächsisches Choralbuch" vom J. 1793 auf. Die bekanntesten sind:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre"
„Wer bin ich von Natur"
„Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret"
* „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen*
c a b c f e c c b a
Du klagst, o Christ, in schweren Leiden
Gott ist mein Lied — a a h cis
Ich dank dir heute für mein Leben

* Die mit * bezeichneten Melodien stehen alle im neuesten W. Choralbuch.

An Bach und Hiller reihen sich zwei weitere Sänger der Gellert'schen Lieder:

Johann Jakob **Quanz**, der berühmte Flötenspieler und Musiklehrer Friedrichs II. von Preußen, geb. im J. 1697. Er ließ im J. 1760 Melodien zu Gellert's Liedern drucken und starb 1773 in Potsdam.

Johann Friedrich **Doles**, seit 1756 Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig, als der er im J. 1789 starb. Er ist der nächste Vorgänger J. A. Hiller's auf dieser in ganz Deutschland hochgeachteten Stelle.

Sonst verdienen noch erwähnt zu werden:

Gottfried August **Homilius**, geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal in Sachsen, einer der größten Organisten seiner Zeit, der Lehrer J. A. Hiller's. Er war von 1742—1755 Organist an der Frauenkirche in Dresden, und starb 1. Juni 1785 als vieljähriger Musikdirektor der drei Hauptkirchen zu Dresden.

Johann Heinrich **Rolle**, geb. 1718 zu Quedlinburg. In seinem vierzehnten Jahr war er bereits Organist an der St. Peterskirche zu Magdeburg, 1746 kam er dann als solcher an die dortige Hauptkirche und wurde 1752 Musikdirektor daselbst, wo er 29. Dez. 1785 starb. Er ist vornämlich der Sänger der Münter'schen Lieder. Die hiezu von ihm componirten Melodien finden sich in seiner „Sammlung geistlicher Lieder. Leipz. 1775."

Franz Vollrath **Buttstett**, geb. 1735 in Erfurt, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Organist in Rothenburg an der Tauber. Seine Choralmelodien haben sich hauptsächlich im Fränkischen und Hohenlohe'schen verbreitet. Am bekanntesten ist seine Melodie zu dem Patzke'schen Lied:

„Der du das Loos von meinen Tagen" — vom J. 1781.

Johann **Schmidlin**, vieljähriger Pfarrer zu Wezikon und Seegraben in dem Schweizerkanton Zürich, wo er noch ums J. 1790 im Amte stand. Er beförderte mit ganz besonderem Eifer den mehrstimmigen Gesang in seiner Gemeinde, die heute noch dadurch ausgezeichnet ist. Schon vom J. 1752—1758 gab er ein musikalisches Gesangbuch in zwei Bänden heraus unter dem Titel: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht". Die fünfte Auflage desselben vom J. 1792 enthält 488 Lieder und Weisen, wovon 221 noch in der Halle'schen Manier für eine Diskantstimme mit beziffertem Baß, 267 aber drei- und vierstimmig gesetzt sind. Im J. 1770 schmückte er auch Lavater's Schweizerlieder mit Melodien. Bekannt ist sein majestätischer Choral zu Cramer's Lied:

* „Schwingt heilige Gedanken" — vom J. 1775.

Von besonderer Bedeutung für **Würtemberg** sind die Herausgeber des im J. 1798 zum Würtembergischen Gesangbuch von 1791 erschienenen Choralbuchs, Knecht und Christmann. Dieses

Choralbuch das den Titel hat: „Vollständige Sammlung der besten neuen und alten vierstimmigen Choralmelodien zu dem neuen Wirtembergischen Gesangbuche", enthält 135 ganz neue und 131 alte Choralmelodien, im Ganzen also 266 Melodien für eine Sammlung von 629 Liedern. Unter diesen haben allein die beiden genannten Herausgeber 123 ganz neue Melodien über die vorzüglichsten Lieder „mit wahrer Begeisterung", wie sie meinen, componirt; 97 kommen auf Knecht, 26 auf Christmann. Dieses Choralbuch* hat mehr die Orgel, als die singende Gemeinde im Auge, sonst wären die vielen chromatischen Uebergänge und Intervallenspielereien vermieden worden. Nach dem Geist der damaligen Zeit sind auch hier die alten Kernweisen umgeändert, jedoch, was sehr anzuerkennen ist, nur mit schonender Hand. Lernen wir die genannten Männer nun näher kennen:

Justin Heinrich **Knecht**, geb. 30. Sept. 1752 in der damaligen Reichsstadt Biberach in Oberschwaben, jetzt zu Würtemberg gehörig, wo sein Vater als Collaborator und nachmaliger evangelischer Cantor lebte. Er war meist sein eigener Lehrer in der Musik, zu der er von früh auf großen Hang und Geschick zeigte. Sein Lehrbuch, dessen er als Knabe schon sich bediente, war Bach's „wahre Art Clavier zu spielen." Endlich, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, erhielt er vom katholischen Organisten der paritätischen Stadt Biberach, Namens Krämer, Unterricht im Generalbaß, brachte es aber in einem halben Jahr so weit, daß er keines Lehrers mehr bedurfte. Um diese Zeit componirte er, erst zwölf Jahre alt, sein erstes Musikstück, ein dramatisches Singspiel unter dem Titel: „Josua", und in demselben Jahre noch ein zweites: „Kain und Abel", welches schulgerechter war, da er, bevor er dieses componirte, den Generalbaßunterricht bei Kramer durchgemacht hatte. Durch letzteres Stück erregte er die Aufmerksamkeit des Hofraths und Kanzleiverwalters Wieland in Biberach, der sich seiner aufmunternd annahm. Von seinem ersparten Gelde schaffte er sich jetzt musikalische Werke an und kam im J. 1768 gleich in die oberste Klasse des Collegiatstiftes in Eßlingen. Hier widmete er außer den gewöhnlichen Schulwissenschaften seine Nebenstunden unter Anleitung des Musikdirektors und Präceptors Schmidt dem Orgelspiel und dem Studium der Bach'schen, Marpurg'schen und Graun'schen Schriften. Schon nach drei Jahren wurde er, erst neunzehn Jahre alt, im J. 1717 einstimmig vom Magistrat seiner Vaterstadt zum Nachfolger des Musikdirektors und Präceptors Doll daselbst erwählt. Im J. 1792 wurde ihm aber sein Schulamt abgenommen, damit er sich ganz und ausschließlich der Musik widmen konnte. Nun erhielt er, besonders auch durch das Studium der Vogler'schen Schriften, einen neuen Schwung, und arbeitete jetzt für Biberach ein neues

* Eine Beurtheilung desselben ist in der Leipziger musikalischen Zeitung. Bd. I. S. 862 ꝛc. zu finden.

Choralbuch aus, zu dem er zweiundfünfzig neue Melodien lieferte. Im Jahr 1798 bearbeitete er auf Befehl des Consistoriums zu Stuttgart ein neues Choralbuch für Würtemberg, zu welchem er 97 neue Melodien schuf. Im J. 1807 berief ihn deßhalb König Friedrich von Würtemberg nach Stuttgart, wo er anfangs die Theatermusik, nachher aber die Musik in der Hofkirche zu dirigiren hatte. Weil er aber in Stuttgart mit mehreren Gegnern zu kämpfen hatte, kehrte er im J. 1809 wieder auf seine alte Stelle nach Biberach zurück. Hier besorgte er im J. 1815 auch noch das neue Baierische Choralbuch, das er mit 75 neuen Melodien bereicherte, von welchen er 25 auf einmal im J. 1815 zu diesem Zweck fertigte. Diese sind deßhalb auch seine am wenigsten gelungenen Melodien, während die für das Würt. Choralbuch gefertigten seine gelungensten sind. Zwei Jahre darauf, im J. 1817, starb er; auf dem Biberacher Kirchhof steht über seinem Grabe die Inschrift:

„Engelstöne, die er ahnend hier uns sang,
Singt er jauchzend dort im höhern Chor."

Sein Lebenslauf ist ausführlich beschrieben in der musikalischen Realzeitung von 1790. Nro. 6 und 7.

E. L. Gerber fällt in seinem Lexikon über ihn das Urtheil: „Er „war ein ausgezeichneter Theoretiker und vorzüglich stark im Orgel„spiel. Sein Genius neigte sich besonders zum Großen, Erhabenen, „Ernsthaften, Pathetischen und Rührenden. Was er für die Orgel „schrieb, ist klassisch, sein Tonsatz rein, sein Styl eigenthümlich groß „und edel." Daß unter einer solchen Masse von mehr, als anderthalb hundert Choralmelodien viele geringe und matte sind, ist nicht zu verwundern; manche derselben sind aber gediegen und fallen lieblich und faßlich ins Ohr. Die beliebtesten und am meisten eingebürgerten unter denselben sind folgende:

* „Du Gott bist über Alles Herr" — vom J. 1792.
„Auf will ich von Sünden stehen" — v. J. 1792.
„Schmal ist der Pfad" — v. J. 1792.
„Stärk uns, Mittler, dein sind wir" — v. J. 1793.
„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — v. J. 1793.
„Ach, sieh ihn dulden, bluten, sterben" — v. J. 1793.
„Du kanntest schon und liebtest mich" — v. J. 1793.
„Du, deß sich alle Himmel freu'n" — v. J. 1793.
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank" — v. J. 1793.
„Herr, dir ist Niemand zu vergleichen" — v. J. 1793.
„Mir schauert nicht vor dir, o Gruft" — v. J. 1794.
„Wie selig bin ich, wenn mein Geist" — v. J. 1795.
„Mein Heiland nimmt die Sünder an" — v. J. 1795.
hedechag
„Aus Gnaden soll ich selig werden" — v. J. 1796.
(ursprünglich: „Dein Heil, o Christ! nicht")
„Mit dem Haufen deiner Frommen" — v. J. 1796.
„Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh" — v. J. 1797.
„Gott der Wahrheit und der Liebe" — v. J. 1797.

„Weit um mich her ist nichts als Freude" — v. J. 1797.
(eine vollkommen weltliche Arie)
„Womit soll ich dich wohl loben" — v. J. 1797.
„Was ist's, daß ich mich quäle" — v. J. 1797.
„Ohne Rast und unverweilt" — v. J. 1797.
„Der letzte meiner Tage" — v. J. 1798.

Diese Melodien sind nächst Würtemberg und Baiern besonders auch in Hamburg einheimisch.

M. Johann Friedrich Christmann, geb. 9. Sept. 1752 zu Ludwigsburg. Hier hatte er Gelegenheit, die damalige trefflich besetzte Kapelle des Herzogs Carl von Würtemberg zu hören und die ersten Künstler derselben in seines Vaters Haus kennen zu lernen. Er besuchte das Gymnasium in Stuttgart und hatte es um diese Zeit im Flötenspiel schon so weit gebracht, daß er sich als Gymnasiast vor dem Herzog mit einem Flötensolo hören lassen durfte. Vom Stuttgarter Gymnasium kam er 1770 in das theologische Seminar nach Tübingen, übernahm sofort nach vollendeten Studien zwei Jahre lang ein Vikariat und begab sich dann im J. 1777 als Hofmeister nach Winterthur in der Schweiz. Hier verfertigte er in seinen Nebenstunden sein äußerst beliebt gewordenes: „Elementarbuch der Tonkunst 1782." Bei einigen physikalischen Versuchen, die er mit entzündbarer Luft aus Veranlassung der neuen aerostatischen Maschinen machte, hatte er das Unglück, sein rechtes Auge zu verlieren, weßhalb er im J. 1779 in sein väterliches Haus zurückkehrte. Nachdem er geheilt war, gieng er abermals als Hofmeister nach Carlsruhe, wo er vielen Umgang mit Vogler und Schmidtbaur hatte, und sich in der Musik noch weiter ausbildete. Im J. 1784 wurde er Pfarrer in Heutingsheim bei Ludwigsburg, wo er fortfuhr, mit seinem musikalischen Talent zu wuchern. Er war ein großer Theoretiker in der Musik und Herausgeber mehrerer zu Speier erscheinenden musikalischen Zeitungen, z. B. der „musikalischen Realzeitung", in deren Jahrg. 1789. 4. bis 6. Stück sein Leben beschrieben ist. Merkwürdig ist auch eine von ihm gehaltene Predigt vor Einführung des neuen Würt. Gesangbuchs, die er, wie er sich ausdrückt, „zur Belehrung schwacher Christen" in Druck gab unter dem Titel: „Ueber kirchliche Neuerungen. Tübingen 1791." Nachdem er 23 Jahre lang in Heutingsheim gewirkt, starb er daselbst am 21. Mai 1817.

Von den 26 Melodien, die er als Mitherausgeber des Würt. Choralbuchs zu dem eben erwähnten Gesangbuch fertigte, sind nur wenige in kirchlichen Gebrauch gekommen. Am meisten bürgerten sich in Würtemberg folgende drei im J. 1792 von ihm componirte Melodien ein:

* „Lobsinge Gott, erheb' ihn meine Seele"
„Kommt, kommt, den Herrn zu preisen"
* „Preis dem Todesüberwinder"

Im Hohenlohe'schen Gebiet findet sich um diese Zeit kein

amtlich herausgegebenes neues Choralbuch; jeder Schulmeister oder Organist hatte sich vielmehr nach beliebigem Geschmack sein eigenes Notenbuch angelegt. In diesen einzelnen Notenbüchern zerstreut finden sich nun manche recht wohlklingende und gefällige Weisen. So z. B. von Präceptor, Schulmeister **Hallmann** in Oehringen:

* „Ach sey mit deiner Gnade"
b es b b e g as b

von Präceptor, Schulmeister **Feuerlein** in Kirchberg an der Jaxt, welcher am 29. Juli 1846 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum als Lehrer der deutschen Schule gefeiert hat. Die Lehrer sangen ihm dabei sein Lieblingslied: „Der du das Loos von meinen".

* „Liebster Jesu, wir sind hier"
b f g es c b a b

Unbekannten Ursprungs:

* „Gott ist mein Hort" — g h a g
* „Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen"
d c h a h
* „Wenn ich einst von jenem Schlummer"

Werfen wir aber noch einen Blick in das heilige Gesangwesen der **Herrenhuter Brüdergemeinde**, in welche sich in dieser dürren Zeit des Denkglaubens der kindliche Bibelglaube als in ein Asyl und Pella gerettet hatte, so sehen wir, wie sich hier mit dem alten innigen Christenglauben auch ein innigeres, bewegteres Leben im Choral fort und fort erhält, obgleich freilich ihre Weisen die Kraft und Fülle der alten Kirchenweisen gleichfalls verloren und eine ungemeine Süßlichkeit angenommen haben.

Christian **Gregor**, der seelenvolle Organist der Brüdergemeinde (s. S. 541), von welchem die Einrichtung bei den jetzigen Orgeln herrührt, daß der Organist nicht mehr der Orgel, sondern der Gemeinde zugekehrt die Orgel spielt, besorgte im J. 1784 die Herausgabe eines neuen Choralbuchs für die Gemeinde. Unter den 467 Chorälen, die dasselbe enthält, findet sich mancher treffliche Choral, den Gregor componirt hat. Manche seiner Compositionen sind jetzt noch sehr geschätzte Kirchenstücke, z. B.:

„Fürwahr, er trug unsere Krankheit"
„Herr, Herr Gott, barmherzig"
„Hosiannah gelobet sey"

Conrad Schilling gab im J. 1795 die gewöhnlichsten Choralmelodien der Brüdergemeinde, 116 an der Zahl, mit Gregor's Harmonien heraus.

Die der Brüdergemeinde eigenthümlichen, den altchristlichen Gesängen nachgebildeten liturgischen Gesänge, wobei bald der Liturg, bald die ganze Gemeinde und mit ihr abwechselnd der Chor, oder bald die Brüder, bald die Schwestern singen und wobei sie vielfach von

einem Lied aufs andere übergehen, was sie eine „Liederpredigt" nennen, sind sehr fließend, und die einfachsten Choralmelodien sind hier zu wahrhaft erhebenden musikalischen Aufführungen benützt. Hauber spricht sich über den Gesang der Brüdergemeinde im Vergleich mit dem der allgemeinen evangelischen Kirche dahin aus: „Man möchte sagen, der Eine stattliche Leib des evangelischen Kirchengesangs habe sich im vorigen Jahrhundert dergestalt getrennt, daß das Fleisch der Brüdergemeinde, das Knochengerüst aber der Kirche zugefallen sey."

Schließlich mögen hier noch die wichtigsten Choralsammlungen dieser Periode kurz erwähnt werden. Es sind folgende:

„Georg Peter Weimar's (geb. zu Stotternheim bei Erfurt 16. Dez. 1734, starb als Cantor an der Kaufmannskirche und Musikmeister der Gymnasien zu Erfurt im J. 1800) vollständiges und unverfälschtes Choralmelodienbuch der vorzüglichsten protestantischen Gesangbücher in Deutschland, herausgegeben von Professor Gebhard. 1803." Die Harmonie ist von Joh. Christ. Kittel. Eine Beurtheilung dieses Choralbuchs findet sich in der Leipziger musikalischen Zeitung. Band XIV. S. 371. In demselben findet sich die Melodie:

* „Einen guten Kampf hab ich"
g d e fis g a h a g

„Vierstimmige alte und neue Choralgesänge von Joh. Christoph Kühnau. 1786." Er ist geb. 1735 im Mansfeld'schen und war vom J. 1775 Cantor und Musikdirektor in Berlin, wo er 1805 starb. Dieses Choralbuch ist heute noch in der Mark Brandenburg im Gebrauch.

„Allgemeines Choralbuch von Carl Gottl. Umbreit mit 332 vierstimmigen Choralmelodien. 1811." Umbreit war Organist in Sonneborn bei Gotha, wo er im J. 1829 in einem Alter von 76 Jahren starb.

„Allgemeines Choralbuch von Joh. Gottfried Schicht. 3 Thle. 1819" mit 1285 Melodien, unter welchen 306 von Schicht selbstgesetzte neue sich befinden. Eine Beurtheilung desselben steht in der Eutonia. Band X. S. 82 f. Er war Cantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig, wo er im J. 1823 in einem Alter von 70 Jahren starb. In diesem Choralbuch findet sich die Melodie:

* „Morgenglanz der Ewigkeit"
g f es b c as as g

Sechste Periode.

Die Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und kirchlichen Bewußtseyns.

Vom dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung bis auf die neueste Zeit. 1817—1846.

Das evangelische Kirchenlied als der Ausdruck des religiösen Gemüths und kirchlicher Stimmung.

Von Moriz Arndt bis auf die jüngsten Dichter.

Wie zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Kirchenlied, statt im Kriegsgetümmel und unter der jämmerlichen Zerrüttung aller äußern Ordnung zu verstummen, nur um so herrlicher erklang und wieder jung wurde, wie ein Adler (Psalm 103, 5.), so kam auch durch die Drangsale des Napoleon'schen Kriegs und die dadurch über Deutschland gekommene tiefe Schmach und Erniedrigung eine bessere Zeit für das deutsche Kirchenlied. Die prophetischen Worte eines Jesajas Kap. 26, 16. und Kap. 28, 19. bewährten sich auch an Deutschland. Und als nun sichtlich durch Gottes Hülfe der Sieg errungen, der Erbfeind Deutschlands vertrieben und sein eisernes Joch abgeschüttelt war, so erfaßte die Herzen, die ihre heißen Gebete von Gott erhört sahen, eine edle Begeisterung, und der fromme Christenglaube zog wieder ein in die deutschen Gaue. Wie die Fürsten auf dem Schlachtfeld, als die entscheidende Schlacht geschlagen war, auf ihre Kniee niedersanken vor dem König aller Könige, so durchdrang auch die Völker mächtig das Gefühl: „Gebt unserem Gott die Ehre!" Die Schaaren von Jünglingen und Lehrern, welche die Befreiungskämpfe mitgekämpft, kehrten wieder auf die Universitäten zurück, und wie im Kampf ihr Losungswort „Gott und Vaterland" gewesen, so nun auch jetzt, also daß sich ein frommer deutscher Sinn unter der studierenden Jugend auf den deutschen Universitäten verbreitete, welcher später gar Viele antrieb, mit ihrer Begeisterung sich dem himmlischen Vaterlande zuzuwenden, als sie nun im Lauf der Jahre ihre schönen Hoffnungen für das irdische Vaterland mehr und mehr vereitelt sahen. Das mit dem Schluß der Befreiungskriege nahe zusammentreffende dreihundertjährige Jubelfest der Reformation im J. 1817 wies mit eindringlicher Gewalt auf die alte Glaubenszeit der Väter der evangelischen Kirche zurück und erweckte ein sehnsüchtiges Verlangen nach einer Neubelebung des erloschenen Glaubens und des erstorbenen kirchlichen Lebens, so daß das Jahr 1817 als Wendepunkt einer entschiedenern Theilnahme am kirchlichen Leben, als Anfangspunkt der kirchlichen Restauration im edlen Sinn des Worts,

anzusehen ist. Wesentlich trug hiezu der Keyser'sche Reformations-Almanach bei.

Kaum war der kirchliche Sinn wieder etwas belebt, so stellte sich alsbald auch der Zustand der kirchlichen Gesangbücher als unbefriedigend und traurig dar, und man richtete sogleich sein Augenmerk auf eine Reform derselben. Die gerade im J. 1817 zu Berlin versammelte Provinzialsynode beschloß nämlich die Herausgabe eines bessern Gesangbuchs, das sodann im J. 1829 zu Stande kam. Bald trat auch Ernst Moriz Arndt, Professor zu Bonn, welcher vom J. 1813 an durch seine volksthümlichen Schriften so viel zur Weckung eines bessern deutschen Nationalgeistes gewirkt und selbst Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung gewesen war, als geistiger Vorkämpfer auf für die Befreiung des deutschen Kirchenlieds von den unnatürlichen Fesseln und Formen, in die es in der nüchternen, glaubensarmen Zeit des vorigen Jahrhunderts geschlagen worden war. Er that dieß durch die treffliche Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenliede. Bonn. 1819."

Noch mitten in den Stürmen der Befreiungskriege hatte der patriotische, durch seine trefflichen „Kriegslieder" bekannte Sänger Max v. Schenkendorf, während er in das Feld gezogen war, seine geistlichen Lieder im Vertrauen auf die Hülfe Gottes gesungen. Als weltlicher Dichter gehörte er, wie Arndt, der romantischen Dichterschule an, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel aus Hannover und Ludwig Tieck aus Berlin gebildet hatte und überhaupt wieder ein frommes Element, das der kindlichen Frömmigkeit des Mittelalters, in die deutsche Poesie brachte. Hauptsächlich die Dichter dieser Schule waren es, die nun bei der allgemeinen religiösen Erregung in Deutschland die in edler Mystik, mit dem innigsten religiösen Gefühl und in ächt poetischer Sprache verfaßten Lieder des mit Tieck und Fr. Schlegel geistesverwandten Friedrich v. Hardenberg, genannt Novalis (s. S. 586), aufsuchten. Seine Zeit, der er auf dem Gebiet der geistlichen Liederdichtung vorangeeilt, hatte ihn noch nicht begriffen, und auch längere Zeit nach seinem im J. 1801 zu früh erfolgten Tode blieben seine Lieder in jener glaubenskalten Zeit fast ganz unbeachtet. Nun aber wurden außer Arndt und Schenkendorf noch manche Andere durch die in seinen geistlichen Liedern glühende Andachtsflamme entzündet, z. B. Otto Heinrich Graf von Löben,* Joseph Freiherr v. Eichen-

* Geb. 18. August 1786 zu Dresden, wo sein Vater Kabinetsminister war. Er machte 1813 als sächsischer Freiwilliger den Feldzug nach Paris mit und lebte dann in stiller Abgezogenheit poetischen Beschäftigungen zu Dresden, bis er nach langen schmerzlichen Leiden 3. April 1825 starb. Er strebte dem Novalis mit Eigenthümlichkeit nach; seine Gedichte stehen in den Blättern aus dem Reisebüchlein eines andächtigen

dorf,* Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué,** Luise Hensel, Ludwig Achim v. Arnim,*** E. Fr. G. Otto Freiherr von der Malsburg**** u. s. w.

Diesen Dichtern der romantischen Schule hat das geistliche Lied zunächst die tiefere Wiederbelebung des religiösen Gefühls zu danken, wenn gleich in derselben zu einseitig bloß das Gefühl waltete, worüber sie den Halt am Positiven verloren und in allerlei tändelnde Empfindeleien, selbst in mystische Schwärmerei geriethen. Treffend ist folgendes Urtheil H. Kletke's† über sie: „Das verflachte religiöse Gefühl, fast in einer breiten Tugendrednerei, die weder gläubig noch poetisch erloschen war, mußte in tiefer Innerlichkeit begabter Gemüther von den Schlacken

---

Pilgers, die er zu Mannheim 1808 unter dem Namen „Isidorus orientalis" herausgab.

* Geb. 10. Merz 1788 auf Lubowitz in Oberschlesien. Er trat 1813 als freiwilliger Jäger in die preußische Armee, wo er die Feldzüge bis 1815 mitmachte und lebt nun, nachdem er bei der Regierung zu Breslau im J. 1816 als Referendarius angestellt und dann 1821 Regierungsrath in Danzig und später in Königsberg geworden war, seit 1831 als Geheimer Regierungsrath in Berlin. Er trat schon 1808 mit Liederproben auf; im J. 1837 erschien zu Berlin die erste vollständige Sammlung seiner kindlichen und doch tief-ernsten Gedichte. Die zweite Auflage erschien 1843.

** Preußischer Major und Johanniterritter, geb. 12. Febr. 1777 zu Neubrandenburg; er machte schon den Rheinfeldzug in den 90er Jahren mit und trat, nachdem er 1803 seinen Abschied genommen, 1813 wieder in die Armee. Er focht in den bedeutendsten Schlachten mit, forderte aber nach dem Friedensschluß wegen zerrütteter Gesundheit seine Entlassung, † 1845. Von ihm erschienen: „Gedichte. Tübingen. 1816 bis 1827. 5 Theile." 1823 gab er ein Bändchen: „Geistliche (Missions-) Lieder" heraus. Auch sonst hat sich seine gläubige, christliche Gesinnung in manchem schönen Lied ausgesprochen, z. B.: „Was du vor tausend Jahren" — „Gegrüßt sey, lieber Jesus Christ". Seine Lebensgeschichte, aufgezeichnet durch ihn selbst, erschien 1840 zu Halle.

*** Geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin; nachdem er in Göttingen Medicin studiert und Doktor geworden war, lebte er längere Zeit mit seinem gleichfalls zur romantischen Dichterschule gehörenden Schwager Clemens Brentano in Heidelberg und dann meist zu Berlin oder auf seinem Gut Wigersdorf. Er starb schnell an einem Nervenschlag 20. Jan. 1831. Die Herausgabe seiner Werke besorgte W. Grimm in 7 Bänden vom J. 1839 an.

**** Geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, der Sohn eines hessischen Offiziers. Nachdem er seit 1806 mehrere Aemter in den Hessen-Kasselschen Regierungskollegien bekleidet hatte, wurde er im J. 1817 kurhessischer Geschäftsträger in Dresden, wo er glückliche Jahre im Umgang mit Tieck, Löben u. s. w. verlebte. Er starb 23. Sept. 1824. Seine Gedichte erschienen zu Leipzig im J. 1818. Nach seinem Tod gab Stiftsdame Phil. v. Calenberg seinen poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben zu Kassel im Jahr 1825 heraus. Eine reine, fromme Gesinnung spricht aus seinen Liedern.

† „Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin. 1841." (Vorwort S. V f.)

der Zeit gereinigt werden, es mußte wie ein neu erstandenes, anderes aus ihnen hervorgehen, es mußte sich um so inniger, abgezogener in das wunderſame Geheimniß der Welterlöſung verſenken, als tauſend Stimmen rings umher es in den Staub der Alltäglichkeit herabzuſchreien bemüht waren. Dieſe innerlichſte Wiedergeburt des Gefühls konnte aber deßhalb eben nur ſubjektiv ſeyn und nicht alſogleich der volle Ausdruck einer chriſtlichen Gemeinſchaft werden, weil ſie im Einzelnen und nicht in der Gemeine vorgieng. So haben die Romantiker auf das Kirchenlied zwar nur eine mittelbare Wirkung, aber doch eine große Wirkung geäußert, denn ſie haben zunächſt den Quell aller geiſtlichen Poeſie, die liebevolle, demüthige Hingabe im Glauben, mit der Macht begeiſterter Töne aus verſteinerten Herzen geſchlagen. Ihre ſubjektive Poeſie war der nothwendige Durchgangspunkt zur objektiv kirchlichen."

Was aber das Gedeihen des Kirchenlieds am meiſten förderte, war die Ueberwindung des ſeither einſeitig vorherrſchenden rationellen Elements auf dem Gebiet der Theologie durch Friedrich Schleiermacher, den großen Berliner Theologen. Als ein Studiengenoſſe des nachmaligen Brüderbiſchofs Albertini in der Herrenhuter Brüdergemeinde erzogen, von der Zinzendorf es ahnete, daß ſie einſt der Chriſtenheit zur Zeit des großen Abfalls zu Nutzen kommen könnte, und wirklich nicht ohne von dem in ihr liegenden Salz durchdrungen zu ſeyn, griff er zuerſt in ſeinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin. 1799. Dritte vermehrte Auflage. 1821." die Aufklärung mit überlegenen Waffen an, zeigte als ein rechter „Advokat Gottes" das Nichtige eines Lebens ohne Gott, gewann die Gebildeten, indem er ſie lehrte, auf eine geiſtreiche Weiſe fromm zu ſeyn, und legte auf eine ungemein erregende Weiſe das Weſen der chriſtlichen Gemeinſchaft dar. In ſeiner „chriſtlichen Glaubenslehre" vom Jahr 1821, der eigentlichen Glaubenslehre des religiöſen Gemüths, ſprach er dem frommen Gefühl, als dem Inbegriff und Mittelpunkt aller menſchlichen Seelenvermögen, ſein eigenthümliches Recht zu, gründete auf daſſelbe, als ihre Quelle, die ganze Religion und vermittelte ſo die zwei ſeither einander ſchroff entgegenſtehenden Syſteme des ſchalen Vernunftglaubens oder Rationalismus und des trockenen Offenbarungsglaubens oder Supranaturalismus. Wiederum wurde nun ſo Berlin der Sitz einer neuen mächtigen Bewegung auf dem Gebiet der Religion und Theologie; wie im J. 1765 durch Nikolai's Bibliothek der Sitz der unglaubigen Richtung (ſ. S. 459), ſo wurde es nun ſeit 1821 durch Schleiermacher der Sitz der neuglaubigen Richtung. Es iſt ſo auch in gewiſſem Sinne wahr geworden, was Dr. Struenſee, nachdem er Spangenbergs **idea fidei fratrum** (ſ. S. 386) geleſen, geweiſſagt hatte: „Gewiß! unſere Nachkommen werden die chriſtliche Theologie wieder von den mähriſchen Brüdern holen müſſen."

Andererſeits erwachte jetzt auch, nachdem Herder den Theologen

durch seine geistreichen Ideen in den fünf Sammlungen seiner christlichen Schriften. Leipz. 1794 ꝛc. an den Werken der Ebräer und den Denkmalen des christlichen Alterthums wiederum Geschmack beigebracht hatte, aufs Neue ein gründliches und glaubiges Bibelstudium in der theologischen Welt, und der wohlthätige Einfluß desselben auf die Verbreitung christlichen Bibelglaubens durch Kanzelvorträge und religiöse Schriften blieb nicht aus. Prof. Tholuk in Halle und Hengstenberg in Berlin wurden die Vorkämpfer für eine glaubige Bibelerklärung. Zu gleicher Zeit fieng auch das religiöse Leben, welches in den frommen Kreisen still und verborgen immer noch fortgewirkt hatte und durch einzelne erleuchtete Männer Gottes gepflegt worden war, mehr und mehr als Sauerteig die Masse zu durchdringen an und der für überwunden geachtete Pietismus tritt nun als eigentliche Macht hervor.

Unter solchen Einflüssen bildete sich denn neuerdings auf dem eigentlichen Gebiet des Kirchenlieds eine edle Schaar ebenso glaubensinniger, als ernst-kirchlicher Dichter, die nun, nachdem das religiöse Gefühl „innerlich im Romantischen gesättigt war", sich entschiedener dem christlichen Schriftglauben und der Schriftsprache zuwandten, und mehr das objektiv Kirchliche anzustreben suchten. Freilich ist aber diese neubelebte kirchlich-religiöse, schriftglaubige Richtung weit noch nicht zum Abschluß und zur Vollendung gelangt, sondern erst im Werden und in der ersten Entwicklung begriffen. Daher ist bei diesen neuesten Dichtern auch noch mehr oder weniger vom unpoetischen, didaktischen oder vom unkirchlichen, pathetischen Element der Aufklärungs-Periode etwas mit untergemischt, so sehr sich sonst im Allgemeinen die christlichen Gefühle in ihren Liedern in tiefer Geistesfülle und warmer Innigkeit, so wie in ästhetisch-reinen Formen aussprechen. Daher ist auch die Sprache der h. Schrift in ihrer einfachen Großartigkeit und kraftvollen Körnigkeit bei ihnen noch nicht zur vollen Geltung gekommen und der Ausdruck ihrer christlichen Gefühle geschieht fast unbewußt, oft mehr nach der Sprache oder den Formen eines Göthe und Schiller, an denen sie sich gebildet, als in denen eines David und Asaph.

Den meisten ihrer Lieder fehlt auch noch die ächte Objektivität, die dorische Kraft des alten Kirchenlieds, und wo dieß auch angestrebt ist, da erscheint es doch oft zu sehr als etwas Gemachtes, als ein bloßes Nachklingen des alten Kernlieds. Bewegt sich doch das religiöse Leben überhaupt noch zu wenig auf kirchlicher Grundlage und ringt ja die Kirche selbst erst noch in immer heftiger werdenden Geburtswehen nach ihrer Neugestaltung. Es ist vor der Hand mehr bloß eine kirchliche Stimmung vorhanden, als ein alle Verhältnisse durchdringendes kirchliches Leben, und die Kirche ist noch zu sehr in eine Menge Subjektivitäten zersplittert, statt bereits schon wieder in eine kompakte Einheit oder kirchliche Lebensgemeinschaft sich zusammen geschlossen zu haben. Daher sind diese neueren Lieder meist noch zu

ſubjektiv gehalten und noch nicht der volle Ausdruck, die eintönige Stimme der kirchlichen Geſammtheit und ihres Gemeingeiſtes, ſondern bloß einer kirchlichen ſubjektiven Stimmung. Daher eignen ſie ſich meiſt auch nicht für die Geſammtgemeinde, ſondern mehr bloß für die „Gebildeten" in der Gemeinde, und der rechte Volkston und ſeine körnigte Naivität und ſchlichte Einfalt geht ihnen vielfach ab. Es iſt eben keine Volksdichtung mehr, wie bei den alten Kirchenliederdichtern, ſondern das Dichten der Kunſt; die Gelehrten und die Gebildeten, die jetzt geiſtliche Lieder dichten, theilen nicht mehr ganz und gar das Volksbewußtſeyn in inniger Lebensgemeinſchaft mit dem Volke, weil eine wahre kirchliche Lebensgemeinſchaft derzeit noch allzuſehr fehlt; ſie ſingen daher auch immer noch nicht, wie die Alten, mitten aus dem Volke heraus, denn ſie haben nicht eine und dieſelbe Empfindung, Anſchauung, Erfahrung und Sprache mit dem Volk, ſondern ſie dichten im beſten Falle bloß für das Volk, und das Machenwollen, wenn nun auch im beſten Sinne, ſteht immer noch an der Stelle der frühern kindlichen Unbewußtheit und geſunden Urſprünglichkeit. Gervinus hat nicht Unrecht, wenn er in ſeiner „Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen", Thl. 3, S. 8 bemerkt: „Daß in ſolchen Dichtungen neuerer Zeit — mögen ſie auch eleganter und korrekter und gleichfalls in glaubiger und frommer Begeiſterung gemacht ſeyn — der alte Glaube, aus dem die erſten Lieder entſtanden, noch verbunden ſey auch mit der jungen und geſunden Kraft, die jene alten Lieder als Wehr und Waffen gegen Noth und Trübſal ſang, das wird mich Niemand glauben machen. Unſere chriſtlichen Verſtandesüberzeugungen mögen im Einzelnen jetzt gründlicher geworden ſeyn, unſer Geſchmack gebildeter, unſre Verskunſt und Muſik kunſtgerechter und ausgebildeter, aber das Impoſante jener alten Glaubenskraft, das Große in jener ſchlichten Einfalt, die weit tiefer wirkt, als der eleganteſte Geſchmack der neuen Lieder, iſt für uns vor der Hand in Religion, Poeſie und Muſik verloren." Hoffen wir denn von der Wiedergeburt der evangeliſchen Kirche auch die endliche Wiedergeburt des Kirchenlieds.

Der hervorragendſte Repräſentant der neuen geiſtlichen Liederdichtung iſt Albert Knapp in Stuttgart; manches ſeiner Lieder, wie nur z. B. „Eines wünſch' ich mir" (Nro. 361) oder „Einer iſt's, an dem wir hangen" trägt den Stempel eines ächten Kirchenlieds und reiht ſich den alten Kernliedern würdig an, obgleich in andern ſeiner Lieder der Schwung oft zu hoch, die Sprache zu rhetoriſch und der Ausdruck vorzugsweiſe bloß für die Gebildeten geeignet iſt. In ihm iſt es zu ſchauen, wie der Geiſt des alten Kirchenliedes mit den ſeitherigen Dichtungsformen noch ringt, um als Phönix in verjüngter Kraft wieder aufzuſtehen. Neben ihm ſind Spitta und Döring die fruchtbarſten und gediegenſten neuern geiſtlichen Liederdichter.

Schildern wir nun Einzelne derselben nach ihrem Lebensgang:

Arndt,* Ernst Moriz, wurde geboren am 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, wo sein Vater, früher leibeigener Bauer des Grafen Putbus, Inspektor der diesem Grafen gehörigen Schoritzer Güter war. Später wurde derselbe auf eigene Rechnung Pächter des großen Guts Dumseritz, wo der junge Arndt bis zum eilften Jahr unter den biedern und schlichten Landsleuten aufwuchs. Als hierauf im Jahr 1780 seine Eltern das Gut Grabitz, nicht weit von Stralsund, gepachtet hatten, kam er von 1787—1789 auf das Gymnasium nach Stralsund, sodann mit dem Entschlusse, Theologie zu studieren, im Frühjahr 1791 auf die Universität Greifswalde, und zwei Jahre darauf, im Frühjahr 1793, auf die damals gerade in schönster Blüthezeit stehende Universität Jena, wo ein frisches, freudiges Streben voller Begeisterung für die Wissenschaft in der Jugend lebte. Nach vollendeten Studien hielt er sich nun als Candidat der Theologie bei seinen Eltern, welche unterdessen die große Pachtung zu Löbnitz auf dem Pommer'schen Festlande bezogen hatten, zwei Jahre lang auf und predigte da und dort, namentlich bei seinem Jugendfreund, dem Dichter Kosegarten, der Pfarrer in Altenkirchen war. Er faßte jedoch nach einiger Zeit den Entschluß, dem geistlichen Stande gänzlich zu entsagen. Die ganze Welt brauste und bebte in dem von Frankreich heraufgerufenen Sturm; in diese bewegte Welt hinaus drängte es ihn aus seinem friedlichen Stillleben. Er unternahm im J. 1798 eine große Reise, die er ganz zu Fuß zurücklegte; zuerst gieng er nach Süddeutschland, dann nach Wien, Ungarn, Oberitalien, ins südliche Frankreich, nach Paris, über Brüssel an den Rhein und dann über Frankfurt, Leipzig und Berlin wieder nach Pommern. Er wollte Länder und Menschen sehen.

Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der Geliebten seiner Jugend zu Greifswalde, wurde daselbst Privatdocent und im J. 1805 außerordentlicher Professor bei der philosophischen Fakultät. Hier trug er durch eine Schrift, die er herausgab, dazu bei, daß der schwedische König Gustav IV., unter dem damals dieser Theil Pommerns stand, die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen aufhob. Als nun aber die Schmach über Deutschland hereingebrochen war, als Oestreich am 13. Nov. 1805 bezwungen, Preußen nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 verloren war und das alte, heilige deutsche Reich, nachdem es über ein Jahrtausend bestanden, zu Grab gegangen war, da entbrannte Arndt, je tiefer das Unglück unseres armen Vaterlands wurde, in desto höherer Liebe für dasselbe. Er sagt es

---

* Bei den übrigen noch lebenden Dichtern, die nicht selbst schon, wie Arndt, ihren innern Lebensgang geschildert haben, wird man es nur für recht erkennen, daß die biographische Schilderung möglichst einfach und bloß auf den äußern Lebensgang beschränkt ist.

ſelbſt: „Als Oeſtreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen „waren, da fieng erſt mein Herz an, Deutſchland mit rechter Liebe zu „lieben und die Welſchen mit rechtem, treuem Zorn zu haſſen. Als „Deutſchland durch ſeine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein „Herz ſeine Einheit und Einigkeit.“ Daher ſuchte er das Herz des Volkes anzufaſſen, mit grellen Flammen ſeinen tiefen Jammer zu beleuchten, aber auch den zuſammengeſunkenen Muth neu zu entzünden. Er that dieß in ſeiner Schrift: „Geiſt der Zeit“, von der er den erſten Band im J. 1806 wie einen Feuerbrand in die deutſche Welt ſchleuderte. Drei andere Bände folgten nach. Dieſe Schrift wurde die Hauptſchrift der damaligen unterdrückten Welt, und je heimlicher ſie geleſen werden mußte, deſto mehr ſchloß man ihre glühenden Worte ins Herz. Arndt brachte dadurch in Deutſchland eine große Aufregung hervor und weckte mächtig den deutſchen Nationalgeiſt. Weil er nun aber jetzt nicht mehr ſicher war vor der Rache der Franzoſen, ſo begab er ſich nach Schweden, wo ihm zunächſt keine Gefahr drohte, und blieb dort bis zum J. 1809. Nach einigem Umherirren kam er im J. 1812 in die Dienſte des geflüchteten edlen preußiſchen Miniſters vom und zum Stein zu Petersburg, wo viele deutſche Männer und Helden eine Zufluchtsſtätte vor den Franzoſen geſucht und ſich zu einer ruſſiſch-deutſchen Legion vereinigt hatten, welche zuerſt unter den Deutſchen wieder ihre Fähnlein gegen Napoleon erheben ſollte.

Nachdem nun Napoleon den jämmerlichen Rückzug aus Rußland hatte antreten müſſen, reiste ihm Arndt mit Stein faſt auf dem Fuße nach und Beide ſuchten nun in Preußen, jeder in ſeinem Theile, das Volk zu den Waffen gegen den Erbfeind zu rufen. Des Preußen-Königs Aufruf: „An mein Volk“ erſchien, der Landſturm wurde aufgeboten und ſelbſt Knaben griefen zu den Waffen. Arndt trug ſein Redliches dazu bei, die Herzen zu entflammen und die Landwehr allgemein in Aufnahme zu bringen. Durch eine Menge kleinerer Schriften begeiſterte er die Herzen des deutſchen Volks, am meiſten aber bewirkte er durch ſeine „Vaterlandslieder“, von denen mit Recht geſagt wird: „Arndt hat durch ſie mehr genützt, als eine gewonnene Schlacht“. Er verſtand das Volk und redete des Volkes Sprache, wie Keiner; ſeine Volks- und Kriegslieder klangen im ganzen Volke wieder und brauſten durch die Glieder der Soldaten als Sieges- und Rachegeſänge im Kampf um Freiheit und Vaterland. Unvergeßlich werden ſeine Lieder: „Was iſt des Deutſchen Vaterland“ — „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ — „O du Deutſchland, ich muß marſchieren“ in den Herzen des deutſchen Volkes ſeyn.

Nach Deutſchlands Befreiung im J. 1815 hielt ſich Arndt meiſt am Rhein auf. Der zweite Pariſer Friede und die darauf folgende Zeit, wodurch ſo manche Hoffnungen für Deutſchlands Wohl und Ehre unerfüllt blieben, ließen auch in ſeinem Herzen, wie in denen ſo vieler anderer edlen Vaterlandsfreunde eine wehevolle Enttäuſchung,

einen tiefen Schmerz zurück. Er ſchrieb nun ſeine „Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte“ und vermählte ſich zum zweitenmal mit Nanna Maria Schleiermacher, einer Schweſter des berühmten Berliner Theologen, worauf er im J. 1818 als Profeſſor der Geſchichte an der neuerrichteten Univerſität Bonn angeſtellt wurde, nachdem er ſich zuvor ſchon dort angeſiedelt hatte. Als jedoch, durch Sand's That an Kotzebue angeregt, die große Unterſuchung gegen die deutſche Burſchenſchaft auf den deutſchen Univerſitäten losbrach, weil ihre Mitglieder, wie ſie im Univerſitätsleben ein Bild deutſcher Einheit ohne alle Abſonderungen bilden wollten, dieſelbe auch in dem ganzen Vaterland herzuſtellen wünſchten und vom alten deutſchen Reich und ſeiner Verjüngung ſchöne Ideale träumten, wurde auf manche Univerſitätslehrer als „Verführer der Jugend“ Verdacht geworfen. So namentlich auch auf Arndt, der deßhalb im Herbſt 1820 ſeiner Lehrthätigkeit enthoben und, obwohl vom Gericht freigeſprochen, zwanzig Jahre derſelben nicht mehr zurückgegeben wurde. Er hatte zur Zeit der Noth dem Vaterland ſich geopfert, er wollte ein treuer Lehrer der Jugend ſeyn und ſie in Liebe zu Land und Volk großziehen, und ihn ſtieß man nun als einen gefährlichen Menſchen zurück. Aber er bewahrte dem Vaterland ſeine Liebe in Leid und Trübſal, wie er ſie ihm einſt in Sturm und Noth bewahrt hatte, und wollte als ein edler Dulder, wie er ſelbſt ſagt, „nun auch noch ſeinen Marterweg „von Leiden für das liebe Vaterland durchlaufen und es als ein Ver„hängniß des ausgleichenden und gerechten Gottes hinnehmen, der „ihn für manches trotzige und kühne Wort habe bezahlen laſſen „wollen.“ So lebte er nun als Privatmann zwanzig Jahre lang in ſtiller Zurückgezogenheit zu Bonn in einem ihm eigen gehörigen Hauſe dicht am Rhein. Im Sommer 1834 traf ihn das ſchwere Geſchick, daß ſein jüngſter Sohn im Rhein ertrank; den Schmerz darüber hat er in rührenden Tönen geklagt. Endlich als im J. 1840 Friedrich Wilhelm IV. den preußiſchen Königsthron beſtieg, machte ihn dieſer wieder zum Profeſſor an der Univerſität Bonn, an der er denn gleich im J. 1840—41 Rektor wurde. So ſteht er nun wieder ſeinem Berufe zurückgegeben und gegen alle Anklagen und Verdächtigungen gerechtfertigt da, geehrt von ganz Deutſchland als edler Vaterlandsfreund und ächter deutſcher Mann. Er iſt der Repräſentant der frommen altdeutſchen Ritterlichkeit.

Mit gleicher Liebe war aber ſein Sinn auch ſtets dem himmliſchen Vaterlande zugethan, alſo daß an ihm, dem ehrwürdigen Greis, die Volksmänner der neueſten Zeit, die im Unglauben und Verachtung der Religion und des Kirchenthums ſich gefallen, ſchamroth werden müſſen; mit Begeiſterung und froher Ahnung blickt er nach oben. Dieſen frommen, wahrhaft glaubigen Sinn hat er ausgedrückt in 33 zum Theil vorzüglichen Kirchenliedern, welche ſich als Anhang in ſeiner gediegenen, dem alten Kirchenliede und Väterglauben das Wort

redenden Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenlied. Bonn 1819“ befinden; 13 derselben waren schon in seinen „Gedichten. Neue Ausgabe. Frankf. 1818. 1. Thl.“ abgedruckt. Noch weitere befinden sich in der 3. Ausgabe. Leipz. 1840.

(Quellen: Erinnerungen aus dem äußern Leben von Moriz Arndt. 1. Aufl. Leipz. 1840. 3. Aufl. 1842.)

v. Schenkendorf, Ferdinand Gottfried Max, geb. 11. Dez. 1784 zu Tilsit. Er wurde in der gräflich Dohna'schen Familie erzogen, wodurch in ihm der Grund seiner christlichen Gemüthsrichtung gelegt wurde. Nachdem er in Königsberg Kameralwissenschaft studiert, brachte er das J. 1805 in Woldau zu, um sich mit der Landwirthschaft bekannt zu machen, worauf er seinen Referendärdienst in Königsberg antrat. Hier übte die edle Dichterin Henriette Gottschalk, geb. Hay, Verfasserin „der Sternblumen“, kurzer Gebete für einfältige Christen voll kindlicher Frömmigkeit, den bedeutendsten Einfluß auf ihn; deßgleichen Jung Stilling. Das J. 1813 und des Vaterlandes Noth rief auch ihn zu den Waffen, ob er gleich noch nicht lange sich vermählt hatte. Zwar verhinderte ihn eine Lähmung des rechten Armes, die Waffen zu tragen, aber er zog doch ins Feld, überall thätig und anregend. In dieser großen Zeit der frommen Begeisterung für das Vaterland sang er seine herrlichen Kriegslieder. Nach dem Friedensschluß wurde er Regierungsrath in Coblenz, wo er aber bald an seinem Geburtstag sein jugendliches Leben endete 11. Dez. 1817.

Seine geistlichen Lieder, die unter dem Titel: „Christliche Gedichte für deutsche Jungfrauen“ 1814 erschienen, sind mit Recht „der ätherklare Aushauch gottgeweihter Seele“ genannt worden. Von seinen sämmtlichen Gedichten erschien die erste vollständige Ausgabe mit seiner Biographie zu Berlin im J. 1837.

Hensel, Luise, eine Dichterin der romantischen Schule, auf deren poetische Bildung Novalis und Schenkendorf einen unverkennbaren Einfluß übten. Sie ist geb. im J. 1796 zu Berlin, eine Schwester des im Gebiet der christlichen Kunst ausgezeichneten Historienmalers Wilhelm Hensel. Gegenwärtig lebt sie zu Cöln. Ihre drei ersten geistlichen Gedichte stehen mit der Unterschrift: „Ludwiga“ in „Fr. Förster's Sängerfahrt. Berlin 1818.“ Weitere finden sich anonym in „Diepenbrock's geistlichem Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtern den Freunden der christlichen Poesie dargeboten. Sulzbach 1829.“ Der größte Theil der daselbst im Anhang enthaltenen Lieder deutscher Dichter gehören ihr an. Man hat öfters Diepenbrock, bei einigen auch Schenkendorf als Verfasser bezeichnet. H. Kletke hat zum erstenmal in seiner geistlichen Blumenlese vom J. 1841 (vgl. S. 605) ihre Lieder unter dem wahren Namen aufgeführt. „In ihren Liedern,“ sagt er, „die zu den schönsten der neuern geistlichen Dichtkunst gehören, offenbart sich ein tiefer christlicher Sinn kindlicher Demuth und hingebender Liebe. Der Ausdruck durch die

Poesie erscheint bei ihr als das wahrhafte ungesuchte Bedürfniß eines reichen Gemüths, dessen Empfinden auch die klare, gediegene Form nicht fehlt, die es künstlerisch zusammenhält." Noch mehr, als das Lied: „Immer muß ich wieder lesen" wären der Aufnahme ins Würt. Gesangbuch werth gewesen: „Was verlangst du, warum bangst du" — „Bedenk ich deine große Treue" — „Maria geht zum Grabe." Lieblich ist auch ihr Nachtgebet: „Müde bin ich, geh' zur Ruh."

Rückert, Friedrich, auf dem weltlichen Dichtergebiete der größte Lyriker und fruchtbarste Dichter unserer Zeit, in welchem sich die romantische Schule in ihrer höchsten Spitze zeigt. Er wurde 1789 in der ehemaligen freien Reichsstadt Schweinfurt a. M. geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte. Von 1807 studierte er zu Jena die alten Sprachen und Aesthetik, und trat daselbst im Jahr 1811 auf einige Zeit als Privatdocent auf. Aber schon 1815 begab er sich nach Stuttgart, wo er an dem von Cotta verlegten „Morgenblatt" als Redakteur arbeitete. Er hatte sich nämlich einen Namen erworben durch seine im J. 1814 erschienenen „deutsche Gedichte von Freimund Raimar", wovon besonders die in patriotischer Begeisterung gedichteten, dem deutschen Freiheitskampfe geltenden „geharnischten Sonnette" ausgezeichnet sind. Im J. 1818 durchreiste er Italien und hielt sich, dem italienischen Volksgesang nachspürend, vornämlich in Rom und Aricia auf. Im folgenden Jahr ließ er sich als Privatmann in Coburg nieder, wo er, wie er sagt, „im heiligen Ehestande die ächte Poesie des Lebens gefunden hat." Hier beschäftigte er sich besonders mit orientalischen Studien, wovon im J. 1822 als köstliche Früchte „die östlichen Rosen" erschienen. Im J. 1826 kam er als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, wohin ihn König Friedrich Wilhelm IV. im J. 1841 berief.

In eigentlicher Schöpfungskraft kann sich nicht leicht ein Dichter mit ihm messen; seine Sprache, oder vielmehr „Sprachüberwältigung" und sein Versbau sind bewunderungswürdig. Er ist wieder der erste unter den weltlichen Dichterheroen, der sich auch der geistlichen Dichtkunst zugewendet hat, während die in der Aufklärungsperiode sie kalt und vornehm ignorirten (s. S. 465). Sechs geistliche Gedichte von ihm erschienen zuerst im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824. Leipzig bei Glebitsch." Unter diesen ist sein Adventslied und ein mehr erzählendes, ausgezeichnet schönes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha". Neuerdings schrieb er auch in Alexandrinern eine Lebensgeschichte Jesu unter dem Titel: „Leben Jesu. Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttg. 1839." Seine gesammelten lyrischen Gedichte, mit Ausnahme der Lehrgedichte ꝛc., erschienen in 6 Bänden zu Erlangen im J. 1834—1839. 5. Aufl. 1840. Eine Auswahl aus seinen Gedichten kam in Einem Bande 1841 zu Frankfurt am Main heraus.

Auf diese Dichter der romantischen Schule, deren Dichtergeist meist zuerst in den deutschen Freiheitskriegen entzündet ward, folgen nun zwei durch das Reformationsjubiläum im J. 1817 und die damals allgemein erwachte kirchliche Begeisterung angeregte sächsische Dichter:

Sachse, Dr. Christian Friedrich Heinrich, geb. 2. Juli 1785 zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg, wo sein Vater Cantor und Lehrer an der Stadtschule war. Seinen ersten Unterricht empfieng er meist von zwei ältern, nun schon längst im Predigtamt verstorbenen Brüdern und besuchte zugleich das Lyceum zu Eisenberg unter dem vortrefflichen Rektor Dr. Brendel. Nachdem er von Ostern 1804 bis 1807 seine Studien in Jena unter Griesbach, Gabler, Augusti, Luden ꝛc. vollendet hatte, lebte er einige Zeit als Hauslehrer in der Familie eines Gutsbesitzers bei Merseburg, wurde dann im J. 1812 Diakonus in dem Seckendorf'schen Städtchen Meuselwitz bei Altenburg, wo seit 1692 die Gebeine des unsterblichen Veit Ludwig v. Seckendorf ruhen. Von da wurde er im J. 1823 auf die Hofpredigerstelle in Altenburg berufen, auf der er heute noch im Segen steht. Im J. 1831 wurde er zugleich Consistorialrath und 1841 erwählte ihn Jena zum Doktor der Theologie.

Sein erstes Lied: „Komm, komm du Licht in Gottespracht" war ein Morgenlied zur Begrüßung des Reformationsjubelfestes und erschien im Keyser'schen Reformationsalmanach vom J. 1817. Zu demselben Fest ließ er auch mit seinem Freund Archidiakonus **Mörlin** in Altenburg für den Festgebrauch in den Kirchen des Altenburger Landes einige Lieder drucken, die in den „evangelischen Jubelliedern auf die dritte Jubelfeier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses im J. 1830" zum Theil wieder abgedruckt wurden. Im J. 1822 gab er einen Bogen „christliche Gesänge zum Gebrauch bei Beerdigungen und bei der Todtenfeier" — 9 an der Zahl — heraus. Aus diesen ist das schöne Lied: „Wohlauf, wohlan" (Nro. 617.). Auch in Tzschirner's Magazin finden sich einige Lieder von ihm. Manche sind in das Bautzener, Leipziger, Hamburger und andere öffentliche Gesangbücher aufgenommen.

Möller, Johann Friedrich, geb. zu Erfurt im J. 1789, Consistorialrath und Prediger in Erfurt, früher Divisionsprediger zu Münster in der preußischen Provinz Westphalen. Das Lied: „Wo regt sich noch ein guter Geist" (Nro. 214) dichtete er auf das Reformationsjubelfest im J. 1817, wie er damals auch in zehn Predigten über die Reformationsgeschichte die Wiedergeburt der Kirche Jesu darstellte. Im J. 1817 erschienen geistliche Lieder von ihm unter dem Titel: „Christenglück und Christenwandel in religiösen Gesängen, zum Theil nach bekannten Kirchenmelodien. Erfurt, bei Keyser." Diesen folgte: „Der christliche Glaube und das christliche Leben. Geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus. Erfurt. 1822." In der

von Claus Harms im J. 1830 veranſtalteten Liederſammlung befinden ſich mehrere Lieder von ihm.

Auch aus der Herrenhuter Gemeinde erklingen in dieſer Zeit neue Klänge frommer Liebesinnigkeit zum Herrn. Zwei Dichter vor Allen ragen aus dieſer Gemeinde hervor und leiten die Zeitgenoſſen unter den geiſtlichen Dichtern mehr und mehr von der Romantik zum ernſteren Schriftſtyl hinüber:

v. Albertini, Johann Baptiſt, der Biſchof der Brüdergemeinde; er ſtammt aus einer Graubündtneriſchen Familie und wurde 17. Febr. 1769 zu Neuwied geboren. Er erhielt mit Dr. Schleiermacher, deſſen Jugendfreund er war, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in den gelehrten Anſtalten der Brüdergemeinden zu Niesky und Barby. Schon in ſeinem zwanzigſten Jahr wurde er Lehrer an denſelben Anſtalten, deren Schüler er geweſen war; er beſchäftigte ſich damals viel mit den alten, beſonders den orientaliſchen Sprachen, auch Mathematik und Botanik. Vom J. 1804 aber widmete er ſich ausſchließlich dem Predigerberuf in den Gemeinden Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei, wozu er von Gott ganz beſondere Gaben erhalten hatte. Von der Macht der geiſtlichen Rede, die er beſaß, zeugen die zwei Sammlungen; „Dreißig Predigten für Mitglieder der Freunde der Brüdergemeinde. 1805. 3. Aufl. 1829.“ und: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeinde in Herrenhut, in den Jahren 1818 bis 1824 gehalten. Gnadau. 1832.“ Im J. 1821 wurde er Mitglied der Unitätsdirektion, nachdem er ſchon 1814 Biſchof der Gemeinde geworden war. Seit 1824 aber führte er den Vorſitz in der Unitäts-Aelteſten-Conferenz und wirkte heilbringend als ein ausgezeichneter, geſegneter Mann voll Geiſtes und Lebens. Er war ein ächter Diener des göttlichen Wortes, reich an Geiſt und Wiſſenſchaft, voll Wohlwollen und redlicher, uneigennütziger Liebe. Tief betrauert in weiten Kreiſen ſtarb er am 6. Dez. 1831 zu Berthelsdorf.

Seine Gedichte, welche hundert Lieder auf kirchliche Melodien enthalten, erſchienen geſammelt unter dem Titel: „Geiſtliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeinde. Bunzlau. 1821.“ 2. Aufl. 1827. 3. unveränderte 1835. Kletke giebt folgendes Urtheil über ſeinen Dichterwerth: „Albertini iſt nächſt Novalis der bedeutendſte geiſtliche Dichter unſerer Zeit. Wahrhafte Glaubensinnigkeit, Demuth und Hingebung bezeichnen ſeine Lieder, die ebenſo aus einer kindlichen Frömmigkeit, wie aus der tieferen chriſtlichen Erkenntniß eines hochgebildeten dichteriſchen Geiſtes hervorgegangen ſind. Sprachliche Härten ſind nicht immer vermieden, zuweilen aber auch die Form künſtleriſch vollendet. Manches Befremdliche der bildlichen Ausdrucksweiſe gehört mehr der Gemeine, als dem Dichter an und wird durch den lebendigen Hauch des innern Geiſtes annehmlicher.“ Knapp ſagt von ſeinen Liedern, es paare ſich in ihnen Genialität mit lebendiger Frömmigkeit.

Garve, Carl Bernhard, geb. 24. Jan. 1763 zu Hannover. Sein Vater, ein königlicher Beamter, ließ ihn in den Bildungsanstalten der Brüdergemeinde erziehen. Nachdem er nun in denselben seine Studien vollendet hatte, verwaltete er an verschiedenen Gemeinorten das Predigtamt; vom J. 1810—1816 wurde er Prediger in Berlin, hierauf zu Neusalz an der Oder und starb 21. Juni 1841 zu Herrenhut.

Er gab heraus: „Christliche Gesänge. Görlitz. 1825" mit 303 meist von ihm gedichteten Liedern und: „Brüdergesänge, der evangelischen Brüdergemeinde gewidmet. Gnadau. 1827" mit 65 Liedern. Es sind darunter viele gute Lieder, wie er überhaupt ein Dichter war, in welchem Kraft mit Innigkeit gepaart ist. Der besondere Herrenhuter Typus ist in seinen Liedern weniger sichtbar, als bei sonst einem Dichter dieser Gemeinde, wie er überhaupt auch im Gebrauch der bildlichen Sprache sehr gemäßigt und nüchtern ist.

An diese Herrenhuter Dichter reihen sich aus der Gesammtkirche folgende entschieden fromme Dichter:

Möwes, Heinrich, auch ein Kämpfer in den deutschen Freiheitskämpfen, wurde geb. am 25. Febr. 1793 zu Magdeburg. Seine ersten Lebensjahre brachte er unter vielfacher Noth und Bedrängniß zu. Sein Vater starb früh und die Mutter verheirathete sich wieder. Da nahm sich des verlassenen Knaben ein Oheim an, der Prediger im Magdeburg'schen war und ihn die dortige Domschule besuchen ließ. In Göttingen studierte er Theologie, aber als eine „todte Wissenschaft." Er erinnere sich nicht, sagt er selbst, auch nur im Geringsten christliche Eindrücke dabei empfangen zu haben. Dagegen wurde er bald tief ergriffen von der allgemeinen Begeisterung im J. 1813, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba im J. 1814 trat er mit seinem Busenfreund Carl Blum in ein westphälisches Jägercorps und kämpfte in der Schlacht bei Ligny, Belle-Alliance und vor Paris. Bei Ligny mußte er seinen verwundeten Freund, nachdem er ihn unter beständigem Kugelregen aus dem Feuer der Feinde zu tragen bemüht gewesen war, als todt liegen lassen. Sein Kriegsleben ist reich an köstlichen Zügen des Muths und der Selbstaufopferung, und trägt überall das Gepräge eines edlen Charakters und zartfühlenden Herzens. Nach beendigtem Krieg bezog er noch eine Zeitlang die Universität Halle, nachdem er auf dem Heimmarsch zu seiner größten Herzensfreude den todtgeglaubten Freund in Charleroi wieder lebend gefunden hatte. Er verließ die Universität durch die großen Erfahrungen der letzten Zeit zwar entschiedener auf Gott und das Eine, was noth ist, hingewiesen, aber doch noch, wie er selbst oft gestand, unfähig, für den Herrn und sein Reich zu arbeiten, da er selbst diesem Herrn noch so ferne war.

Er wurde nun ein Jahr lang Lehrer an der Domschule zu Magdeburg; hier verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Blum

und wurde im J. 1818 vom Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wenddorf berufen. Zwar vom evangelischen Geist berührt, doch keineswegs gläubig, begann er nun gleichwohl mit außerordentlichem Eifer zu wirken; seine Thätigkeit erstreckte sich indessen vorzugsweise auf äußere Dinge; er that viel für das Schulwesen, steuerte den Unordnungen in den Gemeinden und bekämpfte siegreich alle Hindernisse; doch fühlte er bald das Bedürfniß, tiefer in die Schrift einzudringen und den Herrn zu suchen, den er predigen sollte. So fieng er an, eifrig in der Schrift zu forschen und fleißig zu beten, und kam ohne alle fremde Hülfe zum Glauben an Christum; der Herr hat ihn durch sein Wort selbst zu sich geführt; seine Bekehrung war keine plötzliche, gewaltsame, sondern eine ruhig sich entwickelnde Umwendung seines Lebens. Am liebsten hielt er sich an Dräseke. Glaube und Muth waren die hervorstechendsten Züge seines Wesens; er hatte durch Natur und Gnade eine Furchtlosigkeit erlangt, die keine Macht der Welt scheute und in der er frisch und froh im seligen Gefühl der unendlichen Kraft, die dem Glauben an Christum inwohnt, mit der Welt rang. Nicht leicht konnte ein Geistlicher so ganz und völlig in seine Gemeinde sich hineinleben, als er. Auch besaß er eine besondere Gabe, die Seelen der Sünder gewaltig zu erschüttern, und die bußfertigen, gebeugten Herzen freundlich aufzurichten. Sein Umgang hatte viel Erbauliches, sein ganzes Leben war eine fortgehende Predigt, seine Persönlichkeit so gewaltig, daß die, welche in seinen Kreis kamen, bald für den Glauben gewonnen wurden oder bei Zeiten aus seiner Nähe entfliehen mußten. In seinen Predigten, die er mit geistreicher und gewaltiger Beredtsamkeit vortrug, war jetzt Christus der Mittelpunkt, um den sich Alles bewegte, und die Quelle, woraus Alles floß.

Nach vier Jahren, im J. 1822, wurde er vom Grafen von der Schulenburg-Altenhausen zum Prediger nach Altenhausen und Joenrode berufen. Sieben Jahre lang blieb hier sein Leben fast völlig ungetrübt; bei einem reichlichen Einkommen, in glücklicher Ehe, als Vater von vier lieblich heranwachsenden Kindern, allgemein geachtet in der Gemeinde, fehlte ihm nichts zu seinem Glücke. Er wußte kaum, was Kreuz sey, und es schien, als habe er bei seiner tiefern christlichen Entwicklung diese Erfahrung für sein Herz nicht nöthig. Doch auch er sollte durch die bitterste Kreuzschule gehen. Seine Leiden begannen mit dem Tode seines Freundes und Schwagers Blum im Frühjahr 1828; im Herbst desselben Jahrs fieng auch seine sonst so kräftige Gesundheit zu wanken an; es stellten sich Brustbeschwerden ein. Weil aber die liebliche Weihnachtszeit vorhanden war, ließ er sich nicht abhalten, dennoch zu predigen. Da trat denn große Erschlaffung ein und es erfolgten häufige Blutungen aus der Lunge, die sein Leben auflösen zu wollen schienen. Aber seine Seele war stets fröhlich in dem Herrn; er frohlockte im Schmerze, weil es ein Kreuz

war vom Herrn. Obwohl er sich im Frühjahr 1829 wieder erholte, so blieb doch seine Brust stets angegriffen und die Blutungen dauerten fort. Dazu kam nun auch noch im Sommer 1829 der Verlust seiner Schwiegermutter, die ihm wie eine leibliche Mutter gewesen war. Als aber im Winter von 1829 auf 1830 neue heftigere Krankheitsstürme über ihn kamen, erkannte er immer deutlicher, wie es des Herrn Wille sey, seinem Predigtamt zu entsagen. Dieß war das größte Opfer, das er bringen mußte, denn sein Herz war aufs Innigste mit diesem Amte zusammengewachsen. Der Kampf war groß; fast wäre ihm das Herz darüber gebrochen. Im Juni 1830 übergab er mit dem Worte: „Weide deine und meine Heerde", feierlich sein Amt seinem Nachfolger. Der Abschied von so vielen Seelen, die aus der Gemeinde sich am Abreisetag noch zu ihm drängten, verursachte ihm den heftigsten Brustkrampf, so daß er acht Tage lang brauchte, bis er sich zur Abreise erholt hatte. Er zog nun nach Magdeburg und eine völlig ungewisse Zukunft stand vor ihm; sein Ruhegehalt reichte nicht hin, seine vier Kinder zu erziehen. Er aber hatte längst das Sorgen verlernt und pflegte zu sagen: „Der Herr sorgt für mich; der versteht's „viel besser; warum sollte ich es Ihm nicht überlassen?" Er war noch nicht lange zu Magdeburg, so starb ihm ein Töchterlein, damit er auch von dieser Seite geprüft würde. Er ward immer ärmer, aber sein inneres Leben entfaltete sich immer reicher, er ward immer kränker, aber seine Seele blühte in immer frischerer Gesundheit. Sobald er sich einigermaßen wohler fühlte, so wirkte er für das Reich Gottes, besonders auch im Missionswesen. Bald aber hemmte wieder ein neuer Krankheitssturm seine Thätigkeit.

Als es sich einmal auf länger mit ihm gebessert hatte, zog er am 24. Juli 1832 wieder nach seinem Altenhausen, um in der Mitte seiner Pfarrkinder leben zu können, bis er vielleicht irgend eine Anstellung finde. Er trieb hier allerlei wissenschaftliche Beschäftigungen und wartete still und froh, was der Herr nun weiter mit ihm thun werde. Er erholte sich sogar so weit, daß er wieder einigemal auf seiner lieben, alten Kanzel predigen konnte und sich um das Dekanat- und Pfarramt Weferlingen bewarb. Doch war kein Tag für ihn schmerzensfrei. So trat er in das Jahr 1834. Da erfaßte ihn der letzte, aber auch heftigste Krankheitsfall. Er spürte wohl, daß dieß seine letzte Zeit sey. „Das Sterben ist schwer", konnte man ihn da öfters sagen hören, „aber doch ist der Tod schön." Er genoß noch mit den Seinigen das h. Abendmahl, wozu die Lehrer des Orts mit den Kindern kommen und das Lied: „Christus der ist mein Leben" singen mußten. Mehrere Tage lang hatte er noch mit dem Tode zu ringen, so daß er oft in herzzerreißenden Tönen sich die Erlösungsstunde ersenfzte, indem er rief: „Lieber, lieber Herr! so komm doch! komm doch! willst du denn noch nicht kommen?!" Da kam noch die Nachricht, daß ihn der König zum Superintendenten von Weferlingen

befördern wolle, wenn er es nicht vorzöge, nach Bahrendorf zu gehen. Er aber sprach gelassen: „Nach Bahrendorf also oder auf die Bahre.“ Dann schwieg er und erquickte sich, wie öfters, am ersten Brief Petri. Nicht lange vor seinem Sterben sprach er: „Bald werde ich vor Gottes Thron stehen; meine Seele möchte zagen, wenn sie zurückschaut auf ein Leben, worinn so wenig geschehen ist; aber dennoch zage ich nicht und sterbe freudig und getrost, denn mein Herr und Heiland vertritt mich im Gericht, und ließe meine Schwachheit es zu, ich gienge mit einem Triumphlied auf Gottes Barmherzigkeit hinüber.“ Endlich kam der Herr; während seine Frau ihm das Lied: „Es ist noch eine Ruh vorhanden“ (Nro. 641) vorlas, wand sich seine Seele los am 14. Okt. 1834. Nicht lange zuvor hatte er in einem schönen Lied von der Sterbensfreudigkeit gesungen:

„O Herr, o Herr, wie treu bist du!
Wie recht sind deine Worte,
Du bleibest meiner Seele Ruh
Auch an der Todespforte.
Da steh ich mit erhabnem Haupt,
Ja, selig ist, wer an dich glaubt.“

Er hat mehrere recht schöne geistliche Lieder gedichtet, die im J. 1836 gesammelt erschienen und im Vergleich mit den unter dem Einfluß der romantischen Schule gedichteten, mehr dogmatischen Gehalt haben, und denen von Spitta, von Garve und Döring ähnlich sind. Er dichtete auch weltliche Lieder und machte sich namentlich im J. 1831 nach dem Ausbruch der Julirevolution durch die „drei Lieder eines preußischen Landeskindes“ bekannt.

Die evangelische Kirchenzeitung 1836 S. 190 giebt folgendes Urtheil über Möwe's Lieder ab: „Sie sind in den Jahren 1829 bis 1834 unter schweren köperlichen Schmerzen gedichtet worden und meistentheils in Momenten geboren, wo die Schmerzen am fürchterlichsten gewüthet und der kräftigste Glaubensgeist des vielgeprüften Dulders wieder den herrlichsten Sieg über das Fleisch davon getragen hatte. Sie tragen daher alle, wie verschieden sonst auch ihr Inhalt und Gegenstand seyn mag, den gleichen Grundcharakter eines allezeit fröhlichen Glaubens, einer unbedingten Ergebung in Gottes Willen und einer Sehnsucht nach dem Himmel an sich, die aber bei aller Lebhaftigkeit doch immer nüchtern und zufrieden bleibt, das Leben, ja selbst das Leiden lieb hat und nicht nur mit Theilnahme, sondern mit Begeisterung gleichmäßig alle großen Interessen des Lebens, Freundschaft, Liebe, König, Vaterland, Natur, Kirche und Missionswerk, bis zum letzten Athemzug umfaßt. Kirchlich sind sie weniger, weil überwiegend ein subjektiver Inhalt in ihnen zu Grund liegt, aber erbaulich, glaubensstärkend durchgängig.“

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 468. 606. 641.

(Quellen: Dr. Heinrich Möwe's Leben und Gedichte. Magdeburg, 4. Aufl. 1843.)

v. **Meyer**, Dr. Johann Friedrich, der edle Mystiker unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit, geb. 12. Sept. 1772 in Frankfurt a. M., als der Sohn eines von Kaiser Joseph II. geadelten Kaufmanns. Nachdem er von 1790—1793 zu Göttingen und Leipzig die Rechte und 1794 zu Wetzlar den Reichsproceß studiert hatte, wurde er 1795 salm-kyrburgischer Kammerdirektor. Nach der Besitznahme Frankfurts durch die Franzosen begab er sich wieder in seine Vaterstadt und wurde als gewandter Staatsmann und tüchtiger Jurist im J. 1809 Rath und Beisitzer des Stadtgerichts; 1816 wählten ihn seine Mitbürger zum Senator und Deputirten im evangelischen Consistorium und übertrugen ihm 1821 eine Stelle auf der Schöffenbank und im Syndikat; 1824 wurde er zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt, hat sich aber nun seit einigen Jahren von allen seinen öffentlichen Aemtern zurückgezogen; bloß die Präsidentenstelle der Bibelgesellschaft hat er noch beibehalten. In seiner wichtigen Stellung wirkte er nicht bloß für seine Vaterstadt, sondern auch für die ganze Kirche in reichem Segen. Er ist nämlich zugleich ein gründlich gelehrter Theolog voll philosophischen Tiefsinns und Glaubensgeistes. Als solcher gab er sein großes Bibelwerk — „die Bibel in berichtigter Uebersetzung. Hamb. 1819. 2. Aufl. 1822" — heraus, wofür ihm die theologische Fakultät zu Erlangen die theologische Doktorwürde ertheilte. Im J. 1832 schrieb er einen „Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des israelitischen Volks ꝛc." Er ist seiner Glaubensrichtung nach ein Theosoph von der edelsten Art und vertritt unter den Dichtern unserer Zeit die neueste Richtung der Mystik, welche sich anschließt an die Naturphilosophie Schellings und den Magnetismus als eine neue Quelle der Offenbarung ansieht. Er gab deßhalb auch „Wahrnehmungen einer Seherin" heraus. Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt in Weinsberg seit 1819, ist ein ihm hierinn geistesverwandter Mann. Besonders verdient um religiöses Leben machte er sich auch durch die Herausgabe der „Blätter für höhere Wahrheit aus ältern und neuern Handschriften und seltenen Büchern. 11 Sammlungen. Frankf. u. Berlin. 1818—1832". Er ist ein Mann einer höhern Ordnung.

In diesen Blättern für höhere Wahrheit finden sich auch viele geistliche Lieder von ihm, die er später in einer Sammlung seiner geistreichen prosaischen und poetischen Schriften im J. 1836 zu Kempten unter dem Titel: „Hesperiden" herausgab. Fortwährend lieferte er auch noch unter dem Titel: „Harfenklänge" liebliche Dichtergaben in A. Knapp's Christoterpe. Seine geistlichen Lieder, deren Sprache übrigens zu modern und blühend, deren Haltung zu subjektiv ist, als daß sie wirkliche Kirchenlieder genannt werden könnten, sind vorzugsweise der Liebe Christi und zwar auf eine ungemein zarte und tieffühlende Weise geweiht. Tiefe Herzensklänge tönen uns aus ihnen entgegen. Vorherrschend ist in denselben, obwohl es nicht an Liedern

des Friedens und der Glaubensfreude fehlt, das Kreuzesweh vor dem Glaubensjubel. Es spiegelt sich sein innerer Lebensgang darin ab. Die evangelische Kirchenzeitung spricht sich im Jahrg. 1838. Nro. 39 also darüber aus: „Meyer's dichterische Gaben gehören zu den besten der christlichen Lyrik unserer Zeit und in einer Parthie, in den Liedern, welche den innern Schmerzenswegen des Glaubigen, seinem Kreuzleid und seiner Hingebung an die treue Führung des Herrn gewidmet sind, spricht sich eine solche Reife der Erfahrung, Innigkeit der Empfindung und Fülle des Gedankens aus, daß wir nicht wüßten, welchen der jetzt lebenden deutschen Dichter wir in diesem Kapitel der lebendigen Taufe in den Tod Christi ihm an die Seite stellen sollten. Zudem ist er ein lehrreicher Meister im Lehrgedicht; besonders in den lyrischen Liedern im engern Sinn finden wir vorherrschend eine edle Reinheit und Einfalt der Form mit dem köstlichsten Gehalte gedankenvoller Empfindung." Im J. 1831 ließ er auch ein episches Gedicht erscheinen unter dem Titel: „Tobias."

Stier, Ewald Rudolph, ein Herzensfreund Meyer's, geb. 17. Merz 1800 zu Frauſtadt im Großherzogthum Posen, der Geburts- und Berufsstätte des Valerius Herberger (s. S. 104), dessen Gedächtniß in ihm zuerst den Sinn für die alte Liederherrlichkeit aufgeschlossen haben mag. Er studierte in Wittenberg unter dem ehrwürdigen Seminarinspektor Heubner. Nach vollendeten Studien wurde er Inspektor am Schullehrerseminar zu Karalene in Lithauen und hierauf Lehrer am Missionshaus zu Basel. Dort entqollen unter allerlei Krankheitsleiden reiche Liederströme seiner glaubigen Seele. Auch gab er die wichtige Schrift heraus: „Altes und Neues in deutscher Bibel oder Vergleichung der Bibelverdeutschung Luthers mit ihrer Berichtigung durch J. F. v. Meyer. Basel. 1828." Bei seinem Abgang aus dem Missionshaus in Basel im J. 1829 riefen ihm die Missionszöglinge in einem von Chr. G. Barth gedichteten Liede voll Dank und Liebe nach:

„Nicht fruchtlos bist du hier gewesen,
Nicht ohne Segen kehrst du heim:
Im Leiden fandest du Genesen
Und in der Myrrhe Honigseim.
Der Meister hielt mit Liebesblicken
Dich in des Kreuzes enger Haft,
Um deinem Herzen aufzudrücken
Das Siegel seiner Jüngerschaft."

Von Basel aus kam er nämlich im genannten Jahr als Pfarrer nach Frankleben bei Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen. Hier machte er sich als Prediger und Schriftforscher bekannt, ersteres durch seine durch und durch bibelkräftigen, körnigten Epistelpredigten, so wie durch seine „Keryktik oder Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden. 2. Aufl. 1844"; letzteres durch seine „Reden des Herrn Jesu" und „Reden der Apostel", Andeutungen für

glaubiges Schriftverständniß, so wie durch seine „siebenzig ausgewählte Psalmen. Halle. 1834." Auch gab er im J. 1832 „Luthers Katechismus als Grundlage des Confirmandenunterrichts im Zusammenhang erklärt" heraus (3. Aufl. 1836). Auf dem Gebiet der Hymnologie bewährte er sich nicht bloß durch sein die gediegendsten Kernlieder enthaltendes „evangelisches Gesangbuch" vom J. 1835 als ein Mann, der da weiß, was der Kirche noth ist, sondern gab insbesondere im Jahr 1838 durch seine Schrift: „Die Gesangbuchsnoth" (s. unten) die Kriegserklärung ab gegen die in der Aufklärungsperiode der Kirche aufgedrungenen modernen Landesgesangbücher. Seit 1840 ist er als Pfarrer in Wichlingshausen im Wipperthale in Rheinpreußen angestellt.

Seine Lieder erschienen unter dem Titel: „Christliche Gedichte. Basel. 1825."

Rothen, Johannes, geb. im J. 1805 zu Basel, als armer Leute Kind. Einen Blick in seine Knabenzeit läßt er uns in folgenden Worten thun: „Als ich auf den Berner Alpen weit und breit mutterseel allein war und in später Herbstzeit des Viehes pflegen mußte, da hab ich an den stillen Abenden, in geräuschloser Nacht aus einem alten zerrissenen Buche mir die köstlichsten Kernsprüche herausgeschrieben und mich in die Sache auf heilsame Art so vertieft, daß es mir gewöhnlich unvermerkt 10—12 Uhr wurde bei meiner Arbeit. Und wenn ich noch weiter in die Tage meiner Kindheit blicke — was werde ich da gewahr? Große Dinge! Ohne Schule, in entfernter Wildniß, in Hütten aus Erde, wo Schlafgemach, Wohnstube, Küche und Stall zu einer Zeit Eins waren, lernte ich lesen, ohne zu wissen, wie dieß zugieng. Welch einen unaussprechlichen Eindruck machte da das erste Lesen der Geschichte Jesu auf mein Gemüth! O hätte ich's verstanden, dem unbeschreiblichen Wonnegefühl recht nachzuspüren — wie selig hätten meine Tage seyn können! Aber in ungedeihlichem Erziehungselement aufgekeimt, konnte sich die edle Pflanze des Himmelreichs nicht recht entwickeln — sie verkümmerte gar sehr. Bei mir wurde das Sprüchwort recht wahr: „„Wo Gott eine Kirche baut, da setzt der Teufel eine Kapelle daneben."" Später aber kam er in die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt nach Beuggen bei Basel, wo der würdige Vorsteher derselben, der fromme Zeller, sich seiner Seele herzlich annahm, daß er sich gründlich zum Herrn bekehren konnte. Freudig dankt er dem Herrn dafür in dem Vorlied zu seiner zweiten Gedichtsammlung:

„Du aber, o Heiland, du konntest's nicht sehen,
Daß solchergestalt ich verloren sollt gehen.
Du sprachst mir so freundlich und ernst ins Gemüthe
Und ließest mich schmecken unendliche Güte.
Da quoll denn auch wieder dein Lob aus dem Herzen,
Wiewohl noch vermischet mit mancherlei Schmerzen."

Später mußte er wegen Kränklichkeit aus der Anstalt austreten und lebt nun seitdem als Arbeiter ein stilles verborgenes Leben in Jesu zu Basel.

Wir haben von ihm zwei Gedichtsammlungen; die erste unter dem Titel: „Kleine Pilgerharfe eines Wanderers nach Zion. Enthält hundert ganz neue christliche Gedichte und Lieder über allerlei Gegenstände. Basel 1833." Die zweite unter dem Titel: „Ein unter dem Kreuze nach alphabetischer Ordnung gewundner Liederkranz von den eigentlichen, uneigentlichen und bildlichen Namen und Benennungen Jehova's, des dreieinigen Bundesgottes, sowohl aus, als nach der Schrift. Basel 1845." Diese enthält 430 Lieder über eben so viele schriftmäßige Namen des Herrn, und ist eine Frucht seiner Musezeit an Sonntagen und in frühen Morgenstunden. Er begann diese Arbeit im J. 1840 fröhlich, ward aber darüber todtkrank; kaum geheilt, begann er sie aufs Neue, indem er preisen durfte: „Ich bin stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke." Seinen Sinn dabei spricht er in der Vorrede vom 1. Merz 1845 also aus: „Unerachtet meiner Schwachheit und Niedrigkeit singe ich von großen und herrlichen Dingen. Ich töne, juble, klinge und lasse meinen Sang hoch und froh erschallen in die gerichtsschwangere Zeit hinein. — Nur für Eines bin ich hauptsächlich bei meiner gegenwärtigen Arbeit besorgt, daß ich im Geiste der geoffenbarten Wahrheit Gottes stehe und mit dieser Kraft aus der Höhe angethan da unter den Sängern am Reigen mich befinde, wo das Lob des Ewigen besungen wird, und daß mein Klang die herabgestimmten Saiten der Menschheit nach Kräften höher stimmen helfe."

Döring, Carl August, geb. 22. Jan. 1783 zu Markt Alvensleben im Magdeburgischen, studierte zu Halle und wurde dann Lehrer zu Klosterbergen bei Magdeburg, wo einst der fromme Abt Steinmez gestanden war. Im J. 1810 wurde er Archidiakonus in Eisleben und 1816 Prediger zu Elberfeld in Rheinpreußen, wo er heute noch im Segen wirkt und 1832 eine Sammlung christlicher Predigten über das innere Leben der Glaubigen herausgab.

H. Kletke sagt von ihm mit Recht: „Er ist einer der fruchtbarsten, kirchlichsten Dichter der neuen Zeit, innig, sprachgewandt und mit großer Leichtigkeit producirend; doch eben diese Leichtigkeit entbehrt nicht selten auch der strengern Feile." Er begann schon im J. 1800 als Jüngling von siebenzehn Jahren dem Herrn Lieder zu singen; 1814 erschienen von ihm zu Halle christliche Gesänge; sodann im J. 1821 ein „christliches Hausgesangbuch. 2 Bände. 2. Aufl. Thl. I. 1825. Thl. II. 1830", worin größtentheils seine eigenen Lieder und viele nach den holländischen Liederdichtern da Costa und van Alphen stehen; ferner im J. 1831 „christlicher Hausgarten," durchaus mit eigenen Liedern. Von 1830—1834 gab er auch ein „christliches Taschenbuch" heraus. Sehr gelungen sind Lieder von

ihm, wie z. B. das Adventslied: „Jauchze, Seele, dem entgegen" — „Deine Lieb ist ohne Ende" — „Ich habe sie gefunden" — „Seele, willst du selig ruh'n." Es ist auffallend, daß Döring im Würt. Gesangbuch ganz übergangen ist.

Spitta, Carl Johann Philipp, geb. 1801 zu Hannover, war zuerst Militärprediger, dann Prediger zu Hameln an der Weser und nun seit ungefähr zehn Jahren Prediger in Wechold. Er gründete sich seinen geistlichen Dichterruf durch das in gebildetern Familien als poetisches Hausbuch viel gebrauchte liebliche Büchlein: „Psalter und Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Pirna 1833." Es hat nun bereits zum Zeugniß des großen Beifalls, den es fand, im J. 1843 die zwölfte Auflage erlebt. Demselben folgte unter demselben Titel, übrigens mit minder gelungenen Liedern eine zweite Sammlung im J. 1842, wovon bereits auch die dritte Auflage im J. 1844 erschienen ist. Von der ersten Sammlung erschienen zu Basel 1840 zwölf Lieder in Musik gesetzt mit Clavierbegleitung von C. W. Fliegel, und der berühmte Musikdirektor C. F. Becker zu Leipzig gab dazu „sechsundsechzig vierstimmige Choralmelodien" im J. 1841 heraus, wovon manche in das neue Leipziger Choralbuch vom J. 1844 aufgenommen sind. Spitta's Lieder eignen sich übrigens mehr für die häusliche, als für die kirchliche Erbauung; besonders schön sind die Lieder: „Es zieht ein stiller Engel" — „Stimm an das Lied vom Sterben" — „Was macht ihr, daß ihr weinet." Herzlichkeit verbunden mit ruhiger Glaubensfestigkeit spricht in seinen Liedern in einer klaren und faßlichen Sprache; doch hören wir — wie Kletke ganz wahr urtheilt — zuweilen mehr die besonnene, erbauende Ueberzeugung des Christen, als die tiefe ergreifende Innigkeit des Dichters.

Weitere Dichter, die im Würt. Gesangbuch bedacht wurden, * sind folgende:

---

* Neben den beim Lebenslaufe A. Knapp's aufgezählten Gliedern aus dem frommen Dichterkreise der Christoterpe machten sich auch noch als geistliche Liederdichter folgende bemerklich: G. W. Fink, geb. 1783, Privatgelehrter in Leipzig, der öfters den körnigen, einfachen Ton der alten Kirchenlieder trifft; seine Lieder stehen in dem Werk: „Häusliche Andachten. Leipz. 1814" und „Neue häusliche Andachten. Leipz. 1835." — Dr. Christ. Aug. Gebauer, geb. 1792, Hofrath in Mannheim, ein begabter innig frommer Dichter; er gab heraus: „Geistliche und weltliche Gedichte. Heidelberg 1814. 4. Aufl. 1821" und „Blüthen religiösen Sinnes. Elberf. 1819", neue Aufl. 1828. — Hesekiel, Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Altenburg, geb. 1794 („Blüthen heiliger Dichtung. 1. und 2. Kranz. Halle. 1827"). — Gust. Fr. L. Knak, geb. 1806 Prediger zu Wusteritz. Von ihm erschienen: „Geistliche Lieder und Sonnette. Zum Besten der Missionssache herausgegeben. Berlin. 1840." — Victor Strauß, Archivrath zu Bückeburg, Uebersetzer der Antigone. Er schrieb eine gute Schrift gegen Wislicenus und die Lichtfreunde. Von ihm erschienen: „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Hamb. 1843."

Hey, Wilhelm, geb. 27. Merz 1799 zu Leina bei Gotha, Sohn des dortigen Pfarrers. Nachdem er in Jena und Göttingen Theologie studiert hatte, wurde er Pfarrer in Töttelstädt, von wo er 1828 als Hofprediger nach Gotha kam. Hier gab er eine Auswahl seiner in der Hofkirche in den Jahren 1829 und 1831 gehaltenen Predigten im J. 1832 heraus. In demselben Jahr zog er, nachdem er über Ebr. 13, 8. seine Abschiedspredigt in Gotha gehalten, als Superintendent nach Ichtershausen bei Gotha. Er ist besonders bekannt als der anmuthige Fabeldichter für Kinder (50 Fabeln. Hamb. 1833. 50 neue Fabeln. Hamb. 1837.). In seinen im J. 1816 zu Berlin erschienenen Gedichten stehen zwanzig geistliche Lieder von ihm. Neuere legte er nieder in Dr. Joh. Severin Vaters Jahrbüchern der häuslichen Andacht, in Plieninger's Weihnachtsblüthen und besonders in A. Knapp's Christoterpe, wo sie gruppenweise erschienen, z. B. Adventslieder, Lieder vom Gehorsam und dreiundzwanzig Lieder unter dem Titel: „Biblische Bilder" (Jahrg. 1835), aus welchen Nro. 431:

„Christ, wenn die Armen manchesmal",
oder: „Wenn auch vor deiner Thür einmal"

genommen ist.

Sehr schön ist namentlich das von ihm 1825 gedichtete Lied über die Worte Christi in Gethsemane: „Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe" — „Wenn du je wieder zagst". Im J. 1838 gab er auch zu Hamburg heraus: „Erzählungen für die Jugend dichterisch bearbeitet." Kletke giebt folgendes Urtheil über ihn ab: „Als geistlicher Dichter zeigt er Gemüth, christliche Anschauung und Leichtigkeit der Versifikation; doch verleitet ihn diese häufig auch zu schwungloser Gedehntheit."

Freudentheil, Dr. Wilhelm Nikolaus, geb. 1771 zu Stade in Hannover, gegenwärtig Pastor in Hamburg. Nachdem einzelne seiner Gedichte in Vaters Jahrbüchern der häuslichen Andacht erschienen waren, gab er dieselben gesammelt unter dem Titel: „Gedichte", im J. 1831 heraus.

Aschenfeldt, Christoph Carl Julius, geb. 1792 in Kiel, seit 1817 Prediger und gegenwärtig Hauptpastor zu St. Nikolai in der Schleswig'schen Handelsstadt Flensburg an der Ostsee. Er gab unter dem Titel: „Bete und arbeite!" eine Sammlung von biblischen Sprüchen, kleinen Liedern, Gebeten und Denkversen zum christlichen Hausbedarf und zum Gebrauch für Schulen heraus, wovon im Jahr 1832 zu Lübeck die zweite Auflage erschien. Neuerdings erschien von ihm: „Geistliches Saitenspiel zur häuslichen und kirchlichen Erbauung. Schleswig. 1842."

Würkert, Friedrich Ludwig, Archidiakonus zu Mittweyda in Sachsen. Seine Gedichte erschienen im J. 1831 unter dem Titel: „Nordlichter." Er gab auch heraus: „Blätter aus dem Gotteshause. 2 Hefte. Berlin. 1830." und: „Der Tempel zur Erbauung für alle Christen. Zwei Jahrgänge. Dresden. 1834 u. 1835."

Auch unter den geistlichen Dichtern der Neuzeit fehlen nicht —

Die Würtemberger.

Voran stehen die vier Dichter, welche als Mitglieder der „Gesangbuchscommission" den Entwurf zu dem neuen Würtembergischen Landesgesangbuch von 1841 ausarbeiteten und für dessen endliches Zustandekommen am thätigsten waren, nämlich:

Bahnmaier, Dr. Jonathan Friedrich, geb. 12. Juli 1774 zu Obristenfeld, Oberamts Marbach, im Bottwarthale, wo sein Vater, der durch sein Predigtbuch und sein edles frommes Wirken bekannte M. Johann Christoph Bahnmaier Ortspfarrer und Stiftsprediger an dem adelichen Fräuleinsstift war. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr erhielt er seine Ausbildung von seinem Vater; dieser aber war in der Jugend schon durch die Predigten des Hofkaplan's Storr's (s. S. 304) erweckt worden, und erzog nun auch als ernstlicher Christ seine Kinder in einem Geiste, zu welchem der von ihm öfters ausgesprochene Seufzer paßte: „Ach! nur selig! sey's auf welchem Weg es wolle!" Von einem solchen Vater herangezogen kam er 1789—1790 in die Klosterschule nach Denkendorf, und dann im J. 1791 in die zu Maulbronn. Gottes Gnadenschutz erhielt dem Jünglinge den in ihm erweckten guten, reinen Sinn, so daß seine Jugenderinnerungen aus dem Klosterleben durch keine Verderbnisse getrübt waren und er auf die Universität, die er im J. 1792 auf fünf Jahre als Zögling des theologischen Seminars bezog, eine edle Offenheit für alles Gute und die frischeste Jugendkraft mitbrachte. Sein für Frömmigkeit und edle Freundschaft empfängliches Gemüth entfaltete sich hier durch entschiedenen Anschluß an fromme Lehrer und fromme Freunde aufs Schönste. In seinem ersten Studienjahr wurde er durch ein Nervenfieber, das ihn heftig ergriff, an die Pforten der Ewigkeit gestellt, durfte aber hier in der tiefen Noth seiner Seele den kräftigen, herrlichen Zuspruch des seligen Gottlob Christian Storr's, seines Lehrers und väterlichen Freundes, genießen. Kaum war er genesen, so raffte dieselbe Krankheit seinen Herzensfreund und Compromotionalen Spittler dahin. „Das waren", sagt er selbst, „mächtige Schläge an mein Herz, durch „welche der Herr meine Seele zu sich zu ziehen suchte, nicht ohne alle „Frucht, ob sie gleich noch oft wieder von Innen und Außen her im „Wachsen und Reifen gestört wurde."

In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Tübingen war er Hofmeister eines jungen Barons v. Tessin, dann ein halbes Jahr Vikar bei Pfarrer M. L. Christoph Steinhofer in Rudersberg und sofort von 1798—1802 Vikar bei seinem Vater in Obristenfeld. Dieses Vikariat bei seinem Vater galt ihm in der Erinnerung stets als eine köstliche Zeit, da er nicht nur an der Seite eines frommen, lebendigen Christen, wie sein Vater war, sondern auch bei seiner Mutter Regina Gottliebin, geb. Neuffer, die er mit der zärtlichsten Hochachtung liebte

und verehrte, den reichſten Genuß frommer, gegenſeitiger Liebe fand. Im Jahr 1802 wurde er zum Repetenten am theologiſchen Stift zu Tübingen ernannt, durfte aber, weil ſein Vater krank und durch den Tod ſeiner Mutter (23. Apr. 1802) ſehr erſchüttert war, noch einige Zeit abwechſelnd ihm dienen, bis er dem ehrwürdigen Vater, der im Vertrauen auf den bis zum letzten Mann bei ihm aushaltenden Gott mit dem Rufe: „Freude, Freude, über Freude!“ dahinſchied, am 18. Okt. 1803 die Augen zudrücken durfte. Im Jahr 1805 machte er eine gelehrte Reiſe durch die Schweiz, das Elſaß und Deutſchland, wo er die vorzüglichſten Prediger und Erziehungsanſtalten aufſuchte. Nachdem er dann noch die gewöhnlichen Dienſte als Stadtvikar in Stuttgart geleiſtet hatte, wurde er zum Helfer in Marbach am Neckar ernannt. Nun verheirathete er ſich am 24. Apr. 1806 mit der Schweſter ſeines verſtorbenen Herzensfreundes, Chriſtiane Luiſe, einer Tochter des verſtorbenen Pfarrers M. Jeremias Fr. Spittler zu Strümpfelbach im Remsthal, der ein Freund ſeines Vaters war. Dieſe Ehe wurde für ihn, den lebendig und warm Fühlenden eine Quelle des reichſten, geiſtigen Glückes; er war mit ſeiner Gattin Ein Herz und Eine Seele in Chriſto. Im Sommer 1810 kam er als Unterhelfer nach Ludwigsburg und wurde daſelbſt vier Jahre ſpäter Oberhelfer. Hier traf ihn die ſchwere Heimſuchung Gottes, daß er in einem Jahr zwei ſeiner Kinder, und darunter ſein ſiebenjähriges, einziges, hoffnungsvolles Söhnlein durch den Tod verlor. Für das Reich Gottes zu wirken, war der innigſte Trieb ſeiner Seele, und hiebei war es vor Allem die Kinderwelt und das Erziehungsfach, was ſich ſein Gemüth beſonders ausſuchte. Er lebte und webte in Unterricht und Jugendbildung; er hielt Lehrkurſe für Schullehrer, und wie er in Marbach junge Leute, die für die Univerſität beſtimmt waren, zum Unterricht und zur Erziehung in ſein Haus aufnahm, ſo ſetzte er dieß in Ludwigsburg in erhöhtem Grade fort und leitete daneben eine Lehranſtalt für erwachſene Töchter gebildeter Stände. Im In- und Auslande iſt eine ſchöne Anzahl von Familien, von Söhnen und Töchtern, für deren Geiſtes- und Herzensbildung er Weſentliches geleiſtet.

Wegen ſeiner Tüchtigkeit zur Jugendbildung wurde er deßhalb auch ohne ſein Anſuchen im J. 1815 auf die neu errichtete vierte Profeſſur der Theologie, Pädagogik und Homiletik zu Tübingen durch den Univerſitätskurator v. Wangenheim berufen. Mit edlen Collegen, wie Chriſtian Flatt, Ernſt Gottlieb Bengel und Steudel war er hier in gemeinſchaftlichem, einträchtigem Wirken für den Einen Hauptzweck, Förderung des Reichs Gottes, verbunden. Namentlich erwarb er ſich das große Verdienſt, das jetzt noch zum Segen der angehenden, jungen Prediger Würtembergs beſtehende Predigerinſtitut in Tübingen gegründet zu haben. Viele Studierende nahm er mit väterlicher Freundlichkeit in ſeinen nähern Umgang und gar wohl auch in ſein Haus und an ſeinen Tiſch auf, wobei ihn ſeine Frau in rüſtiger

Thätigkeit gar freundlich unterstützte. Als nun aber in Folge von Sand's That an Kotzebue die Schritte gegen die in Vaterlandsliebe begeisterten burschenschaftlichen Verbindungen unter der studierenden Jugend Deutschlands geschahen und er, wie Prof. Dewette in Berlin, ein begütigendes Wort für die Jugend gesprochen hatte, gab dieß Veranlassung, daß er seinem Wirkungskreis als Universitätslehrer entzogen und im Oktober 1819 zum Dekan und Stadtpfarrer in Kirchheim unter Teck ernannt wurde. Es war ihm schmerzlich seinen „ewig theuren Beruf" schon nach fünfthalb Jahren verlassen zu müssen. Seiner Gattin aber rühmt er es nach, „daß sie mit inniger „Theilnahme an seinem Schmerz und an der erquickenden Milderung „desselben durch treue Freundschaft mit ihm weiter zog, als der bittere „Kelch der Trennung nach Gottes damals sehr dunkler, nach den dort „und hier darauf folgenden Ereignissen aber nun vielseitig klar gewor„denen Führung ihm gerade da gereicht wurde, als die Schwierigkeiten „seines Berufs besiegt waren und er nun im frohesten Genusse des „Gelingens seines Wirkens und in den lieblichsten Verhältnissen lebte."

In Kirchheim wirkte er nun einundzwanzig Jahre lang an der Stelle, die schon der selige Philipp David Burk (s. S. 307) so würdig bekleidet hatte, in unermüdeter Thätigkeit und gesegneter Arbeit für das Reich Gottes. Er wollte überall das Gute mit redlichem Sinn und suchte es mit uneigennützigem Eifer ins Werk zu setzen. War auch sein Eifer um den Kirchenschaden oft zu rücksichtslos, war in ihm auch, wie er selbst gesteht, „ein immer allzu heftiger Trieb nach Außen", rollten auch, wie ein Freund es ihm nachsang, manchmal stürmend seine Räder der Natur: hat es Christo doch gegolten und der ewigen Wahrheit nur. Unbekümmert um die Meinung einer flachen Sünderwelt und furchtlos bei ihrem Höhnen strafte er die Sünde und ihren Wahn. Wallend Herzblut floß durch seine Seele. Das Schulwesen trug er auf seinem Herzen. Das Predigen war sein Element. Er fühlte sich nirgends so wohl, als wenn er mit seiner Gemeinde aus dem Glauben und vom Glauben reden durfte; das war seinem Herzen süßeste Befriedigung, da war immer sein Gemüth in der freudigsten Bewegung. Von seinen Predigten ist eine Sammlung zu menschenfreundlichen Zwecken erschienen unter dem Titel: „Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. Eßlingen. 1 Bd. 1822. 2. Bd. 1825. 3. Bd. 1830." In seinem Prediger- und Seelsorgerberuf, von dessen ernstlicher Besorgung er manche Früchte sehen durfte, fand er reichliche, beglückende Nahrung für seinen innern Menschen. Er war stets mit Planen zur Ausführung wohlthätiger Anstalten beschäftigt; Vieles hat er ausgeführt. Schulfeste, Armenvereine, Arbeitsschulen wurden stets von ihm angeregt und seine Gattin stand ihm in ihrem Theile stets fördernd an der Seite. Besonders war ihm das Werk der Mission und Bibelverbreitung ein wichtiges Anliegen; gar manchen zum Dienst der Mission bestimmten Jüngling hat er eingesegnet. Sein Herz suchte und fand zahlreiche

fromme Verbindungen im In- und Auslande, besonders der Schweiz, namentlich in Bern, Zürich, wo er mit der Lavater-Geßner'schen Familie in vertrauter Freundschaft stand, in Basel, wo der jüngere Bruder seiner Frau, Christian Spittler, als Sekretär der die Basler Sammlungen besorgenden deutschen ascetischen Gesellschaft angestellt ist, und im nahegelegenen Beuggen Christian Heinrich Zeller, sein inniger Freund, wirkt. So oft er konnte, und zuletzt im J. 1834, reiste er zu diesen Freunden in dem Herrn, zumal, wenn die Missionsfeste in Basel gefeiert wurden. Das war ihm stets eine liebliche Erquickung und Stärkung zu immer neuem Eifer für die Sache des Herrn. In den Jahren 1831—1836 stand ihm Albert Knapp als Oberhelfer im Dienste des Evangeliums an der Seite, von dessen Abreise von Kirchheim er als „ernsten, schweren Tagen" redet, weil er in herzlicher Freundschaft mit ihm verbunden war. Im Jahr 1837 wurde er nach Dann's (s. S. 560) Heimgang an dessen Stelle vorsitzender Amtsbruder der alljährlich in Stuttgart sich versammelnden Predigerconferenz. In demselben Jahre, am 29. Merz 1837, gieng auch seine treue, von ihm zärtlich geliebte Frau heim, nachdem er ihr auf ihr Begehren noch zuvor Alles zusammenfassen mußte über die durch Christum erworbene Vergebung aller unserer Sünden und das ewig selige Leben, damit sie mit völliger Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden hinübergehen könne. Er hatte die Kraft, an ihrem Grabe den Herrn in einem Dankgebet zu preisen, daß er ihm diese Gefährtin dreißig Jahre lang geschenkt, und die Demuth, den Herrn anzurufen, er möge ihm durch seine Liebe alle Lücken und sündhaften Gebrechen *seiner* Liebe, das mit oft so betrübender Unlauterkeit befleckte Stückwerk seiner armen Liebe vergeben. „Als der Herr dich mir entrückte", so ruft er der Abgeschiedenen nach, „da wollte er *mich* — uns! Er soll mich, soll uns haben, *ganz* in Ewigkeit."

Seit diesem schweren Verlust war eine Abnahme der Kräfte bei ihm zu bemerken. Im November des Jahrs 1840 befiel ihn zu Stuttgart, wo er sich als Mitarbeiter an der seinen Geist und sein Herz mächtig anregenden Gesangbuchsverbesserung befand, eine schwere Krankheit, die eine tiefe Angegriffenheit bei ihm zurückließ, so daß er das neugedruckte Gesangbuch, an dessen Zustandekommen er so viel mitgewirkt, nicht mehr erleben sollte. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Doch war er noch stets in seinem Berufe thätig. In wenigen Tagen wollte er noch drei Missionäre ordiniren, er erreichte es aber nicht mehr. Am 15. August 1841, dem zehnten Sonntag nach Trinitatis, stand er noch, obwohl erschöpft am Leibe, doch in schöner Kraft des Geistes, auf der Kanzel und rief seiner Gemeinde, indem er von dem Mitleid des Herrn über das ungehorsame Jerusalem, von der beständigen Nähe des Herrn und seinen heiligen, durchdringenden Augen, die auch die verborgensten Wohnungen der Sünde durchschauen, redete, als ein an den Pforten der Ewigkeit Stehender war-

nend zu, zu dieser ihrer Zeit zu bedenken, was zum Frieden dienet. Der Ausdruck seiner Herzensgefühle, wie er selbst nach Vollendung rang und die Hindernisse derselben in sich mit Schmerzen empfand, aber auch im Glauben an das Verdienst Christi Ruhe suchte, ist in V. 4. 5. 6 des Lieds Nro. 406: „Ich soll zum Leben dringen" enthalten, das er bei diesem seinem letzten Gottesdienste singen ließ. Am 17. August hielt er noch in Owen und Bruken Kirchenvisitation. In letzterem Orte aber, als er gerade in der Schule unter seinen lieben Kindern war, traf ihn ein Schlagfluß. Nach Owen zurückgebracht, starb er dort des andern Tages am 18. August 1841 in völliger Bewußtlosigkeit. Leicht wurde er über die Trennung hinweggehoben. Sein Leichenredner, Oberhelfer Weizel, heiligte sein Andenken, indem er über die Worte Röm. 1, 16. 17. die Leichenpredigt hielt. Albert Knapp hat ihm ein schönes Abschiedslied geweiht, in welchem er ihm nachruft:

Viel bedacht und viel gesonnen,
Viel gewollt und treu gemeint,
Viel gesorgt und viel begonnen,
Viel gebetet und geweint; —
Viel gewacht und viel erstrebet,
Viel beglückt und viel geliebt,
Viel gelitten, viel gelebet:
Ist dein Lob, das nicht zerstiebt.

Weitere Züge vgl. Thl. II. 406. 474.

Seine dichterische Gabe widmete er freudig dem Herrn. Von ihm erschienen: „Gesänge für die Jugend. 2 Hefte. Stuttg. 1811." Andere Lieder, meist Gelegenheitslieder auf Schul-, Missions-, Investitur-, Kirchweih-, Maifeste und Familienereignisse finden sich in seiner Predigtsammlung und in folgendem Büchlein: „Gesänge für christliche Feier vaterländischer Feste in der Kirche und im Freien, für den Kreis deutscher Familien, Jünglinge und Kinder. Stuttg. 1820." Zehn seiner Lieder stehen in Knapp's Liederschatz. Als Mitglied der Gesangbuchscommission war er übrigens der Vertreter und Schutzherr der Gellert'schen, Lavater'schen, Klopstock'schen und der mit ihnen verwandten Lieder.

(Quellen: Dem gesegneten Andenken der vollendeten Frau Christ. L. Bahnmaier ꝛc. von dem Gatten der Vollendeten. Kirchheim. 1837. — Zum Andenken an den vollendeten Dr. Jonathan Friedrich Bahnmaier, Dekan in Kirchheim. Kirchh. 1841.)

Schwab, Dr. Gustav Benjamin, geb. 17. Juli 1792 zu Stuttgart als der jüngste Sohn des dortigen Geh. Hofraths und Oberstudienraths, der unter Herzog Carl Eugen längere Zeit Geh. Sekretär gewesen war. Seine erste Bildung erhielt er theils durch seinen Vater, theils auf dem Stuttgarter Gymnasium, bis er im J. 1809 in das theologische Seminar zu Tübingen eintrat, wo er bis zum J. 1814 blieb. Damals schon, als studierender Jüngling, hatte er sich durch einige lyrische Versuche, die in Justinus Kerner's poetischem Almanach für 1812 und in Uhland's deutschem Dichterwald für 1813 erschienen,

bekannt gemacht. Der im J. 1811 aus Paris zurückgekehrte L. Uhland, der große schwäbische Romantiker und Vater der durch Einfachheit, Naturtreue und ächt deutsche Gesinnung sich auszeichnenden schwäbischen Dichterschule, hatte seinen innern ihn von Kind auf zum Reimen anspornenden Drang geleitet und wurde sein Meister. Im Sommer 1815 bereiste er Norddeutschland und besuchte namentlich Berlin, wo er mit Fouqué, Franz Horn und andern Dichtern in lebendigen Geistesverkehr trat; namentlich auch L. Tieck wurde sein theilnehmender, anregender Freund. Nach seiner Rückkehr wurde er im Herbst desselben Jahrs Repetent am Tübinger Seminar, von wo er im Jahr 1818 als Professor der alten Literatur an das obere Gymnasium zu Stuttgart kam. Hier durfte er noch drei Jahre lang mit seinem betagten Vater zusammenleben, bis derselbe am zweiundvierzigsten Jahrestag eines vielbeglückten Ehebundes, am 15. Apr. 1821, den Seinen entrissen ward. Sein Name wurde bald durch ganz Deutschland bekannt, so daß ihn stets eine Menge auswärtiger Verehrer aus allen Gegenden Deutschlands in Stuttgart aufsuchte. Er sehnte sich deßhalb später auch nach ländlicher Stille und erhielt auf sein Ansuchen die Pfarrei Gomaringen, in einem reizenden Alpthale zwischen Tübingen und Reutlingen gelegen. Von da kam er jedoch, nachdem er kurz zuvor als Gesangbuchscommissionsmitglied längere Zeit in Stuttgart sich verweilt hatte, schon im J. 1841 wieder nach Stuttgart als Stadtpfarrer bei St. Leonhard und Amtsdekan. Von dieser Stelle, die vier Jahre zuvor der ehrwürdige Dann (s. S. 563) bekleidet hatte, wurde er im Oktober 1845 als Oberconsistorial- und Oberstudienrath in die höchste Kirchen- und Studienbehörde des Würtemberger Landes berufen, und in demselben Monat erwählte ihn die theologische Fakultät zu Tübingen bei der Einweihungsfeierlichkeit des neuen Universitätsgebäudes zum Doktor der Theologie als »**poëta inter Germanos celeberrimus, theologus cordatissimus.**«

Schwab steht in der schwäbischen Dichterschule durch die trefflichen Romanzen, in denen er seit 1815 mit ächt schwäbischer patriotischer Innigkeit und gediegener Einfachheit schwäbische Sagen und Geschichten besungen hat, dem Vater der Schule, L. Uhland, würdig zur Seite. Im J. 1819 erschienen von ihm z. B. „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph." Eine reiche Zahl steht in seinen Gedichten, die in zwei Bänden zu Stuttgart 1828 u. 1829 erschienen; eine neue Auswahl erschien zu Stuttgart bei Cotta im Jahr 1838. Mit Recht sagt ein Neuerer von ihm: „Er hat seinem Namen Ehre gemacht, indem er nicht nur durch seine Gedichte, sondern auch durch andere Schriften ein Wegweiser für die schwäbische Geschichte, für das schwäbische Volk (durch sein Buch der schönsten Geschichten und Sagen. 1836.), und für das schwäbische Land (durch die mit manchem Lied geschmückten Schriften: „Die Neckarseite der schwäbischen Alb. 1823." „Der Bodensee. 1827.") geworden ist." Auch

sonst hat er sich überhaupt um die deutsche Poesie vielfach verdient gemacht. Im J. 1820 gab er Flemming's Gedichte, 1841 Schillers Leben, 1835 eine Mustersammlung deutscher Lieder und Gedichte in fünf Büchern heraus.

Auch die geistliche Poesie verdankt ihm einige, wiewohl wenige Beiträge zu Friederichs Jahrbuch christlicher Andacht: „Selitha. Stuttg. 1830 und 1831." Aus dem zweiten Jahrgang ist Nro. 537 abgekürzt und verändert in das Würt. Gesangbuch aufgenommen worden. Es ist ursprünglich ein Gedicht „am Morgen des Himmelfahrtsfestes."

Grüneisen, Dr. Carl, geb. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo sein Vater, der erste Herausgeber des Morgenblatts, Oberregierungsrath war († 1831). Männer wie Dannecker, Cotta, Haug, Joh. Gottfr. Müller waren als die Freunde seines Vaters oft in seinem elterlichen Hause, und so ward frühe schon in ihm die Liebe zur bildenden Kunst und zur Poesie erweckt. Im J. 1819 trat er vom obern Gymnasium zu Stuttgart in das theologische Seminar zu Tübingen über und besuchte dann im J. 1823 Berlin, um Schleiermacher zu hören, mit dem er in genauen Geistesverkehr und persönlichen Umgang trat. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er im J. 1825 als 23jähriger Jüngling zum Hofkaplan und Feldprediger der Königl. Garden zu Stuttgart ernannt, zu welchem Amte ihm im J. 1831 auch die Inspektion der Stuttgarter Volksschulen übertragen wurde. Er vermählte sich mit einer Tochter des berühmten Mathematikers, M. Joh. G. Fr. Bohnenberger, Professors zu Tübingen, die er aber nun nach zwanzigjährigem, mit Fried und Freud gesegnetem Ehebund im Herbst des J. 1845 zu Grab zu tragen den Schmerz hatte. Nach d'Autel's Tod wurde er im J. 1835 Hofprediger, Oberconsistorialrath und Feldprobst, und das Jahr darauf erwählte ihn die theologische Fakultät zu Leipzig zum Doktor der Theologie, nachdem er zuvor schon Mitglied der dortigen historisch-theologischen Gesellschaft geworden war. Seine Wirksamkeit als Prediger hat er erprobt durch die von ihm herausgegebenen „Predigten, gehalten in der Hofkirche. Ein vollständiger Jahrgang ausgewählter Sonn- und Festtagspredigten. Stuttg. 1842." Besonders machte er sich auch auf dem Gebiete der Kunstästhetik durch mehrere treffliche Schriften und Abhandlungen, z. B.: „Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch. Stuttg. 1828" — „Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Leipz. 1833" bekannt, wofür ihn im J. 1845 die Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Ehrenmitglied erwählte. Er hat durch solche Schriften das tiefere Verständniß der christlichen Kunst sehr wesentlich gefördert. Auf dem Gebiet der weltlichen Poesie steht er mit Schwab als ein edler Genosse der schwäbischen Dichterschule da. Eine Sammlung seiner jugendfrischen Dichterblüthen gab er heraus unter dem Titel: „Lieder von C. Grüneisen. Stuttg. bei Cotta.

1824." Mit Recht wird an denselben „die leichte anmuthige Form, dichterische Phantasie und Tiefe des Gefühls" gerühmt. Einige Proben geistlicher Lieder finden sich im zweiten Jahrgang von Friederichs Selitha (1831), z. B. das schöne Jesuslied: „Du theures Wort, dem Kraft und Leben". Wie einst der Hofprediger Eberh. Ludw. Fischer (s. S. 302) zum Würt. Landesgesangbuch von 1741, so hat auch er zum neuesten Würt. Gesangbuch einige Beiträge, namentlich ein im kirchlichen Styl gehaltenes Lied auf das Geburtsfest des Königs, geliefert.

Namentlich aber auf dem Gebiet der Hymnologie hat er große Thätigkeit entwickelt. Durch die im Seitherigen öfters erwähnte Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. Stuttg. 1838" (s. unten) hat er nicht nur eine richtigere Auffassung des Kirchenlieds überhaupt, sondern insbesondere das Zustandekommen des Würt. Gesangbuchs wesentlich gefördert. Als Mitglied des Consistoriums war er auf der im J. 1841 versammelten Gesangbuchssynode für Abfassung desselben mit Geist und Wort thätig, und seine in der genannten Schrift ausgesprochenen Grundsätze über Auswahl und Fassung der Lieder haben meist den Sieg davon getragen. Eben so großes Verdienst hat er auch als Kenner der edlen „Musika" um das Zustandekommen des 1844 erschienenen neuen Würt. Choralbuchs; er führte den Vorsitz in der hiefür niedergesetzten Commission und wußte trefflich die sich schroff gegenüberstehenden Ansichten zu einigen (s. unten).

Ein noch größerer Wirkungskreis auf die evangelische Gesammtkirche des deutschen Vaterlands hat sich ihm in der neuesten Zeit eröffnet, indem er nicht bloß im J. 1844 als Würt. Abgeordneter bei der wichtigen Versammlung des allgemeinen evangelischen Vereins für die Gustav-Adolphs-Stiftung in Göttingen erschien, sondern hauptsächlich ihm es vergönnt war, die Idee eines festern Zusammenschlusses der verschiedenen deutschen evangelischen Landeskirchen und die Förderung der wahren kirchlichen Interessen anzuregen und auszuführen: wie er denn auch in den ersten Wochen des J. 1846 als Vertreter der Würt. Landeskirche auf der hauptsächlich durch seine Anregung zu Stand gekommenen großen Berliner Synode thätig war. Dort half er unter Anderem den Beschluß bewirken, daß man eine Reform der Landesgesangbücher vornehmen und sich über eine bestimmte Anzahl Kernlieder einigen sollte, welche hinfort die Grundlage sämmtlicher deutschen evangelischen Landesgesangbücher zu bilden hätten. Nach seiner Rückkehr ehrte ihn sein König, der süddeutsche Schutz- und Schirmherr der evangelischen Kirche, durch die Erhebung zum Oberhofprediger.

Knapp, M. Albert, geb. 25. Juli 1798 in Tübingen. Seine Kindheitstage brachte er vom zweiten bis zum neunten Jahr in Alpirsbach zu, wo sein Vater Oberamtmann war. Dort in dieser herrlichen romantischen Schwarzwaldgegend holte er alle seine Poesie. Nament-

lich waren es Klopstock's Oden, die ihn als Knabe mächtig anzogen, und vor allen die Ode an Fanny: „Wenn ich einst todt bin", welche ihn oft bis zu Thränen rührte. Er hat deßhalb auch in seinen spätern Jahren, 1828, fünfzehn der schönsten Klopstock'schen Oden ins Lateinische übersetzt. Einen gesegneten Einfluß auf sein Herz machte auch der damals als Präceptor in Alpirsbach angestellte fromme Pfarrer Haubel in Stammheim. Seine spätern Knabenjahre verbrachte er in Rottweil, wohin sein Vater als Oberamtmann versetzt worden war; nachdem er vom J. 1814—1816 das Seminar zu Maulbronn durchlaufen hatte, trat er in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er nun in seiner alten Heimath unter der Eltern Augen (sein Vater war dort Oberjustizrath geworden) den Studien oblag als ein für des deutschen Vaterlandes Wohl glühender Jüngling. Göthe und Shakspeare waren damals seine Lieblingsdichter. Als er aber nun im J. 1820 in den Dienst der Kirche übertrat, wandte sich sein Sinn eben so glühend dem himmlischen Vaterland zu und er schloß einen innigen Freundschaftsbund mit seinem Compromotionalen, dem durch seine erwecklichen Predigten weit bekannten **M.** Ludwig Hofacker, dem er auch, nachdem er als Pfarrer zu Rielingshausen im J. 1828 allzufrühe starb, als seinem „geliebten Bruder Jonathan" durch ein Trauerlied die Schläfe mit einem lieblichen Siegeskranze umwunden und dessen Leben er in der Christoterpe 1844—1845 so herrlich gezeichnet hat. In den Jahren 1823 und 1824 verkündeten Beide in nächster Nähe das Evangelium zu großer Erweckung vieler Seelen, Knapp als Vikar in dem Dörfchen Gaisburg, Hofacker als Vikar seines Vaters, der Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart war. Im J. 1825 wurde Knapp zum Helfer in Sulz am Neckar und Pfarrer in Holzhausen ernannt; von da kam er im J. 1831 auf den Wunsch der verwittweten Herzogin Henriette von Würtemberg, welche den christlichen Sänger und begabten Prediger hochschätzte, nach Kirchheim u. T. und arbeitete hier fünf Jahre lang mit dem ehrwürdigen Bahnmaier, mit welchem ihn die innigsten Freundschaftsbande zusammenschloßen, im Weinberg des Herrn. Hier hatte er den Schmerz, seine inniggeliebte Gattin Christiane, Tochter des Generals v. Beulwitz, mit der er sich im J. 1828, dem Todesjahr seines Vaters, vermählt hatte, schon nach sieben Jahren am 11. April 1835 zu verlieren. Sie war eine der edelsten Schülerinnen Dann's in Stuttgart, eine rechte geistliche Frau, an deren Stirne, wenn sie im Haus umhergieng, zu lesen war: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Er hat ihr ein schönes „Denkmal der Liebe" gesetzt in einem Büchlein, das im J. 1836 die dritte Auflage erlebte (s. Thl. II. Nro. 334.). Ein Jahr nach diesem bittern Verlust wurde er auf den Wunsch und die Bitte vieler Stuttgarter Gemeindeglieder zum Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart ernannt, worauf er sich zum zweitenmal vermählte mit der-

Wittwe des als Hauptmitarbeiter an der Brand'schen Schullehrerbibel bekannten Pfarrers C. August Osiander in Maichingen, Emilie, geb. Hoffmann. Nach Dann's Tod (19. Merz 1837) wurde er Oberhelfer an der Stiftskirche und fieng nun auch neben seinem Predigtamt (viele seiner gesalbten geistreichen Predigten stehen in den neuern Würt. Predigtsammlungen) und vielen schriftstellerischen Arbeiten an, das edle Werk Dann's, die Erbauungsstunden für die Frauen und Jungfrauen Stuttgarts, fortzusetzen. Nun steht er seit 10. Dez. 1845 nach Schwab's Beförderung zum Oberconsistorialrath als Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, welche Stelle auch Dann vor seinem Ende bekleidet hatte. Er ist auch Dann's und Bahnmaier's Nachfolger in dem Vorsitz bei der Predigerconferenz.

Knapp ist ein reichbegabter christlicher Lyriker, dessen Lieder durch ihre in den reinsten, schönsten Formen sich kundgebende Glaubensfülle und die Entschiedenheit des christlichen Bekenntnisses sich auszeichnen. Mag er auch in seinen Gedichten, in welchen er mit sinniger, geistvoller Reflexion die Erscheinungen der Natur und Thatsachen der Weltgeschichte mit dem Lichte des Christenglaubens beleuchtet, nicht immer in den Gränzen ungesuchter inniger Betrachtung sich halten, wie ihm schon vorgeworfen worden ist: in den eigentlichen Glaubensliedern kommt er, wie kein Dichter der Neuzeit, dem ächten Ton des Kirchenliedes nahe. Zuerst erschienen von ihm: „Christliche Gedichte von A. Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. 2 Bände mit 14 Musikbeilagen. Basel. 1829. — 2. Auflage vom Verfasser besorgt und verbessert. Basel. 1834. — 3. Auflage 1843." Eine Fortsetzung seiner Gedichte erschien als 3. und 4. Band auch unter dem Titel: „Neuere Gedichte. 1. und 2. Band. Basel. 1834." Die neueste Fortsetzung, die allein wieder 300 neue Gedichte enthält, erschien als 5. Band mit dem Titel: „Gedichte von A. Knapp. Neueste Folge. Stuttg. bei Cotta. 1843." In einem schönen Liedercyklus: „Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Stuttg. 1843" besang er auch die großen geschichtlichen Charaktere und Scenen der Staufischen Geschichte und die Naturumgebungen, in denen diese Herrscherfamilie entstand und lebte. Auch als Uebersetzer fremder Lieder, namentlich durch sehr gelungene Uebertragungen neuerer englischer Dichter hat er sich bewährt. Seine frischen Dichterblüthen legt er meist zuerst in dem von ihm seit 1833 herausgegebenen, in entschieden christlichem Geiste gehaltenen Taschenbuch „Christoterpe" nieder. Durch dasselbe wirkt er hauptsächlich für Verbreitung lebendigen Christenthums unter den gebildetern Ständen, wie er überhaupt der Träger und Repräsentant des Pietismus in seiner gebildetern Form ist. Ein schöner Kreis christlicher Dichter,* die ihre dem Herrn ge-

* Zu diesem Dichterkreis der Christoterpe gehören außer Fr. v. Meyer, Hey, Chr. Gottlob Kern, Sophie Herwig folgende christliche Dichter der Neuzeit: J. J. Banga, Predigtamtscandidat aus Basel, † 1834 in

weihten Lieder in diesem Taschenbuch niederzulegen pflegen, schaart sich um ihn.

Frascati, wo er sich zur Erholung von einer schweren Krankheit aufhielt („Gedichte religiösen Inhalts" erschienen von ihm zu Basel 1828). — Dr. C. R. Heinrich Puchta, früher Professor am Gymnasium in Speyer, jetzt Pfarrer in Eyb bei Ansbach (von ihm erschienen: „Morgen- und Abendandachten am christlichen Hausaltar in Gesängen. Erlangen. 1843"). — L. Fr. Franz Theremin, Hof- und Domprediger in Berlin seit 1815 und zugleich Oberconsistorialrath seit 1824, geb. 19. Merz 1783 zu Granzow in der Ukermark als der Sohn eines Predigers der französischen Coloniegemeinde. (Er ist rühmlich bekannt durch seine Predigten: „Das Kreuz Christi" und durch „Adalberts Bekenntnisse". Seine tiefen, innigen Gedichte vom schönsten Wohllaut erschienen unter dem Titel: „Abendstunden. 3 Bände. Berlin 1833. 1836. 1837." Neue vermehrte Ausgabe in 1 Band. 1841. Er ist namentlich ein Meister in der Form des Sonnetts.) — Graf Christian Günther v. Bernstorf, geb. 3. April 1769 zu Copenhagen, er war zuerst dänischer und später preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, † 28. Merz 1835 zu Berlin. Sein Lebensabriß steht nebst mehrern seiner nachgelassenen Gedichte unter dem Titel: „Christengräber" in dem Jahrg. 1837 der Christoterpe. (Zuvor waren von ihm ohne Namen, durch Theremin besorgt, religiöse Gedichte erschienen mit dem Titel: „Stimmen aus Gräbern. Berlin. 1828. 2. Aufl. 1832.") — Dr. Carl Heinrich Sack, Professor der Theologie zu Bonn, der bekannte Verfasser der „christlichen Apologetik. Hamb. 1829" und des „Catechismus christlicher Lehre. 2. Aufl. Bonn. 1834." (Von ihm erschien: „Die Göttlichkeit der Bibel, in 5 Gesängen. Elberf. 1832.") — Dr. Joh. Christian W. Aug. Hopfensack, geb. 1801 zu Großvippach in Sachsen-Weimar, seit 1830 Professor am Gymnasium in Cleve. (Von ihm erschienen: „Vierzig alte und neue Lieder für Kirche, Schule und Haus. Düsseld. 1832," 17 stehen in Knapp's Liederschatz.) — Dr. Johann Peter Lange, seit 1840 Professor der Theologie in Zürich, vorher Pfarrer in Duisburg, bekannt als Hymnologe und als Theolog, der das Vermögen seiner tiefen philosophischen Anschauung vorzugsweise der christlichen Natur- und Geschichtsbetrachtung zuwendet. (Von ihm erschienen: „Biblische Dichtungen. 2 Bändchen. Elberfeld. 1832." — „Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete christlicher Naturbetrachtung. Duisb. 1835." — „Die Welt des Herrn in didaktischen Gesängen. Essen. 1835." — „Die Verfinsterung der Welt, dargestellt in einem Cyklus von Lehrgedichten und Liedern. Berl. 1838.") — Chr. Forseyth Major, Prediger in Straßburg, früher in Constantinopel. Er eröffnete die evangelische Kapelle zu Straßburg am 14. Sept. 1834 mit einer Rede. Es erschienen von ihm auch: „Reden aus der Wahrheit. Straßb. 1834" und „Worte der Ermahnung an Kranke und Sterbende. 1834." — Dr. Wilhelm Meinhold, Pfarrer in Coserow auf der Insel Usedom bei Rügen. (Von ihm erschienen 2 Bändchen „Gedichte". 2. Aufl. Leipzig. 1835 und „Athanasia oder die Verklärung Fr. Wilhelms III. Ein christlich religiöses Gedicht. Magdeb. 1844"; neun seiner Lieder stehen in Knapp's Liederschatz) — Wilhelm Neuendorff, Prediger in der preußischen Mark. — Fr. Julius Krais, Pfarrer in Thalheim bei Heilbronn, ein Genosse der schwäbischen Dichterschule, geb. zu Beilstein 29. Nov. 1807. (Von ihm erschienen „Gedichte. Heilbr. 1839.") — Dr. Eduard Eyth, Professor am evangelischen Seminar in Schönthal, früher Oberpräceptor in Kirchheim u. Teck, geb. zu Heilbronn 2. Juli 1809. Er machte sich schon als Studierender zu Tübingen bekannt durch treffliche griechische Gedichte unter dem Titel: „Hilarolypos. Tüb. 1831."

Knapp gehört zugleich zu den ersten Hymnologen Deutschlands und hat durch den von ihm im J. 1837 herausgegebenen „evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus. Stuttg." mit 3590 Liedern, worunter 71 eigene und 18 Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen, den Sinn für die alte Liederherrlichkeit allermeist in Würtemberg wieder aufgeschlossen und damit die Bahn für ein neues Landesgesangbuch gebrochen (s. unten). Als Nachtrag ließ er demselben seine „Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Stuttg. 1841" mit 250 Liedern folgen, worunter 46 eigene, wie er auch, damit das neue Würt. Gesangbuch „ein der Classicität sich möglichst annäherndes Gesangbuch werde, das zugleich zum Vorbild für andere glaubensverwandte Lieder diene", eine besondere Schrift herausgab unter dem Titel: „Ansichten über den Gesangbuchsentwurf für die evangelische Kirche Würtembergs zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge. Stuttg. 1840." In neuerer Zeit wendet er seine hymnologische Thätigkeit auf sehr dankenswerthe Weise hauptsächlich einzelnen Hauptsängern der evangelischen Kirche zu; so schrieb er 1842 das Leben Ph. Fr. Hiller's und gab je mit einer Lebensskizze 1844 Gottfr. Arnold's und 1845 Graf Zinzendorf's geistliche Lieder heraus, zuvor hatte er auch Hedinger's Leben beschrieben.

Barth, Dr. Christian Gottlob, wurde geb. am 31. Juli 1799 zu Stuttgart. Er war gleichfalls ein Zögling des theologischen Seminars zu Tübingen vom J. 1817—1821, und hier schon ein in der Liebe zum Herrn stehender Jüngling. Schon drei Jahre nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er im J. 1824 Pfarrer in Möttlingen bei Calw am Rande des Schwarzwaldes. Er machte sich hier bald als christlicher Volks- und Jugendschriftsteller bekannt und wurde die Seele des Calwer Verlag-Vereins, welcher sich zum Zweck gesetzt hat, durch wohlfeile und faßlich geschriebene Schriftchen eine entschieden christliche Volks- und Jugendbildung zu fördern. So schrieb er für diesen Calwer Traktaten-Verein eine Menge kleiner Kinderblätter, die kleine Erzählungen und Gedichte enthalten. Sie wurden gesammelt unter dem Titel: „Kinderblätter von dem Verfasser des armen Heinrich. Herausgegeben Calw 1836." „Der arme Heinrich," war der Vorläufer einer Menge größerer Jugenderzählungen, die er der Reihe nach schrieb und von welchen eine Gesammtausgabe unter dem Titel: „Christliche Kinderschriften. 4 Bände. Stuttg. 1838 bis 1841" erschien. Auch „biblische Poesieen für Kinder" gab er heraus neben den für die Belehrung der reiferen Jugend ungemein geschätzten „Jugendblättern", die jetzt in monatlichen Heften erscheinen; deßgleichen eine „christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien. Calw. Verlags-Verein 1835" und eine „Geschichte von Würtemberg. Calw 1842." Vor Allem ist es aber die Sache der Mission unter Heiden

---

Auch erschien von ihm: „Die Sage von Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet. 3 Bändchen. Carlsr. 1834."

und Juden, welche ihm am Herzen liegt, und für welche zu wirken er als seine eigentliche Lebensaufgabe ansieht; er ist der hauptsächlichste und eifrigste Förderer des Missionswerks in Würtemberg. Gleich nach seinem Amtsantritt in Möttlingen bildete sich zu Calw ein Missionsverein, der seit 1824 als einer der ersten in Würtemberg besteht und jährlich eine Einnahme von 3—6000 fl. hat. Den Sinn für die Ausbreitung des Reichs Gottes und die Bekehrung der Heiden hat er auf eine reich gesegnete Weise zu wecken gewußt durch das sogenannte „Calwer Missionsblatt," das er besorgt und das nun in vielen Dörfern des Landes gelesen wird. Als Herausgeber dieses Blattes wurden ihm gar oft schon Pretiosen zugesandt, damit sie, statt nutzlos im Kasten zu liegen, an der Bekehrung der Heiden mitarbeiten möchten. Es bildeten sich so auch immer mehrere Missionsvereine in Würtemberg, die ihre Jahresfeste durch eine öffentliche kirchliche Feier begehen: wo es ihm nur irgend möglich ist, belebt er dieselben durch seine Gegenwart und wirkt durch die hinreißende, belebende Kraft seiner Rede mächtig auf die Gemüther. Seit dem J. 1838 gibt er auch „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden" heraus und bewirkte damit, daß nun die Missionssache zu einer kirchlichen Sache geworden ist und mehr und mehr in den Kirchen des Landes regelmäßige Missionsgottesdienste gehalten werden, in einer Ausdehnung, wie nicht leicht in einem andern deutschen Lande. Um in diesem auf das weite, mannigfaltige Gebiet des Reichs Gottes gerichteten Wirken durch die Amtsgeschäfte beim Dienste an einer einzelnen Gemeine nicht gehindert zu seyn, bat er um seine Entlassung von der Pfarrstelle zu Möttlingen und zog im Jahr 1838 als Privatmann nach Calw, während er in demselben Jahre von Tübingen die theologische Doktorwürde erhielt.

Von ihm erschienen: „Christliche Gedichte. Stuttg. 1836," welche herzlich und sinnig manchmal richtig den Volkston treffen. Am bedeutendsten sind die darin enthaltenen 38 Missionslieder, die in feuriger Sprache ein tiefes, begeistertes Gefühl aussprechen. Viele seiner Gedichte sind noch ungedruckt, fünfzehn stehen in Knapp's Liederschatz.

Kern, M. Christian Gottlob, wurde geb. den 13. Jan. 1792 zu Söhnstetten auf der Alb bei Heidenheim, wo sein Vater Pfarrer war. Diese Taufnamen erwählte für ihn sein Vater mit Beziehung auf den Mann, der damals die Stütze und Zierde der würt. Kirche und Gottesgelehrtheit war, Dr. Christian Gottlob Storr. Durch das väterliche Beispiel herzlicher Gottesfurcht und segensreicher Uebung des christlichen Berufs erhielt er frühe Eindrücke der Gottseligkeit und frühe Empfindung der Heiligkeit des christlichen Lehramts. Seine Kindheit fiel gerade in die schweren Zeiten der Kriegsdrangsale, unter welchen auch seine Eltern durch wiederholte Plünderung der Franzosen den empfindlichsten Verlust an Hab und Gut zu erleiden hatten. So begann die Schule der Leiden schon frühe für ihn. Im J. 1806 wurde er in das Kloster zu Denkendorf aufgenommen. In großem

Wissensdurst studierte er hier oft ganze Nächte lang und legte dadurch den Grund zu der Gebrechlichkeit und höckerigten Verwachsung seines Körpers; nachdem er sodann auch noch im Kloster zu Maulbronn gewesen, kam er im J. 1810 in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er seinen ältern Bruder, den nachmaligen Doktor und Professor der Theologie, Friedrich Heinrich Kern, mit dem er stets durch höhere Geistesbande aufs Innigste verknüpft war, noch drei Jahre lang neben sich hatte. Eifriges Studium der Werke von Storr und die anregende Wärme der Vorträge des Dr. Joh. Friedrich Flatt gaben ihm eine gründliche theologische Bildung. Nach vollendeten Studien kam er im J. 1815 auf zwei Jahre als Vikarius nach Plochingen a. N. und von da im J. 1817 als Repetent ins Seminar zu Tübingen. Der damals entbrannte Kampf zwischen Schriftglauben und Vernunftglauben bereitete seinem forschenden Geiste manche innere Kämpfe um die Wahrheit, aus denen ihn jedoch Gott durch mannigfaltige Züge der Gnade siegreich herausführte. Zu diesen Gnadenzügen gehörten namentlich schwere und gefährliche Brustleiden, an denen er lange darniederlag; zu ganz besonderem Segen wurden ihm aber die Predigten des ehrwürdigen Dann, der damals Pfarrer in Oeschingen war. Er zog, wie noch so viele junge Theologen, oft zu ihm hinaus in seine Dorfkirche und er bekennt davon: „Durch seine Vorträge lernte ich nicht nur eine sehr wirksame Art zu predigen kennen, sondern sie trafen auch mein Innerstes und stärkten mich mehr, als die gelehrte Predigtmanier, der ich, so wenig ich mich selbst von ihr ganz losmachen konnte, überdrüssig ward."

Im Jahr 1820 wurde er Helfer in Besigheim und vermählte sich nun mit Henriette, Tochter des Oberfinanzraths Nast, wodurch er ein Schwager des ehrwürdigen Studiendirektors, frühern Professors der Theologie und Hofpredigers, Fr. Gottlieb Süßkind wurde. Er fand in ihr das Glück seines Lebens und eine treue Pflegerin in seinen Leiden, welche auch in Besigheim durch tödtliche Brustleiden bald über ihn hereinbrachen. Der Herr riß ihn aber wieder gnädig heraus. Nach vierjährigem gesegnetem Wirken in Besigheim wurde er im J. 1824 als Prediger und Professor an das niedere evangelisch-theologische Seminar zu Schönthal berufen, und erhielt auf diese Art denselben Beruf und Wirkungskreis, den einst A. Bengel als Klosterpräceptor zu Denkendorf hatte. Ihn nahm er sich auch zum Vorbild in seinem Amt. Er genoß deßhalb auch unter seinen Schülern die allgemeinste Verehrung und Hochachtung. Doch unterbrachen schon nach fünfthalb Jahren neue Brustleiden und dazu kommende große Augenschwäche sein schönes Wirken, indem er sich dadurch genöthigt sah, seine Stelle niederzulegen. Nun wurde er im J. 1829 Pfarrer in Dürrmenz-Mühlacker an der Enz zwischen Vaihingen und Pforzheim gelegen. Treulich richtete er das Amt eines evangelischen Predigers an dieser Gemeinde aus; sich selbst ver-

geſſend, war er unermüdet als Lehrer und Seelſorger und in der Armen- und Krankenpflege. Bei ſeinen Predigten, von welchen im J. 1837 nach ſeinem Tod eine Sammlung erſchienen iſt, ſuchte er ſorgfältig jeden Schatten eines wiſſenſchaftlichen Tons zu vermeiden, was für den an wiſſenſchaftliches Denken gewöhnten Mann keine geringe Selbſtverleugnung war. Daher iſt eine hohe Einfalt in der Form ſeiner Predigten; ſie ſind ſtille, milde, glaubenskräftige Zeugniſſe von dem Einen, von dem gekreuzigten Chriſto, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Daneben wirkte er auch noch auf weitere Kreiſe durch ſein ſchriftſtelleriſches Wuchern mit ſeinem Pfund und ſeiner Zeit. Auch hier galt Alles der evangeliſchen Wahrheit. So lieferte er gediegene Abhandlungen in die von Dr. Steudel und ſeinem Bruder herausgegebene Tübinger theologiſche Zeitſchrift und liebliche, anziehende Aufſätze über die h. Geſchichte und die Gleichniſſe des Herrn in A. Knapp's Chriſtoterpe. Dabei trug auch ſein reges Gefühl und Dichtungsvermögen ſchöne, dem Herrn geheiligte Blüthen und Früchte. Er war ein Schriftgelehrter zum Himmelreich; ſein einiger Meiſter war Chriſtus und das Wort der Wahrheit. Der hocherleuchtete J. A. Bengel, ſowie deſſen trefflicher Nachfolger in der Schriftforſchung, Gottfried Menken, und der Hauptverfaſſer der evangeliſchen Schullehrerbibel, Pfarrer C. Aug. Oſiander in Maichingen, waren ihm die liebſten Freunde und Führer ſeines Geiſtes.

Leider wurde ſein Wirken in Dürrmenz ſchon nach ſechs Jahren durch eine wegen der Gebrechlichkeit und Verwachſung ſeines Körpers entſtandene Bruſtwaſſerſucht gehemmt. Jetzt ward durch Leiden und Schmerzen ſein Inneres vollends durchläutert. Es war erhebend und erbauend, an ſeiner Schmerzensſtätte zu ſtehen, denn ſie war eine heilige Stätte der kindlichen Demuth, Ergebung und Glaubensfreudigkeit. Er ſagte dabei öfters mit großem Nachdruck: „Wir müſſen glauben und folgen.“ Das Leiden Chriſti ward ihm unter ſeinen Beängſtigungen ſehr groß. Manchmal, wenn die Bruſtbeklemmungen aufs Höchſte ſtiegen, rief er zu ſeinem Heiland: „Ach! wie kurz hältſt du mich? ach! iſt's nicht allzukurz? O hilf mir, damit es nicht heiße: wo iſt nun dein Gott?“ Das tiefe Leiden machte ihn aber auch in ſeinen Augen ſo klein, daß er oftmals ausrief: „Ach! wie bin ich ſo gar nichts! Nun bin ich ganz ausgezogen!“ Dann konnte er ſich aber auch der Gerechtigkeit Chriſti und der in ihm geoffenbarten Gnade kindlich erfreuen, alſo daß ſein Mund überſtrömte von dem Preis des herrlichen Glücks, aus Gnaden ſelig zu werden. Als das Leiden immer höher ſtieg, ſagte er: „Leiden, ja in Wahrheit ein Geſchäfte! Man muß eben dem Heiland in Allem ſtillhalten.“ Als er zuletzt alle die Seinen, an denen er mit großer Liebe hieng, weinend um ſich ſtehen ſah, ſegnete er ſie und ergoß dann ſein Herz in die Worte: „Jeſu hilf ſiegen! O! daß ich „dich und den Glauben an dich durchbehaupte, — daß Niemand

„dich mir entreiße! — O es ist etwas Großes, daß Jesus Bürgschaft „für uns geleistet hat! Auf Gnade sterbe ich, auf das Verdienst mei„nes Heilandes fahre ich dahin!“ Dem Arzte, der zu ihm sagte: „Sie sind sehr schwach!“ antwortete er: „Ja, aber wenn der Christ schwach „ist, so ist er stark, denn er hält sich an den ewigen Felsen und über„windet durch ihn Grab und Tod. Der Glaube an unsern Herrn „Jesum Christum war bei mir nicht bloß ein Bekenntniß meines Be„rufs als Theologe, sondern ich sterbe auch darauf. Alles, was ich „gelernt habe, verschwindet mir nun und liegt jetzt nutzlos vor mir; „nur die Erkenntniß Jesu Christi ist es, die mir nun zur Lebens„quelle wird.“ Oft noch wiederholte er mit großem Nachdruck die Worte: „Heiland! Heiland!“ und die Freunde, die ihm, als seine Augen dunkel worden waren, aus dem Wort Gottes vorlasen, bat er: „Nur wenig! ich kann's nur tropfenweise ertragen.“ Dann brach ihm sein treues Herz sanft und still am 5. August 1835. A. Knapp ehrte sein Gedächtniß mit einem schönen Liede, das also beginnt:

„Du süßer Kern in einer schwachen Schale
Von edlen Säften köstlich vollgedrängt“,

(s. neueste Folge seiner Gedichte vom J. 1843).

Die köstlichen Blüthen seiner dem Herrn geweihten Dichtergabe hat er in A. Knapp's Christoterpe niedergelegt, wo auch noch im Jahrg. 1837 seine nachgelassenen Gedichte, zehn an der Zahl, mitgetheilt sind.

Weiteres über ihn vgl. Thl. II. Nro. 491. 130. 150. 262. 651.

(Quellen: Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs von M. Chr. G. Kern. Nach seinem Tode herausgegeben von W. Hoffmann (jetzt Inspektor des Basler Missionsinstituts) und L. Völter (seinem Vikar, jetzt Inspektor der Lichtensterner Rettungsanstalt und Herausgeber des süddeutschen Schulboten). Stuttg. bei Metzler. 1837. Voran steht der Lebenslauf. — N. Nekrolog der Deutschen. 1835. S. 1196. — Allgemeines Repertorium für die theologische Literatur. 14. Jahrg. 1. Heft.)

Herwig, Marie Sophie, geb. 22. Okt. 1810 zu Eßlingen, wo ihr Vater, M. Friedrich August Herwig, vieljähriger, in großem Eifer für den Herrn wirkender Prediger und Dekan war († 2. Merz 1839) und heute noch in gesegnetem Andenken steht. Sie war kaum zwei Jahre alt, als sie ihre treue Mutter, Magdalena Dorothea Sophia, eine Tochter des ehrwürdigen Stadtpfarrers M. Friedrich Köstlin zu Eßlingen, verlor; sie erhielt aber schon nach einem Jahre eine zweite Mutter, die nicht minder treu für sie sorgte — Johanne Luise Friederike, Tochter des Pfarrers Gottfried Oſiander in Hausen. Frühe schon zeigte sie bei einem weichen, tiefen Gemüthe einen festen Charakter und eine Klarheit des Geistes, der das einmal als wahr und recht Erkannte festhielt. Die religiöse Richtung, welche ihr kindliches Gemüth schon frühe nahm, hielt ihre lebhafte Phantasie stets in den gehörigen Schranken und gab ihr zugleich auf die Zeit der Leiden, die bald über sie hereinbrechen sollten, die rechte Gottesstärke

zum Tragen und Dulden. Bei vieler äußerer Anmuth zeigten sich in ihrem zwölften Jahr Spuren von einer Verkrümmung des Rückgrathes, die unerachtet aller Kuren immer bedeutender wurde, so daß sie im vierzehnten Jahre ganz krumm und ausgewachsen war. So sah sie zwar schon in der Blüthe der Tage ihr äußeres Lebensglück schmerzlich gestört, aber sie trug diese schwere Schickung mit Gott ergebenem heiterem Sinn, und nur um so lieblicher fieng nun das innere Leben des Geistes bei ihr zu blühen an. Sie hielt sich im Glauben an den fest, der ihr diesen Leidensweg vorzeichnete, und aus einer herzlichen Liebe zu Jesu, dem sie ihr Herz ganz zum Eigenthum gab und dessen Sünderliebe anzuschauen ihre höchste Freude war, floß auch ein reicher Liebesstrom, mit welchem sie nicht nur die Ihrigen, sondern auch solche, die ihr ferner standen, auf die wohlthuendste Weise erquickte. Die Liebe war ihr Element. Bei solchem Liebessinn gieng auch ein glühendes Verlangen ihrer Seele dahin, daß auch die Heiden und das ihr immer besonders theure und merkwürdige Volk Israel zu Jesu gebracht würden. Man konnte sie oft belauschen, wie sie in innigem Flehen für die Bekehrung des Heiden- und Judenvolks zum Herrn rief. Liebliches Zeugniß hievon gibt auch ihr Missionslied Nro. 223. Im J. 1826 fieng sie ein Liederbuch an, in welches sie nicht nur die ihr Herz am meisten ansprechenden und erquickenden Lieder frommer Dichter, sondern auch eigene dichterische Herzensergüsse eintrug, welche ihre jedesmalige innere Erfahrung ausdrückten. Sonst auch erfreute sie die Ihrigen bei verschiedenen Anlässen und Familienereignissen mit lieblichen Früchten ihrer dem Herrn geweihten Dichtergaben.

Von Jahr zu Jahr mehrten sich aber ihre körperlichen Beschwerden, die ihr auch den öftern geselligen Umgang sehr erschwerten. Ihr Tagebuch, das sie in den spätern Jahren ihres Lebens zu führen angefangen, zeugt von den innern Kämpfen, die sie unter denselben zu kämpfen hatte, aber auch von ihrem innigen Festhalten an dem kindlichen Glauben: „Gott ist die Liebe" (1 Joh. 4, 16.). Im J. 1835 führte sie eine Brustentzündung an den Rand des Grabes; sie genas aber wieder und nahm dieß mit dem kindlichsten Dank gegen den Herrn als ein neues Gnadengeschenk von seiner treuen Hand an, hatte jedoch von da an mehr zu leiden, als je zuvor. Sie sollte damit nach den Friedensgedanken des Herrn als eine reine Jungfrau Christo zugebracht werden und mehr und mehr sorgen lernen, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sey, beides am Leibe und auch am Geiste und einst unsträflich bestehe vor dem Stuhl Gottes (2 Cor. 11, 2. 1 Cor. 7, 34. Offenb. 14, 4. 5.). In solchem Schmelzofen der Leiden lernte sie dann auch dem Lamme nachfolgen, wo es hingehet, so daß sie bereit war, als es selbst zum Tode gieng. In den letzten Tagen des J. 1835 nämlich wurde sie von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das in den ersten Tagen des J. 1836 eine tödtliche Wendung nahm. Sie sprach nun mit freudiger Hoffnung von ihrem nahen Heim-

gang, aber auch mit völliger Ergebung in den Willen Gottes, falls ihr noch ein längeres Leben ausersehen wäre. Als ihr nun aber der Arzt am 5. Januar heftige Bangigkeiten, die sich bei ihr einstellten, als Vorboten ihrer nahen Vollendung kund gab, freute sie sich herzlich darüber. Der Tag wechselte mit Erstickungsanfällen und leichtern Augenblicken, in welchen ihr der Zuspruch und das Gebet des gottseligen greisen Vaters und die Anwesenheit von fünf Schwestern recht stärkend und erquickend war. Die Verheiratheten unter ihren Geschwistern ermahnte sie noch herzlich, „ihre Kinder doch fein gewiß dem Heilande zu erziehen." Nachts um zehn Uhr bat sie die Eltern, sich zu Bette zu legen, mit der Versicherung, man wolle sie rufen lassen, wenn ihr Ende näher rücke. Um zwölf Uhr ließ sie sich von den Schwestern aus dem Sessel in das Bett legen, dankte ihnen noch freundlich für diese Schwesterliebe, richtete sich dann schnell auf und rief: „Welch ein Chor!!" — und mit diesen Worten athmete sie zum letztenmal den 6. Jan. 1836, Nachts halb ein Uhr.

Manche ihrer noch ungedruckten schönen Lieder hat A. Knapp in der Christoterpe und in seinem Liederschatz vom J. 1837 mitgetheilt. Besonders schön ist darunter das Lied Nro. 1222: „Dir, Herr Jesu, Heil der Erden". Auch Nro. 1235 ist von ihr.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Zeller, Christian Heinrich, geb. 29. Merz 1779 auf Hohenentringen bei Tübingen. Sein Vater, Christian David Zeller, war Hofrath und hielt sich in seinen letzten Jahren in Ludwigsburg auf. Er studierte gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts zu Tübingen die Rechtswissenschaft; ein innerer Zug des Herzens trieb ihn aber zum Beruf eines Erziehers und so wurde er zuerst Hofmeister in Augsburg, dann Erzieher von zwölf Kaufmannssöhnen in St. Gallen und hierauf Direktor der sämmtlichen Stadtschulen in Zofingen im Kanton Aargau. Im J. 1820 aber stiftete er mit Andern die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt in Beuggen am Rhein, oberhalb Basel, als deren Inspektor er nun seit 26 Jahren in großem Segen für Pflanzung eines lebendigen Bibelchristenthums wirkt. Die christlichen Grundsätze, nach denen er hier wirkt, legte er in einer Schrift dar unter dem Titel: „Bericht über die gegenwärtige Einrichtung und Verfassung der freiwilligen Armenschullehreranstalt in Beuggen. 3 Bände. Basel. 1833." Bekannt ist auf dem Gebiet der Pädagogik seine Schrift: „Lehren der Erfahrung für Armenschullehrer. 3 Bände. Basel. 1827." Eine seiner Töchter ist verheirathet an den frühern Missionär, jetzigen Bischof zu Jerusalem, Dr. Gobat, eine andere an den Inspektor der Lichtensterner Kinderrettungs- und Armenschullehreranstalt Louis Völter.

In dem trefflichen „Monatsblatt von Beuggen", das er seit 1827 herausgibt, finden sich manche liebliche geistliche Dichtergaben von ihm. In Knapp's Liederschatz sind die Nummern 32. 384. 850.

1190. 1199. 1946 von ihm. Auf eine Bitte um nähere Notizen über seinen Lebensgang, die an ihn gelangte, erwiederte er ablehnend: „Lasset mich vorher ruhig sterben."

Ueberblicken wir nun das Kirchenlied auf diesen verschiedenen Entwicklungsstufen, durch welche wir es begleitet haben,* so treten

---

* Dr. Grüneisen hebt in seiner Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. 1838" folgende vier Entwicklungsstufen hervor: Die Reformationszeit — die Zeit der kräftigen, die Zeit vor, unter und nach dem dreißigjährigen Krieg — die Zeit der innigen, die Zeit des Spenerisch-Franke'schen Einflusses — die Zeit der beschaulichen, die Zeit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — die Zeit der verständigen Frömmigkeit.

Dr. J. P. Lange, Professor in Zürich, in seiner Schrift: „Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang. Theoretische Abtheilung im Grundriß. Zürich. 1843" hat folgende Periodeneintheilung:

I. Der urevangelische Hymnus.
II. Das dogmatische Bekenntnißlied.
III. Das liturgische Kirchenlied.
    1. Die Zeit des Ambrosius.
    2. Die Zeit des Gregor M.
    3. Die Zeit der Entstehung des ausgebildeten Kirchenlieds.
IV. Das altprotestantische Kirchenlied (nämlich bei den Sekten vor der Reformation — Waldensern, böhmischen Brüdern ꝛc.).
V. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorwaltenden objektiven Kirchlichkeit. Von Luther bis Gerhard.
VI. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorherrschenden individuellen Subjektivität. Von Gerhard bis Gellert.
    1. Norddeutsche reformirte Liederdichter.
    2. Die Hallischen Pietisten.
    3. Die Würtemberger.
    4. Die Mystiker.
    5. Kirchliche Dichter.
    6. Herrenhuter.
VII. Die Lieder des allgemeinen christlichen Lebens. Von Gellert bis auf unsere Zeit.
    1. Das Stadium der subjektiven Reflexion des allgemeinen Christenlieds. Repräsentant — Gellert.
        a. Die Gellert'sche; b. Die Klopstock'sche; c. Die Herder'sche; d. Die fromme Richtung.
    2. Das allgemeine Christenlied im Stadium der mystischen Ahnung. Repräsentant — Novalis.

Dr. Weis in seinem „Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds. Breslau. 1842" hat folgende Perioden:

I. Vorlutherische Zeit — lateinische Hymnen und Sequenzen.
II. Von Luther bis auf Ringwaldt. 1524—1588.
III. Von Ringwaldt bis P. Gerhard. 1588—1650.
IV. Von Gerhard bis Joh. Caspar Schade. 1650—1692.
V. Von Caspar Schade bis Chr. F. Gellert. 1692—1754.
VI. Von Gellert bis zur neuesten Zeit. 1754—1840.

Der Recensent von Dr. Lange's kirchlicher Hymnologie in Rheinwald's allgemeinem Repertorium. Jahrg. 1844. Novemberheft, theilt so ein:

I. Periode: Von Luther bis Opitz. Zeitalter der Pflanzung mit

uns die Namen von nahezu dritthalbhundert und, wenn wir Alle, die gesungen haben, rechnen, von mehr denn fünfhundert christlichen Sängern aus den verschiedensten Jahrhunderten und den verschiedensten Ständen und Bildungsstufen entgegen, welche zusammen in schöner, sich gegenseitig ergänzender Mannigfaltigkeit und doch geeiniget durch das Band der Liebe zum Herrn, welche da ist das Band der Vollkommenheit, Einen Chor zum Preise Gottes und dessen, den er zu unserem Heile gesandt hat, bilden, einen Chor der — wie A. Knapp in der Vorrede zu seinem Liederschatz S. XXX sich treffend ausdrückt — „jenen Chor aus 288 Sängern in Salomo's Tempel weit übertrifft und im neutestamentlichen Geiste noch Größeres verkündigt, als jener alte Kreis in der Morgendämmerung des alten Bundes." Der durch diese Dichterschaar auf den Altar des Herrn niedergelegte Liederreichthum ist nicht bloß einer der schönsten Beweise für die Gotteskraft des Evangeliums, sondern auch zugleich das lieblichste Zeugniß für die religiöse Nationalität des deutschen Volkes und seine durch das Christenthum verklärte dichterische Naturanlage, ganz besonders aber für die dem deutschen Protestantismus inwohnende Kraft eines innigen, lebendigen Glaubens. Denn während man, abgesehen von den katholischen Ländern Deutschlands, in welchen nach dem hierarchischen Grundsatz, daß der Clerus die Kirche sey, der allgemeine Kirchengesang nie recht gedeihen kann, in den protestantischen Kirchen anderer Länder mit Uebersetzungen und Ueberarbeitungen einiger Psalmen sich begnügte, hat die deutsche protestantische Kirche in nahezu 80,000 geistlichen Liedern ihr geistiges Leben und glaubiges Gefühl in freiem Ergusse ausgesprochen, wobei vor Allem das siebenzehnte Jahrhundert als eine wahrhaft klassische Zeit für das Kirchenlied zu betrachten ist.

Unsere Zeit nun hat neben dem, daß wieder Dichter von neubelebter Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit in ihr aufgetreten sind, hauptsächlich die Gnade von Gott erhalten, daß man anfieng, den

---

vorherrschendem symbolisch kirchlichem Charakter, vom Reformationszeitalter bis zum dreißigjährigen Krieg.

II. Periode: Von Opitz bis Klopstock und Gellert. Zeitalter der Blüthe und Ueberwucherung:
a. Das volksthümlich glaubige (Gerhard); b. Das mystisch beschauliche (A. Silesius); c. Das praktisch erbauliche (Hallische Schule); d. Uebergang in das mystische Spiel und die didaktische Prosa.

III. Periode: Von Klopstock und Gellert bis Moriz Arndt. Zeitalter der Aufklärung und Gesangbuchsrevolution.
a. Die verständige Reflexion (Gellert); b) Das sentimentale Pathos (Klopstock); c) Uebergang in die beiden Extreme; d) Prophezeiung der neuen Zeit (Novalis).

IV. Periode: Die Anfänge der Wiedergeburt und Gesangbuchsreform. Von den deutschen Befreiungskriegen bis auf die jetzige Zeit.

herrlichen Liederschatz, der im Schooß der protestantischen Kirche Deutschlands niedergelegt ist und so lange verborgen und mit Schutt zugedeckt war, endlich wieder zu erkennen und den Schaden zu heilen, welcher durch das unglückselige Verbesserungs-, oder vielmehr Verwässerungs- und Verschlimmerungsgeschäft einer kaltverständigen, glaubensarmen Zeit dem Kirchenliede zugefügt worden ist. Nicht nur fieng man an, den selbst den meisten Dienern der Kirche und Pflegern des Gottesdienstes vergrabenen Schatz der alten Liederherrlichkeit wieder zu Tage zu schaffen und in reichhaltigen Sammlungen der Welt zu ihrem Staunen vor Augen zu legen, sondern man war auch bemüht, die ältern Lieder von ihrem entstellenden Flickwerk, das sie in sämmtlichen neuern Landesgesangbüchern erhalten hatten, zu befreien. Immer allgemeiner sprach sich das Bedürfniß der Rückkehr zum Alten aus und man erkannte immer mehr das Recht, welches das Volk auf seine alten Liederkleinodien, als ein theures Eigenthum, ansprach. Die alten Kernlieder sollten ihm möglichst wieder in unverkümmerter und unentstellter Gestalt zurückgegeben werden. Wohlthätig für bessere Würdigung der alten Liedersprache, an der man in der Aufklärungsperiode so vielen Anstoß genommen, hatte bereits auch schon das neuerwachte tiefere und gründlichere Studium der deutschen Sprache und der altdeutschen Poesie gewirkt, welches Männer wie die beiden Grimm, Gervinus, L. Uhland ꝛc. anregten.

Die im J. 1817 zu Berlin versammelte Synode erhob die erste Stimme gegen die in der Aufklärungsperiode den Gemeinden aufgedrungenen Landesgesangbücher und gab die Losung zur **Gesangbuchsreform**, indem sie die Herausgabe eines neuen bessern Landesgesangbuchs beschloß. Hierauf erhob Ernst Moriz Arndt im Jahr 1819 seine Stimme für die Herrlichkeit des alten Kirchenlieds in der vortrefflichen Schrift: „Von dem Worte und dem Kirchenliede. Bonn. 1819." Ihm folgte Wilhelmi, Pfarrer im Badischen, in derselben Richtung in der anonym erschienenen Abhandlung: „Von dem geistlichen Liede, besonders den ältern Kirchenliedern. Von dem Verfasser von Wahl und Führung. Heidelberg bei Oßwald. 1824." Er gab auch im folgenden Jahr eine Liedersammlung heraus unter dem Titel: „Liederkrone. Eine Auswahl der vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen Lieder. Heidelb. 1825." Zu gleicher Zeit fiengen A. J. Rambach, Hauptpastor an der Michaeliskirche und Scholarch zu Hamburg, der Enkel des Halle'schen Dichters J. J. Rambach, und Wilh. Müller zu Dessau, der rühmlich bekannte Griechensänger, an, den herrlichen Liederreichthum der ältern Zeit vor Augen zu legen. Ersterer that dieß in seiner „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Hamburg. 1817—1822. 4 Bde."; Letzterer in seiner „Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts. Leipz. 1824.; fortgesetzt von Forster. 1828." Bereits ließ auch hiedurch angeregt Carl v. Raumer im J. 1831 zu Basel eine Sammlung

von Kirchenliedern als Probegesangbuch erscheinen, wie es in den wirklichen Gebrauch der Gemeinden übertreten könnte und sollte, und der Stadtpfarrer Chr. A. Dann zu Stuttgart veranstaltete in zwei Sammlungen eine „Auswahl meist älterer, geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften einstimmigen Kirchengesangs. Stuttg. bei Steinkopf. 1829. 1832." zusammengedruckt unter dem Titel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs", wodurch er wenigstens in Würtemberg und besonders in dessen Hauptstadt den Sinn für den alten Liederschatz und seine Kraft und Herrlichkeit wieder aufschloß und pflegte. Er erklärte dabei in der Vorrede, welch tiefer Beherzigung werth die Bitte in dem alten Betstundengebet sey: „Nimm nicht weg die theure Beilage der „evangelischen Wahrheit, ob wir solches wohl mit unserem Undank „und Kaltsinnigkeit verschuldet hätten, sondern erhalte uns dein Wort, „daß auch unsere Nachkommen deinen Bund erben und die Wohnung „deines Namens bei uns bleibe für und für!"

Es waren dieß jedoch bloß die Vorläufer der immermehr als dringend nöthig erkannten Gesangbuchsreform. Eigentliche Epoche hierinn machte erst das im J. 1833 von dem als preußischer Ministerresident zu Rom bekannten v. Bunsen besorgte Werk: „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch", mit 934 Liedern. Er arbeitete es im Verein mit gleichgesinnten Freunden, wie Schneider, Rothe, v. Tippelskirch und besonders Dr. Tholuk in Halle aus, und stellte zugleich treffliche Canones oder Regeln für eine richtige Gesangbuchs- und Liederreform auf, welche für alle Zukunft die Grundlage bilden werden. Mit Recht wurde dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht hier oder dort ist, sondern Gott allein bewußt," genannt.

Die eigentliche Veranlassung zu diesem Werk war das im Jahr 1817 beschlossene, im J. 1829 erschienene und durch Dr. Schleiermacher, Theremin, Neander, Ritschl, Wilmsen, Bresius, Küster, Marot und Spilleke bearbeitete Berliner „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden. Berl. bei G. Reimer", und den durch dasselbe im J. 1830 veranlaßten Streit, bei welchem man einerseits gegen die Aufnahme und Geltendmachung zu vieler alter Lieder (wie sich z. B. Claus Harms in Kiel bei diesem Streit sonderbarerweise gegen die Aufnahme des trefflichen Gerhardschen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder" aus abgeschmackten Gründen erklärte), andererseits gegen die immer noch viel zu moderne Ueberarbeitung der ältern Lieder sich aussprach. Das Bunsen'sche Werk stellte nun in seinen ursprünglich in der evang. Kirchenzeitung vom J. 1830 veröffentlichten Canones strenge, entschiedene Grundsätze über den Begriff des wahren Kirchenlieds auf, und brachte sie für möglichste Bewahrung des alten Textes in Anwendung.

Angeregt durch dieses Bunsen'sche Werk folgte nun bis auf die neueste Zeit eine Reihe geistlicher Liedersammlungen, die jedoch von verschiedenen Standpunkten aus bearbeitet sind.

1) Vom ästhetisch-religiösen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz, die Lieder nach den Bedürfnissen und dem Bildungsstand der jetzigen Zeit bearbeitet zu geben, erschienen, unter sich wieder verschieden durch die mehr oder weniger freien Aenderungsregeln in Betreff der Textbearbeitung der ältern Lieder und durch die mehr oder weniger entschiedene Rücksicht auf das kirchlich Geltende, folgende Sammlungen:

Der sogenannte Berliner Liederschatz unter dem Titel: „Geistlicher Liederschatz, eine Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Berl. bei Elsner. 1832."

„Evangelisches Gesangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankenleben (s. S. 621). Halle. 1835" mit 915 Liedern. Ein ähnliches Werk erschien von Dr. Pauli in Lübeck.

„Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart (s. S. 633). Stuttg. und Tübingen. 1837. 2 Bände" mit 3590 Liedern.

„Deutsches Kirchenliederbuch, oder die Lehre vom Kirchengesang. Die praktische Abtheilung mit 909 Liedern von Dr. J. P. Lange, Professor der Theologie in Zürich. Ein Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenlieds, so wie der häuslichen Erbauung. 1843."

Der Berliner Liederschatz und Stier beschränkten sich bei der Auswahl der Lieder mehr auf das kirchlich Geltende, am meisten ließ Lange das bloß Aesthetische und die Berücksichtigung modern-subjektiver Lieder vorwalten. Die freiesten Aenderungsregeln erlaubten sich gegen den Liedertext die Herausgeber des Berliner Liederschatzes und Dr. Lange, der hierinn selbst die neuesten Dichter nicht verschonte; Stier dagegen gebührt das Lob vorsichtigerer, Knapp das Lob poetischerer Behandlung des alten Textes. Letzterer beruft sich (Vorrede S. XIII—XXI) für die Anwendung schonender Veränderungen auf die Geschichte des deutschen Kirchenlieds, auf die Aenderung der alten Kirchengesänge durch Luther, auf die würdigen Bearbeiter des Hannover'schen Gesangbuchs vom J. 1647, Gesenius und Denike, auf die Herausgeber des großen Leipziger Gesangbuchs vom J. 1698, die in vielen ältern Kernliedern die verkommnen Ausdrücke' mit faßlicheren vertauscht haben. Er spricht seine Aenderungsgrundsätze dahin aus: „Man stelle das Bedürfniß der Kirche in den Vordergrund und verändere die Lieder, wo sie fleckigt sind, nach den billigen Forderungen des neuern Geschmacks

also, daß der Geist des Liedes aus Pietät gegen den Verfasser, wie gegen die heilige Sache des Evangeliums selbst, unverändert bleibe, die Form aber im Blick auf die Fortbildung unserer neuern Kirche mit keuscher, schonender Hand verbessert werde." So will er den alten Rost an jenen Schwertern des Geistes wegthun, da eine mehr als hundertjährige Erfahrung dafür gezeugt habe, daß bei Vielen dadurch bloß ein Anlaß zum Spott und bei Schwächern häufig ein Anstoß gegeben werde.

Allein auch Knapp ist, wiewohl einen Mittelweg gehend, in den Aenderungen zu weit gegangen, wozu besonders, wer selbst Dichter ist, viele Versuchung hat. Anerkannt muß jedoch der Hauptgrundsatz werden, daß mancher Liedertext, wenn er für unsere Zeit dem praktischen Gebrauch soll übergeben werden, Aenderung nöthig hat.

2) Vom historisch-antiquarischen oder literarhistorischen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz einer von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Liedertextes und strengen Festhaltung an der originalmäßigen, ursprünglichen Fassung der Lieder, erschien:

„Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis auf N. Hermann und A. Blaurer von Dr. Wackernagel. Stuttg. 1841."

Wackernagel äußert sich in der Vorrede zu seinem Werk also: „Die unberufene Abhülfe der Gesangbuchsnoth fordert zu einer freien, „von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Gegenstandes auf. „Gewiß wird nur die Geschichte des Kirchenlieds, besonders aber die „Feststellung der ursprünglichen Liedertexte uns vor den Erfindungen „(Bearbeitungen) und Bethörungen jener eitlen Eiferer, besonders der „Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesangbücher „sicher stellen."

Allerdings ist es ein unschätzbares Verdienst, die alten Lieder wieder in ihrem reinen Original ans Licht zu stellen und unter Anwendung aller Mittel der Kritik einen kritisch hergestellten Text der Kirchenlieder zu geben, damit sie endlich wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erkannt und beurtheilt werden können. In dieser Richtung hat sich auch Stip in seiner „Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung. Hamburg. 1842", ausgesprochen. Allein dieß ist bloß die gelehrte und historische Seite, die praktischen Bedürfnisse der Kirche fordern statt der Ueberschätzung der ältern Zeit gebieterisch umsichtige Rücksicht auf den Bildungsstand der Zeit, in der die Kirche sich befindet und auf die vielseitigste Erbauung.

3) Vom kirchlich-praktischen Standpunkt aus erschien: „Das evangelische Kirchengesangbuch, oder Sammlung der vorzüglichsten Kirchenlieder. Mit einleitender Abhandlung und einem biographischen Register der Liederverfasser. Halle. 1842" von Dr. Daniel.

Es ist dieß ein mittlerer Standpunkt, auf welchem Daniel theils gegen den antiquarisch-historischen Standpunkt als zu unpraktisch

ſich erklärt, indem bei demſelben die Gelehrtheit, das philologiſch-literar-hiſtoriſche Intereſſe zu vorwiegend und das Erbauliche zu wenig berückſichtigt ſey, theils an dem äſthetiſch-religiöſen es tadelt, daß er nicht entſchieden genug rein das kirchliche Bedürfniß ins Auge faſſe, und in den Liederſammlungen dieſer Art noch zu viele bloß ſubjektive Kirchenlieder aufgenommen ſeyen; und doch vertrete das Kirchenlied zuſammen mit der Liturgie die objektive Seite im Cultus, die Anbetung und andächtige Anſchauung, die ſubjektive Seite aber, die Reflexion oder das Lehrhaftige, ſey durch die Predigt vertreten, weßhalb zergliedernde Reflexion und das Element des Lehrhaftigen im Kirchenliede gar keinen Platz finden und kein Lied von ſolch ſubjektivem Charakter aufgenommen werden ſollte. Er bezeichnet daher ſeinen Standpunkt als den kirchlich-praktiſchen, wobei das kirchliche Intereſſe dadurch geachtet iſt, daß er in ſeine Sammlung bloß die objektiven Kirchenlieder, und zwar die vorzüglichſten derſelben, aufgenommen hat, und alle Lieder von ſubjektivem Charakter der Privatandacht zuweiſt, weßhalb er auch eine conſequente Scheidung des Kirchen- und Hausgeſangbuchs beantragt; das praktiſche Intereſſe aber dadurch, daß er die Lieder nicht durchaus in altkirchlicher Geſtalt, ſondern je nach Bedürfniß in abgekürzter oder überarbeiteter Form gibt. Wo er ſie in altkirchlicher Geſtalt aufführt, ſind in beſondern Noten die Varianten oder verſchiedenen Textveränderungen von Bunſen, Stier, Knapp, dem Berliner Liederſchatz, dem Halle'ſchen Stadtgeſangbuch und dem Würtembergiſchen Geſangbuchsentwurf aufgeführt, wodurch ſein Buch ein unentbehrliches „kritiſches hymnologiſches Hand- und Hülfsbüchlein" geworden iſt.

Dabei hat Daniel um das lateiniſche Kirchenlied dieſelben Verdienſte, welche Wackernagel um das deutſche Kirchenlied ſich erworben hat. Von größtem Intereſſe nämlich für das literar-hiſtoriſche Studium und die gelehrte Hymnologie iſt ſein „**Thesaurus hymnologicus**", wovon bis jetzt erſchienen iſt: „**Tomus primus hymnos continens. Halis. 1841.**" Voran gieng eine Auswahl unter dem Titel: „Hymnologiſcher Blüthenſtrauß altlateiniſcher Kirchenpoeſie, geſammelt von **Dr.** Daniel. Halle. 1840."

4) Vom muſikaliſch-hymnologiſchen Standpunkt aus erſchien: „Kern des deutſchen Kirchenlieds von **Dr.** Friedrich Layritz. 2 Thle. Nördlingen bei Beck. 1844."

Mit Recht wird hier von dem gründlichen Kenner des evangeliſchen Chorals, der zu gleicher Zeit eine Sammlung von 200 alten Chorälen herausgegeben hat (ſ. u.), das muſikaliſche Element bei der Liederauswahl in die Wagſchale gelegt. Gar oft iſt daſſelbe aus Unkenntniß der Liederſammler mit der Muſik und dem Choralſchatz der evangeliſchen Kirche allzuwenig berückſichtigt worden. Layritz dringt mit vollem Recht darauf, daß die Liederauswahl ſo zu geſchehen habe, daß möglichſt alle gediegenen und ſingbaren Choräle durch Lieder,

welche auf ihre Melodie gedichtet sind, vertreten seyen und daß bei Liedern von gleich gediegenem Text dasjenige den Vorrang bei der Auswahl erhalten soll, welches eine singbarere oder gediegenere Choralmelodie hat, die nebenbei vielleicht auch sonst gar nicht in den Kirchengebrauch käme, sofern kein Lied für sie sich vorfände. Es wird dadurch der Kirche ein größerer Reichthum schöner Melodien wiedergegeben, als sie bisher im Gebrauch hatte, und ein nach solchen Grundsätzen abgefaßtes Gesangbuch wird sangbarer. Dabei hat sich Layritz an den Standpunkt Nro. 2 angeschlossen, indem er die ursprünglichen Lese- und Schreibarten noch sorgfältiger beibehielt, als es in den seitherigen Sammlungen geschehen ist, wenn er gleich nicht auf alle und jede Veränderung und Auslassung verzichtet hat, und an den Standpunkt Nro. 3, indem er alle Lieder, welche nicht zum gemeinsamen Kirchengesang, sondern bloß zur häuslichen Erbauung dienen, deßgleichen auch alle Lieder nach Gellert's Zeit, als zu lehrhaft und subjektiv, weggelassen wissen will.

Waren nun durch diese Werke der Liedersammler und Hymnologen unserer Zeit der christlichen Gemeinde die schönen und gediegenen Liederschätze der evangelischen Kirche in einer geeigneten Auswahl des Besten, theils in der alten Kraftfülle und Kerngestalt, theils in gefeilter und gereinigter Form dargelegt, so konnte es, da hiedurch das Magere und Dürftige der noch im Gebrauch stehenden Landesgesangbücher im Vergleich mit jenen köstlichen Schätzen von selbst sich aufdrang, nicht fehlen, daß nun auch geradezu offene Angriffe gegen die modernen Landesgesangbücher gemacht und die Mängel und Gebrechen derselben freimüthig aufgedeckt und gebührend gegeißelt wurden. Dieß that zuerst Rudolph Stier in seinem wahrhaft klassischen, die seitherigen schlechten Gesangbücher kritisch zersetzenden Werk: „Die Gesangbuchsnoth, eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die preußische Provinz Sachsen. Leipz. 1838." Stier hat darinn die Noth so ergreifend geschildert, daß sich Viele ihrer schlechten Gesangbücher schämen lernten; man sah nun ein, daß man seither an dürrem Holz oder Leder nagen mußte, während kräftiges Brod und gesunde Nahrung in Fülle zu haben war, und daß das christliche Volk hungern und dürsten mußte mitten in einem Ueberfluß, der vor ihm verborgen und zugeschlossen ward.

Stier hatte in seiner Schrift zunächst die sächsischen Gesangbücher gegeißelt, nun gab in demselben Jahre Repetent Kraz am theologischen Seminar zu Tübingen (später Diakonus in Backnang, und jetzt Professor am Seminar in Urach) auf eine freimüthige Weise eine Uebersetzung der Stier'schen Schrift ins Würtembergische unter dem Titel: „Die Gesangbuchsnoth in Würtemberg. Stuttgart. 1838." Kurz zuvor hatte sich Consistorialrath und Hofprediger Dr. Grüneisen zu Stuttgart in der deutschen Vierteljahrsschrift vom J. 1838, April — Juni anonym, in dem im J. 1839 erfolgten

besondern Abdruck dieser Abhandlung aber unter seinem Namen, auf eine mildere Weise umsichtig über „Gesangbuchsreform" ausgesprochen, nachdem die Gemüther in Würtemberg durch das Erscheinen des Knapp'schen Liederschatzes bereits vorbereitet waren und nach etwas Besserem sich zu sehnen angefangen hatten. Bereits hatte auch im J. 1836 die Stuttgarter Stadtgeistlichkeit an die evangelische Synode die Bitte gestellt um eine zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Landesgesangbuchs, und der König hatte auf eine deßhalb von der Synode eingereichte Darstellung der Beschaffenheit des seit 1791 bestehenden Landesgesangbuchs im Sept. 1837 die Aufstellung einer Commission genehmigt, welche einen Anhang von 150—200 der besten evangelischen Gesänge zum Landesgesangbuch ausarbeiten sollte.

Mit Recht hat sich Kraz in seiner Schrift gegen einen solchen bloßen Anhang ausgesprochen als gegen einen „neuen Lappen auf einem unbrauchbaren Kleide, wodurch der Riß nur um so ärger werde," und auf die vermehrten Kosten und finanziellen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, indem ein solcher Anhang bald ein ganz neues Gesangbuch nach sich ziehen müsse; klar hat er ausgesprochen, „es müsse ein ganz neues Gesangbuch aus dem alten werden, wenn gründlich geholfen werden soll." Damit verband er zugleich den Wunsch, den schon Bunsen ausgesprochen hatte, es möchte das Gesangbuch, ehe es ins Leben eingeführt wird, zuvor öffentlich, gleichsam als eine Anfrage an das Volk vorgelegt werden. Alle diese von Kraz vorgebrachten Punkte, für die sich auch bald die öffentliche Stimme entschieden aussprach, erhielten ihre Gewährung. Eine aus den sieben Männern, Dr. Bahnmaier, Dr. Grüneisen, A. Knapp, Dr. Schwab (vgl. oben), Pfarrer Bührer in Neckarrems, welcher die biographischen Notizen über die Dichter und die Bibelstellen besorgte, Dekan Gleißberg in Blaufelden, jetzt in Canstatt, und Oberconsistorial- und Studienrath, Prälat Dr. Klaiber (s. S. 305) bestehende Commission arbeitete nicht bloß einen Anhang, sondern ein ganz neues Gesangbuch mit 618 Liedern aus, und diese Commissionsarbeit wurde mit königlicher Genehmigung dd. 19. Juni 1839 vor aller weitern Berathung als Entwurf in Druck gegeben, damit über dessen Werth auch die öffentliche Stimme vernommen werden möge.

Kraz ist bei diesem Entwurf mit seinen für die Liederauswahl gesteckten engern Gränzen, welche ihm einerseits die Bibelsprache, andererseits der biblische Gedanke und dessen Ausleger, der Kirchenglaube, so wie der einem Liede nothwendige objektive Geist der Kirche sind, leider nicht durchgedrungen und von den Bearbeitern des Entwurfs weniger berücksichtigt worden. Dagegen verfuhr die Commission, wie sie es auch in der Vorrede zum Entwurf (S. 17) ausspricht, im Wesentlichen nach den von Dr. Grüneisen in seiner Abhandlung über Gesangbuchsreform entwickelten mildern Grundsätzen unter Festsetzung

möglichst weiter Gränzen, innerhalb welcher keine Ansicht und Schule ausschließlich Raum finden sollte. Ebenso hatte auch Schleiermacher aus Veranlassung der Abfassung des Berliner Gesangbuchs von 1829 für die, welche durch Vorrichtung eines Gesangbuchs die Gemeinschaft befördern wollen, den milden Grundsatz ausgesprochen, welcher allein vor Zertrennung bewahre und gegen welchen die besonnenen Freunde des Friedens, wie der Wahrheit unter allen Parteien nichts einwenden werden, — „es müsse Sorge getragen werden, daß Jeder, der in dem Erlöser die höchste Gabe und herrlichste Offenbarung Gottes anerkennt, „wie er auch in den einzelnen näheren Bezügen dieses Glaubens denken „und meinen möge, in dem Buch Erbauung und Stärkung finde, es „sey im Wesentlichen das positive Element des Christenthums festzu„halten, aber in einer Fassung, womit sowohl derjenige, welcher die „christlichen Ideen mehr durch Nachdenken fortbildet und anwendet, „wie der Andere, der sich strenger an Bild und Buchstabe der Schrift„lehre hängt, ohne Anstoß und Störung sich vereinigen möge.“ In diesem Sinne hatten sich die Bearbeiter des Berliner Gesangbuchs in der Vorrede S. IV ausgesprochen, indem sie bekennen, „es sey ihnen obgelegen, von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls sich mit der evangelischen Wahrheit und mit dem Wesen eines kirchlichen Buchs in Einklang bringen läßt.“

In der Feststellung des Textes, in der Textbehandlung galt als Grundsatz, die einzelnen Lieder so viel möglich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder zu geben, da aber, wo veraltete, jetzt unverständliche Ausdrücke, wo ein für die jetzige Empfindungsweise abstoßendes Bild oder ein mit geläuterten Begriffen nicht im Einklang stehender Gedanke ein sonst treffliches Lied unerbaulich machen, eine möglichst im Tone der Urschrift und ihrer Zeit sich haltende Herstellung unter Versetzung in die Stimmung und Absicht des Verfassers zu versuchen. Doch wurde auch dieser Grundsatz weniger consequent vom biblisch-kirchlichen Standpunkt aus durchgeführt, als Bunsen und Kraz es beantragt hatten.

Nach solchen Grundsätzen, welche die Mitte halten zwischen der von Bunsen und Kraz ausgesprochenen streng kirchlichen und den von A. Knapp das Alterthümliche oft zu wenig beachtenden und zu viel Aenderungen zulassenden Grundsätzen, wurde der Entwurf der öffentlichen Prüfung der Gesammtgemeinde übergeben, was ein nicht genug zu schätzender Schritt der obersten Kirchenleitung war. Es bildete sich nämlich nun ein reges, hymnologisches Interesse unter den Geistlichen des Landes, und die öffentliche Stimme, besonders der geistlichen Diöcesanvereine, konnte sich sattsam aussprechen, wofür ein eigenes Blatt von Pfarrer Hartmann unter dem Titel: „Kirchenblatt“ gegründet wurde, und wovon eine „summarische Zusammenstellung

durch M. C. G. Römer, Diakonus in Langenau. Besigheim 1840" erschien. Ohne Kampf, namentlich mit dem einseitig rationellen Element und der eingewohnten bloßen Verstandesrichtung gieng es nicht ab, so daß selbst einer dieser Richtung klagen mochte, es werde in dem Entwurf das Lichtvolle dem Affektvollen nachgesetzt; gerade aber Männer der entschiedensten frommen Richtung und die Urtheilsfähigen im Volke nahmen den Entwurf im Ganzen sehr günstig auf. So ward derselbe nun endlich, nachdem die Commission ihn nach den laut gewordenen Wünschen und Ansichten noch einmal überarbeitet hatte, der durch dreißig Geistliche aus den verschiedenen Theilen des Landes verstärkten Landessynode im Sommer 1841 zum endlichen Abschluß vorgelegt und von dieser unter wesentlichem Festhalten an den obigen Grundsätzen, jedoch mit noch etwas mehr Rücksicht auf das gediegene Alte, ausgearbeitet und im J. 1842 als Landesgesangbuch hinausgegeben, vom Volk mit Freudigkeit begrüßt, zum Theil unter nicht geringen Opfern begierig angeschafft und mitten in einer theuren Zeit mit Leichtigkeit eingeführt. So wurden allein in meiner Großaspacher Dorfgemeinde, die aus 1550 Seelen besteht, auf die erste Ankündigung im Lauf einer einzigen Woche 700 Exemplare bestellt und das Gesangbuch war in acht Tagen eingeführt.

So hat die evangelische Kirche Würtembergs vor allen deutschen Ländern das erste Landesgesangbuch erhalten, in welchem die alten Kirchenlieder mit ihrem ursprünglichen Text wieder zu Ehren gekommen sind und das wahrhaft kirchliche Bedürfniß wieder geachtet worden ist, während erst noch im J. 1835 die evangelische Kirche Badens ein Gesangbuch erhalten hatte, in welchem mit den alten Liedern sehr frei und zum Theil rücksichtslos modernisirend verfahren wurde und in der katholischen Kirche Würtembergs im J. 1837 ein Gesangbuch eingeführt worden war, welches mit Liedern aus der Gellert-Klopstock'schen Zeit angefüllt ist und in welchem mit dem Text selbst der ältern Lieder katholischer Abstammung schonungslos verfahren wurde. Als ein schöner Anfang auf der Bahn der Gesangbuchsreform und wegen seiner trefflichen, alten Kernlieder, deren es bei 300 mit möglichster Schonung der ursprünglichen Fassung dem Volke wieder zu freiem Gebrauch in die Hände gibt, ist dieses Gesangbuch mit Dank und Freude zu begrüßen. Zu bedauern ist jedoch, daß es immer noch viel zu wenig Lieder vom objektiv-kirchlichen Geist und aus der Blüthezeit des Kirchenlieds, aus dem siebenzehnten Jahrhundert, dagegen noch viel zu viel Lieder aus der dürresten Zeit des Kirchenlieds, aus der Gellert-Klopstock'schen Periode, in sich schließt, und auch bei der Behandlung des Textes die bibelkräftigen Formen und Ausdrucksarten nicht immer gleichmäßig genug geachtet und geschont sind. So klebt dem Ganzen, welchem man es wohl ansieht, daß es nicht aus Einem Gusse ist, noch eine Halbheit an. Dieselbe rührt daher, daß die von den Verhältnissen

gebotene Rücksicht auf Andersdenkende, somit auf den äußern Kirchenfrieden beim Uebergang vom Alten zum Neuen, bei Abfassung desselben zu überwiegend war und man deßhalb noch Concessionen an die Freunde des 1791er Gesangbuchs machen zu müssen glaubte, mit welchen dieselben aber doch nicht zufrieden waren, während die Gemeinde dadurch um 100—150 ächte Kernlieder ärmer ist, denen durch die vielen der Idee eines Kirchenlieds durchaus nicht entsprechenden Lieder der Platz versperrt ist. Dr. Daniel äußert sich daher auch in der Einleitung zu seinem evangelischen Kirchengesangbuch über das Würt. Gesangbuch so, daß es ihm ein Beweis ist, wie wenig man sich noch entschließen kann, streng und consequent zu seyn. „Welch eine „Fülle subjektiver Liederpoesie," so ruft er über dasselbe aus, „welch „eine Menge von Gesängen, die man nicht als Gemeindegesänge „anerkennen mag, wie viele, welche nicht die edle Einfachheit des „Kirchenstyls an sich tragen!"

Diesem übrigens bis jetzt besten Gesangbuch einer größern evangelischen Landeskirche,* das für Würtemberg zum größten Segen und zur Weckung und Belebung eines kirchlicheren Geistes dient, werden sicherlich mit der Zeit noch bessere in Deutschland nachfolgen. Die Bahn ist nun einmal wenigstens in einem deutschen Lande für eine ächte Gesangbuchsreform gebrochen und der wahre Begriff eines Kirchenlieds, in dem vor Allem der objektive Geist der Kirche in der edlen Einfalt und Kraft der Allen gemeinschaftlichen und verständlichen Bibelsprache sich kund geben muß, wird immer mehr erkannt werden und in der öffentlichen Meinung sich geltend machen. Vielleicht daß Würtemberg, wie es einer der ersten deutschen Staaten war, der im Zoll- und Handelswesen unter den deutschen Stämmen brüderliche Eintracht und Einigung anbahnte, auch durch sein Gesangbuch nun geistliche Liedereintracht in Deutschland anzubahnen berufen ist, also, daß in allen deutschen evangelischen Landen, wenn auch kein gemeinsames deutsches Gesangbuch zu Stande kommen sollte, weil doch in jeder Gegend oder Provinz die seit lange einheimischen oder von heimischen Dichtern stammenden Lieder ein besonderes Anrecht haben und neben der kirchlichen Einheit doch auch die Freiheit der Gemeinden und Prediger zu achten ist, wenigstens einige Hundert ältere Kernlieder in gleicher Fassung wieder als symbolische und liturgisch feststehende Hauptlieder das Gemeingut aller evangelischen Gemeinden Deutschlands werden, und die Zersplitterung aufhöre, bei der es fast eben so viele Varianten von einem Lied gibt, als Länder

---

* Schon im J. 1835 erschien das nach den Reformgrundsätzen bearbeitete Elberfelder Gesangbuch — nach den Beschlüssen der Synoden von Jülich, Cleve und Berg und der Grafschaft Mark. Auch in Lübeck ist seit 1839 ein besseres Gesangbuch wenigstens ausgearbeitet, und der Kanton Schaffhausen und Bern beabsichtigen die Einführung eines solchen.

oder Hauptstädte in Deutschland sind, oder wie es Dan. Schubart in seiner naiven Weise beklagte, „ein Handwerkspürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin kein geistlich Lied mehr in brüderlicher Eintracht singen kann." Das Gesangbuch ist nächst der Bibel das wichtigste und verbreitetste Volksbuch. Nächst Luthers Bibel wäre daher auch nichts so geeignet, die Einheit des Glaubens und des Geistes im deutschen Volke zu fördern, als ein gemeinsames deutsches Gesangbuch. Daß dieser Wunsch seine Gewährung finde, dafür erweckt der Beschluß der großen zum Beginn des J. 1846 in Berlin abgehaltenen evangelischen Synode, eine Einigung über 300 allen evangelischen Landesgesangbüchern einzuverleibenden Kernlieder herbeizuführen, die freundlichste Hoffnung. Möge diese Hoffnung bald zur Wahrheit werden.

Mit der Reform der Gesangbücher geht naturgemäß **die Reform der Choralbücher** Hand in Hand.

Schon in der vorigen Periode erhoben sich manche Stimmen laut für die Nothwendigkeit der Verbesserung des **Kirchengesangs** und die Klagen über den Verfall des Musikalisch-Liturgischen wurden immer größer,, verhallten jedoch lange noch spurlos, indem gerade die Pfleger des Gottesdienstes, die Geistlichen, fast keinen Sinn und keine Bildung für die kirchliche Liturgik mehr hatten. Schon Herder hatte in seinen Briefen über das Studium der Theologie Thl. IV. S. 303 gemahnt, man solle doch dem Gottesdienst eine Art Würde und Feierlichkeit des Alterthums erhalten; der Kirchengesang höre ja fast auf, Choralgesang zu seyn. Ganze Bücher wurden deßhalb geschrieben, wie z. B. die Hymnologie Schmiebers vom J. 1789 — doch vergeblich. Endlich kam man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken für die Verbesserung des Kirchengesangs zu sorgen, indem man der Bildung des Gesangs in den Schulen besondere Aufmerksamkeit widme. Pestalozzi gab die Idee dazu und seine Schüler Pfeifer und Nägeli bewirkten die allgemeinere Einführung und Verbesserung des Gesangunterrichts in den Volksschulen durch ihr zu Zürich im J. 1810 erschienenes Werk: „Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Mich. Traug. Pfeifer und methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli." Nun erschienen der Reihe nach eine Menge von Gesanglehren für Volksschulen und von ein-, zwei- und dreistimmigen Schulchoral- und Schulgesangbüchern, und an vielen Orten wurde der Gesangunterricht in der Schule mit Eifer betrieben. Namentlich bildeten sich auch in Städten nicht bloß, sondern selbst auf manchen Dörfern Sängerchöre von Schulkindern oder ledigen Leuten, die theils den Gemeindegesang unterstützten, theils mehrstimmige Chorgesänge aufführten.

Damit allein war aber noch nicht geholfen. Die Gleichgültigkeit

dem Gottesdienst durch Beförderung des Kirchengesangs mehr Feierlichkeit zu geben, die religiöse Erkaltung mußte zuvor hinweggethan seyn. Und dieß geschah durch die Zeiten der Demüthigung in den Napoleonischen Kriegen und der Erhebung des deutschen Volks in den Freiheitskämpfen; nun regte sich mit der neubelebten Religiosität auch der Sinn für Verschönerung des äußern Cultus und der Verbesserung der kirchlichen Musik. Friedrich Wilhelm III., der Preußenkönig, gieng hierinn voran, kaum nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft und die Noth abgewandt war. Epoche macht nämlich sein deßhalb unter dem 17. Sept. 1814 erlassenes Publicandum, „die einzuleitende Reform des öffentlichen Gottesdienstes der Protestanten betreffend". Mit Entschiedenheit wird als Hauptmangel in der seitherigen Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes das hervorgehoben, daß die Predigt als der allein wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste sey. Damit war angedeutet, daß neben der Predigt, als dem Mittelpunkt, dennoch auch Gebet und Gesang oder die Liturgie ihre wesentliche Bedeutung haben und in solcher erkannt werden müssen, indem namentlich die kirchliche Musik, und vor Allem der Kirchengesang, gehoben wird. Zugleich setzte dieses Publicandum eine besondere Kirchenverbesserungscommission ein und sprach klar aus: „Die Mängel beim Gottesdienst „sind sichtbarer geworden in der letzten Zeit, wo der durch die großen „Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den Kampf und die Siege „des Vaterlands neu belebte religiöse Sinn des Volks das Bedürfniß, „sich auf eine würdige Art auszudrücken und auszusprechen, lebhaft „und tief gefühlt hat." Damit war die Anregung zur Erörterung der Reformen im Gottesdienst nicht nur in Preußen, das dadurch nach der im J. 1817 zu Stand gekommenen Vereinigung der Reformirten und Lutheraner im J. 1821 die bekannte „Agende für die evangelische Kirche" erhielt, sondern auch im ganzen evangelischen Deutschland gegeben; mehr und mehr kam es zum Bewußtseyn, daß der protestantische Cultus zu nüchtern und trocken sey, und deßhalb besser belebt und verherrlicht werden müsse.

Die Hauptstimme für die nun als nöthig erkannte Veredlung und Belebung des protestantischen Cultus erhob Oberconsistorialrath B. C. L. Natorp in Münster durch seine bedeutungsvolle Schrift: „Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten. 1817", welche er zur Feier des Reformationsjubiläums der Provinzialsynode der Grafschaft Mark überreichte. Bald darauf erklärten sich sehr ehrenwerthe Schriftsteller aufs Lebhafteste dafür, daß bei Veredlung der kirchlichen Musik der Choral und dessen Begleitung vor Allem wieder zur alten Würde und Einfalt zurückgeführt werden müsse; so namentlich: K. W. Frantz in der Schrift: „Ueber die ältern Kirchenchoräle. 1818"; P. Mortimer in der Schrift: „Der Choralgesang zur Zeit der

Reformation. 1821"; und der große Heidelberger Rechtsgelehrte Thibaut in der Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst". In diesem Sinn erschienen denn auch mehrere neue Choralbücher.

Namentlich war es die Idee des allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs beim Gottesdienst, wodurch man dem protestantischen Cultus aufhelfen und ihn veredlen und verherrlichen zu können glaubte. Die Anregung dieser Idee lag in dem in den reformirten Schweizerkantonen Zürich und Appenzell, besonders in der Stadt Zürich selbst und in dem Dorfe Wezikon (s. S. 597) blühenden vierstimmigen Gemeindegesang, in welchem die ganze Gemeinde, ohne alle Orgelbegleitung, nur mit einem Vorsänger, der nicht einmal den Accord angiebt, die bedeutendsten Choräle singt. Aus der reformirten Kirche, welche sich im Nichtgebrauch der Orgel bis jetzt noch treu geblieben ist, so daß allerdings bei ihr ein Ersatz der Orgelharmonie durch Menschenstimmen nöthig geworden ist, sollte nun dieser vierstimmige Gemeindegesang auch in die lutherische Kirche, die bereits an der Orgel das herrlichste Instrument zum Ersatz der beim einstimmigen Gesang fehlenden Harmonie besitzt, übergepflanzt werden.

Hauptsächlich in **Würtemberg** fand diese Idee Anklang und lebhafte Unterstützung. Der Musiklehrer und nachmalige Stiftsorganist Konrad Kocher zu Stuttgart war es, der die Durchführung derselben zu seiner Lebensaufgabe machte, und in einer besondern Schrift unter dem Titel: „Die Tonkunst in der Kirche oder Ideen zu einem vierstimmigen Choral- und einem Figuralgesang für einen kleinern Chor, nebst Ansichten über den Zweck der Kunst im Allgemeinen. Stuttgart. 1823" seine Stimme dafür erhob, indem er zugleich in Stuttgart zur praktischen Durchführung dieser Idee einen sogenannten „Kirchengesangverein" errichtete.

In demselben Jahr 1823 noch empfahl die im November versammelt gewesene Generalsynode durch ein Circular dd. 29. Nov. allen Kirchenconventen des Landes die Errichtung von Gesangchören und Gesangschulen der Erwachsenen nach der in der Kocher'schen Schrift entwickelten Idee und nach dem Vorgang des Stuttgarter Kirchengesangvereins. Namentlich sollte mit den Schulkindern der methodische Gesangunterricht fleißig und so betrieben werden, daß er mit dem kirchlichen und insbesondere auch vierstimmigen Choralgesang in möglichst genaue und wirksame Beziehung gesetzt werde. Zu diesem Zweck setzte sich Kocher in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Freunden, dem Universitätsmusikdirektor Fr. Silcher in Tübingen und dem Musikdirektor am Schullehrerseminar in Eßlingen, J. G. Frech, und gab mit ihnen im J. 1824—1826 als eine Auswahl von Liedern und Melodien des Landesgesangbuchs 262 Choräle vierstimmig gesetzt unter dem Titel: „Vierstimmige Gesänge der evangelischen Kirche in einzelnen Stimmen" heraus.

Wenige Jahre später folgte diesen vierstimmigen Singheften, von denselben Männern auf höhern Befehl bearbeitet, ein neues Choralbuch, das alle diese vierstimmigen Gesänge enthielt, unter dem Titel: „Vierstimmiges Choralbuch für Orgel- und Clavierspieler oder Melodien zu sämmtlichen Liedern des öffentlichen Gesangbuchs der evangelischen Kirche in Würtemberg, nebst einem Anhange, enthaltend eine Auswahl von den beliebtesten ältern Kirchenmelodien, von Vor- und Nachspielen ꝛc. von K. Kocher, F. Silcher und J. G. Frech. Stuttg. bei Metzler. 1828." Am 12. Febr. 1828 ordnete ein Consistorialbefehl die Einführung dieses neuen Choralbuchs in den Kirchen und Schulen an, und das Knecht'sche Choralbuch war nach kaum fünfundzwanzigjährigem Bestand verdrängt.

Während das Knecht'sche Choralbuch hauptsächlich für die Orgel berechnet war, damit diese mit ihrer Harmonie die Trägerin des einstimmigen Gemeindegesangs werde, und hierinn seine große Vorzüge hat, dabei aber nach der chromatischen Tonleiter mit zu viel Dissonanzen angefüllt und zu gekünstelt war, sollte nun dieses neue Choralbuch nach den in der Vorrede zu demselben ausgesprochenen Grundsätzen ein Mittel seyn, durch Festhalten an der einfachen diatonischen Tonleiter die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Kirchengesangs zu fördern. „Diesem großen Zweck", heißt es in derselben, „haben wir „alle überflüßige Kunst absichtlich zum Opfer gebracht, überall die „möglichste Einfachheit und Leichtigkeit bezweckt, vor Allem das „natürliche musikalische Gehör zu Rathe gezogen und eine Tonfolge „gewählt, welche nach vielfältigen Erfahrungen für die menschliche „Stimme am bequemsten und sichersten zu treffen ist. Bei einem „Tonsatze, der die mehrstimmige Ausführung dieser „Melodien einer ganzen Gemeinde möglich machen „soll, mußten alle sogenannten Bindungen und vorhaltenden Töne „und überhaupt alle diejenigen Dissonanzen, welche der höhern „Kirchenmusik und gebildeten Sängern angehören, wegbleiben oder „sie durften höchstens nur durchgehend vorkommen. In eben dem „Grade, wie die Mittel- und Unterstimmen von der Gemeinde selbst „übernommen werden, muß sich die Orgel zurückziehen, und wo ein„mal ein vollständiger vierstimmiger Gesang eingeführt ist, ist sie „eigentlich entbehrlich und dient nur noch dazu, Abwechslung und „Mannigfaltigkeit in den Gesang zu bringen. Aber auch noch ehe „dieses Ziel erreicht ist, soll, wenn die Gemeinde anstimmt, die Orgel „in den Hintergrund treten, der Gesang der Menschenstimmen soll „herrschen und die Orgel sich dem Gesang dergestalt anschmiegen, daß „sie selbst nur mitsinge und der Unterschied zwischen ihren Tönen und „den Tönen der Menschenstimmen so viel als möglich verschwinde."

So entstand dieses Choralbuch von 1828, seit langer Zeit wieder das erste diatonische Choralbuch in Deutschland, weil man die Ansicht festhielt, das Chromatische sey vom Volk schwer zu singen,

und es habe keinen Sinn dafür, dulde auch nie fremde, halbe Töne in seinen Volksmelodien. Die Herausgeber * desselben wollten nämlich den Choralgesang verbessern, indem sie ihn wieder zu einem Volksgesang machten, was er in den ältern Zeiten gewesen war, wie es überhaupt auch anzuerkennen ist, daß diese drei Männer das Verdienst haben, den Volksgesang auf eine erfreuliche Weise wieder belebt und aus dem Schlummer hervorgerufen zu haben; denn sie sind die Stifter der durch ganz Würtemberg zahlreich verbreiteten Liederkränze und Gesangvereine. „Der Choral sey eine Volksmelodie und als solcher" — folgerten sie nun daraus — „müsse er keiner Begleitung, keiner Nachhülfe von Seiten irgend eines Instrumentes bedürfen." — Darnach wurde denn nun die Bedeutung der Orgelharmonie äußerst gering angeschlagen. Dem vierstimmigen Gesang zu lieb, damit das Volk oder die ganze Gemeinde in vierstimmiger Harmonie singen könne und so ein edler Volksgesang in der Kirche herbeigeführt werde, wurde ferner bei dem Satz der Choräle das Prinzip der Leichtigkeit zur Geltung erhoben und der möglichst einfachste Harmoniesatz angewandt, wornach alle schwierigen Intervalle vermieden, alle Uebergänge durch halbe Noten, alle ausweichenden Accorde möglichst beseitigt, eine Menge durchgehender Noten eingeschoben und nur die einfachsten Accorde und Accordfolgen gelten gelassen wurden. So wurden nicht bloß alle großen, kleinen, verminderten Septimen und Nonen, „theils wegen ihres leidenschaftlichen Charakters, theils wegen der schwereren Ausführung im Choral" weggelassen; so wurde nicht bloß „die üppig klingende Unterhaltungssiebente mit ihren süßlich klingenden Umkehrungen, die harte Note mit ihren abstammenden Accorden, die Leidenschaft und Unruhe erregende verminderte Siebente" für untauglich erklärt: sondern selbst der Quartquintenaccord a / g / d (einfacher Undecimenaccord ohne Terz) und die $^6/_5$ Accorde der Siebente des zweiten Tons in der weichen Leiter h / a / f / d und des zweiten Tons in der harten d / c / a / f fanden keine Gnade. Dabei wurde aber die Originalgestalt der Melodien und des ursprünglichen Rhythmus der alten Choräle nicht wieder hergestellt, nicht einmal der Trippelakt oder einzelne punktirte Noten, und selbst die Dehnung einer einzelnen Sylbe auf mehrere Töne ꝛc. blieb ausgeschlossen; auch die alten Tonarten hielt man nicht fest, sondern setzte z. B. den Choral „Wie schön leucht't uns" aus dem

* Man vergleiche die Stimme Silcher's über das Choralwesen in Würtemberg in dem „Süddeutschen Schulboten. Stuttg. 1840. Nro. 1 u. 2" und die gegnerischen Aufsätze des Diakonus Palmer in derselben Zeitschrift. Jahrg. 1839. Nro. 20, 21, u. 1840. Nro. 4, 5.

prachtvollen majestätischen EsDur in F. Auch änderte man um dieses leichtern „volksmäßigern" Harmoniesatzes willen an bekannten und beliebten ältern Chorälen, wie z. B. „Jesus meine Zuversicht", ja selbst an Chorälen neueren Styls, wie: „Ach, sieh ihn dulden" oder: „Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh'".

Daneben zeigt sich aber ein Grundirrthum, daß man nämlich die Volksmäßigkeit des Choralgesangs einzig nur in der dem alten Kirchengesang angehörenden diatonischen Tonleiter, einzig nur in dem harmonischen Satz, statt in der Melodie und ihrem charakteristischen Rhythmus suchte, während die Harmonisirung für das Volksmäßige völlig gleichgültig und etwas rein bloß von der jeweiligen musikalischen Zeitbildung Abhängendes, somit also Zufälliges ist, die Melodie dagegen die Seele des Chorals ist und in ihr sammt ihrer rhythmischen Ausgestaltung die ächte Volksmäßigkeit liegt. Obgleich nun die Herausgeber dieses Choralbuchs in der Vorrede die Meinung aussprechen: „Man glaube nur nimmermehr, daß „durch Umgehung der Dissonanzen das Ganze in seiner Wirkung verliere; vielmehr erhält ein solcher Gesang durch den Gebrauch lauter „wohlklingender Accorde, durch den Wechsel des harten und weichen „Dreiklangs und durch die daraus abstammenden Harmonien eine große „und herrliche Kraft und diejenige Faßlichkeit, Reinheit und Würde, „welche der Kirche angemessen ist;" so erschienen dennoch in Wirklichkeit die Choräle bei diesem vereinfachten Harmoniesatz in älterer Weise ohne das Leben der alten Melodien- und Rhytmusarten in einer äußerst dürftigen, magern Gestalt ohne alle Frische und Mannigfaltigkeit, so daß statt der gepriesenen Erbauung jeden einigermaßen musikalisch Gebildeten, der sie singen hört, das Gefühl der Oede und Langweiligkeit beschleicht und statt der angestrebten Volksmäßigkeit diese Choräle vielmehr sehr unpopulär erscheinen, eben weil sie nicht kurzweilig sind. Hauber klagte daher mit Recht: „Der Choral hatte nur noch einen „Schritt zu thun; der ambrosianische Rhythmus war ihm im Knecht„schen Choralbuch vollends ganz ausgezogen, nun mußte auch aus „der Tonfolge der mailändische Bischof vertrieben werden. — „Es werden nicht bloß aus der Melodie, sondern sogar aus der „Harmonie, was selbst die Alten nicht gethan haben, die Nicht„leitertöne als heimathlos, wo immer möglich, ausgewiesen. Dieß „hatte aber keine andere Folge, als daß vollends alle Mannigfaltigkeit „des Gemeindegesangs verwischt und nunmehr, in Verbindung mit „dem steifgewordenen Rhythmus, eine aller Anmuth baare Monotonie „in denselben gebracht wird. Sey's auch dann, daß die Choräle, weil „die schwierigern chromatischen Töne nicht darinn vorkommen, eher „gesungen werden können, so fragt sich's, wer wird sie jetzt noch „singen wollen? Es ist nicht mehr weit, daß die Melodien in ein „allgemeines, langweiliges Grau zerfließen. Gelingt dieser Proceß, „so ist es um unsern Gemeindegesang vollends geschehen und es wird

„abermals gehen, wie es unter der Herrschaft des gregorianischen „Gesangs geschehen ist, daß sich die Kunst und die Anmuth aus der „Kirche zurückzieht und auf eigene Faust fortlebt, was beiden nur zum „Schaden ausschlagen kann."

Zu diesem Choralbuch, das 177 und mit denen im Anhang 218 Choräle in dem eben geschilderten Harmoniesatz enthält, wobei übrigens die Aufnahme mancher ältern gediegenen Kirchenmelodien und die Ausstoßung mancher andern unwürdigen Choräle neuern Arienstyls anzuerkennen ist, lieferten die Herausgeber 63 neue Choralmelodien, meist auf gehaltlose, trocken moralisirende Lieder; manchen derselben mußte es freilich schon deßhalb am volksmäßigen Ausdruck fehlen, und den wenigsten gelang es, sich im Gemeindegesang einzubürgern; einige derselben sind aber sehr gelungen zu nennen und haben ein gediegenes kirchliches Gepräge.

Konrad **Kocher**, geb. 1791, Organist und Musikdirektor an der Stifts- und Hauptkirche zu Stuttgart, ein um den Kirchengesang sehr verdienter Mann (s. 658. 673.), bot zweiundzwanzig Choralmelodien, von welchen am meisten Eingang fanden: *

„Es gieng der Mann voll Gnad und Segen" — vom J. 1821.
„Es ist vollbracht"
* „Auferstehn, ja auferstehn wirst du" — c e d e f g a h c d g
„Freude, Freude, alle wir"
* „Werde Licht, du Volk der Heiden" — vom J. 1823.
* „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn" oder „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehn".

Friedrich **Silcher**, geb. 27. Juni 1789 zu Schnaith im Remsthal, seit 1817 Universitätsmusikdirektor in Tübingen, ein unermüdlicher Beförderer des veredelten Volksgesangs, besonders bekannt durch die Herausgabe der Volkslieder deutscher und fremder Nationen und einiger trefflicher Figuralgesänge, bot einundzwanzig Choralmelodien, von welchen am meisten Eingang fanden:

* „Mein Gott, zu dem ich weinend flehe" — vom J. 1820.
* „Mit welcher Zunge, welchem Herzen"
„Von dir, o Vater, nimmt mein Herz" —
* „Ja, Tag des Herrn"
* „Herzog der erlösten Sünder" oder „Womit soll ich dich wohl loben" —
„Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond" —
* „Urquell aller Seligkeiten"
* „Preis dem Todesüberwinder".

Johann Georg **Frech**, Musikdirektor am Schullehrerseminar zu Eßlingen und Organist an der dortigen Hauptkirche, ein trefflicher Orgelmeister und Componist mancher lieblichen Chöre und Figuralstücke, bot zwanzig Choralmelodien, von welchen sich am meisten verbreiteten:

---

* Die mit * bezeichneten Melodien sind als die gediegensten und beliebtesten in das neueste W. Choralbuch aufgenommen.

„Er ist erstanden Jesus Christ"
„Singt, Christen, singt ein frohes Lied"
* „Wohlauf, mein Herz, verlaß die Welt" — vom J. 1823.

Albrecht Peter Bertsch, geb. 1758, † 12. Aug. 1820 als Präceptor zweiter Klasse und Musikdirektor in Eßlingen; von ihm ist die Melodie:

* { „Sollt' ich meinem Gott nicht singen"
{ „oder „Gott, mein Gott, dir will ich singen".

Auf den ersten Anblick nun muß die Idee der Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs, zu deren Realisirung dieses Choralbuch vom J. 1828 als Mittel dienen sollte, sehr einleuchtend erscheinen und die Hoffnung daran sich knüpfen, es sollte dadurch wieder die Herrlichkeit des alten Gesanglebens in der Kirche, wie es in dem ersten Jahrhundert der evangelischen Kirche zu schauen war, als in den Städten nicht bloß, sondern allmählich auch selbst in Dörfern der mehrstimmige Choralgesang beim Gottesdienst sich einbürgerte (s. S. 90), heraufbeschworen werden.

Allein mit diesem neu angestrebten vierstimmigen Gesang verhält es sich anders, als damals.

Damals hatten alle Stimmen, nicht bloß die stimmführende, ihre freie, melodische, selbstständige Bewegung; die neue Harmonisirung nach dem Generalbaß behandelt aber die drei begleitenden Stimmen neben der stimmführenden, dem Sopran, ganz unselbstständig und dienstbar zur Ausfüllung des leeren Raums, also als bloße Mittel für einen Kunstzweck, so daß sie sich, wie namentlich der Tenor, in bloßen einförmigen, langweiligen Uebergangstönen bewegen müssen, abgesehen davon, daß der vierstimmigen Singbarkeit wegen die Melodien bloß in den allereinfachsten Accorden und Accordfolgen harmonisirt werden konnten und man den begleitenden Stimmen zu lieb manchmal selbst die Melodie verändern oder höher nehmen mußte, wodurch der Gesang schreiend wird. Der Gesang solcher einförmigen Töne ohne melodische Bewegung, an welchen bei solcher Mehrstimmigkeit mehr als die Hälfte der Gemeinde gebunden ist, kann aber nicht mehr ein Volksgesang, sondern rein bloß ein Kunstgesang genannt werden, sofern ein freier Erguß des Gefühls dabei entfernt nicht stattfinden kann und der Kunstzweck dabei ohnedem dem Erbauungszweck, den das Volk hauptsächlich beim Kirchengesang sucht, zum Opfer gebracht ist. *

* Stadtpfarrer Dann in Stuttgart, welcher mitten in dieser vierstimmigen Zeit unverrückt am einstimmigen Melodiengesang festhielt, sagte einmal gar treffend: „So lang einer jung ist und ohne Kreuz, mag er vielleicht einen Stolz darein setzen, der Kunst zu dienen; wenn er aber des Lebens Bitterkeit einmal geschmeckt hat, und es kommt ein Lied in der Kirche, wo er gern das Herz ausleeren möchte und dem Flug des Liedes nachgehen: — armer Vogel! wenn ihm dann die Flügel beschnitten sind, und er, statt sich auf die Schwingen der Melodie setzen zu können, dritte oder vierte Stimme singen muß!"

Damals hatte ferner die Orgel weit noch nicht dieſe Vollkommenheit, die ſie jetzt hat; ihr Bau war noch mangelhaft und das Spiel auf derſelben erſchwert. Darum bildeten auch damals noch die mehrſtimmige Harmonie die Sänger auf dem Chor, welche ſtatt der Orgel den Gemeindegeſang begleiteten. Nun aber hat die Orgel ihre Vollendung erreicht. Schon durch die Erfindung der Schleifwindlade wurde ſeitdem das Traktament oder die Handhabung der Orgel ungemein erleichtert (ſ. S. 120); nun aber iſt durch die Erfindung des großen Orgelbauers Walker in Ludwigsburg auch die reinere Intonation und Stimmung, die bei der Schleifwindlade zu leiden hatte, wieder möglich gemacht und mit der leichteſten Handhabung der Orgel in Verbindung geſetzt. Er hat nämlich auf den Springladen alle Ventile und Federn entfernt und dieſe durch eine Vorrichtung erſetzt, die durch Leichtigkeit des Oeffnens und Schließens Alles übertrifft, was bisher geleiſtet worden war, da auch der Gegendruck des Windes ganz aufgehoben iſt, ſo daß dadurch erreicht iſt, was ſo lange geſucht wurde — das Traktament iſt ſo leicht als möglich (auf der Stiftskirchenorgel zu Stuttgart, die er fertigte, kann bei vollem Werk von ſiebenzig Regiſtern mit gekoppelten vier Clavieren noch ein ſchöner Triller gemacht werden), die Regiſter erſcheinen im Einzelnen und Ganzen in ihrer Kraft und Fülle, die Reinheit ihrer Intonation und Stimmung bleibt unverändert und das Ganze iſt von einer bis jetzt nie gehörten Kraft. Jetzt, wie noch nie zuvor, iſt alſo die Orgel berufen, mit ihren gewaltigen Tönen die Melodie beim Gemeindegeſang zu ſtützen und zu tragen, und ſie kann dieß auch beſſer, als noch ſo viele Menſchenſtimmen, welche zweite, dritte und vierte Stimme ſingen. Es iſt ſo vielmehr eine viel reichere, ſchönere, künſtlichere Harmonie für den Choralgeſang möglich gemacht, als ſie den angeſtrebten vierſtimmigen Menſchengeſang in der Kirche, wenn er einigermaßen möglich und erträglich ſeyn ſoll, zuläßt.

So iſt es denn auch kein Schaden, daß jenes Experiment eines allgemeinen vierſtimmigen Geſangs in der Wirklichkeit völlig mißglückt iſt. Jenen drei Heroen des vierſtimmigen Geſangs ſelbſt iſt es nämlich innerhalb zwanzig Jahren noch nicht gelungen, auch nur einen Schatten von vierſtimmigem Geſang im Schiff ihrer Kirche zu Stand zu bringen, obgleich Kocher in Stuttgart, Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen hiezu ſo bedeutende Hülfsmittel hatten, wie ſie anderswo nicht leicht zu Gebote ſtehen. Ja, ſelbſt in Zürich, dieſem Vorbild des vierſtimmigen Kirchengeſangs, klingt, nach Berichten von unparteiiſchen Ohrenzeugen,* der Geſang ziemlich rauh, Alt und Tenor werden ſelten gehört, und von 120 Melodien, die das Züricheriſche Geſangbuch ent-

* „Die Reiſe nach Zürich" von Oberreallehrer Kies in Tübingen in den Blättern aus Süddeutſchland für das Volkserziehungs- und Volksunterrichtsweſen. 1842. 2. Heft. S. 137 f.

hält, können bloß 25—30 vierstimmig gesungen werden, und selbst von diesen sind nur wenige im Gebrauch, obgleich die jungen Leute in Zürich gesetzlich gezwungen sind, bis zum achtzehnten Jahr die Singschule zu besuchen, um Tenor und Baß einzuüben. In Würtemberg wurde mit diesem Experiment sogar das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, erreicht. Indem man nämlich, zumal in den Schulen, allzustark auf das vierstimmige Singen drang, kam das allgemeine, einfache Singen der Choralmelodien mehr und mehr in Abgang. Die Hälfte der Schüler, die Knaben, mußte meist die Altstimme einüben, worüber man es gewöhnlich versäumte, auch die im Sopran liegende Melodie mit ihnen einzuüben; diesen Alt konnten sie aber später, nachdem die Stimme einmal gebrochen war, nicht mehr in der Kirche singen, und die Melodie lernten sie nicht recht singen, somit war durch die Schule für den Gemeindegesang wenig vorgearbeitet. Nach dem aus den amtlichen, an das Consistorium eingelaufenen Gesangberichten im J. 1840 gezogenen Resultat* wurde von allen Theilen des Landes geklagt, daß über der Abrichtung der Kinder für die vierstimmigen Choräle die Schüler bei weitem wenigere Choralmelodien allein singen lernen, als früher, wo der Lehrer sogar nur durch Vor- und Nachsingen die Melodie lehrte. Allein nicht nur dieser Uebelstand trat ein, sondern es wandte sich nun auch bei den Erwachsenen über dem Dringen auf vierstimmigen Choralgesang die Neigung bald vorzugsweise dem Figuralgesang zu, weil die untergeordneten Stimmen beim Choralgesang zu langweilig erschienen, und vom Figuralgesang noch entschiedener zum Gesang weltlicher Tonstücke, wie denn auch an vielen Orten die Kirchengesangvereine sich in Liederkränze umwandelten, so daß meist bloß der weltliche Volksgesang daraus den Nutzen zog, der geistliche Volksgesang aber den Schaden hatte.

So konnte eine Reaktion gegen das vierstimmige Gesangwesen und das aus demselben hervorgegangene Choralbuch von 1828 nicht lange auf sich warten lassen. Immer entschiedener sprach man sich dahin aus, daß wieder ein größerer Melodienreichthum in den Gemeinden einheimisch werden müsse, daß daher vor Allem die Fertigkeit im Melodiengesang in den Schulen zu pflegen sey und daß es besser sey, einen schönen einstimmigen Gesang der Choralmelodien zu haben, als einen künstlichen vierstimmigen Gemeindegesang, der sich doch nicht erreichen lasse und, wenn er nicht ganz rein und vollkommen ausgeführt werde, widerlicher klinge, als der schlechteste einstimmige Gesang. Je länger, desto schmerzlicher vermißte man die reiche Orgelharmonie bei der Begleitung des Gemeindegesangs und begehrte wieder ein

---

* Ueber den Erfolg der Bestrebungen der Würt. Volksschule für Verbesserung des Kirchengesangs seit dem J. 1823 von Pfarrer Gußmann — in den Blättern aus Süddeutschland. 1841. 1. Heft. S. 33 f.

Choralbuch, das der Orgel ihr naturgemäßes Recht angedeihen lasse und die Choräle statt mit einfarbigem Ipserweiß übertüncht, wieder mit ihren ursprünglichen, frischen Farben harmonisirt gebe. Dabei verkannte man aber die Bedeutung des vierstimmigen Kirchengesangs durchaus nicht, sofern er wesentlich zur Hebung und Verherrlichung des protestantischen Cultus geeignet ist. Nur wollte man ihn vom Schiff der Kirche in den Chor verwiesen wissen, indem man behauptete, er gehöre als Kunstgesang zunächst nur für einen kleineren Kreis von geübten, musikalisch gebildeten Sängern, er gehöre nicht fürs allgemeine Singen, sondern nur fürs allgemeine Hören, und habe die Stelle der Instrumentalmusik zur Einleitung des Gottesdienstes und zur Herbeiführung einer feierlichen Stimmung der Gemeinde zu vertreten. Als nun im Jahr 1841 für Würtemberg ein neues Gesangbuch erschienen war, welches gebieterisch auch ein neues Choralbuch forderte, so entbrannte ein heftiger Streit über die Reform des Choralwesens, welcher besonders in den verschiedenen pädagogischen Zeitschriften Würtembergs* ausgefochten wurde, von Diakonus Hauber in Tübingen aber, welcher die reaktionären Grundsätze gegen die Alleinherrschaft des Prinzips der Vierstimmigkeit in dem schon mehrfach erwähnten trefflichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrschrift 1841. 4. Heft aussprach und schon in der Gesangbuchssynode als Referent geltend gemacht hatte, so wie von Diakonus Palmer in Marbach, jetzt in Tübingen, dem Verfasser der Homiletik und Katechetik, angefacht worden war.

Nach Vernehmung der öffentlichen Stimme und nachdem zuvor Gelegenheit gegeben war, daß vom ganzen Lande die beliebtesten und gebräuchlichsten Lokalmelodien eingesandt werden konnten, arbeitete in der zweiten Hälfte des J. 1843 eine Commission unter dem Vorsitze des Hofpredigers Dr. Grüneisen ein neues Choralbuch für Würtemberg aus. In dieser Commission saßen die Herausgeber des Choralbuchs von 1828: Kocher, Silcher und Frech, sowie ihre Hauptgegner in Betreff des Prinzips der Vierstimmigkeit, Archidiakonus Hauber und Diakonus Palmer von Tübingen. Weitere Mitglieder waren Pfarrer Strebel in Weil im Schönbuch, Schulmeister Zeiher von Langenburg und Schulmeister Straub von Maulbronn. So unmöglich es schien, trat doch eine Versöhnung und Ausgleichung der extremen Ansichten ein.** In der Grunddifferenz, ob der vierstimmige

---

* Süddeutscher Schulbote. 1840. Nro. 1. 2. (Silcher), Nro. 4. 5. (Palmer), Nro. 14. 15. (Silcher), Nro. 22. (Frohnmeyer), 1841. Nro. 25. 26. (Faulhaber). — Blätter aus Süddeutschland. 1840. 1. Heft (Hauber), 1841. 1. Heft (Gußmann), 3. Heft. S. 215 (Hauber), S. 219 (C. Ehmann), 1842. 3. Heft (Wolf), 1843. 1. Heft (Müller). — Die Volksschule, herausgegeben von Seminarrektor Riecke. Jahrg. 1842, besonders S. 462 f. (Kocher), 1843, besonders S. 193 f. (Kübler).

** Vgl. Palmer's Bericht: „Zum neuen Choralbuch" in dem Süd-

Satz der Choräle oder die Harmonisirung allein für die Orgel oder allein für vierstimmigen Gesang eingerichtet werden solle, einigte man sich nämlich glücklich dahin: an die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs sey so bald nicht zu denken, deßhalb wolle man das neue Choralbuch nicht mehr durch das Prinzip der Vierstimmigkeit beherrscht seyn lassen, wornach nur leichte, schnell singbare Melodien und nur der allereinfachste Satz in dasselbe zu nehmen wären; aber eben so wenig wolle man durch das neue Choralbuch die Möglichkeit abschneiden, daß von gebildeten Chören die Choräle gut vierstimmig ausgeführt und diese Chöre unter günstigen Umständen sich vielleicht einmal unter der Gemeinde ausdehnen können. Die Harmonisirung sollte also zunächst und jedenfalls für die Orgel seyn, und die Vierstimmigkeit sollte nicht mehr Prinzip seyn, wie beim Choralbuch von 1828, sondern nur ein begleitendes Moment mit freiem Spielraum.

So kam denn nun ein Orgelchoralbuch zu Stand, das zugleich auch ein Singchoralbuch ist, sofern nämlich daraus vierstimmig singen kann, wer will und kann; ein Choralbuch, welches „zunächst für „den allgemeinen und einstimmigen Gesang eine würdige Orgelbegleitung darbietet, zugleich aber auch dem Bedürfniß des vierstimmigen „Chorsingens und der an einzelnen Orten hiefür erzielten Befähigung „entgegen kommt“ (vgl. Vorrede S. IX).

In Betreff der Auswahl der Melodien wurde der Grundsatz festgehalten, möglichst schon Bewährtes und nicht viel Neues aufzunehmen. „Ein kirchliches Choralbuch hat,“ sagt die Vorrede S. I, „zu geben, was es aus der Kirche nimmt und dieß für seine Zeit festzustellen.“ Ganz besonders wurde dabei der vaterländische, würtembergische Gemeindegebrauch im Auge behalten. Was sich hier in älterer oder neuerer Zeit eingebürgert hatte, das wurde aufgenommen, dagegen aber eine Masse neuerer unbedeutender oder unpassender Melodien, die sich bis jetzt noch nicht zu legitimiren vermochten, entfernt. So sind von den 135 neuen Melodien, wovon 123 als „ganz neu“ ins Knecht'sche Choralbuch vom J. 1798 kamen, bloß 19, und von den 64, welche in das von 1828 als ganz neu, meist als Produkte der Choralbuchherausgeber kamen, bloß 11 aufgenommen worden; auch sind bloß sechs von Commissionsmitgliedern neucomponirte Melodien, und zwar meist zu Liedern, die noch keine oder wenigstens unbrauchbare Melodien hatten, beigefügt worden, was eine nicht genug zu lobende weise Selbstverleugnung ist. Vor Allem erfreulich ist aber die umfassendere Berücksichtigung der ältern Kernmelodien aus der bessern Zeit des evangelischen Chorals. Das neue Choralbuch enthält

---

deutschen Schulboten. Jahrg. 1845. Nro. 2—5. — „Etliche Gedanken und Wünsche, dem neuen vaterländischen Choralbuch auf den Weg“ von Hauber in den Blättern aus Süddeutschland. 1844. 4. Heft.

bei 210 Nummern ungefähr 60 Melodien aus dem sechzehnten, 50 aus dem siebenzehnten Jahrhundert bis 1690, 50 aus dem Zeitraum von 1690—1744, 30 aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1819 und 20 von 1819 bis auf die neueste Zeit. Uebrigens, so freudig hier wieder ältere beliebte Choräle, besonders aus dem Störl'schen Choralbuch, begrüßt werden, die seit fünfzig Jahren dem Gemeindegebrauch entzogen waren,* so sehr sind manche Prachtchoräle der alten Zeit zu vermissen, wie z. B.: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" — „O Mensch, bewein' dein' Sünden groß" — „Fröhlich woll'n wir Halleluja" — „Der Bräut'gam wird bald rufen" u. s. w. Nur mit sehr wenigen ältern Chorälen, die nicht zuvor in einem Würt. Choralbuch standen, ist dieses neue Choralbuch bereichert, z. B.: „Die güldne Sonne" — „Nun preiset Alle", aus Freylinghausen's Gesangbuch: „Dieweil ich auferstehe" — „Gott, den ich als Liebe" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „**Agni pugna**" — und aus dem Brüderchoralbuch: „Herz und Herz vereint" — „Die wir uns allhie beisammen".

Die Auswahl der gediegensten Kernmelodien aus dem Melodienschatz der ältern Zeit ist also nicht umfassend, nicht reich genug; man merkt es deutlich, daß das Gesangbuch ohne das Choralbuch, also ohne die gehörige Rücksicht auf das musikalische Bedürfniß gemacht worden ist. So hat man nun für manche der werthvollsten Choräle kein Metrum unter den Liedern gefunden und sie daher ausschließen müssen, oder, wenn es gut gieng, bloß mit einem einzigen Lied versorgen können, wodurch ihr Gebrauch sehr erschwert und ihre Einbürgerung sehr gehemmt ist.

Von neuen Melodien finden sich zum erstenmal in einem Würt. Choralbuch folgende und zwar von

Konrad Kocher (s. S. 662):

„Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht" — v. J. 1836.
„Treuer Jesu, wir sind hier"
„Aller Gläub'gen Sammelplatz" — vom J. 1837.

Friedrich Silcher (s. S. 662):

„Weil ich Jesu Schäflein bin" — vom J. 1843.

---

* Z. B. „Meinen Jesum ich erwähle" — „Gott will's machen" — „Fahre fort" — „Sollt ich meinem Gott nicht singen" — „Macht hoch das Thor" — „Ach, wenn werd ich dahin kommen" — „In allen meinen Thaten" — „Meine Armuth" — „Der schmale Weg" — „Zeuch ein zu deinen" — „Theuerster Immanuel" — „Fröhlich soll mein Herze" — „Folget mir, ruft uns" — „Dir, dir Jehova" — „Mein Salomo" — „Ich will dich lieben" — „Wer Jesum bei sich hat" — „Der Tag ist hin" — „Gott, Vater, Herr" — „Ach Gott, verlaß mich nicht" — „O ew'ger Geist" — „Ach, wie nichtig" — „Mein Jesu, der du mich" — „Die Nacht ist vor der Thür" — „Meine Seel', ermunt're dich" — „Jesu, Kraft der blöden Herzen" — „Friede, ach Friede" — „Singen wir aus" — „Der lieben Sonne Licht". („Eins ist noth" — „Ruhe ist das beste Gut" — „Wunderbarer König" — „Es glänzet der Christen".)

Joh. G. Frech (s. S. 662):

„Kehre wieder, kehre wieder" — vom J. 1843.

Weller, Schulmeister in Vaihingen an der Enz, † 1824:

„Mein Schöpfer, der mit Huld und Stärke"

Joh. Valentin Strebel, geb. 9. Merz 1801 zu Oberndorf bei Schweinfurt, vom J. 1830 Stadtpfarrer in Forchtenberg bei Oehringen, seit 1835 Direktor des Erziehungs-Instituts in Stetten im Remsthal, seit 1844 Pfarrer in Weil im Schönbuch bei Tübingen:

„Such', wer da will, ein ander Ziel"

Heinrich Carl Breidenstein, geb. 1796, Musikdirektor und Professor auf der rheinpreußischen Universität Bonn:

„Wenn ich ihn nur habe"

Aus dem Schleswig-Holstein'schen Choralbuch, welches im J. 1830 zu dem dortigen neuen Gesangbuch G. Chr. Apel, Stadtcantor und Organist an der Nikolaikirche in Kiel, mit 102 Melodien besorgte:

„Gott ist mein Lied"

Aus dem Berliner Choralbuch, welches zu dem dortigen neuen Gesangbuch von 1829 der Musikdirektor der St. Marienkirche, August Wilhelm Bach zu Berlin, auf eine treffliche Weise im J. 1830 angefertigt hat unter dem Titel: „Choralbuch für das Gesangbuch zum Gebrauch der evangelischen Gemeinden":

„O daß ich tausend Zungen hätte"

Anonym wurde der Choralbuch-Commission eingeschickt die Melodie:

„Wohlauf, wohlan zum letzten Gang"

Sodann sind noch neu aufgenommen:

eine Badische Weise:

„Die Welt kommt einst zusammen"

eine Augsburger Weise:

„Mein Jesus lebt, was soll ich sterben"

eine Schweizer Weise:

„Geh' aus mein Herz und suche Freud'"

eine choralmäßige, von Diakonus Palmer beantragte Umarbeitung der vorletzten Nummer: »quando corpus morietur« aus Pergolesis klassischer Musik zum »Stabat mater«:

„Schaut die Mutter voller Schmerzen"

In Betreff der Fassung der Melodien und ihrer Rhythmen hat zwar nicht mehr der viertheilige Takt mit seinem Nivellirungsgeschäft die Alleinherrschaft geübt, überhaupt sollte nach den ausgesprochenen Grundsätzen nicht mehr, wie seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, allen Chorälen eine schulmäßige Gleichheit

und bequeme Brauchbarkeit aufgezwungen, sondern es sollten alle in möglichst reiner Gestalt mit dem ihnen eigenthümlichen Charakter nach dem Gepräge ihrer Zeit wiedergegeben werden. Allein dieß wurde nicht consequent durchgeführt. Die Choralmelodien der neueren Zeit, an denen sich die Herausgeber des Choralbuchs von 1828 manche Aenderungen erlaubt hatten, wie z. B. die Knecht'schen, wurden allerdings mit einziger Ausnahme der Melodie: „Du, deß sich alle Himmel" ganz der Notenfolge ihrer Verfasser getreu aufgenommen, da sie bereits in dem unserer Zeit gewöhnlichen Ton und Gang componirt sind. Allein die Melodien der ältern und ältesten Zeit sind nur selten, oder wenigstens mit größter Behutsamkeit, in ihre ältere ursprüngliche Form, die ihnen in den neueren Choralbüchern genommen ist, zurückgesetzt worden. Es erschien der Commission zu gewagt, den Gemeinden auf einmal wieder einen rhythmischen Gesang zuzumuthen und ihnen längst geläufige und liebgewordene Melodien auf einmal in ganz anderer Form zu singen zu geben. Nur wenige alte Melodien sind deßhalb in ihrem ursprünglichen belebten Rhythmus wieder gegeben oder aus dem geraden Takt, in dem sie zuletzt gesungen wurden, wieder in den ursprünglich ungeraden Takt gesetzt, so z. B.: „Aus meines Herzens Grunde" — „Nun preiset Alle" — „Nun lob mein' Seel'" — „Herr Gott, dich loben wir" — „Auf Triumph" — „Gott Vater, Herr, wir danken dir" — „Singen wir aus Herzensgrund" — „Macht hoch die Thür". Manche sind in doppelter Fassung, sowohl in der neuern, als in der ursprünglichen Form gegeben, damit allmählich die ältern Fassungen eingeführt werden können, so z. B.: „Allein Gott in der Höh sey Ehr" — „Wer nur den lieben Gott" — „Komm heil'ger Geist" — „Warum sollt ich mich denn grämen" — „Herr Jesu Christ, mein Lebenslicht". Bei andern Melodien wurde wenigstens durch beigefügte Varianten Altes und Neues vertreten, wie z. B. bei den Nummern 26. 66. 85. 139. 189. 194. des Choralbuchs, oder fand eine Annäherung an die Urform statt, wie bei: „Gelobet seyst du, Jesu Christ" — „Ein feste Burg ist unser Gott". Auch erscheinen nun wieder, wie im Störl'schen Choralbuch, viele Mollmelodien und Trippeltakte, letztere z. B. in den Chorälen: „Eins ist Noth" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „Höchster Formirer" — „Es glänzet der Christen" — „Die güldne Sonne" — und noch etwa acht andere. Endlich wurden auch, um die frühere Lebendigkeit im Rhythmus der alten Choräle in Erinnerung zu bringen, bei manchen Melodien die ursprünglichen punktirten Noten wieder aufgenommen, z. B. bei: „Wer Jesum bei sich hat" — „Ach, wie nichtig" — „Lobe den Herren, den mächtigen" — „Christus, der ist" — „Es glänzet der Christen"; allein wohl gar zu ängstlich wurden solche Stellen dennoch so harmonisirt, daß sie auch ohne Punkte in gleichmäßig fortlaufenden Noten gesungen werden können, wodurch aber beim Orgelspiel die von den Mittelstimmen zugedeckte punktirte Note fast unhörbar bleibt. Die

Freunde des alten Chorals, die seine Herrlichkeit nun an den neuern Sammlungen wieder kennen gelernt haben, werden damit nicht zufrieden seyn. Allein der Commission war es zweifelhaft, ob die Restitution je mehr gelingen und der Gesang nicht vielmehr verdorben werden würde; das bloß antiquarische Interesse sollte nicht auf Kosten der Andacht begünstigt werden. Es sollte nur durch einige Choräle im alten Rhythmus oder mit punktirten Noten angeleitet und der zukünftigen Entwicklung das Thor geöffnet und dabei eingeprägt werden, wie überhaupt wieder die Choräle lebendiger und frischer zu singen seyen. Deßhalb wurde auch in der sehr dankenswerthen, trefflichen „Instruktion an die Geistlichen und Organisten für den Gebrauch des neuen Choralbuchs" die Regel aufgestellt, den Choral wenigstens so schnell zu singen, daß er nicht in ein Aggregat von einzelnen Tönen aus einander falle, sondern daß noch jede Zeile desselben einen musikalischen Gesammteindruck machen kann. Die Vorsicht und Scheue vor der Zurückführung eines belebtern Rhythmus ist aber offenbar zu weit getrieben. Bei manchen Chorälen wäre sie jedenfalls ganz unverfänglich gewesen, z. B. bei: „Seelenbräutigam" — „Freu dich sehr, o meine Seele" u. s. w.

In Betreff der Harmonisirung ist der Grundsatz durchgeführt, die Choräle in den Tonarten und mit derjenigen Harmonie zu setzen, welche jedem Choral nach der Zeit seines Ursprungs und nach seinem Charakter angemessen und für eine würdige Begleitung des einstimmigen Gesangs mit der Orgel durchaus geeignet ist.* Man hat sich deßhalb nicht gescheut, wo die Choräle nicht ihrem Ursprung nach auf dem einfachen diatonischen System beruhen, die im Choralbuch von 1828 ausgeschlossenen Quartquinten-, Quintsexten-, Secondaccorde ꝛc. nebst Dissonanzen selbst von härterer Art, wo sie im Original aus der Knecht'schen Zeit vorkommen, wieder aufzunehmen. So sind die alten Kirchengesänge auch wieder in den alten Tonarten, die moderneren aber in freier, dem jetzigen musikalischen Gehör entsprechenderer Weise gesetzt, doch so, daß sie zum ernsten Schritt der Orgel passen. Die Tonhöhe mancher Choräle im Choralbuch von 1828, durch welche, indem sie ursprünglich auf die leichtere vierstimmige Ausführung berechnet war, statt vierstimmigen Gesangs oft bloß einstimmiges Geschrei bewirkt wurde, wenn der Organist nicht supponirte, wurde wieder ermäßigt und eine tiefere Tonart für die Melodie genommen, z. B. bei den Chorälen: „Es ist das Heil uns" — „Ein Lämmlein geht" — „Nun ruhen alle Wälder" — „Nun

* Die Zwischenspiele, welche sich hier zum erstenmal in einem Würt. Choralbuch bei jedem Choral finden, übrigens nicht durchgängig gelungen, sondern oft zu künstlich, oft zu lang sind, hat Frech für die Choralnummern 1—69, Silcher für die von 70—140, Kocher für den Rest geliefert. Pachelbel, im J. 1690 Organist in Stuttgart (s. S. 439), hat die Zwischenspiele eingeführt.

danket alle Gott" — „Lobt Gott, ihr Christen" — „Wie schön leucht't uns der Morgenstern". Der Satz ist bei allen Chorälen mit Ausnahme der Kindermelodie: „Weil ich Jesu Schäflein bin" vierstimmig, wie er für die Orgelharmonie zunächst, dann aber auch für möglichen vierstimmigen Chorgesang gleichermaßen sich eignet; es ist dabei besonders Bedacht genommen, daß die Accorde nicht mehr bloß die mechanische Unterlage der Hauptstimme ausmachen, wie meist im Choralbuch von 1828, sondern daß auch die begleitenden Stimmen ihren eigenen Gesang haben. Die vierstimmige Ausführung dieser Choräle ist dadurch allerdings schwieriger und nur gebildetern Sängern möglich geworden. Der reine, volle Orgelsatz ist aber eben um jenes vermittelnden Doppelzweckes willen hier nicht so schön und in der kunstreichen Fülle zu finden, wie im Knecht'schen Choralbuch, und immerhin öfters noch ziemlich hart und steif.

Es ist so allerdings an diesem neuen Choralbuch noch eine größere Halbheit wahrzunehmen, als am neuen Gesangbuch. Es enthält nur die Anfangsschritte und Durchgangspunkte zum reichern und belebtern Gemeindegesang in alter Weise,* und wir sind angewiesen, uns damit vor der Hand zu begnügen, bis sich den Gemeinden wieder ein reicheres, mannigfaltigeres Kunstleben im heiligen Gesang zuwendet.

Dazu ist aber vor Allem noth, daß Kirchengesangvereine in möglichst großer Ausdehnung in Städten nicht bloß, sondern auch auf Dörfern errichtet werden, wodurch Jung und Alt, Schüler und Lehrer zu einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Melodienschatz der Kirche gebracht werden, daß in den Bildungsanstalten der Volksschullehrer die künftigen Organisten und Cantoren statt zu Reallehrern hinaufgeschraubt zu werden, eine gründliche kirchlich-musikalische Bildung erhalten, daß die Geistlichen, die da bestimmt sind zu Pflegern der heiligen Hütte Gottes auf Erden die musikalische Liturgie in besondere Pflege nehmen und selbst auch von Jugend auf mit der Sache des Kirchengesangs und der Hymnologie besser bekannt gemacht werden. Es war einst eine Zeit, da jeder Geistliche in dem Choralschatz seiner Kirche völlig zu Haus war. Diese muß wiederkehren. Hat ja doch Luther einst unter seinen Tischreden den Ausspruch gethan: „Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich dann in der Schule (im Gesang) wohl versuchet und geübet. Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes, und nahe der Theologia." (Walch's Ausgabe. Bd. XXII. 2248.)

Die Vorarbeiten zur Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs und einer edlern Kirchenmusik sind bereits gemacht.

---

* Das von dem ausgezeichneten Organisten C. F. Becker zu Leipzig bearbeitete und am Palmsonntag des Jahrs 1844 in den dortigen Kirchen eingeführte Choralbuch ist besser gelungen.

Fürs Eine ist eine umfassende Choralbuchreform angebahnt durch treffliche Sammlungen des alten Choralschatzes der evangelischen Kirche. Bunsen gieng auch hierin voran. Ihm folgte Kocher in Würtemberg, der unter dem Titel: „Stimmen aus dem Reiche Gottes" zu Knapp's Liederschatz vom J. 1837 vierhundert auserlesene, vierstimmige Choräle im J. 1838 unter Anwendung minder steifer Grundsätze, als beim Choralbuch vom J. 1828, und mit belebterer, übrigens nicht ursprünglicher Harmonie, so wie auch ohne den alten Rhythmus, herausgab und so wenigstens die Bekanntschaft mit den seither vergrabenen Melodienschätzen förderte. Nun aber trat 1839 Dr. Friedrich Layritz zu Merkendorf in Mittelfranken mit Herausgabe von „CXVII geistlichen Melodien, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Rhythmen zweistimmig gesetzt" auf, und ließ diesem kleinen Werkchen im J. 1844 ein größeres gediegenes Werk folgen unter dem Titel: „Kern des deutschen Kirchengesangs, eine Sammlung von 200 Chorälen, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen mit alterthümlicher Harmonie vierstimmig für Kirche und Haus". Neben ihm traten, beseelt von dem gleichen Streben nach Zurückführung des lebendigen und belebenden Ursprünglichen im Kirchengesang, auf — Gottlieb Freiherr v. Tucher zu Nürnberg, mit dem Werk: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder allgemeinen Choralbuchs bezüglich der ältern Periode des Kirchengesangs. Stuttg. 1840" und der sangeskundige Justizbeamte Carl v. Winterfeld zu Berlin mit seinem, Originalproben der besten alten Choräle enthaltenden, klassischen Geschichtswerk: „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Leipz. Thl. I. 1843. Thl. II. 1845."* Layritz dringt, wenn auch jetzt noch etwas zu voreilig, geradezu auf die Einführung des belebtern alten Rhythmus, daß die Choräle als Volksgesänge markirt, kräftig und kühn gesungen werden, und spricht es entschieden aus: „Es wird nicht besser werden, so lange man die jetzigen Verunstaltungen der Melodien und den schleppenden, langsamen Schneckengang des Chorals nicht bloß in der Kirche beibehält, sondern auch in der Schule abzuleiern fortfährt."

Fürs Andere ist auch in mannigfacher Hinsicht eine edlere Kirchenmusik angebahnt. Das Spiel der Orgel, dieser Königin aller Instru-

* Der III. Theil, welcher die Entwicklung des Kirchengesangs von Freylinghausen bis Sebast. Bach schildern wird, ist noch nicht erschienen.

Im J. 1844 erschien auch eine: „Sammlung älterer, meist unbekannter Choräle und Melodien zu Kirchenliedern, vierstimmig gesetzt und zunächst für den Gebrauch des neuen Würt. Gesangbuchs herausgegeben von Christoph Blumhardt, Pfarrer in Möttlingen."

mente, hat besonders durch die Orgel- und Präludienbücher C. F. Becker's, Musikdirektors an der St. Thomasschule zu Leipzig, Chr. H. Rink's, Hoforganisten zu Darmstadt (geb. 1768 zu Elgersburg in Thüringen, † 7. August 1846), Gotthilf Wilhelm Körner's, Musikdirektors in Erfurt ꝛc., eine würdige kirchliche Gestaltung erhalten. Namentlich aber hat die Berliner Singakademie unter der Leitung von Felix Mendelssohn-Bartholdy durch Zurückführung der alten Oratorien von Händel, Sebast. Bach ꝛc. den Sinn für die ältere künstliche Kirchenmusik wieder geweckt, so daß nun in vielen größern Städten Deutschlands, z. B. in Frankfurt am M., Cassel und namentlich auch in Stuttgart die alten Oratorien durch zahlreiche Musikchöre zur Aufführung kommen, wodurch in immer größerer Ausdehnung musikalische Kräfte für den Dienst der Kirche gewonnen werden. Daneben wurde auch der Figuralgesang weiter ausgebildet, so daß, wo eine eigentliche Kirchenmusik in Ermanglung würdiger Kunstmittel nicht eingeführt werden kann, wenigstens ein reicher Schatz von Chorgesängen zur Verherrlichung und zum Schmuck des Gottesdienstes zu Gebote steht. Treffliche Dienste hiefür leisten J. Chr. H. Rink's kleinere Chorgesänge, A. W. Bach's Psalmen, C. G. Reißiger's Hymnen und Psalmen und in Würtemberg Fr. Silcher's und J. G. Frech's Figuralgesänge, so wie Diakonus Palmer's „Psalmen und prophetische Stücke der h. Schrift für vierstimmige Singchöre. 1838."

Dann aber erst wird der Kirchengesang zu gedeihlicherer Entfaltung gelangen, wenn das immer lauter sich aussprechende Verlangen nach einer Reform des evangelischen Cultus erfüllt seyn wird. Im christlichen Alterthum trafen wir beim Gottesdienst den Wechselgesang allgemein verbreitet, bei welchem bald Priester und Volk, bald einzelne Stimmen und die ganze Gemeinde oder auch zwei Chöre, ein weiblicher und männlicher, sich antworteten. Auch in den Zeiten des Pabstthums erhielt sich diese liturgische Sitte, und selbst Luther behielt sie bei, in Verbindung mit dem Altargottesdienst; der nüchterne reformirte Cultus hat sie aber im Lauf der Zeit allmählig aus den lutherischen Kirchen verdrängt, und es beschränkt sich nun meistens der ganze evangelische Cultus auf den Predigtgottesdienst, bei welchem die Gemeinde sich ganz passiv verhält und ihr Gesang bloß Vorbereitung und Echo der Predigt ist. Allerdings muß die Predigt des Worts im evangelischen Cultus stets die Hauptsache bleiben. Ueber der Kanzel soll aber nicht länger der Altar, über der Betrachtung und der Lehre nicht länger die Anbetung und der Gebetsopferdienst zurückgesetzt werden. Vielmehr gebührt dem Gebet eine selbstständige Stellung im Cultus, und die ihm zukommende Stelle ist der Altar, als die Opferstätte, von da aus man Gebete Gott opfert. Vom Altar aus soll also der Geistliche den Gebetsopferdienst der Gemeinde leiten, mit Hülfe einer förmlichen Altarliturgie. Es ist genügend, wenn er dabei, statt zu singen, bloß spricht, die Gemeinde aber oder der in ihrem Namen

handelnde Chor soll singend in sein Gebet und seine Ansprachen einstimmen; ihr Gesang soll so eine förmlichere Art des Gebets seyn. So nur ist der Gottesdienst eine gemeinschaftliche Anbetung, so nur ist die ganze Gemeinde im gottesdienstlichen Leben als das priesterliche Gottesvolk bethätigt in ebenso mannigfaltiger, als wohlgeordneter Weise;* so nur ist sie in vollkommenster Weise bethätigt, indem sie sowohl mit dem Liturgen sich in Beziehung zu Gott stellt in Gebet, Bekenntniß, Lob Gottes einstimmend durch ein Amen, durch ein Hallelujah und eingefügte passende Liederverse, welche von ihr oder ihrem Chor, oder abwechselnd zwischen Beiden, als Fortbildung und Zusammenfassung des vom Liturgen Gesprochenen, gesungen werden, als auch zu dem Liturgen selbst sich in Beziehung setzt durch in Rede oder Gesang erfolgende Antworten auf seine liturgischen Ansprachen und Segnungen.

So nur erhält der Cultus seine volle Weihe als Anbetung Gottes, und eben damit auch der Gesang eine höhere Bedeutung, also daß das religiöse Leben und das h. Gesangeswesen gleicherweise daraus ihre Befruchtung und Belebung ziehen. Dann erst wird die Regeneration der kirchlichen Musik und des Gemeindegesangs in vollem Maße eintreten, daß mit David (1 Chron. 17, 27.) zu rühmen ist: „Es stehet herrlich und prächtig vor dem Herrn und gehet gewaltiglich zu an seinem Orte."

Dazu helfe der Herr seiner Gemeinde durch die Bewegungen und Stürme der Zeit, daß sie mehr und mehr wachse zu einem heiligen Tempel in Ihm, dem köstlichen Eckstein, auf welchem Alle mit erbauet werden zu einer Behausung Gottes im Geist (Eph. 2, 21. 22.).

---

* S. Bericht über die vierte rheinische Provinzialsynode (24. August bis 14. Sept. 1844 zu Neuwied) von Professor Kling in Bonn in den Studien und Kritiken von Ullmann. Jahrg. 1845. Heft II.

Nachträge zu den Lebensläufen der Dichter.

Speratus, Dr. Paul. S. 71. 72.

Er wurde in Wien gefangen gesetzt zu Anfang des Jahrs 1522, als er auf der Durchreise von Salzburg nach Ofen in Ungarn begriffen war, wohin er als Diener am Wort Gottes berufen worden war. Nach seiner Freilassung gieng er nicht nach Ofen, sondern wieder zurück nach Salzburg, von wo er sich nach dem obern Theil Deutschlands begeben wollte. Als er aber auf seiner Reise nach Iglaw, in Mähren, kam, verweilte er dort eine Zeitlang und predigte das Wort Gottes rein und lauter mit großem Nutzen. — Nach seiner wunderbaren Errettung aus den Händen des Bischofs von Ollmütz im J. 1523 schickte er von Wittenberg aus an die Einwohner zu Iglaw eine gedruckte Schrift unter folgender Aufschrift: „Wie man trotzen soll aufs Kreuz wider alle Welt zu stehen bei dem Evangelio an die Igler. Paulus Speratus nach der Gefängnuß zum newen Jahr. Wittenberg. 1524."

(Gabr. Wimmer's Liedererklärung. Thl. III. S. 283 f.)

Matthesius, M. Johannes. S. 77.

Der Vater dieses „alten, frommen, gottseligen, kernhaften und geistreichen Predigers im Joachimsthal" war ein ehrbarer Rathsherr zu Rochlitz im Meissener Gebiet, Wolfgang mit Namen, der schon zu seiner Zeit verschiedene Mängel an der römischen Kirche erkannt hat und deßhalb seinen Johannes ein schön Gebetlein von Christi Wunden lehrte. Dieser zeigte so gute Gaben, daß er ihn in die Schule nach Mitweide schickte und studieren lassen wollte. Von da zog Johannes, weil die Eltern arm waren, als wandernder Schüler nach Nürnberg und später auf die Universität Ingolstadt, mußte aber Armuths halber bald wieder fort und zu München einem vornehmen Herrn aufwarten, der eine schöne, deutsche Bibliothek hatte. Hier lernte ihn eine adeliche Wittwe, Sabina Averina, geb. Stettner, kennen, welche ihn als Informator ihrer Kinder in das nahe gelegene Schloß Odulphhausen mit sich nahm, und hier bekam er im J. 1526 als 22jähriger Jüngling Luther's Schrift „von den guten Werken", so wie später, als er zu Pfarrer Weixner in Brück auf ein Jahr ins Haus kam, die zwei Traktate vom

h. Abendmahl in die Hände, wodurch er Lust bekam, nach Wittenberg zu ziehen, um Luther persönlich kennen zu lernen.

Er kam dort Freitag nach Pfingsten des J. 1529 an und hörete den Mann Gottes am folgenden Trinitatisfest vom Wesen und Kraft der h. Taufe mit großer Verwunderung predigen, so daß er ganz für die reine Lehre des Worts Gottes gewonnen wurde. Nicht lange vorher war er in großer Gefahr, von den damaligen Schwärmern verführet zu werden. Er konnte aber dießmal nicht lange in Wittenberg bleiben, wo er auch Melanchthon, Jonas und Pomeranus lesen hörte, sondern gieng 1531 nach Altenburg zu Andreas Misenus in Condition, von wo er übrigens noch im selbigen Jahr durch den Grafen v. Schlick als „Schulmeister" oder Rektor des Gymnasiums nach der durch ihre reichen Bergwerke damals schnell aufblühenden böhmischen Bergstadt Joachimsthal berufen wurde. Hier führte er zuerst Luther's Catechismus in der Schule ein, hatte aber von seinem Pastor Egranus viel zu leiden.

Nachdem er sein Amt daselbst mehrere Jahre redlich geführt hatte, zog ihn im J. 1540 die Sehnsucht nach Luther's Unterricht wieder nach Wittenberg, also daß er sein Amt niederlegte und als ein Schüler auf die dortige Universität zog. Auf Dr. Jonas Empfehlung, der ihn manchmal in Joachimsthal besucht hatte, kam er jetzt mit andern Studierenden unentgeldlich an Luther's Tisch, dessen Predigten und gelehrte Vorlesungen er fleißig nachschrieb. Derselbe gewann ihn denn auch herzlich lieb und musicirte öfters mit ihm, namentlich aber hielt er ihn treulich zum Predigen an, das anfangs nicht recht bei ihm gehen wollte. Als er einsmals bei den Predigtübungen, die Luther anstellte, stecken blieb und aus Furcht dreimal von der Kanzel heruntergieng, trieb ihn Luther immer wieder zurück, bis er sich endlich ermannte und eine herrliche Predigt that; er wurde dann auch sofort in kurzer Zeit in der Theologie und im Predigen immer gesetzter und geübter.

Endlich erneuerte im J. 1541 Graf v. Schlick seinen Ruf, und da ihm auch Luther zuredete, so folgte er und wurde jetzt als Diakonus Prediger in Joachimsthal. Die Gemeinde ließ ihn mit allerlei Ehrenbezeugungen von Wittenberg abholen. Vier Jahre später, 1545, wurde er Pastor, nachdem er zuvor sich mit einer Tochter des Hüttenbereiters P. Richter im J. 1543 verheirathet hatte. Er arbeitete sehr treulich und mit großem Segen in dem Weinberg des Herrn; ausgerüstet mit einer salbungsvollen Rednergabe, wußte er die h. Schrift so einfältig und eindringlich vorzutragen, daß ihn alles Volk mit Herzenslust hörte. Auch fieng er an, süße liebliche Lieder zu dichten, wie er denn seinem alten Lehrmeister Luther noch eine große Freude machte, als er ihm bei seinem letzten Besuch im J. 1545 das Pabstlied überbrachte: „Nun treiben wir den Pabst hinaus."

Seine köstlichsten Geistesfrüchte, Lieder und treffliche Erbauungs-

ſchriften reiſten aber unter der Trübſal. Es kamen nämlich allerlei äußere und innere Anfechtungen über ihn. Weil er wider den 1546 ausbrechenden Religionskrieg gepredigt hatte, wurde er 1547 vor den König Ferdinand nach Prag zur Rechenſchaft gefordert. Der Herr half ihm aber aus ſolcher Bedrängniß gnädiglich, alſo daß er freigeſprochen wurde. Auch die Erziehung von ſieben Kindern machte ihm in ſolch harter Zeit viele Sorgen; ſich und ſeinen Kindlein zum Troſt dichtete er da das Wiegenlied: „Nun ſchlaf', mein liebes Kindelein". Insbeſondere aber wären innerliche Anfechtungen bei ihm nichts Seltenes, alſo daß ſeine Frau viel an ihm zu tröſten hatte. Das größte Leiden hatte er 1564 am Abend ſeines Lebens, da er in eine unausſprechliche geiſtliche Anfechtung und Verzweiflung an Gottes Gnade und Chriſti Verdienſt gerieth, alſo daß er weder ausgehen, noch predigen konnte und ſo entkräftet wurde, daß ihm das Geſicht vergieng und er die Fenſter ſeiner Studierſtube mit dicken Teppichen verhängen ließ. Wenn ihm damals chriſtliche Freunde Troſt zuſprachen, ſagte er: „Ich weiß es wohl, aber es will nicht ans Herz." Wenn man ihm aber zur Antwort gab: „Ei, ſo gebe es Euch Gott und der Herr Jeſus Chriſtus ins Herz!" ſo wurde es etwas beſſer. In dieſer Trübſalszeit verfaßte er das ſchöne Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde", worin namentlich Vers 5. auf ſeine ſchweren Anfechtungen hindeutet:

„Dein'n Engel laß auch bleiben
Und weichen nicht von mir,
Den Satan zu vertreiben,
Auf daß der böſ' Feind hier
In dieſem Jammerthal
Sein' Tück' an mir nicht übe,
Leib und Seel' nicht betrübe
Und bring' mich nicht zu Fall."

Endlich aber, nach mehreren Wochen wahrer Höllenangſt, erlöſete ihn der Herr auf ſein Gebet von ſolch hoher Anfechtung und ſetzte ihn wieder in Ruhe. Das geſchah am Gregoriusfeſt unter dem Geſang der Schüler vor ſeiner Thüre, worauf er den 130. Pſalm öffentlich erklärte und in Druck gab. Das Jahr darauf rührte ihn der Schlag auf der Kanzel, als er gerade am 16. Sonntag nach Trinitatis, 8. Okt. 1565, aus dem Evangelium vom verſtorbenen Jüngling zu Nain von der Hoffnung des ewigen Lebens, und daß die Auserwählten daſelbſt einander kennen würden und alle Fromme und Selige ihren Eltern und Freunden wiedergegeben werden, predigte. Als er den Anzug des Schlagfluſſes fühlte, rief er noch von der Kanzel herab: „Herr Jeſu, ſpanne mich aus! ich habe mich müde gezogen", worauf er umſank, indem er noch die Worte ſprach: „Heim, heim!" Da ihn nun die Leute, die herzu liefen, tröſteten, er werde gleich auf einem Seſſel nach Haus getragen werden, gab er zur Antwort: „Nein! nicht dahin, ſondern gar heim!" Nach Verfluß von drei

Stunden gab er seinen Geist auf, mit den Worten: „Herr, wenn ich nur dich habe ꝛc.“ Psalm 73. Kurz zuvor sagte er noch zu einem Freunde, der ihm beim letzten Todeskampf Etwas aus seinen Schriften vorlas: „Leset nicht meine Auslegung, denn wäre ich damals in der Fassung gewesen, wie jetzt, ich würde anders geschrieben haben“. Auf seinem Grab steht ein Distichon, das er sich selbst gemacht:

„Securus recubo hic, mundi pertaesus iniqui,
Et didici et docui, vulnera, Christe, tua.“

Bekannt sind von seinen trefflichen Erbauungsschriften seine Auslegung des Buchs Sirach, der Episteln Pauli, seine Bergpredigten oder Sarepta. Sein „Leben Lutheri“ hat er drei Tage vor seinem Tod, 5. Okt., der Universität Wittenberg dedicirt.

(Quellen: Joh. Matthesii Leben, beschrieben von Jo. Balth. Matthesius, Pfarrer zu Brockwitz. 1705.)

Selnecker, Dr. Nikolaus. S. 97—100.

Sein Leben hat am ausführlichsten beschrieben Dr. G. H. Götze zu Lübeck in 7 Dissertationen vom J. 1723.

Helmbold. S. 100.

Sein Leben beschrieb der Fürstl. Sächsische Rath Tentzel in seiner „Curieusen Bibliothek“. Repositt. II. S. 376. Ein Verzeichniß seiner Liedersammlungen gibt Wezel in den Anal. hymn. II. 272.

Behemb, Martin. S. 102.

Sein Leben ist nach allen Umständen beschrieben in M. Gottfried Hoffmann's Laubanischer Predigerhistorie oder Lebensgeschichte aller evangelischen pastorum primariorum in Lauban. S. 133.

Nicolai, Philipp. S. 103. 104.

Nach dem Bericht seines Enkels Daniel Severin Scultetus in Theol. Hamburg. innocentia. S. 60 hat er kurz vor seinem Tode das Lied gefertiget: „So wünsch' ich nun eine gute Nacht der Welt, und laß sie fahren“. Er singt darin als einer, der der Welt, „die ihm viel Jammers macht“, herzlich satt ist, als einer, der, von Feinden geplagt, die falsche Rott' noch ihren Spott mit seinen Nöthen treiben sieht, in V. 10.:

„Darum bin ich der Welt so müd',
All' Tag' und Nacht ich weine,
Und laß nicht ab, bis deine Güt'
Verheißen mir erscheine.
Nun eil' doch fort,
Mein treuer Hort,
Und nimm mich hin mit Freuden.“

Buchholz, Andreas Heinrich. S. 164.

Die Hauptquelle über sein Leben ist: „Nachricht von dem Schöningischen Liederdichter, M. A. H. Buchholz, von M. J. Bernhard Liebler, Pfarrer in Ober- und Unternessa. Naumburg. 1725."

Titius. S. 207. 208.

Er starb unter schmerzlichen Leiden am Stein und Podagra, nachdem er kurz zuvor in einer Sonntagspredigt die „zeitliche Wallfahrt zur ewigen Wohlfahrt" vorgestellt hatte. Wezel gibt die Notizen über sein Leben nach einer Mittheilung seines Sohns Zach. Titius, Pastors zu Eschenbach.

Arnold, Gottfried. S. 214—219.

Eine ausführliche Biographie desselben findet sich vor seiner Abbildung des ersten Christenthums: „Die erste Liebe zu Christo." Quart-Ausgabe.

Einen weitern Blick in seine Seelenstimmung bei Niederlegung seiner Professorsstelle (S. 215) läßt auch das Lied: „Ach! Sündentrug" thun, das die Ueberschrift hat: „Betrug der weltlichen Geschäftigkeit." Es heißt darin:

„Der eitle Wahn, was Nützliches zu lehren,
Zog mich aus mir und meines Jesu Ruh
In fremde Pflicht, sein Werk in mir zu stören;
Ich ließ mich selbst und lief auf And're zu.

Da ward mir Lieb' und Zeit und Kraft benommen;
Die Freiheit des Gewissens ward gekränkt.
Der Geist kann nicht zu seiner Fülle kommen,
Wenn ihm die Welt aus ihrem Becher schenkt.

Ach Jesu! gib mir meine vor'ge Kraft!
Ich will mich gern von allen Dingen scheiden;
Ich bin nur Dein! — Was keinen Frieden schafft,
Herr! das laß mich und alle Seelen meiden."

Die Inschrift seines Leichensteines zu Perleberg lautet so: „Hier ruht der entseelte Körper des Gottfried Arnold, der gewesen ist im Leben ein treuer Knecht Jesu Christi, ein Liebhaber des Nächsten, ein Mitgenosse der Leiden, die in Christo Jesu sind, sowohl der innerlichen und verborgenen, als auch der äußerlichen, darinnen durch Schmach und Widerspruch sein Glaube, seine Liebe und Geduld geübet worden. Und nun, nach seinem Tode, ist er theilhaftig der Herrlichkeit, die offenbaret wird, und ein Mitgenoß der Freude seines Herrn, allwo seine Seele mit Freuden lobsinget dem Lamm, das allzeit würdig ist, zu nehmen Lob, Preis und Dank."

Rambach, Johann Jakob. S. 266.

Eine weitere Quelle ist: Dr. Joh. Jak. Rambach's geistliche Lieder. Vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens unverändert herausgegeben von Dr. phil. Jul. Leop. Paßig, Nachmittagsprediger zu Leipzig. Leipz. 1844.

Storr, Dr. Johann Christian. S. 304—307.

Sein Sohn, Gottlob Christian Storr, gab eine Lebensbeschreibung seines Vaters vor dessen „Predigten über die sonn- und festtäglichen Episteln und feiertäglichen Evangelien. 2. Ausg. Stuttg. 1776."

v. Hayn, Henriette Luise. S. 387.

Ihr Vater, Georg Heinrich v. Hayn, war als ein Knabe von sieben Jahren mit seiner Mutter um der Religion willen aus Oesterreich ausgewandert mit Verlassung ihrer Verwandten und Güter, die in der Niederlausitz lagen. Ihre Mutter war Ernestine von Lastberg aus Oetingen in Schwaben. Da sie noch ein zartes Kind war, hatte der h. Geist schon ein recht liebliches Gnadenwerk an ihrem Herzen, also daß sie stets im kindlichsten, herzlichsten Umgang mit ihrem Heiland stand (s. Thl. II. Nro. 506.). Als sie einmal ein Herrenhutisches Lehrbüchlein für die Kinder in die Hände bekommen hatte, gefiel ihr dasselbe so wohl, daß sie es oft küßte und bei Tag und Nacht bei sich trug, aus Furcht, es möchte ihr weggenommen werden. Als sie aber nach ihrer Confirmation in die Weltgesellschaft eingeführt wurde und hier bald viele angesehene Personen sich um sie bewerben sah, gerieth sie eine Zeitlang in eitle Gefallsucht, und ihr gutes Verständniß mit dem Heiland hörte auf. Bald aber strafte sie hierüber ihr Gewissen und sie gieng nun etliche Jahre in einem beständigen Lamentiren über sich selbst und über die verlorene Vertraulichkeit mit dem Heilande hin, wobei ihr mehr und mehr Alles zuwider wurde, was sonst der Jugend Vergnügen macht.

Um diese Zeit kamen ihr die Berliner Reden Zinzendorf's in die Hände, die ihr zu großem Trost und Segen dienten. Zugleich hörte sie viel von den Herrenhutern erzählen, namentlich wie sie in der nicht weit entfernten Wetterau einen Ort Namens Herrnhaag bauen. Wiewohl sie dabei nur die verächtlichsten Beschreibungen von der Brüdergemeinde vernahm, so glaubte sie doch immer das Gegentheil davon und all ihr Sinnen und Denken war stets nur darauf gerichtet, wie sie in die Brüdergemeinde eintreten könne. Sie fühlte, daß dieß ihr Volk sey, mit dem sie leben und sterben wollte. Da geschah es eines Tags, daß sie früh Morgens ihrem Vater, der ihr dieß immer aus dem Sinn zu reden suchte, nach Gewohnheit aus dem N. Testament vorlas und zu den Worten kam: „Wer Vater und Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth" Matth. 10, 37. Dadurch ward sie plötzlich so gerührt, daß sie das Buch hinlegte, als ob sie etwas Nothwendiges zu bestellen hätte. Sie eilte in ihre Stube und schrieb einen Brief an ihren Vater, worin sie ihm ihr Herz ausschüttete und aufs Ehrfurchtsvollste und Beweglichste erklärte, wie sie dem göttlichen Ruf in ihrem Herzen nicht länger widerstehen könne und daher unverzüglich nach Herrnhaag gehe. Sie gieng auch augenblicklich, ohne sich weiter nach etwas umzusehen, und schickte den Brief vom nächsten Dorf ins elterliche Haus.

Die Eltern aber schickten ihr sogleich nach, und in Frankfurt wurde sie eingeholt; doch ließen sie dieselben bald darauf nach Herrnhaag ziehen, weil ihnen gute Freunde dazu gerathen hatten mit dem Bemerken, sie würde dadurch am Besten von ihrem Irrthum geheilt.

So kam sie am 5. Nov. 1744 als zwanzigjähriges Mädchen in Marienborn an, wo sich gerade Zinzendorf mit der Pilgergemeinde aufhielt, und sah jetzt zum erstenmal Glieder dieser Gemeinde, zu der sie sich von Kind auf so mächtig hingezogen fühlte. Jetzt war es ihr, obwohl sie ein paar liebe Eltern verlassen, als hätte sie auf einmal hundert Väter und Mütter wieder gefunden, und ein Friede Gottes und ein ganz besonderes Gemeingefühl umgab sie. Nach einigen Wochen durfte sie ins ledige Schwesternhaus nach Herrnhaag ziehen. Nach Verlauf eines halben Jahrs forderten sie aber ihre Eltern wieder zurück und erst nach vielen, großen Schwierigkeiten half ihr der Herr auf wunderbare Weise ganz los, so daß sie im J. 1746 förmlich in die Gemeinde eintreten konnte und ins Mädchenhaus zur Information der Kinder kam. In dieser Anstalt zu Herrnhaag wurde sie im J. 1750 Pflegerin und zog mit derselben im nämlichen Jahre noch zuerst nach Großhennersdorf und dann, 1751, nach Herrenhut. In großem Segen weidete sie hier die jungen Lämmer Christi, und der h. Geist hatte sein Lustspiel unter den ihrer Obhut anvertrauten Kindern und bereitete dem Heiland ein mächtiges Lob aus dem Munde der Unmündigen.

In ihrem eigenen Herzen aber wirkte er vollends eine rechte Grundlegung. Seither war sie so in einer beständigen „Uebernommenheit" dahingegangen, mitgenommen von dem Strom der Gnade, ohne Zeit zu haben, recht zu sich selbst zu kommen. Nun aber gieng durch die eindringlichen Reden Zinzendorf's im J. 1751, in denen er von der Neugeburt des Herzens und wahren Heiligung zu reden anfieng, ein neues Werk Gottes in ihr an. Sie bekam das Gefühl der Sünderschaft, der Fall der ersten Eltern wurde ihr so zugeeignet, als ob sie wirklich in Person mit gefallen wäre. Alle vorige Erfahrung vom Heiland war ihr nun wie weggenommen und sie sah sich am Rand des Todes voll Furcht und Entsetzen, bis ihr einmal der h. Geist den bekümmerten Schöpfer vor ihr Gemüth stellte, wie er um seine gefallene Creatur wehklagte und auf einmal den Entschluß faßte, Mensch zu werden. „Dabei wurde mir's," so erzählt sie selbst davon, „als ob alle Engel im Himmel mir Freude zuriefen. Das war eine große Stunde, da ich zum erstenmal wieder Herz bekam, nach Jesu zu rufen und zu weinen; es war, als ob jeder Blutstropf in mir weinte nach meinem Versöhner, der mich vor Gottes Thron gerecht sprechen und für sein erlöstes Kind erklären sollte. — Bei solcher göttlichen Traurigkeit war ich aber im tiefsten Grunde schon selig. Eines Tages jedoch, da ich so ganz aus war und keine Kraft mehr hatte, zu bitten und zu weinen, und an einen abgelegenen Ort mich hinwarf auf die Erde und laut schrie, wie ein kleines Kind nach der Mutter, trat auf einmal Sab-

bathsstille in meiner Seele ein; es wurde mir, als ob ich in Jesu Blut untergetaucht und versenkt würde, und alle meine Sinne schlossen sich zu: und damit brach der helle Tag an in meinem Herzen, wie die Sonne durch die Wolken bricht. Ich fühlte mich wie ein neugeborenes Kindlein, das von seinen Eltern nach überstandenen Schmerzen zärtlich ans Herz gedrückt und geküßt, getränkt, gespeiset und eingewiegt wird. O ihr himmlischen Momente, alle meine Vergleiche reichen nicht an euch! Es war mir wirklich oft so, als ob alle Blutstropfen in meinen Adern, und alle Thränen, die häufig von meinen Wangen flossen, ausriefen: „„Ich bin versöhnt!““ — Alle Gotteswahrheiten wurden mir nun so frisch und lebendig wie aus der ersten Hand beigebracht und erklärt. Sonderlich wurde unser himmlischer Vater mit unaussprechlicher Zärtlichkeit gefühlt und angebetet von dem versöhnten Kinde. Mein lieber Heiland offenbarte sich meiner Seele nach Graden, und einer jeden neuen Offenbarung gieng immer eine neue Herzzerschmelzung, neues Elendsgefühl und Weinen nach Seiner Seele voran, von Jahr zu Jahr auf seiner Seite immer gnädiger, zärtlicher, herablassender, und von meiner Seite immer ärmer, immer bedürftiger."

So ward diese Seele ganz im Verborgenen und ohne daß sie Jemanden etwas Außerordentliches an ihr zu merken gab, zu einer rechten Magd Jesu herangebildet, die in wahrer Geistesarmuth und Herzensdemuth an vielen hundert Seelen einen gesegneten Dienst verrichtete. Nachdem sie sechzehn Jahre lang mit unermüdeter, mütterlicher Sorgfalt der Mädchenanstalt vorgestanden hatte, wurde sie 1766 Pflegerin der ledigen Schwestern in Herrenhut, welches Amt sie abermals sechzehn Jahre mit ausgezeichnetem Segen bekleidete. Schon seit vielen Jahren litt sie in Folge einer Erkältung an einem sehr beschwerlichen Husten, der immer mehr zunahm. Dennoch verrichtete sie ihre Geschäfte stets mit ausnehmender Heiterkeit. Je länger, je mehr sehnte sie sich aber, bald zu ihrem Freund zu kommen, so daß sie oft darüber ihre Seele zur Geduld verweisen mußte. Zu Anfang des J. 1782 äußerte sie ziemlich gewiß die Hoffnung, daß dieß ihr letztes Lebensjahr seyn werde. Ihre Schwachheit nahm auch merklich zu, niemals aber beklagte sie sich über ihren mehr und mehr sie peinigenden Husten, vielmehr sagte sie einmal zu einer Freundin: „Ich bin gegenwärtig in einer sehr wichtigen Zeit; der Heiland hält Schule mit mir, er will mir gern noch den kleinsten Staub zeigen, der ihm an mir mißfällig ist." „O!" — konnte man sie oft auch ausrufen hören — „o! die schöne, lebendige Hoffnung des ewigen Lebens, die hilft über alle Beschwerden und Furcht hinweg!" (Nro. 506, 3.)

Am 22. Aug. 1782 wurde sie gewahr, daß es sich mit ihrem Husten ändere, worüber sie die innigste Freude empfand. Von da an hatte sie wenig Ruhe mehr, bis am 27. Aug. eine merkliche Veränderung mit ihr vorgieng. Sie blieb von da an ganz still liegen, wie im Schlummer, ihre freundlichen Blicke aber bezeugten noch den Umstehen-

den ihre zärtliche Liebe, so schmerzlich auch ihr Leiden anzusehen war. Abends kam der von ihr so sehnlich gewünschte Augenblick; da ihre durch Jesu Blut versöhnte und von Seiner Liebe durchdrungene Seele endlich heimgetragen wurde in des „guten Hirten Arm und Schooß."

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeine. 1846. 4. Heft. S. 599—611.)

Harttmann, M. Carl Friedrich. S. 550—555.

In der Stadt Lauffen, der letzten Arbeitsstätte dieses treuen Zeugen des Herrn, ist es noch in rührendem Andenken, wie er nach seiner Resignation als ein siebenzigjähriger, von Alter und Schmerz gebeugter Greis den 26. Dez. 1813 am Grabe seines Sohnes, Carl August Gottlob, stand, der ihn so hart geprüft hatte (S. 582), und durch den Glauben mächtig gestärkt, ein tief ergreifendes Gebet sprach. Dasselbe wurde später von einem Freund des Verstorbenen auf einem einzelnen Blatt zum Druck befördert und ist werth, seinem wesentlichsten Inhalt nach mitgetheilt zu werden, denn es läßt die schönsten Blicke in das Vater- und Christenherz Harttmanns thun. Er betete also:

„Herr Jesu Christe, Fürst des Lebens! Mit banger Furcht müßten wir diese Todtengefilde betreten, wenn wir nicht glauben dürften, daß du dem Tode die Macht genommen und Leben und Unvergänglichkeit durch dein noch fortwirkendes Evangelium ans Licht gebracht habest. Es hat dich noch nicht gereuet, daß du in die Welt gekommen bist, die Sünder selig zu machen, und dieß selige Geschäfte führst du noch auf dem Thron der Gnade als der — vom Vater in Ewigkeit verordnete Priester fort, als derjenige, der auch auf dem Thron der Freuden den Sündern huldreich zugethan ist."

„Sey gepriesen über aller — um deiner Fürbitte willen, über unserem l. Verstorbenen reichlich waltenden göttlichen Güte, Geduld und Langmuth, die von deinem in sein Herz gelegten Samen immer noch etwas übrig behalten, und wovon du uns auch bei seiner heftigen Krankheit noch beruhigende und tröstende Spuren geschenket hast."

„Er ist von uns deiner treuen Pflege auch in jener Welt demüthig und glaubig übergeben und du wirst im großen Hause deines Vaters ihm auch ein Räumlein anzuweisen wissen und ihn deine priesterliche Anstalten genießen lassen. Er gehört doch auch in die Zahl, die du, o Jesu, geliebt, hat gleich sein sündlich Thun vielmal dein treues Herz betrübet, so mache doch dein theures Blut auch alle sein Verschulden gut. Deine theure Versöhnungsgnade breite sich über seinen siebenundzwanzigjährigen Lebenslauf aus und besonders auch über diejenigen Plätze, auf welchen ihn dein Auge nicht gern gesehen hat. Die Seufzer, die während seiner Krankheit je und je aus seinem Herzen gegen dir aufstiegen, nehme du auf als derjenige, der die Seufzersprache wohl versteht. Seinen Wunsch, nur noch zehn Jahre zu leben, lasse als einen guten Vorsatz, das Versäumte hereinzubringen, ihm aus Gnaden gelten."

„Du haſt ihn unmittelbar vor dem Feſt deiner Menſchwerdung in jene Welt abgerufen, an dieſes hat er ja ſchon als Menſch ein Recht, das du ihm nicht begehrſt ſtreitig zu machen. Laſſe es ihn in ſeinem ganzen Umfange auch dorten genießen, damit er einmal an jenem Tage ein froher Zeuge von der Wahrheit des engliſchen Lobſpruchs werde: „„An den Menſchen ein Wohlgefallen““, denn in deiner h. Menſchheit iſt Rath und Hülfe für allen Schaden, den die Sünde in unſerer Menſchheit angerichtet und deine Kur verbeſſert nur die ſo verdorbene Natur.“ —

„Aus ſeiner noch offenen Gruft laſſe an Alle, mit denen er umgegangen, die Stimme mit Macht erſchallen: „„Wie gar nichts ſind alle Menſchen, die ſo ſicher leben““, und durchdringe eine jede Seele mit den unausweichbaren Kräften der Ewigkeit. Vergib ihm, vergib Allen, deren Geſellſchaft ihm auf dem Wege zur Ewigkeit nicht nützlich war, ihre Sünden und laſſe ſeinen Tod für ſie eine ernſtliche Aufforderung zur Buße werden.“

„An den leidtragenden Eltern und Geſchwiſtern beweiſe dich als der Gott alles Troſtes und heile ſelber die Wunde, die du geſchlagen haſt, und laſſe auch dieſen Tod wohlthuende Früchte auf dieſe und jene Welt bringen. — Und nun nimm unſern lieben Verſtorbenen hin als deinen Todten, den du in deinem treuen prieſterlichen Herzen und Händen bewahren und behalten wolleſt, bis aller Liebesrath deines Vaters durch dich an ihm ausgeführet iſt, denn darum biſt du geſtorben und wieder auferſtanden, daß du über Todte und Lebendige der Herr ſeyeſt.“

„An uns Allen, denen es ein Ernſt zum Herrn iſt, verherrliche ſich die ewige Liebe und laſſe bei dieſem Grabe den Entſchluß erneuert werden: „„Liebe, die mich ewig liebet ꝛc.““ (ſ. Nro. 348. V. 6.).

In einer chriſtlichen Familie Würtembergs, die noch mit inniger Verehrung an Harttmann hängt, findet ſich im Manuſcript ein Hochzeitlied, das er auf den Tag ſeiner eigenen zweiten Hochzeit gedichtet hat. Er hat darin ſein Herz alſo im Gebet vor Gott ausgeſchüttet:

„Nun ſeye dann ein jeder Schritt
Auf dich allein gewaget,
Du gehſt ja ſelbſt als Führer mit,
Den wir zuerſt gefraget;
Führ' auf der neuen Glaubensbahn
Mit deinem Geiſt und Wort uns an,
Sey ſelber Seil und Führer.

Bild uns als deine Pilgrime,
Die dieſe Welt verachten,
Und jene Stadt, die heilige,
Nach der wir einzig trachten,
Ruf' uns ſtets zu: „„Enthaltet Euch!
„„Verleugnung iſt der Weg zum Reich,
„„Die Anwartſchaft zum Erben.““

Es sey die stete Geisteszucht
Der Puls vom innern Leben,
Und zeitige dir manche Frucht
An deinen schwachen Reben.
Stets tiefer in dich eingesenkt,
Und stets mit deinem Saft getränkt,
Gibt Wachsthum und Gedeihen.

Brich immer ungefragt entzwei
Natur und ihren Willen,
Doch laß den Kindschaftsgeist dabei
Des Fleisches Unmuth stillen.
Durch Scheidung bricht man durch ins Licht
Und in die Freiheit durchs Gericht,
Durch Sterben in das Leben.

So werden wir ein Salz und Licht
Zu deinem Wohlgefallen,
Steh'n immer wieder aufgericht't,
Wenn wir auch straucheln, fallen;
So wird dem innern Geistesgrund
Dein göttlich Leben täglich kund
Beim Kreuze der Erneurung.

Lehr' uns aufs Ziel der Ewigkeit
Der müden Wallfahrt Zeiten
Mit einer Glaubens Heiterkeit
Und Hoffnungsblicken deuten,
Du, der du gestern, der du heut,
Der du in alle Ewigkeit,
Derselbe bist und bleibest."

Das ganze Gedicht hat 15 Verse.

Von seinen tiefgefühlten Liedern ist bis jetzt außer dem Lied: „Endlich bricht" (Nro. 475.) nur folgendes gedruckt worden: „Liebe, du der Gottheit Spiegel", welches von ihm am 20. April 1786 als ein „Wort der Liebe an einem Tage der Liebe bei der Majer-Seiff'schen Hochzeit" gedichtet und von A. Knapp mit wenigen Aenderungen unter dem Titel: „Allgemeine Liebe" in seinen „Christenliedern. Stuttg. 1841." mitgetheilt, und als ein ausgezeichnet schönes Lied auch von Lange in sein „Deutsches Kirchenliederbuch. 1843." aufgenommen worden ist.

Dann, Christian Adam. S. 560—565.

Aus der trefflichen Lebensschilderung Danns, welche A. Knapp in dem neuesten Jahrgang der Christoterpe (1847) mittheilt, mögen noch einige Züge aus seinem Leben und Wirken hier Raum finden:

Gegen seine Beichtkinder war er ein ebenso herzlicher, als offener und strenger Seelsorger; er hielt besonders ernstlich darauf, daß keines vor dem h. Abendmahl die Beichte versäumte. So traf's sich denn einmal, daß ein ihm nahe befreundeter Schneidermeister zu Stuttgart, welcher sich zum Abendmahl angemeldet, die Beichte aber versäumt hatte, da er in einem benachbarten Ort schnell einen Rock anmessen sollte, auf seinem Heimweg dem gerade von der Beichthandlung im Kirchenrock heimkehrenden Beichtvater begegnete. Der sah ihn mit

strengem Blicke an und sprach: „So, Sie sind nicht in der Beichte gewesen? Wo kommen Sie her?“ Der betroffene Meister gestand ihm Alles offen, worauf Dann erwiederte: „Wohlan, so kommen Sie nun mit mir auf mein Zimmer, damit wir dort Ihre Beichte nachholen.“ Daselbst angekommen, kniete er nach vorgängiger Besprechung mit dem Beichtsohn nieder und hielt ein solches Gebet über ihm, daß jener Mann nachher versicherte, der Schweiß sey ihm dabei ausgegangen und sein Herz zerflossen. — Schlimmer gieng es einst einem andern Schneidermeister, der sich bei ihm über das für einen gebildeten Mann schier ehrenrührige Wort bei der Beichte: „Ich armer Sünder“ ausließ und sagte: „Das ist doch gegen alle gebührende Selbstachtung und allen bessern Zeitgeschmack.“ Dann besann sich nicht lange und gab ihm zur Antwort: „Ja, ja, dann müssen Sie eben statt dessen zu Gott sagen: „„Ich hochmüthiger Schneider““ (S. 260).

Ein sehr schweres, viele Jahre hindurch aber mit größter Geduld von Dann getragenes Leiden bestand in einem fast unausstehlichen Nervenschmerz seines kleinen Fingers, der ihn oftmals wie Feuer brannte. Was manche durch den Gesichtsschmerz leiden, das erlitt er 40—50 Jahre lang durch jenen flammenden Schmerz, der ihn oft plötzlich, namentlich auch auf der Kanzel, befiel. Da pflegte er dann ohne Klage seine stählerne Uhrkette fest um den leidenden Finger zu wickeln, oder ihn in ein Glas kalten Wassers zu halten, und bewies dabei die männlichste Fassung und eine seltene Selbstverleugnung. Nicht selten sah man ihn seine gesegnete Rede plötzlich mit streng gefurchtem Angesicht, aber ganz in herzlichem Tone fortsetzen, und wenn man nach der Ursache sah, warum solche milde Ergießungen aus einem so leidensvollen Antlitz kämen, dann erblickte man die stählerne Kette fest um den eingedrückten Störefried geschlungen und den Geist herrschend über das Fleisch. Schon der selige Schöner (s. S. 572), Dann's inniger Freund, wußte davon und schickte ihm darüber einige Trostverse, die im Auszug also lauten:

„Er, der die Himmel schuf und eine Welt versöhnte,
Er, dessen Bruderblick bei fremden Leiden thränte —
Der Hülfe aller Art auch seinem Dann verspricht:
Ach! warum heilt er ihm den kleinen Finger nicht?!
Meinst du, er lieb ihn nicht — ließ sich von ihm nicht finden?
Der Finger nicht — das Herz soll Jesum noch empfinden.
Ach, wer versteht wie Er, was wahre Hülfe heißt,
Er wägt uns Lasten zu, und bildet so den Geist. —
Bleib' stille, Bruder Dann, sieh, durch die längern Schmerzen
Zieht, der die Liebe ist, dein Herz zu seinem Herzen!
Es ist sein Weg! — So geh' auf deinen Dornen fort!
Auf Dunkelheiten hier folgt Licht und Freude dort!

Diesen Rathschluß des Herrn verehrend, gab Dann auch nie eine Operation des Fingers, an dem ein auf den Nerv drückendes Blutgefäß gesprungen war, zu, und hielt dieß als eigenmächtige Selbsthülfe für Unrecht (S. 263—265).

Digitized by Google

Weiteres über ihn s. Thl. II. Nro. 619. und Nachträge zu Thl. II. Nro. 142.

Ueber seinen Dichterwerth sagt A. Knapp: „Dann war, wenn auch kein eigentlicher Dichter, doch gewiß ein dichterischer Geist, mit einer einfach großartigen Phantasie ausgerüstet."

Zur Seite 605. Anmerkung †

Neben Kletke's Blumenlese aus den Dichtern des jetzigen Jahrhunderts ist nun noch eine ganz neu erscheinende Sammlung von noch umfassenderer Art zu erwähnen. Sie hat den Titel: „Die christlichen Sänger des neunzehnten Jahrhunderts. Auswahl des Besten und Schönsten auf dem Gebiete der rein christlichen Poesie unserer Zeit, als Morgen- und Abendopfer für die häusliche Erbauung auf alle Tage im Jahr. Gesammelt und herausgegeben von J. J. Schneider. Basel. 1845."

Stier, Rudolph, S. 621.

Von ihm erschienen neuerdings: „Christliche und biblische Gedichte. Barmen. 1845." Ein Abschnitt derselben enthält christliche Gedichte und Lieder überhaupt, ein anderer biblische Gedichte oder poetische Exegesen.

Döring, Carl August. S. 623.

Ist am 17. Januar 1844 zu Elberfeld entschlafen.

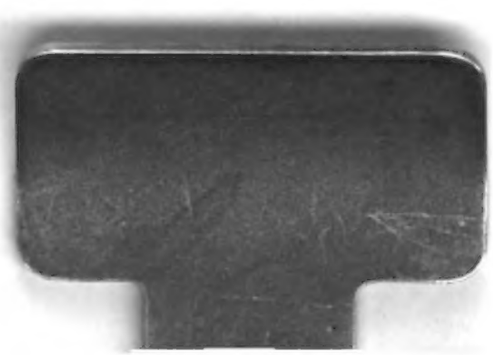
Zur Seite 636. Anmerkung.

Puchta — † 6. April 1845 in einem Alter von fünfundsiebenzig Jahren. Sein Leben ist geschildert im Christenboten. 1845. Nro. 32.

Theremin — † 26. Sept. 1846 zu Berlin nach einer bloß achttägigen Krankheit.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google



W.u.H. PERLINGER
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN 25
LEUTSTETTENERSTR.42